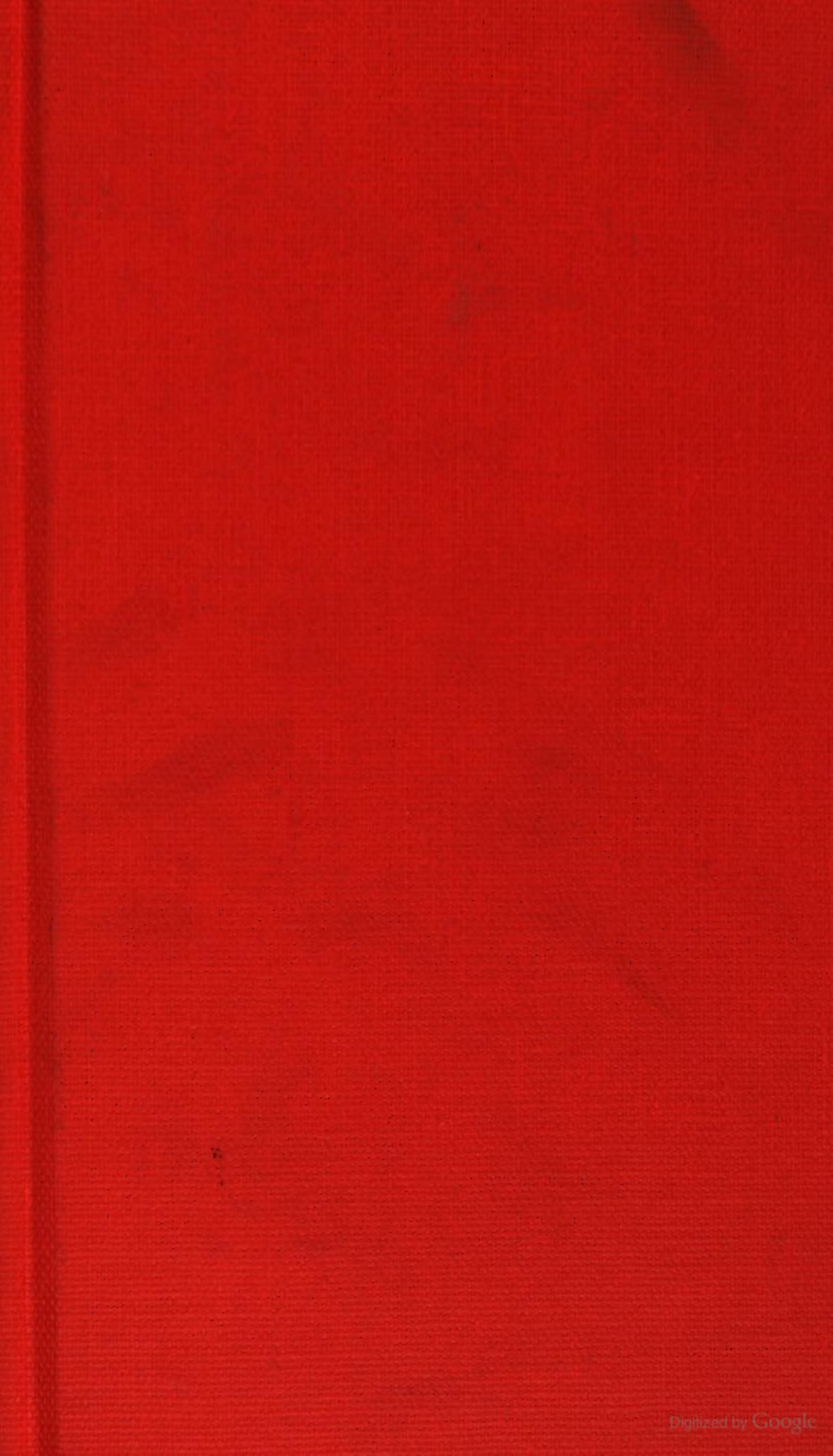
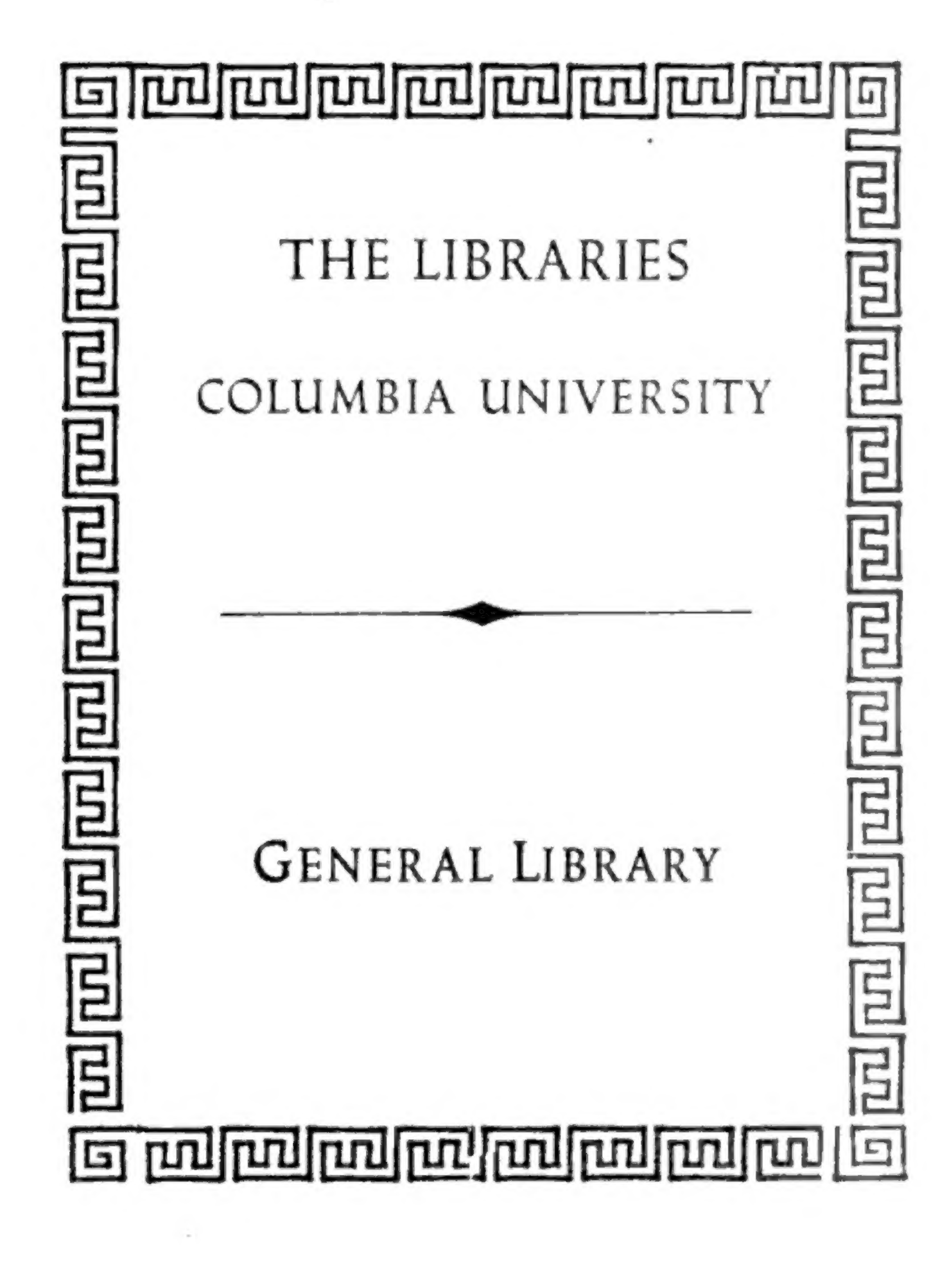



THE LIBRARIES
COLUMBIA UNIVERSITY
GENERAL LIBRARY

Thüringen und der Harz.

Berichtigtes alphabetisches Verzeichniß der jetzt thätig theilnehmenden Herren Mitarbeiter.

Bechstein (Ludwig), Cabinets- und Oberbibliothekar in Meiningen.
Belani (H. E. R. pseud.), in Potsdam.
Bleichrodt, Bauinspector in Frankenhausen.
Braungard, Bürgermeister und Lieutenant a. D. in Quedlinburg.
Bube (Adolf), Oberconsistorial-Secretair in Gotha.
Buddeus (Theobald), stud. theol. in Gotha.
Bürk (August), Schriftsteller in Weimar.
Duval (C.), Litter. in Großbodungen.
Ende, Candidat der Theologie in Kloster Donndorf.
Gärtner, Justizamtmann in Hasselfelde.
Gerber, Director des Lyceums in Sondershausen.
Gottschalk, Hofrath in Dresden.
Grüning, Oberpfarrer in Cölleda.
Hahnemann (Robert), Gerichtsactuar in Triptis.
Heringen (Gustav von), Kammerherr und Consistorialrath in Coburg.
Hesse, Doctor, Hofrath und geh. Archivar in Rudolstadt.
Hofmeister, Pastor in Kleinschmalkalden.
Hoffmann, (Fr.), Hofprediger in Ballenstädt.
Hohbohn, Pastor in Biesenrode.
Kegel, Candidat in Teistungen.
Lessing, Adjunct in Kloster Donndorf.
Nebe, Pastor in Roßleben.
Nehse, Gastgeber auf dem Brocken.
Pfister, Superintendent in Weißensee.
Reinecke, Candidat in Jena.
Rümpler, Cantor in Kammerforst.
Schönemann, Doctor, Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
Schönichen, Pastor in Bernburg.
Schöpfer, Doctor in Quedlinburg.
Schwerdt, Pfarrer in Neukirchen bei Eisenach.
Stamm, Professor in Braunschweig.
Storch (Ludwig), Doctor in Gotha.
Sturm (C. A. G.)
Sydow (Friedrich von), Major in Sondershausen, Redacteur des Werkes.
Trautmann, Candidat in Querfurth.
Wachter, Professor in Jena.
Ziegler, Candidat in Hasselfelde.

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabriköter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Dritter Band,

mit 12 Abbildungen.

Sondershausen 1840.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

Osterode.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift.
Fr. v. Schiller.

Auf einem Hügel an der westlichen Seite des Harzes stand vor grauen Jahren das Bild einer Göttinn, Ostera geheißen. Sie mag die Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichts (ἠώς, aurora), gewesen sein, eine freudige heilbringende Erscheinung, deren Begriff leicht für das Auferstehungsfest des christlichen Gottes verwandt werden konnte. Die Verehrung dieses höhern Wesens der heidnischen Götterwelt mußte weit verbreitet sein und tiefe Wurzel geschlagen haben, daß die eifrigen Bekehrer den verhaßten Namen dulden und auf eines der höchsten christlichen Jahresfeste anwenden mußten. (cf. Grimm: deutsche Mythologie p. 181. 349.) Die Gründe, welche Johann Wolf und Andere gegen die Göttinn Ostera vorbringen, sind nicht stark genug, deren Existenz zu leugnen und die vielen heidnischen Gebräuche, welche sich unter uns erhalten haben, sprechen nur zu deutlich für ihre einstige Verehrung. In vielen Städten, Flecken und Dörfern des deutschen Landes wird, noch heute, gegen Abend des ersten Ostertages auf Bergen und Hügeln ein großes Feuer aus Stroh, Rasen und Holz, unter Zulauf und Frohlocken des Volks jährlich angezündet. Alle Gebirge, alle Berggipfel im Umkreis leuchten, und es ist gewiß, daß sich diese Feuer auf den Cultus der heidnischen Ostera beziehen. Ihren Namen und ihre Feuer verlegte man, nach Bekehrung der Sachsen, auf das christliche Fest. Nach dem lange fortdauernden Volksglauben thut die Sonne, in des ersten Ostertages Frühe, so wie sie aufgeht, drei Freudensprünge; sie hält einen Freudentanz, wenn sie untergeht. Wasser, das am Ostermorgen vor Sonnenaufgang stromabwärts und stillschweigend geschöpft wird, ist, gleich dem weihnächtlichen, heilig und

heilkräftig. Auch hier scheinen heidnische Vorstellungen auf christliche Hauptfeste übergegangen. Weißgekleidete Jungfrauen, die sich auf Ostern, zur Zeit des einkehrenden Frühlings, in Felsklüften oder auf Bergspitzen sehen lassen, gemahnen an die alte Göttinn, deren Bild, wie schon gesagt, auch auf einem Hügel an der westlichen Seite des Harzes verehrt wurde. Als aber Bonifaz, der Besieger so vieler Heidengötter, auch in diese Gegend kam, floh die rosenfingrige Göttin scheu in das Dunkel der undurchdringlichen Harzwälder. An der Stelle aber, wo Ostera verehrt worden war, stieg später eine Burg empor, deren Ruinen noch heute stark und trotzig in das Thal herabblicken. Sie soll vom Sassenherzoge Bruno um das Jahr 843 erbaut worden sein, der, wie Einige glauben, auch die Stadt Osterode gründete, die anfänglich nach seinem Namen Brunosrode hieß. Später nannte sich nach derselben das längst ausgestorbene Geschlecht der sogenannten alten Herren von Osterode. Als Graf Werner I. von Lauterberg im J. 969 mit Tode abging und seine fünf Söhne sich in seine Besitzungen theilten, erhielt der Aelteste derselben, der ebenfalls Werner hieß, Osterode. Er wurde, vermöge seiner Erstgeburt, zum Schirmvogte über das Kloster Pöhlde ernannt und residirte auf der alten Burg. Hier und da werden die Herren von Osterode nun genannt, besonders in Urkunden des Klosters Pöhlde. Als der Kaiser Lothar im J. 1130 einen Reichstag zu Braunschweig hält, erscheint auch Werner von Osterode. Söhne und Brüder von ihm waren Lüder und Burchard von Osterode, welche in einer Schenkung, die der Bischof Rudolf zu Halberstadt dem Stifte Hamersleben machte, mit angeführt werden. Basilius von Osterode befand sich in Kaiser Otto IV. Umgebung und wird in vielen Urkunden als Zeuge aufgeführt. Er hatte 3 Söhne: Basilius und Günzel von Osterode und Basilius von Windhausen. Letzterer erhielt vom Vater Schloß und Dorf Windhausen und war sehr tapfer und kriegliebend. Die andern beiden Brüder werden als Zeugen aufgeführt, als Graf Burchard von Lauterberg, der Krauskopf genannt, die Advocatur von Pöhlde an dies Kloster verpfändete. Es kommen noch mehrere Herren von Osterode in der Geschichte des Stifts Pöhlde vor, ohne daß sie sich jedoch besonders ausgezeichnet hätten. Der Letzte der alten Herren von Osterode aus der Lauterbergischen Linie war Hermann. Er gerieth im J. 1143 mit dem Abt von Gernrode in einen ernsten Streit und wurde deswegen von dem Bischofe von Mainz in den Bann gethan. Der Bannstrahl erschütterte den Herrn von Osterode so, daß er in ein schweres Siegthum verfiel und noch in demselben Jahre auf dem Schlosse Herzberg starb. Seine entseelte Hülle wurde zu Pöhlde in die gräfliche Capelle gebracht und da er keine Erben hinterließ, so wurde, nach alter Sitte, zugleich mit ihm sein Helm und Schild in die Gruft gelegt. Das Wappen dieses Geschlechts war sehr einfach. Es enthielt drei schwarze Rauten in silbernem Felde. — Die Burg fiel nun an Heinrich den Löwen, der oft auf derselben verweilte; dann wird sie nicht wieder erwähnt bis zum J. 1332, wo dieselbe ein

Balduin de Piscina bewohnte. Wann sie zerstört oder verlassen wurde, weiß man nicht. Ein halbeingefallener, mächtiger Thurm, das bedeutendste Stück der Ruine, und einiges andere Gemäuer, zeugen von dem, was sie gewesen und noch Jahrhunderte wird sie den Stürmen, die sie umbrausen, muthig trotzen. Einsam und von den Menschen verlassen blickt diese „alte Burg", wie sie in der Umgegend heißt, in die Gegend hinaus, nur noch von einer gespenstigen Jungfrau bewohnt, über welche sich eine Sage im Munde des Volkes erhalten hat.

Es war an einem Sonntag in der Frühe, als ein armer Leineweber der Stadt Osterode zuwanderte. Der Morgen hob heiter lächelnd sein rosiges Antlitz über die grünen Berge, balsamische Frische schwebte über den Thälern und Tiefen, die Gipfel der waldigen Höhen schwammen in bläulichem Duft und die bethauten Waldblumen funkelten im goldnen Sonnenglanz. Der Gesang der Vögel schallte aus dem Dickicht, leiser Glockenklang wehte aus den Thälern herauf, — über der ganzen Gegend schwebte ein milder, seliger Friede. Der Wanderer war lange, ohne auf die Schönheit des Morgens zu achten, vorwärts geschritten, denn ein tiefer Kummer belastete sein Herz. Ein geliebtes Weib lag ihm daheim krank, sechs hungrige Kinder harrten, sammt der Mutter, sehnlich seiner Wiederkehr und — mit leeren Händen kehrte er zu den Seinigen zurück. Ein reicher Vetter, von dem er Hilfe erwartete, hatte ihn mit harten Worten abgewiesen und der weite Weg zu dem Fühllosen war umsonst gethan und die Zukunft lag düster und nebelvoll, wie ein Gedicht Ossians, vor ihm. Als aber die Sonne höher emporstieg, als die ganze Natur um ihn her blühte und duftete, der Bach murmelte, die Vögel fröhlich zwitscherten, da wurde auch er ruhiger. Denn wenn das Morgenlicht sich zeigt, ist jedem gedrückten Gemüthe die Last minder fühlbar und diese Erfahrung sollte uns glauben machen, während der Nacht hätten wirklich boshafte, neidische Gnomen Gewalt über den Menschen, über dieses Zwitterwesen, welches mitten inne zwischen Erde und Himmel lebt, und diese hämischen Erdgeister schlüpften scheu in ihre Spelunken, sobald der erste Lichtstrahl, wie ein überirdischer Freund, den schwachen Adamskindern zu Hilfe käme. „Wie schön, wie herrlich," dachte er, umherschauend, „ist doch Deine Schöpfung, o Gott — und welch verhängnißvolles Geheimniß ist es, das nur den Menschen allein so oft ausschließt von jenem allgemeinen Genuß. Warum quält nur Er sich im Staube, und sorgt ängstlich für seinen Unterhalt, während doch alle Vögel so freudig singen und die Blumen so harmlos duften, unbekümmert um den folgenden Tag? Warum bin ich nicht getrost wie sie? Warum vertraue ich nicht meinem Gott? Kleidet er nicht die Lilien des Feldes? Hält er nicht unsere Tage in seiner Hand? Zwar bin ich von der Welt und den Menschen verlassen und weiß nicht, welcher Rabe mir und den Meinigen heute Speise bringen wird, — aber doch werde ich nicht sterben, sondern ferner leben und ferner athmen!

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird Dich aus der Höhle,
Da Dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken,
Erwarte nur die Zeit:
So wirst Du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Auf, auf! Gib Deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht.
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!

So sang der Ermuthigte und hätte wahrscheinlich noch weiter gesungen, wenn ihm nicht eine fremdartige, glockenhelle Stimme einen guten Morgen zugerufen. Der Sänger blickte nach der Gegend hin, aus welcher der Zuruf erscholl und stand wie festgezaubert bei dem Schauspiele, das sich ihm darbot. An den Wellen des Baches, der am Wege dahinmurmelte, saß nämlich eine weißgekleidete Mädchengestalt und badete die wunderniedlichen, kleinen Füße, die rund und voll und weiß wie Marmor den Leineweber anleuchteten, daß er sich nicht erinnern konnte, je etwas Schöneres gesehen zu haben. Ehe er sich von seinem Staunen erholen konnte, stand die schöne Fremde schon vor ihm und sprach mit der wohllautendsten Stimme, die er jemals gehört hatte: „Du sangst da eben ein schönes Lied, das so recht für Bekümmerte gemacht ist. Möge Jedem, der es in seinem Unglück singt, die Hilfe so nahe sein wie Dir, denn wisse, Du bist zur glücklichen Stunde dieses Weges gekommen. Nur einmal im ganzen Jahre ist es mir erlaubt, hier an dieser Stelle zu weilen und wer mir da begegnet und es verdient wie Du, den mache ich glücklich, wenn ihn Reichthum glücklich machen kann. So höre denn: Wenn die Mitternachtsglocke die zwölfte Stunde verkündigt, so verlaß Deine Hütte und geh schweigend den Berg hinan auf welchem die Trümmer der alten Burg Osterode stehen. Zwischen den eingesunkenen Mauern wirst Du eine Blume erblicken, die pflücke Du ab und sogleich wird Dein Auge alle die Schätze erschauen, welche der Schoß des Burgberges verbirgt und von welchen Du nehmen magst, so viel Dir beliebt. Jetzt gehe Deines Weges und bringe Deinem treuen Weibe Trost und Hoffnung. Meine Zeit ist verronnen!

Der Leineweber hatte kaum Zeit gehabt, die schöne, schlanke Gestalt mit dem blassen, lieblichen Antlitze, der durchsichtigen, feinen, wie aus sanften Mondlicht gewebten Haut, dem großen, blauen, schwermüthigen Augenpaar und den langen, goldnen Locken, recht zu betrachten, als sie schon seinen Augen auf unbegreifliche Weise verschwunden war.

Wunderbar ermuthigt setzte er seinen Weg fort, denn oft schon hatte er von Freunden und Bekannten erzählen hören, wie oben in den wüsten Trümmern der alten Burg eine schöne stille Jungfrau hause, die zuweilen den Menschenkindern erscheine und sie nur selten unbeschenkt entlasse. Mit frohen Hoffnungen näherte er sich der Hütte, in welcher sein bleiches Eheweib mit dem Häuflein der Kinder bereits ungeduldig seiner Rückkunft entgegen gesehen hatte. Er erzählte. Die Kranke staunte und Beide vergaßen ihr Elend und harrten ungeduldig der Stunde, mit welcher eine neue, schönere Epoche ihres Lebens beginnen sollte, ein Leben voller Lust und Sonnenschein. Mit bleiernen Füßen schlich die Mitternacht endlich herbei und der Leineweber erhob sich, um bei dem ersten Schlage der Thurmuhr auf dem Platze zu sein, drückte noch einen Kuß auf die blassen Lippen seines Weibes und wanderte hoffend und bangend hinaus. Es war eine herrliche, stille Nacht. In der Tiefe der Landschaft schlug die Wachtel im Waizenfelde. Man hörte deutlich in der Ferne die Räder der Mühlen rauschen. Der Vollmond schien tageshell am wolkenlosen Himmel. Die malerische Ruine der Burg setzte sich dunkel ab gegen die tiefblaue Luft, nur die Zinnen des hohen, einsam sich erhebenden Thurmes erschienen im Lichte der Sommernacht magisch versilbert. Noch hatte der einsame Wanderer die Hälfte des Burgberges nicht erreicht, als die Uhr der Stadt bereits die zwölfte Stunde verkündete und mit ihrem dumpfen, feierlichen Schalle das Herz des Leinewebers elektrisch durchzuckte. Die Glockenschläge in der Nacht haben etwas eigen Rührendes, Ergreifendes. Ach, wenige schwärmend Fröhliche ausgenommen, dringen sie ja nur in das Ohr des Unglücklichen. Dem leidenden Kranken, der das Licht des Tages ersehnt, dem wachen Herzen des Hoffnungslosen, der sein Kissen mit Thränen netzt, der verzweifelnden Liebe am Sterbelager des Geliebten erschallt ihr Klang. Für sie bezeichnen diese Töne den Gang der Zeit, die der Glückliche schlummernd und träumend nicht mißt. Bewegt und heimlich schauernd schlich er in die Ruine hinein. Ein sonderbarer Glanz strahlte ihm aus einem Gewölbe entgegen und als er dem magischen Lichte folgte, sah er, daß eine glänzende weiße Lilie, die aus dem Steinboden emporgesproßt war, den hellen Schein verbreitete. Im Hintergrunde der Halle aber saß die schöne, bleiche Jungfrau, geschmückt mit einem silbergrauen Gewande und einen Kranz von weißen Rosen in den blonden Locken. Sie schlug die dunkelblauen Augen auf und heftete sie mit Freundlichkeit auf den Eingetretenen, winkte ihm zu, näher zu treten und die strahlende Blume zu pflücken. Der Leineweber that, wie ihm geheißen und brach mit zitternden Händen die Lilie ab. Kaum war sie in seinen Händen, als ein furchtbares Dröhnen im Innern des Berges entstand, der Boden dicht neben seinen Füßen versank krachend in die Tiefe und hervorstieg in rother Gluth ein gewaltiger Kessel, bis an den Rand angefüllt mit funkelnden Goldstücken. Es bedurfte einer nochmaligen Ermahnung von Seiten des blassen Burgfräuleins, ehe sich der staunende Arme von seiner Ueberraschung er-

holen und die Taschen und den Hut mit den glänzenden Münzen füllen konnte. Mit tiefen Bücklingen verließ er die Halle, langte glücklich in seiner Hütte an und als die frühe Morgensonne den Hausaltar des Leinewebers vergoldete, fand sie zwei frohe Menschen, die, eingedenk der frühern drückenden Armuth, mit einander sorgfältig überlegten, was mit dem unerwarteten Segen anzufangen sei, um in Zukunft ein heiteres und sorgenfreies Leben zu führen. Das Ergebniß ihrer langen Berathung war, daß sie ihre bisherige, armselige Wohnung verließen, ein neues, schönes Haus erkauften und in Stille und Fleiß glückliche Tage verlebten. Alljährlich aber an dem Tage, an welchem sie ihr Glück gefunden, wanderten sie hinauf nach der alten Burg und dankten dem, wenn auch nicht sichtbaren, Burgfräulein für die Gründung ihres Glücks.

Daß sich im Innern des Burgberges Schätze befinden, scheint in der That nicht unwahrscheinlich, wenn es wahr ist, was mir ein alter Bürger von Osterode erzählte, daß man nämlich dort sehr häufig Münzen finde, welche die Maulwürfe auswühlten und daß er selbst mehrere dergleichen gehabt, von denen einige rund, andere viereckig gewesen seien.

Die Stadt Osterode wurde nicht lange nach Erbauung der Burg gegründet, erhielt unter Heinrich dem Finkler Mauern, kam, sammt der Burg, an die Grafen von Lauterberg und nach deren Aussterben an Heinrich den Löwen. Als das Haus der Welfen in zwei Hauptlinien zerfiel, in die Braunschweig-Wolfenbüttelsche und die Braunschweig-Lüneburgsche, erhielt Braunschweig-Wolfenbüttel Osterode und oft hielten sich die Herzöge in der Stadt auf. Im J. 1617 erhielt Herzog Christian von Lüneburg-Celle die Stadt und als dieser 1633 starb, folgte ihm August der Aeltere in der Regierung. Dieser erbte im folgenden Jahre das Fürstenthum Kalenberg-Göttingen und gab es seinem Bruder, Georg von Lüneburg, der nun seine Residenz in Hannover aufschlug. Als August mit Tode abging und sein Bruder und Nachfolger Friedrich ebenfalls bald starb (1648), fiel auch Osterode an die in Hannover residirende Linie und ist von der Zeit an auch dabei geblieben. (cf. von Rohr: Merkwürdigkeiten des Oberharzes. Gatterer: Anleitung den Harz zu bereisen. Honemanus: Alterthümer des Harzes und Dr. Renners Nachrichten und Notizen von der Stadt Osterode.) Da die Tendenz unsers Werkes verbietet, den Lesern mit trocknen Zahlen und Nomenclaturen beschwerlich zu fallen und die Geschichte der Stadt nicht viel Interessantes darbietet, so eilen wir gleich bis zum J. 1510, in welche die Ermordung des Bürgermeisters

Heiso Freienhagen

fällt, dessen Geschichte reichlichen Stoff zu einem historischen Romane darbietet. Der Hergang der Sache war folgender:

Ein junger Bürger, Jakob Lurdes mit Namen, saß im Anfange des genannten Jahres in einem Gasthause beim Trunk. Draußen schüttete der Winter seine gefrorenen Schneeflocken recht unge-

berdig an die Fenster, wild rauschte der Sturm, finstere Gewölke wälzten sich von den Höhen des Harzes herab, entrollten ihre undurchsichtigen Schleier und verhingen die Ampel des Himmelsgezeltes. Jedes lebende Wesen suchte bei dem Unwetter ein schützendes Obdach und auch eine Gesellschaft von Männern und Frauen, welche zu Schlitten aus dem Innern des Gebirges kam und gesonnen war, das ebene Land zu besuchen, sah sich genöthigt, in dem Gasthause, wo Jakob Lurdes mit andern jungen Burschen verweilte, einzukehren. Lurdes, vom Weine erhitzt, drängte sich mehr, als es der Anstand erlaubte, an die Schönste der angekommenen Schönen. Der Bräutigam derselben verwies dem jungen Osteröder Brausekopfe seine Zudringlichkeit mit kurzen, derben Ausdrücken, und da Jakob Lurdes seinen Gegner nun mit Schmähungen überhäufte, versetzte ihm derselbe einen gewaltigen Schlag über den Kopf. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Kampfe. Die Fremden schaarten sich um ihren Freund und vertheidigten ihn gegen die Zechgesellen des Lurdes, die sich wie hungrige Tiger auf ihn warfen. Die Schenkstube ertönte nun von dem Rufe des Zorns, dem Frohlocken der Sieger, dem Geschrei der Verwundeten, dem Stöhnen der zu Boden Geworfenen. Durch die zerschmetterten Fensterscheiben drang der Lärm hinaus auf die Gassen und rief die Nachbarn und die Wächter der Stadt herbei, bewaffnete Bürger drangen in das Gemach und rissen die blutgierigen Streiter mit Gewalt auseinander, geboten Frieden und stellten endlich mit großer Mühe die vorige Ruhe und Ordnung wieder her.

Die Fremden waren aber nicht zufrieden, den Platz behauptet zu haben und ihre Gegner genöthigt zu sehen, das Gasthaus zu verlassen. Sie drangen bei dem Bürgermeister Heiso Freienhagen auf Bestrafung des Lurdes, der den Streit begonnen, und der Consul, ein ernster, gerechter Mann, untersuchte die Sache streng und ließ den Jakob Lurdes, obgleich er ihn aus der Taufe gehoben, zur Strafe seines rohen Uebermuthes, in das Gefängniß werfen.

Der wilde Lurdes war schon oft seiner unbesonnenen und tollen Streiche halber von Freienhagen hart angelassen worden und daher dem wackern Manne herzlich feind; sein Haß erreichte aber in dem dumpfen Gefängnisse, in welchem er wie ein eingesperrter Löwe tobte, den höchsten Grad und er schwur, fürchterliche Rache zu nehmen. Auch der Vater des Eingesperrten, Christian Lurdes, der ein Mitglied des Stadtraths war, fühlte sich in seinem Sohne beschimpft und war über Freienhagens Strenge ungemein erbittert. Kaum war daher der ungerathene Jakob wieder auf freien Fuß gestellt, als Vater und Sohn gemeinschaftlich versuchten, den Bürgermeister auf alle Weise zu kränken und ihn, wo möglich, zu stürzen. Lange scheiterten alle Versuche an der eisernen Rechtschaffenheit und Geradheit Freienhagens. Es war dem besonnenen, redlichen Manne auf keine Weise beizukommen und alle Pfeile, welche die Rachgierigen gegen ihn schmiedeten, prallten wirkungslos ab und würden auch ferner ohne Erfolg geblieben sein, wenn nicht Freienhagen gezwungen

worden wäre, auf die gegen ihn gerichteten Anfeindungen zu achten.

Eine junge, leichtsinnige Schöne nämlich, welche nach Einigen an einen Kaufmann Thomas, nach Andern an einen Eimermacher Helmbold verheirathet war, pflog, ihren alten Menelaos täuschend, heimlichen Umgang mit Jakob Lurdes. Sie war einst von Freienhagens Gattin beleidigt worden und athmete daher, gleich ihrem Liebhaber, die glühendste Rache gegen das Geschlecht des Bürgermeisters. Beide kamen daher überein, das Gerücht unter die Leute zu bringen, als sei die Frau Bürgermeisterin ihrem Gatten nicht treu, indem sie ganz gewiß hofften, daß dieses Gerücht zu Freienhagens Ohren dringen, sein häusliches Glück untergraben und sein Leben vergiften würde. Heiso wurde auch in der That gar bald von dem Gerede der Leute in Kenntniß gesetzt, denn es liegt in der Natur der gewöhnlichen Menschenart, unter dem Scheine einer falschen Theilnahme das Böse und Verwundende dem Betreffenden nicht vorenthalten zu können; aber er verachtete das elende Geschwätz, da er von der Unschuld seiner Gattinn fest überzeugt war. Einige Mitglieder des Magistrats waren jedoch mit der Gleichgiltigkeit ihres Vorgesetzten keineswegs zufrieden, meinten, es mache einen üblen Eindruck auf die Bürger, wenn das Haupt der Stadt sich ungestraft beschimpfen lasse und drangen darauf, daß die Sache streng untersucht werde. Freienhagen sah sich nun, so unangenehm es ihm war, in die Nothwendigkeit versetzt, einer Sache seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, die er stolz verachtet hatte, um aber nicht Richter in eigner Angelegenheit zu sein, übertrug er die Untersuchung den übrigen Gliedern des Stadtrathes, die denn auch eifrig dem unlautern Quell, aus dem die böswillige Verleumdung entsprungen war, nachforschten und bald den jungen Lurdes und die Ehefrau des Thomas als Urheber derselben vor Gericht forderten. Obgleich Letztere leugnete und Lurdes vorgab, nur in Folge eines Rausches die ungeziemenden Worte gegen Freienhagens Gattinn ausgestoßen zu haben, wurden Beide dennoch des bösen Leumunds schuldig befunden und verurtheilt, auf öffentlichem Markte einige Stunden an das Halseisen gelegt zu werden.

Der edle Freienhagen, der nicht Zeuge der Schande und Beschämung seiner Verfolger sein wollte, eilte ins Freie, während sich die Bevölkerung Osterodes um die beiden an den Pranger Gestellten versammelte. Die schöne Sünderin, die vor Wuth und Scham vergehen wollte, wurde von ihren zahlreichen Freunden und heimlichen Anbetern herzlich bemitleidet, die Zechgesellen des Jakob Lurdes aber brachen in laute Verwünschungen gegen den Bürgermeister aus, nannten ihn ungerecht, mißhandelten die Gerichtsdiener, als die Vollstrecker ungerechter Urtheile und führten den Lurdes, als er endlich freigelassen wurde, in Triumph nach der Schenke. Hier, vom Wein erhitzt, wurde Freienhagens Verderben beschlossen, ein Haufen Gesindel, das mit des Bürgermeisters Strenge unzufrieden war, schloß sich den Verschworenen an und mit lautem Toben und wildem Waf-

fengelärm durchzogen sie die Gassen und der Menschenknäuel wuchs mit jeder Minute und wälzte sich, gleich einer Verderben schwangern Lawine, dem Marktplatze zu, stürmte in Freienhagens Haus und verließ es nur dann erst wieder, als er sich überzeugt hatte, daß der Verhaßte nicht anwesend sei. In der Meinung, daß er sich geflüchtet habe, zerstreute sich der tobende Haufe und begann nun, die benachbarten Häuser zu durchsuchen.

Freienhagen wandelte während der Zeit sinnend in der Gegend umher, die in dem schönsten Schmucke des Frühlings prangte, und ahnte nichts von dem, was sich im Innern der Stadt begab. Da stürzte der alte Stadtschreiber Bertram, ein dem Consul sehr ergebener Mann, aus dem Thore, meldete ihm keuchend den ganzen Verlauf der Sache und bat seinen verehrten Vorgesetzten dringend, so schleunig als möglich die Flucht zu ergreifen. Freienhagen wollte aber weder feige entfliehen, noch die Seinigen ohne Schutz der rohen Wuth des empörten Volkes überlassen, und wandte seine Schritte der Stadt zu, so sehr auch der ehrliche Graukopf bat, seinen Bitten Gehör zu geben. Noch wenige Schritte vom Thore entfernt begegnete ihm jedoch ein von seiner Gattinn abgesendeter Bote, der ihm berichten mußte, daß sie, von einigen wackern Bürgern geschützt, unangetastet geblieben und daß man nur ihn als Opfer der Rache schlachten wolle; er solle daher unter keiner Bedingung eher in die Stadt zurückkehren, bis sie ihm die Beruhigung der aufgeregten Gemüther gemeldet habe. Komme er dennoch jetzt in die Stadt, so sei sein Tod gewiß, ohne daß er dadurch die Lage der Seinigen bessere. Er möge sich also so lange an einen sichern Ort begeben, bis die ruhigen und besonnenen Bürger die Oberhand gewonnen hätten. — Diese Botschaft bewegte den Bürgermeister, der Stadt, die er so lange beherrscht, den Rücken zu kehren und er that dies um so eiliger, als sein scharfes Auge aus dem Thore der Stadt einen starken Haufen Bewaffneter hervorbrechen sah, der offenbar nichts Anderes beabsichtigte, als den Flüchtigen einzuholen. Schnell eilte er in das Gebüsch und obwohl die Nachsetzenden mehrere Male dicht an seinem Versteck vorüberzogen, blieb er doch unbemerkt, wartete aber mit pochendem Herzen und großer Ungeduld auf das Sinken der Sonne und den Eintritt der Dämmerung. Endlich sank die Sonne hinter den waldigen Bergen im Westen hinab, und nun schlich Heiso, in den Mantel der Nacht gehüllt, auf dem Wege nach Herzberg dahin. Er erreichte es glücklich und Herzog Philipp der Aeltere von Grubenhagen, der sich auf dem Schlosse aufhielt, sandte mit dem ersten Grauen des Morgens einen Reiterhaufen nach Osterode, dessen Anführer die Bürger bei der ernstlichsten Ungnade zur Ruhe und zum Gehorsam gegen Freienhagen auffordern sollte. Obwohl die aufgeregten Bürger die Reiter nicht eingelassen, sondern ihnen nur das herzogliche Schreiben abgenommen hatten; so äußerte Freienhagen dennoch Verlangen, zu Weib und Kind zurückzukehren. Der Herzog erwiderte: Es sind viele böse Buben in der Stadt, sie sollten wohl von Neuem einen Aufruhr erwecken und unbescheidentlich mit Dir

umgehen: darum wage es nicht so bald wieder in die Stadt zu gehen! — Und Freienhagen blieb auf dieses weise Wort noch einige Zeit, aber die Unruhe, die Sehnsucht nach Weib und Kind, ließen ihn nicht lange rasten. Er machte sich heimlich auf und ging, fürchtend und hoffend, den Weg dahin. Das Thor war geöffnet, die Wächter starrten ihn zwar verwundert an, ließen ihn jedoch ungehindert passiren und er gelangte unangefochten in ein enges Gäßchen, wo der Stadtschreiber Bertram auf ihn traf. Der alte Mann traute seinen Augen nicht und konnte nicht begreifen, wie sein sonst so umsichtiger Vorgesetzter sich jetzt so unbesonnen mitten unter seine Feinde habe begeben können. Er schilderte ihm mit wenigen Worten den Zustand der Stadt, machte ihm deutlich, daß die Gemüther noch ebenso aufgeregt seien, als vorgestern und bewog endlich den Bürgermeister, daß er sich nicht nach seinem Hause, welches von den wüthendsten Bürgern wohl bewacht war, sondern in Bertrams Wohnung begab, welche nahe am Kesselbrunnen lag. Dort sollte er verborgen bleiben, bis der Herzog Hilfe senden oder die Ruhe wieder eingetreten sein würde. Leider aber war seine Anwesenheit schon kein Geheimniß mehr. Die Wächter hatten seine Ankunft bereits den jetzigen Herren der Stadt gemeldet, die Thore wurden geschlossen und eine genaue Haussuchung angestellt. Auch das Haus am Kesselbrunnen wurde untersucht, der Unglückliche in einem Kasten (nach Andern auf dem Taubenschlage) gefunden und von Jakob Lurdes und seinen Gesellen von der Höhe des Hauses in die Tiefe hinabgestürzt. Nach einer andern Sage wurde er erst auf das Rathhaus geführt, dort in die Spieße der untenstehenden Bürgerschaft geworfen und sein Körper in Stücken gehauen.

Herzog Philipp hatte kaum die Ermordung Freienhagen's, den er sehr achtete, vernommen, als er Kriegsvolk nach Osterode sandte und ein strenges Gericht über die Schuldigen ergehen ließ. Jakob Lurdes und die andern Hauptumultuanten wurden gerädert, viele Andere enthauptet und die minder Schuldigen auf ewige Zeiten aus der Stadt verwiesen. Um den ermordeten Bürgermeister noch im Grabe zu ehren, mußte die Bürgerschaft, die Geistlichkeit an der Spitze, eine feierliche Procession anstellen und Seelenmessen lesen lassen, außerdem auch zur Strafe das schon lange wieder verschwundene Barfüßerkloster an der St. Johanniskirche erbauen und eine Geldbuße von tausend Goldgülden, die jedoch später bis auf zweihundert erlassen wurde, bezahlen. Damit aber die Bürgerschaft nie wieder so eigenmächtig verfahre, wurde auch ein herzoglicher Schultheiß eingesetzt, der in allen Sachen neben dem Rathe handeln und ohne welchen derselbe durchaus nichts unternehmen sollte. Der erste dieser Schultheißen hieß Hanns Ewert und die Stelle ist bis heute beibehalten worden.

Im J. 1576 schien abermals ein Aufstand der Bürgerschaft unvermeidlich, da sie sich weigerte, mehrere neue Steuern zu bezahlen, doch wurde Alles gütlich beigelegt.

Im dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt Vieles zu erdulden und zwar nicht allein von den Kriegsvölkern, sondern auch ganz be-

sonders von den sogenannten Harzschützen. Die ganze Bevölkerung des Harzes und der umliegenden Gegenden hatte nämlich schon lange unter dem Drucke der immer mehr steigenden Armuth geseufzt und es war keine Aussicht vorhanden, der Noth abzuhelfen, so lange der Krieg fortdauerte. Dazu gesellte sich eine große Theuerung, die dadurch entstand, daß man die Münzen immer geringhaltiger, anfänglich aus Kupfer und Messing, zuletzt aus Zinn prägte. Ueberall wurde Geld geschlagen und man nannte diese Periode: die Kipper- und Wipperzeit. In derselben entstanden an allen Orten Streitigkeiten, indem Schuldner ihren Gläubigern diese schlechte Münze als gute zuzählen wollten; die Gläubiger aber die Annahme verweigerten, da man für einen alten Thaler zehn neue bekam. Weil das Uebel immer ärger wurde, stieg der Preis der unentbehrlichsten Bedürfnisse zu einer bedeutenden Höhe. Der Nordhäuser Scheffel Weizen galt 6 Thlr., Roggen 5 Thlr. 6 gGr., Gerste 4 Thlr., Hafer 2 Thlr., Erbsen 4 Thlr., Rübsamen 6 Thlr., ein gemästetes Rind 100 Thlr., eine Kuh 50 Thlr., ein Pfd. Rindfleisch 9 gGr., Schweinefleisch 10 gGr., Kalbfleisch 6 gGr., Butter 16 gGr., Speck 16 gGr., 1 Huhn 9 gGr., 1 Schock Eier 2½ Thlr., 1 Hering 3 gGr. u. s. w. Die Gebirgsbewohner befanden sich in der traurigsten Lage und da sowohl feindliche als befreundete Kriegshaufen ihnen das Wenige, was sie besaßen, nahmen; so griffen sie in der Verzweiflung nach den Waffen und schlugen die ungebetenen Gäste, welche sich in die Berge wagten, nieder. Als Tilly von Magdeburg über den Harz nach Erfurt zog, fanden seine Schaaren auf dem Harze so viel Todte, als wäre daselbst ein Treffen gehalten worden. Das ganze Gebirge war mit bewaffneten Haufen angefüllt, und da sie, von der Noth gedrängt, raubten und mordeten, so nannte man diese sogenannten Harzschützen auch wohl Schnapphähne, Ströder, Buschreiter, Klopper u. s. w. Sie zogen in ansehnlichen Haufen umher, fielen in Dörfer und Städte ein, machten reiche Beute und zogen mit derselben in die Wälder zurück. Auch die Stadt Osterode hatte viel von diesen Harzschützen zu leiden und besonders von der Rotte, deren Führer Hanns Warnecke aus dem benachbarten Eisdorf war. Er wird gewöhnlich

Hanns von Eisdorf

genannt und fügte mit seiner Schaar, die oft einige hundert Mitglieder zählte, der Stadt unsäglichen Schaden zu. Seine Frechheit ging so weit, daß er vor dem Pfingstfeste des Jahrs 1627 der Stadt einen Fehdebrief zuschickte und auch bald darauf einen Bürger, den er auf dem Felde traf, erschlug. Einige Tage später rückte er vor die Stadt, die ihm unentgeldlich Lebensmittel aller Art heraussenden und es dennoch mit ansehen mußte, daß er beim Abzuge alle Kühe, Schafe und Pferde, deren er habhaft werden konnte, mit sich fortführte. Vergeblich suchten ihn die Osteröder in ihre Gewalt zu bekommen, es wollte aber lange Zeit nicht gelingen, bis er sich in seiner Kühnheit auf den Jahrmarkt nach Osterode wagte. Er wurde in einem Bierhause (man nennt das Haus, welches jetzt die Nummer 259 führt,)

mit List gefangen genommen. Er verließ sich auf die Jahrmarktsfreiheit, die den Sonntag Nachmittag um 3 Uhr begann und bis den Dienstag Nachmittag um 3 Uhr dauerte. Unbesorgt überließ er sich mit einem einzigen seiner Leute dem Vergnügen, welches das bunte Volksgetümmel darbot und blieb bis Dienstag Nachmittag. Nun ließ er sein Roß satteln und es stand bereits, seines Herrn gewärtig, vor der Thür des Bierhauses, als plötzlich auf geheimen Befehl des Magistrates, die Glocke des Aegidienthurmes den Jahrmarkt schon um ein Uhr ausläutete, da es doch gesetzlich erst um drei Uhr geschehen durfte. Kaum hörte Hanns von Eisdorf die beunruhigenden Töne, so sprang er hinter dem Tische, wo er seinen Platz hatte, empor, um sich auf sein Roß zu schwingen und der drohenden Gefahr zu entfliehen. Die Bürger aber, die in der Wirthsstube befindlich waren und sich zum Theil, mit dem Plane der Obrigkeit bekannt, in der Absicht, ihn zu fangen, eingefunden hatten, ließen ihm nicht Zeit, das Freie zu gewinnen. Sie ergriffen den Tisch, hinter welchen der gefürchtete Hanns, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, saß, schoben ihm denselben auf den geharnischten Leib, daß er eingeklemmt war und sich nicht rühren konnte, ergriffen ihn und legten ihn in Bande. Ohne Säumen wurde er nach Celle gebracht, geviertheilt und ein Theil seines Körpers vor Osterode auf der sogenannten Wageloose an einen Pfahl aufgehangen.

Von den Unglücksfällen und Bedrängnissen, von den Feuersbrünsten und Kriegsleiden, welche Osterode von jener Zeit an bis heute erduldet, soll hier nicht weiter geredet werden. Da die Geschichte einer jeden Stadt, eines jeden Dorfes dasselbe enthält oder wenigstens ganz Aehnliches zu berichten hat.

Die Stadt, welche mit Inbegriff zweier Vorstädte und des daranstoßenden Dorfes „die Freiheit", gegen 700 Häuser und 4000 Einwohner zählt, bietet wenig Freundliches. Die Häuser sind größtentheils altmodisch und die Straßen nicht vom Besten gepflastert, nur der mit einem Sprigbrunnen geschmückte Marktplatz ist, wenigstens im Vergleich mit seinen Umgebungen, ziemlich hübsch zu nennen.

Das jetzige Schloß war früher eine Abtei, später die Residenz der Herzöge, jetzt ist es die Wohnung des hiesigen königlichen Justizbeamten. Der neue und der alte Schloßflügel, die Schloßkirche und die Wirthschaftsgebäude schließen einen viereckigen Hofraum ein. In ein entlegenes Kämmerchen dieses sogenannten Schlosses war, wie die Sage ging, der Geist einer Nonne gebannt, die ein schweres Verbrechen begangen und deren Seele im Grabe keine Ruhe hatte. Sie beunruhigte lange Zeit die Bewohner des Schlosses durch ihr nächtliches Toben, ward aber endlich von einem Jesuiten in ein Holzbild gebannt, das nun in ein einsames Gemach eingeschlossen wurde. Jahre vergingen und Niemand wagte dem unheimlichen Orte zu nahen. In neuerer Zeit wagte es ein junger Mann, der von dem Spuke hörte, die Thür zu erbrechen, um das gespenstige Holzbild in Augenschein zu nehmen. Er fand Alles, wie ihm gesagt worden war. Ein unförmliches, mit vielen wunderbaren Schnörkeln versehenes Bild lehnte

in einem Winkel des kleinen Kämmerchens und er bemühete sich, es hinabzutragen in sein Zimmer. Da er nicht vermögend war, es wegen seiner Schwere auch nur von der Stelle zu rücken, eilte er hinweg und kehrte augenblicklich in Begleitung einiger Knechte nach dem Gemache zurück. Vergeblich aber spähte er nach seinem Bilde. Es war auf unerklärliche Weise verschwunden und das Gesinde fürchtete schon, der Spuk werde von Neuem beginnen, allein es hat sich nichts wieder sehen und hören lassen und der Geist der Nonne muß endlich die ersehnte Ruhe gefunden haben.

Neben dem Schlosse steht die Schloß- oder Jacobikirche, früher ein Cisterciensernonnenkloster. Herzog Ernst II. hob es im J. 1558 auf, baute aber den Nonnen ein Haus und gab ihnen, so lange sie lebten, anständigen Unterhalt. Im J. 1751 wurde sie von Neuem aufgebaut, einfach, ohne alle Pfeiler, aber gegen die Länge viel zu schmal. Ein gut gemalter Christuskopf ziert dieselbe und das Altarblatt ist recht wacker in Holz geschnitten. Im J. 1810 fiel in dieser Kirche ein altes Grabgewölbe, der Familie von Minnigerode gehörig, ein und es kamen viele Särge zum Vorschein, in denen goldene Armketten, goldene Ringe und dergleichen gefunden wurden. Die Familie von Minnigerode wurde von diesem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, da sie aber schriftlich erklärte, daß sie die gefundenen Gegenstände der Kirche St. Jakobi zu freier Disposition überlasse, dagegen aber auch von den Kosten der Reparatur befreit sein wolle; so verkaufte man die gefundenen Pretiosen, so wie gegen sechzehn Centner Zinn und elf Centner Eisen, wofür man die Summe von 387 Thlr. erhielt. Die Kosten der Reparatur des Gewölbes betrugen 86 Thlr. und einige Groschen und die Kirche hatte also einen unvermutheten Gewinn von 300 Thalern.

Bei dieser Kirche steht das unansehnliche Rathhaus, an dessen einer Ecke eine Kette eingemauert ist, an welcher ein großes Messer hängt. Die Bedeutung desselben ist unbekannt; nach Einigen soll es das Symbol der höchsten Gerichtsbarkeit über Hals und Hand sein. An einer andern Kette hängt ein gewaltiger Knochen, der eine Länge von ungefähr drei Ellen haben mag. Das Volk nennt ihn die Hühnenrippe. Wahrscheinlich ist es die Rippe eines antediluvianischen Riesenthiers, da sonst in den Mergelgruben hiesiger Gegend häufig dergleichen Schätze aufgefunden wurden.

Die Markt- oder Aegidienkirche soll von Bonifaz gegründet worden sein. Sie enthält das in mancher Beziehung merkwürdige Begräbnißmonument der ehemaligen Herzöge von Braunschweig-Grubenhagen, von denen mehrere hier begraben liegen und besteht in einer großen Tafel, die, wie ein Altarblatt, durch zwei Flügel verschlossen werden kann. Auf der Rückseite der Flügel ist Herzog Wolfgang, der es verfertigen ließ, nebst seiner Gemahlinn Dorothea, abgebildet und stehen folgende Worte darunter:

Wolfgang, der hochgeborne Fürst und Herr,
Hat zur Gedächtniß und Ehr

Seinen Eltern und Brüdern sein,
So schon in Gott entschlafen sein;
Dies Epitaphium machen laan,
Damit seine fürstliche Gnade zeigt an.
Gottes Güt' und Allmächtigkeit
Seine Schöpfung, Gewalt, ewige Weisheit
Seine Barmherzigkeit und Mild
Den Gläubigen wird vorgebildt.

Auf der andern Seite sind viele allegorische Gemälde, die Erweckung des Lazarus, die des Jünglings zu Nain, das jüngste Gericht, die Auferstehung der Todten u. s. w. Auf dem Mittelstück der Tafel sind die Epitaphien selbst und zwar für Herzog Philipp I., für seine drei Söhne Ernst, Albrecht und Johann, für einen jungen Herzog Philipp, die Herzoginn Katharine, die Gemahlinn Philipp I., und deren Töchter Elisabeth und Barbara. Herzog Wolfgang ist ebenfalls hier beigesetzt und Rethmeier in seiner braunschweigisch-lüneburgischen Geschichte beschreibt die Feierlichkeiten, welche dabei statt gefunden, mit folgenden Worten:

„Die Leiche des Herzogs Wolfgang wurde am 22. März 1595 von dem Schlosse Herzberg unterm Geläute der Glocken abgeführt, und mit der dasigen Schule und etlichen dazu berufenen Predigern und Kirchendienern besungen, auch von Herzog Philipp dem Jüngern und seiner Gemahlinn, seinem Hofgesinde, vielen Personen vom Adel und einer großen Anzahl Unterthanen bis vor die Stadt Osterode begleitet.

Vor der Stadt Osterode aber wurde die fürstliche Leiche unter dem Geläute aller Glocken, von der Geistlichkeit, der Schule, dem Rathe und den Gilden wieder angenommen, und bis in die Schloßkirche begleitet, daselbst auf dem hohen Chore niedergesetzt, und bei Tag und Nacht bis zum 24. März bewacht.

Den 24. März wurde das Volk um elf Uhr mit allen Glocken der beiden Kirchen zusammengefordert, und eine zahlreiche Menge von Unterthanen aus den benachbarten Städten, Flecken und Dörfern hatte sich eingefunden, um den gütigen, väterlich gesinnten Landesvater bis zu seiner stillen Gruft zu begleiten und ihm auf diese Weise die letzte Ehre zu erweisen. Um zwölf Uhr wurde die fürstliche Leiche von der Schloßkirche nach der Aegidienkirche getragen. Die Träger waren vom Adel, zum Theil Obersten und Rittmeister, als Heinrich von Kirchberg, Georg von Harel, Wolf von Gadenstädt, Albrecht von Gadenstädt, Hanns Christoph von Berlepsch, Dietrich von Boineburg.

Vor der Leiche ließ man durch einen Knaben ein Kreuz tragen, welchem eine große Anzahl Osteröder und Herzberger Schüler, etliche Kirchendiener und Lehrer der Schulen mit fast allen Predigern im Fürstenthume Grubenhagen folgten, welchen Allen, einem Jeden nach seinem Stande, ein Geschenk an Gelde, oder eine Verehrung, gegeben wurde.

Nach diesen sind des Herzogs Wolfgang gewesene Trompeter, mit niedergesenkten, von schwarzem Tuche überzogenen Trompeten, gegangen; dann die beiden Marschälle des verstorbenen Fürsten; dann die Herzbergischen und Kalenbergischen Hofjunker, dann die Hofjunker des Grafen Franz von Waldeck und mehrere andere, fremde Junker. Zwischen diesen und der fürstlichen Leiche ist Einer von des Herzogs Wolfgang Kammerjunkern gegangen und hat des verstorbenen Fürsten Schwert in einer schwarzsammetnen Scheide, die Spitze niedergesenkt, getragen. Hierauf folgte die fürstliche Leiche in einem schwarzen Sarge, bedeckt mit einer Decke von weißer Leinwand, auf welcher sich eine schwarze Sammetdecke mit einem weißen, seidenen Kreuze befand.

Hinter der Leiche wurde das fürstliche Leibroß, mit einer schwarzen Tuchdecke behangen, vom Stallmeister des verstorbenen Fürsten und noch von einem Adeligen, geführt. Darauf folgte der Herzog Philipp der Jüngere und der Graf Franz von Waldeck; dann die Gemahlin des Herzogs Philipp des Jüngern, geführt von einem Herrn vom Adel; dann folgte das Fräulein von Holstein, geführt von einem vom Adel; darnach folgten die beiden Hofmeisterinnen, dann das ganze fürstliche Frauenzimmer und viele Frauen vom Adel.

Hierauf gingen die fürstlich verodneten Räthe und Kanzleiverwandten; auf diese kamen die fremden adeligen Frauenzimmer; darnach beider Fürsten, des Herzogs Wolfgang und des Herzogs Philipp des Jüngern Edelknaben. Hinter diesen folgten die Herren des Stifts St. Alexandri und die Herren des Stifts Mariä Virginis in und vor der Stadt Einbeck; dann die Deputirten der Stadt Einbeck; dann Schultheiß und Bürgermeister der Stadt Osterode; dann die vornehmsten Bergbedienten der Städte Clausthal und Andreasberg; dann der ganze Rath der Stadt Osterode; dann das gemeine Hofgesinde, die Gilden und Bürgerschaft, und endlich die Frauen der Rathsherren und der angesehenen Bürger in Osterode.

Die Schüler, welche vorangingen, hat man durch die Kirche zur Schule gehen lassen, sonst hätte man in der Kirche zu wenig Raum behalten können. Nachdem die Letzten von dem beschriebenen Zuge in der Kirche angekommen hat man des großen Zudranges wegen die Thüren verschließen müssen. Auf dem Wege und in der Kirche wurden gebräuchliche lateinische und deutsche Gesänge gesungen. Die Leichenpredigt hat der fürstliche Hofprediger, M. Leopold, über den Spruch welcher Sirach 44, 1 steht, gehalten."

Wolfgangs Bruder, Herzog Philipp II., ruht ebenfalls hier und sein Leichenbegängniß wurde mit nicht minderem Glanze begangen, als das seines Bruders.

Unter den übrigen Monumenten, welche die Kirche aufzuweisen hat, möchte für den Fremden höchstens noch das des berühmten Andreas Cludius Interesse haben, der Professor zu Helmstädt und so wie der bekannte D. Kleuker, Professor der Theologie zu Kiel, aus Osterode gebürtig war.

Die Kirche besitzt kostbare vasa sacra. Der Thurm der Aegi-

dienkirche hat eine Höhe von 180 Fuß und ist die Wohnung des Hausmanns.

Die Marienkirche in der Marienvorstadt ist nur deswegen anzuführen, weil in ihrer Sacristei eine schöne Passion in Oel hängt.

Die Johanniskirche ist aus Flußkieseln erbaut und liegt auf dem großen Stadtkirchhofe. Sie wird auch die Todtenkirche genannt, weil in ihr nur Leichenpredigten gehalten werden. Sie besitzt keine Orgel und der Thurm ist vor einigen Jahren abgetragen. Als sie im J. 1510 baufällig geworden, mußte die Bürgerschaft dieselbe zur Strafe, weil sie den Bürgermeister Freienhagen ermordet, wieder neu erbauen. Das in der Kirche befindliche Altarblatt, die Kreuzabnahme und die Himmelfahrt, ist recht gut gemalt. Auf dem Kirchhofe verdient ein eisernes Monument Beachtung, welches ein Osteröder Patrizier vor ungefähr 200 Jahren gießen ließ und auf welchem man die ganze Familie des Patriziers und auch ein Kind in Windeln erblickt. Als das Modell dazu noch nicht ganz vollendet war, wurde ihm ein Sohn geboren und da dieser jeden Augenblick hinsterben zu wollen schien, ließ der Vater das Kind, in der festen Ueberzeugung, daß es binnen wenigen Tagen sterben werde, in Windeln eingehüllt und mit dem Todtenkreuze geschmückt, mit auf dem Monumente anbringen. Als der Guß vollendet war, lebte der Knabe noch, wurde gesund und starb erst achtzig Jahr alt.

Bei dem Johannisthore liegt das sehenswerthe, große Kornmagazin, ein 240 F. langes, 60 F. breites und 80 F. hohes, massives Gebäude, welches in den Jahren 1718—22 erbaut wurde. Es hat den schönen Zweck, in theuern Jahren die Berg- und Hüttenleute des Harzes, welche oft darben mußten, auf billige Weise mit Korn zu versorgen. Jeder Verheirathete erhält alsdann monatlich 2 hannöv. Scheffel, jeder Unverheirathete, jeder Invalide, oder jede Witwe, einen Scheffel und sie zahlen für denselben, der Preis mag sein, welcher er will, 16 Gr. Cassengeld oder 20 Gr. preuß. Courant. Fällt der Preis bis auf diese Summe, so wird nicht verkauft. Auf den Eintritt theurer und wohlfeiler Jahre und auf die Verwaltung selbst kommt es fast ganz an, ob das Magazin mehr oder weniger Schaden hat, denn obgleich, um den Verlust einigermaßen zu mindern, etwas Gerste unter das Korn gemischt wird, so steht die Anstalt doch fast immer im Nachtheil, da sie ja nicht des Gewinnes wegen errichtet ist. Der Hauptvortheil besteht darin, in wohlfeilen Jahren Vorräthe einzuschaffen. In den wohlfeilen Jahren 1768—70 hatte man versäumt, das Gebäude zu füllen und mußte es nachher sehr bereuen. Den Schaden trägt der König mit ¾, die Gruben und Hütten mit ¼. In den ersten 40 Jahren betrug der Schaden 83,000 Thlr., von 1801—28 gegen 65,000 Thlr. Die Idee zu diesem Provianthause faßte der am 4. März 1731 gestorbene Berghauptmann von dem Busche und die innere Einrichtung desselben ist trefflich zu nennen. Ueber dem Eingange stehen die Worte: Utilitati Hercyniae exstructum hoc aedificium A. O. R. CIↃIↃCCXXII. und an der Vorderseite prangt das kolossale, englische Wappen. In dem Ge-

bäude sind sieben Böden über einander, in jedem Boden befinden sich Oeffnungen und das Getreide kann auf diesem Wege leicht von dem obersten Raume in den untersten geschafft werden. Gegen 80,000 Nordhäuser Scheffel können auf den Böden zusammen lagern, doch wird der oberste Boden selten benutzt.

Wir dürfen unmöglich Osterode verlassen, um die interessanten Punkte der nächsten Umgebungen zu betrachten, ohne einen Blick auf seinen Gewerbfleiß zu wenden. Es ist hier nicht die Rede von den gewöhnlichen städtischen Gewerben, Gerbereien, Brennereien, Böttcher- und Tischlerwerkstätten, Nägelschmieden u. s. w., auch nicht einmal von der Brauerei (im 16. Jahrhundert war das Osteröder Bier sehr berühmt und die Königinn Christine von Schweden trank es so gern, daß sie den damaligen Landdrosten in Osterode, Bodo von Hodenberg, ersuchte, ihr einen Braumeister aus Osterode nach Stockholm zu schicken), die gegen frühere Zeiten sehr herunter gekommen ist; sondern von den sehr bedeutenden Fabriken in Wolle, Baumwolle und Linnen. Da die ärmere Classe der Bewohner von Osterode in denselben ihren Unterhalt zu verdienen im Stande ist, sind diese Fabriken sehr wichtig für die Stadt. Früher wurde bloß Serge, Chalons und Kamelott gefertigt, später auch Tuch, Zephyr, Tamis, Golgas oder gedruckter Flanell, Kottonade, alle Arten von Linnen und Drell. Die Grevesche Wollmanufaktur allein verarbeitet alle Jahr gegen 2000 Ct. Wolle. Mit dieser Fabrik ist auch eine Färberei verbunden und man kann in derselben alle Arbeiten, vom Sortiren der Wolle an, bis zur letzten Appretur der Zeuche sehen. Die berühmtesten Fabrikbesitzer sind die Herren Dameral, Greve, Uhl, Gräseler, König, Struve, Schöttler und Schröder. — Mühlen aller Art umgeben Osterode und unter ihnen verdienen zwei Gipsmühlen unterhalb der Stadt bemerkt zu werden, sowie die Blankschmiede vor dem Neustädter-Thore und der Kupferhammer am Sösekanale. Kein Reisender wird ferner unterlassen, den eine halbe Stunde von Osterode entfernten Scheerenberg zu besuchen, welchem, wie billig, in diesem Werke ein besonderer Artikel gewidmet ist.

Andere der Besichtigung werthe Punkte in Osterode's Nähe sind: der Uehrder Berg, südwestlich von der Stadt, von welchem man die beste Ansicht der Stadt und einen lieblichen Blick auf die Umgegend hat; das rothe Haus, ein Vergnügungsort der Osteröder mit einer ausgebreiteten Aussicht und der breite Busch, ein Gasthaus, das mit seiner Umgebung eine kleine Schweizerparthie bildet, und das Dörfchen Petershütte mit seinen schroffen, blendendweißen und überaus malerischen Gipsfelsen, deren einen man in dem bekannten Prachtwerke des Herrn von Trebra, trefflich colorirt, abgebildet findet. (cf. von Trebra's Erfahrungen vom Innern der Gebirge. 1785.)

In der Nähe des Dorfes Schwiegershausen, südlich von Osterode, liegt der Klinkerbrunnen, eine Kalksteinhöhle mit einem dunkeln, engen und unbequemen Eingange. Ihren Namen hat si-

von dem Geräusch, welches der selbst beim trockensten Wetter von der Decke herabfallende Sinter verursacht. Das Grundwasser der Höhle ist von bedeutender Tiefe. Eine ähnliche Höhle ist die Jettenhöhle, die in dem Holze vor Düna liegt, mit einem breiten, jedoch niedrigen, Eingange. Sie soll einst einem schönen Edelfräulein, welches von einem Ritter von Uehrde entführt worden war, zum geheimen Aufenthalte gedient haben.

Von zwei wüsten Dorfstätten, Beierfeld und Mettlingerode, Dörfer, welche im Bauernkriege zerstört wurden und von denen noch einige unbedeutende Mauern stehen, ist besonders Mettlingerode zu erwähnen, weil in der Nähe der alten Kirchenmauer dieses Dorfes ein Brunnen ist, der früher, seines trefflichen Wassers wegen sehr berühmt war. Im J. 1651 quoll er zuerst, verlor aber schon nach 6 Wochen sein Wasser wieder. Zu Pfingsten des J. 1705 kam die Quelle, aber nicht ganz auf dem frühern Punkte, wieder zum Vorschein, wurde bekannt, überbaut, häufig besucht, sein Wasser in ferne Gegenden verschickt und selbst König Georg II. ließ sich, so oft er in Hannover anwesend war, täglich ein Fäßchen davon durch Estafette bringen. Das Wasser war krystallhell und gab, heiß gemacht, einen durchdringenden Geruch von sich. Schon lange ist diese Quelle aus der Mode gekommen, doch ist es in dieser wassersüchtigen Zeit leicht möglich, daß sie bald ihren frühern Ruhm wieder erlangt. In ihrer Nähe befindet sich jetzt ein Wirthshaus, „der Brunnen" genannt.

Zwischen Uehrde und Osterode steht auf dem Lausberge ein 2 F. hoher Sandstein, in welchen ein Kreuz und die Jahrzahl 1609 eingehauen ist. Die Sage erzählt, daß ein ruchloser Schäfer an dieser Stelle vom Blitz erschlagen und hier begraben wurde.

Zwischen Osterode und Gittelde liegen die unbedeutenden Trümmer zweier Burgen, der Pippings- und der Hindenburg. Die Geschichte weiß Weniges von ihnen zu berichten. Auf der Pippingsburg in der Nähe des Dorfes Windhausen, sollen die Herren von Windhausen, Abkömmlinge der alten Herren von Osterode, gehaust haben. Aus den Händen derer von Berkefeld kam sie endlich an die von Olbershausen. Die Hindenburg wurde, weil sich seine Bewohner allerlei Räubereien erlaubt hatten, im J. 1397 zerstört. Der junge Herzog von Braunschweig, Otto von der Leine, zog, durch Nordhausen, Mühlhausen und Erfurt verstärkt, vor die Burg, stürmte und eroberte sie, nahm 42 Räuber gefangen, ließ sie henken und schleifte das Raubnest.

Oestlich von Osterode liegt eine Reihe großer, schwarzer, von Erlengebüsch beschatteter Teiche, die Teufelsbäder genannt. Vorzugsweise heißt aber

das Teufelsbad

ein tiefer, unheimlicher Erdfall, der von steilen waldigen Bergwänden umgeben ist und dessen trübes, grünliches Wasser unergründlich sein soll. Düstre Sagen, dem schaurigen Orte angemessen, flüstern

aus den beweglichen Blättern der Erlen und den Aesten der dunkeln Tannen und flüchtigen Schrittes eilt der einsame Wandrer vorüber, wenn in der Dämmerung auf der Oberfläche umherschwimmendes Wurzelwerk oder versunkene Tannen aus der Tiefe hervorragen wie Arme eines riesigen Wasserthieres oder des schrecklichen Wesens, welches in früheren Zeiten gar oft in diesem Kessel erblickt wurde. Oft erblickte man nämlich sonst einzelne, scheußliche Glieder, die einem furchtbaren Riesen anzugehören schienen, auf der Wasserfläche, oft grinste plötzlich ein fürchterliches Antlitz mit feurigen, rollenden Augen den Nahenden an und überschüttete den Verwegenen mit Schlamm und Feuerklumpen; oft fuhr eine ungeheure, schwarze Schlange wild in dem Pfuhle umher, daß der schlammige Grund wallte und siedete, brauste und zischte, und das Volk erzählte sich, daß der Teufel von der verzehrenden Hitze der Hölle sich abkühle in dem frischen Bade und nannte das finstere Wasser das Teufelsbad.

In jener Zeit, als der Spuk besonders oft gesehen wurde, wo er bald als wüthender Stier auf zagende Weiber oder hilflose Kinder losrannte und sie in das grundlose Moor trieb, wo er als Wehrwolf Hirt und Heerde schreckte und als trügliches Irrlicht den des Weges unkundigen Fremdling in die verderbliche Tiefe lockte, — in jener Zeit hauste in den düstern Waldungen und Schluchten des Gebirgs ein verwegener Räuber, der sowohl den Thieren des Waldes als auch den friedlichen Menschen der Umgegend den Tod geschworen hatte. Sein Aeußeres war gräßlich und der Wanderer ahnte bei seinem Anblick sein Schicksal, suchte zu fliehen und war es doch nicht vermögend, denn tödtlicher Schreck fesselte ihn an den Boden und er wurde ein Opfer der gierigsten Habsucht und wildesten Blutgier.

Einst lag dieser gefürchtete Räuber, das Schrecken der Gegend, im Dickicht versteckt, am Wege und harrte lange Zeit, aber vergeblich, auf irgend eine Beute. Schon wollte er mit verdüstertem Antlitze in das Gebirge zurückwandern, als aus der Ferne Tritte ertönten und nach wenigen Augenblicken ein alter Mönch, das Bild des Gekreuzigten in der Hand, den Weg herabschritt. Den lauschenden Räuber hielt nicht das ehrwürdige Apostelhaupt des Paters, nicht das schwache Alter von seinem blutigen Handwerke zurück. Mit dem furchterregendem Rufe: „Halt!“ sprang er aus seinem Versteck hervor, forderte Geld und bedrohte den zitternden Greis mit dem Tode, wenn er zögere, seine Habe auszuliefern. Der Arme, der nichts besaß, konnte nichts geben und mit einem gewaltigen Schlage spaltete der Räuber das Haupt des Mönches und ging hohnlachend in die Gebüsche hinein.

Es dämmerte bereits, fern im Westen zuckten, wie Schlangen, im dunkeln Gewölk feurige Blitze, eine Todtenstille herrschte unter den Bäumen und eine drückende Schwüle wälzte sich mit Gebirgslast auf die Brust der Menschen, daß sie in scheuer Beklemmung nach dem langsam herannahenden Unwetter schauten. Nur der freche Mörder, dessen Hand noch vom Blute triefte, wanderte sorglos in

dem einsamen Forste dahin. Noch war er fern von seiner Höhle, in der er gewöhnlich die Nacht zubrachte, der Hunger quälte ihn und deshalb war es ihm sehr erwünscht, daß eine Köhlerfrau, mit einem Korbe auf dem Rücken, über den Weg schritt. „Halt!" rief der Räuber. „Gewiß hast Du Lebensmittel in Deinem Korbe und mich hungert. Gib schnell heraus oder Du gehst nicht lebend von dieser Stelle." Das Weib nahm den Korb vom Rücken, wandte ihn um, zum Zeichen, daß sie nichts habe, den Fordernden zu befriedigen und flehte um Schonung. Der Räuber aber zog wüthend, daß seine Hoffnung abermals vereitelt war, sein Schwert aus der Scheide und hob es fluchend zum verderblichen Streiche, doch plötzlich sank sein bewaffneter Arm schlaff herab, sein Körper fing an zu zittern, seine Augen schauten stier vor sich hin und ein furchtbares Zagen bemächtigte sich seiner denn das vor ihm stehende Köhlerweib wuchs plötzlich zu einer riesigen Höhe empor, furchtbare Krallen streckten sich gegen den bebenden Sünder aus und eine hohle Stimme rief: „Das Maaß Deiner Sünden ist voll, mache Dich bereit, wir sehen uns bald wieder!"

Der Räuber taumelte entsetzt zurück bei dem Anblicke des Furchtbaren, der mit einem schrecklichen Donnerschlage entschwand und den ganzen Wald mit mephitischen Dämpfen erfüllte. Seiner Besinnung beraubt lag der sonst so unerschrockene Mann am Boden und erst beim Anbruche des Morgens öffneten sich seine Augen wiederum und er blickte verwundert umher und es währte lange Zeit, ehe er im Stande war, das Vorgefallene in sein Gedächtniß zurückzurufen. Er hielt Alles für einen wüsten Traum und mit jeder Stunde schwand die Furcht, die sich seiner bemächtigt hatte und die frühere Rohheit und Frechheit kehrte wieder ein in seine Brust und schon am folgenden Tage zog er, von seinen Rüden begleitet, aus der bergenden Höhle hervor, der Fährte des Wildes nach. Da raschelte es im Dickicht und ein schwarzer Eber von ungeheurer Größe, wie ihn das Auge des Jägers selten erblickt, brach aus dem Gesträuch hervor und eilte in großen, schwerfälligen Sätzen den Berg hinab. Der Räuber löste die Hunde vom Riemen und folgte mit ihnen über Felsen und Höhen, durch Thäler und Wildbäche, dem immer in gleicher Entfernung vor ihm herlaufenden Thiere nach. Schon begannen die lechzenden Hunde zu keuchen, schon begann der schweißbedeckte Räuber mit langsameren Schritten nachzufolgen, schon war er entschlossen seine Beute fahren zu lassen; da schien es, als wenn auch dem Eber die Kräfte schwänden. Langsamer und schwerfälliger begann er zu laufen und der Räuber sammelte noch einmal alle Kraft und flog mit Sturmeseile durch den Wald dahin. Noch wenige Schritte war er von dem Thiere entfernt, das jetzt einen jähen Abhang hinablief. Der Räuber folgte mit der klaffenden Meute nach, stürzte aber im unaufhaltsamen Laufe in die unergründliche Tiefe des Teufelsbades, welches der finstere Geist des Abgrundes trügerisch mit dem frischen Grün eines Wiesenteppichs bekleidet hatte. Schäumend schlugen die schlammigen Wellen über dem der Hölle Verfallenen

zusammen und begruben ihn in ihren geheimnißvollen Schooß; aus den düstern Erlengebüschen aber erschallte ein heiseres Lachen und eine schwarze, riesige Gestalt stürzte aus dem Gesträuch hervor und mit weit geöffneten Krallen dem Versunkenen in die schaurige Tiefe nach.

Und jede Spinnestube spricht
Von diesem Abenteu'r
Und wünscht den wilden Bösewicht
In's tiefste Höllenfeu'r.
Der pflegt noch, bis die Hahnen krähn,
Das Blutschwert in der Hand,
Mit glüh'nden Augen umzugehn,
Wie männiglich bekannt!

C. Duval.

Geschichte der Stadt Merseburg.

Nicht nur wegen der Annehmlichkeit ihrer Lage in einer sehr fruchtreichen Ebene, die sich hier in einem Abhange an die reizende Saalaue schließt, und wegen ihrer Alterthümlichkeit, sondern auch als ehemaliger Schauplatz Römischen Heldenthums, späterhin als gräfliche, bischöflsche und herzogliche Residenz, sowie gegenwärtig als Sitz einer Königl. Preuß. Regierung verdient die Stadt Merseburg unsere Aufmerksamkeit. —

Die geschichtlichen Angaben über den Ursprung des Namens und über das Alter derselben sind höchst verschieden. Einige leiten ihre Gründung, wie ihren Namen von einem alten deutschen König Marso ab, dessen Herrschaft man in die Zeit des Patriarchen Noah versetzt haben will. Andere schreiben die Erbauung dieser Stadt den Römern zu, und meinen, sie habe ihren Namen von dem unter den Römern verehrten Kriegsgotte Mars, dem hier ein Tempel aufgebaut worden sei, erhalten. — Bei dieser Ansicht würde die Entstehungszeit dieser Stadt entweder kurz vor oder kurz nach Christi Geburt zu setzen sein. Am natürlichsten möchte vielleicht ihr Name von dem Marschlande (Sumpfgegend) in dem sie erbaut ward, herzuleiten sein. Nach dem Zeugnisse der frühesten Schriftsteller ist sie die älteste Stadt in Obersachsen. —

Seit ihrer ersten Gründung hat sie in hohem Ansehn gestanden. Oft hielten die deutschen Kaiser hier lange Zeit ihr Hoflager, nicht selten wurden zahlreich besuchte Turniere, glänzende und andere Reichsversammlungen hier veranstaltet. Zur Zeit des noch hier herrschenden Heidenthums war sie der Sammelplatz bei abgöttischen Volksfestlichkeiten; kurze Zeit nachher, als das durch Kaiser Karl dem Großen im Sachsenlande eingeführte Christenthum, in ihr festen Fuß gefaßt hatte, ward sie zu einem Bisthum erhoben und von ihr aus erstreckte sich über einen bedeutenden Landstrich das geistliche Regiment. Sehr häufig ward sie jedoch auch durch Kriege und Feuersbrünste schwer heimgesucht, und bald theilweise, bald sogar wie

am Vorabend des Johannistages im Jahr 1387, fast gänzlich durch Brand zerstört.

Ihre erste Grundlage war ohne Zweifel die jetzige Vorstadt Altenburg. Da, wo dort die Kirche St. Viti und das Weinberghaus steht, sind noch die Ruinen einer alten Cidatelle sichtbar, deren Alter gewiß sehr weit hinaus steht. Nicht an der Stelle, wo jetzt das Schloß sich befindet, sondern vielmehr von der Domkirche südlich, da, wo jetzt die Dompropsteigebäude stehen, soll die alte römische Burg, sowie der Tempel des Mars gestanden haben, von dem einige den Namen dieser Stadt ableiten. Frühzeitig ward diese Burg zerstört. Schon der römische Feldherr Germanicus (um das Jahr 14 oder 16 nach Christi) und der Kaiser Antonius Pius (um das Jahr Christi 160) sollen bedeutende Verbesserungen an dieser Stadt gemacht haben. Besonders verdient machte sich um dieselbe der König der Franken Meerwig, um das Jahr 483, von dem auch einige den Namen dieser Stadt ableiten, indem sie behaupten, sie habe früher die Meerwigsburg geheißen. Er ließ sie mit einem weiten Graben und starken Mauern bis an den Geißelfluß und das über demselben hinausliegende Dorf, Gysila hin umgeben. Carl der Große ließ um das Jahr 806 die verfallenen Mauern der Stadt ausbessern, und sie in einen befestigtern Zustand versetzen. Er erhob den Ort zu einer Grafschaft und gründete daselbst die erste christliche Kirche, die er dem St. Johannes weihete. Seit dieser Zeit faßte auch das Christenthum erst Fuß daselbst. Merkwürdiger noch ist das, was die Kaiser Heinrich der Vogelsteller und sein Sohn Otto I. für diese Stadt thaten. Jener umgab sie mit einer neuen festeren Mauer, baute die, durch die Hunnen zerstörte Johanniskirche wieder auf und legte in der Nähe derselben ein ansehnliches Schloßgebäude an. Sein Sohn Otto der Große gründete hier ein Bisthum und an der Stelle, wo die jetzt noch vorhandene schöne Domkirche steht, auf Veranlassung eines am Laurentiustage des Jahres 966 über die Hunnen erfochtenen Sieges, eine Kirche, die er jenem christlichen Märtyrer, nach welchem der Siegstag benannt war, weihete. Jedoch ward auch diese Kirche nachmals wieder zerstört, und erst Kaiser Heinrich der Zweite hat den Ruhm, die noch jetzt vorhandene Domkirche erbaut zu haben. Auch nach ihm stürzten jedoch mehrmals Theile jenes Gebäudes wieder zusammen und die völlige Vollendung desselben reicht ziemlich bis zum Reformationszeitalter heran.

Die Stadtkirche St. Maximi ist ebenfalls in ihrer ersten Gestalt nicht mehr vorhanden. Im Jahre 1432 ward die alte Kirche theilweise abgebrochen und neu aufgebaut. Die Kirche St. Sixti, deren Thurm und Ruinen jetzt noch stehen, soll unter Kaiser Heinrich den Dritten, etwa um das Jahr 1045, erbaut worden seyn, weil die Kirche St. Maximi für die ganze Stadtgemeine zu beschränkt war. — Sie ward im Jahre 1327 zu einer Stiftskirche erhoben; verfiel jedoch nach und nach, weil man lange Zeit in Reparirung derselben zu nachlässig war. Man hat mehrmals versucht,

sie wieder aufzubauen, das Unternehmen ward jedoch immer wieder gehindert. —

Die Kirche St. Viti in der Altenburg ist nicht die ehemals zu dem neben anliegenden St. Petrikloster gehörige Kirche, sondern sie soll um das Jahr 1200 aus dem zu jenem Kloster gehörigen Kreuzgange zu einer Kirche umgewandelt und eingerichtet worden sein. —

Die merkwürdigste Kirche der Stadt ist ohne Zweifel die Kirche St. Thomä Cantuariensis in der Vorstadt Neumarkt. Sowohl ihrer seltenen Bauart wegen, als auch darum, weil sie noch größtentheils in ihrer ursprünglichen Gestalt vorhanden ist, verdient sie einer etwas nähern Betrachtung. Der bloße Anblick dieser Kirche führt den mit der Bauart des Alterthums nicht ganz Unbekannten auf ihr hohes Alter. Sie ist in Form eines scharfen Kreuzes erbaut. Gegen Morgen endigt sie sich in einen kleinen, halbrunden Anbau, der einer Capelle ähnlich, und außen mit dem alterthümlichen steinernen Perlenkranze verziert ist. Gegen Abend auf der Nordseite befindet sich ein ziemlich hoher, viereckiger Thurm, dessen oberster Aufsatz jedoch nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden, sondern bei einer spätern Reparatur wahrscheinlich sehr merklich verändert worden ist. Diesem Thurme gerade über, auf der Südseite der Kirche, muß ein gleicher Thurm entweder schon gestanden haben, oder doch bis auf eine gewisse Höhe zu bauen angefangen worden sein. Die Mauern der Kirche zeigen hiervon die deutlichsten Spuren. Um vieles imposanter würde die Ansicht dieser Kirche, besonders von der Abendseite aus sein, wenn jener Thurm noch vorhanden wäre. Auf beiden Seiten der Kirche, gegen Mitternacht und Mittag, waren sonst Seitenhallen angebaut, nach Aussage der Chronikenschreiber der Kreuzgang für die Nonnen, welche im 14. Jahrhundert aus einem Benedictinerkloster zu Zwenkau hierher versetzt worden waren.

Die südliche Halle muß schon sehr frühzeitig abgebrochen worden sein; doch die Spuren ihres ehemaligen Daseyns sind unverkennbar. Die nördliche Halle, welche, wie aus der gothischen Bauart derselben zu schließen war, später errichtet worden, als die Kirche selbst, die im byzantinischen Style erbaut ist, hatte sich noch ziemlich gut, bis auf unsere Zeit, erhalten.

Bei der im August 1825 begonnenen, im November 1826 vollendeten großen Reparatur dieser Kirche ward auch jene nördliche Halle abgebrochen, vorzüglich deshalb, weil sie der Kirche von der einen Seite das Licht benahm. Das in ihrer Vordermauer sich befindende, halb verschüttete, ausgezeichnet schöne Hauptthor ward ausgegraben und in die Mitte des nördlichen Vorstoßes des Kreuzgebäudes zur größten Zierde desselben versetzt, dagegen ward die früher an jener Stelle befindliche kleinere Pforte in der Nähe des Thurmes als zweiter Eingang der Kirche eingebaut. — Zu bedauern ist es, daß der Fuß jener Kirche fast drei Ellen hoch durch die, wegen des oft stattfindenden hohen Wasserstandes nöthig gewordene Ausfüllung verschüttet ist. Hierdurch sind die schönen Säulen, welche sonst die Seitenhallen von der Kirche selbst trennten, fast zur Hälfte dem Auge

entzogen, ein Fehler, der jedoch jetzt weniger bemerkbar ist, weil die Seitenwände durch die Frauenstühle verdeckt werden.

Es läßt sich kaum bezweifeln, daß um die Erbauungszeit der Kirche die Localität hier eine ganz andere gewesen sei, als sie gegenwärtig ist. Der jetzt unweit der Kirche vorbeifließende Arm der Saale ist wahrscheinlich erst später gegraben und der ganze Neumarkt gegen die Ueberschwemmungen der alten Saale vielleicht durch hohe Dämme geschützt gewesen. Gewöhnlich schreibt man die Erbauung dieser Kirche dem Bischof Rudolph von Merseburg zu, der im Jahre 1239 zum Bischofthum gelangte. Doch weder dieser Zeitraum, noch die auf der Abendseite der Kirche am Fuße des Thurmes eingehauene Jahrzahl 1198 scheint die Zeit ihrer Erbauung richtig zu bezeichnen. Nur in der jetzt abgebrochenen Seitenhalle befand sich an den Fenstern der Spitzbogen, an der Kirche selbst herrscht überall der Rundbogen. Bei ihrer frühern innern Beschaffenheit war das Schöne ihrer architektonischen Verhältnisse gar nicht zu erkennen, da sie außerordentlich mit Chören, Capellen und einzelnen Männer- und Frauenstühlen verbaut war. Jetzt da alles Ueberflüssige von ihr entfernt ist, gewährt ihr Inneres, besonders von der Abendseite und namentlich von dem Orgelchore aus, einen sehr schönen Anblick.

Der jetzt wegen der Ausfüllung der Kirche zum Theil abgetragene Altar ward im Jahre 1695 und die jetzt noch vorhandene, wohlklingende Orgel im Jahre 1697 erbaut. Im Jahre 1669 und 1716 wurden schon bedeutende Reparaturen an dieser Kirche vorgenommen, doch noch nie wohl hat sie eine so bedeutende und zweckmäßige erhalten, als die vorerwähnte, gegenwärtige. Das ehrwürdige Gebäude war seinem Untergange nahe, durch die erhaltene Reparatur ist es fähig gemacht, noch Jahrhunderte auszudauern. Als zu dieser Kirche gehörige Merkwürdigkeit verdient noch ein alter Taufstein erwähnt zu werden. Er ist aus einem Rothstein gehauen, 4 Fuß 2½ Zoll hoch und 4 Fuß 1½ Zoll rhein. breit. An seinem Fuße sind ringsum Thiergestalten, als Sinnbilder des Thierdienstes, rund um ihn, über diesen Thiergestalten sind in zwölf Feldern zwölf Propheten, auf deren Schultern die zwölf Apostel ruhen, eingehauen, eine sinnbildliche Andeutung, wie durch das Juden- und Christenthum der Götzendienst verdrängt, und das Christenthum auf dem Judenthum aufgebaut worden ist. Auf der Oberfläche dieses Steins ist ein tiefer Kessel und in alter sehr unleserlicher Schrift um denselben das lateinische Distichon gehauen:

Hos deus emunda, quos istis abluit, unda
Fiat ut, interius, quod fit et exterius.

Zu deutsch:

Reinige du, Gott! die, die hier das Wasserbad reinigt,
Daß das Innere rein, rein wie das Aeußere wird.

Im Jahre 1544 ward die Stadt Merseburg wieder mit einer sehr heilsamen Anstalt bereichert. In demselben nämlich ward das hiesige

Domgymnasium und zwar ursprünglich als eine sogenannte Fürstenschule in der Beschaffenheit, gegründet, daß daselbst 70 Knaben unentgeldlich erhalten und unterrichtet wurden.

Unter Bischof Michael Sidonius wurde jedoch jener Anstalt diese Vergünstigung wieder genommen und auf die zu Grimma neuerrichtete Landesschule übergetragen. Doch unter dem Churfürst August wurden im Jahre 1575 die verfallenen Schulgebäude wieder erneuert und größtentheils mit Emolumenten versorgt, deren sich diese nützliche Anstalt noch jetzt erfreut. Auch der bekannte Herzog Christian, dem Merseburg in baulicher Hinsicht so viel und unter andern auch das schöne, jetzt zu einem Kaffeehause umgewandelte, Teichhaus verdankt, machte sich um diese Anstalt sehr verdient.

Unter den weltlichen Gebäuden dieser Stadt verdient ohne Zweifel das zuerst bischöfliche, nachmals fürstlich sächsische Residenzschloß, jetzt Königl. Regierungsgebäude, unsere besondere Aufmerksamkeit. Schon die Annehmlichkeit seiner Lage auf einer Anhöhe, an deren Fuße sich die Saale hinwindet, und von wo aus der Blick mit Vergnügen über die üppigen Fluren der schönen Saal- und Elsteraue, von der Stadt Halle über Skeuditz, Leipzig bis Lützen in einem großen Halbzirkel hinschweifen kann, giebt ihm einen großen Werth. Es ist in einem Quadrat von bedeutendem Umfange gebaut, dessen Mittagsseite jedoch durch die Domkirche geschlossen ist. Die Alterthümlichkeit, die es an seiner Stirne trägt, die vielen hohen Erker und die 7 Thürme, mit denen es verziert ist, und von denen besonders der sogenannte weiße Thurm, der bis in seine äußerste Spitze aus Mauerwerk besteht, ein wahres Meisterwerk der Baukunst ist, geben ihm ein sehr ehrwürdiges, stolzes Ansehn. Merseburg würde, besonders aus der Ferne, bei weitem den schönen Anblick nicht gewähren, wenn jenes alterthümliche Gebäude es nicht zierte. Es soll von dem Bischof Heinrich von Wahren etwa um das Jahr 1250 zu bauen angefangen worden sein. Doch was dieser aufgebaut hatte, ward durch den Bischof Thilo von Throta um das Jahr 1470 wieder niedergerissen und an derselben Stelle das jetzt noch vorhandene Schloßgebäude aufgeführt. Nach ihm waren es besonders die Bischöfe Vicentius und Michael sowie der mehrerwähnte Herzog Christian, die für die Erweiterung und Verschönerung des Schlosses sehr viel thaten.

Bischof Vicentius erbaute das Küchen-, Back- und Brauhaus, sowie den dabei befindlichen großen Pferdestall. Bischof Michael ließ den großen Weinkeller graben, welcher späterhin zur Aufbewahrung des, in den fürstlichen Weinbergen gewonnenen Weines gebraucht ward. Herzog Christian ließ im Jahre 1665 das äußere Eingangsthor bauen, das ganze Schloß renoviren und mit vielen Zimmern noch verschönern. Bis in das Jahr 1561, wo der letzte Bischof Michael Sidonius starb, war es der Sitz der Bischöfe.

Späterhin war es die Residenz der Herzöge von Merseburg. Von dem Jahre 1738 an, wo der letzte Herzog Heinrich starb, blieb es größtentheils unbewohnt, doch befand sich darin eine Woh-

nung des Stiftsdirectors und die fürstliche Kammer. An den Stiftstagen diente es zur Aufnahme der churfürstlichen Gesandten, sowie zum Versammlungsorte der Stände bei Geschäftszusammenkünften, wie bei Feierlichkeiten und Lustbarkeiten. Seit dem Jahre 1815 ist es der Königl. Regierung als Geschäftsgebäude überwiesen.

Von merkwürdigen Gebäuden verdienen hier noch die beiden Rathhäuser, sowie die Wasserkunst in der Vorstadt Altenburg erwähnt zu werden. Das Rathhaus zum tiefen Keller, dessen erste Erbauung nicht ganz sicher ausgemittelt werden kann, ward in seiner gegenwärtigen Gestalt nach dem im Jahre 1744 entstandenen großen Brande wieder aufgebaut.

Das neue Rathhaus auf dem Markte ward von dem Rathe der Stadt im Jahre 1524 zu bauen angefangen und im Jahre 1628 vollendet. Die Erbauung desselben kostete an 7000 Fr.

Durch die um das Jahr 1629 erbauete und durch den Herzog Heinrich kurz vor seinem Tode bedeutend verbesserte Wasserkunst wird das Saalwasser durch die Vorstadt Altenburg, durch den Schloßgarten, sowie über den ganzen Dom in hölzernen, unterirdischen Röhren geleitet. Leicht könnte jene nützliche Anstalt auch zur Verschönerung der Stadt und des schönen Schloßgartens durch Springbrunnen benutzt werden.

Noch manche andere Merkwürdigkeit aus der Vergangenheit würde hier unsern Blick fesseln, doch enge Grenzen sind uns gesteckt und unser Auge verweile deshalb nur noch auf einigen Merkwürdigkeiten aus der Gegenwart. Vor allem fesselt hier unsere Aufmerksamkeit die neu erbauete Bürgerschule.

Das Bedürfniß eines neuen, erweiterten Schulgebäudes ward bei uns lange und tief gefühlt, und es ward dasselbe immer dringender, je mehr sich die Kinderzahl in der Stadt mehrte. Schon im Jahre 1818 ward zwar jenem Bedürfnisse einigermaßen dadurch abgeholfen, daß man in dem alten auf dem tiefen Keller befindlichen Schulgebäude mehrere neue Einrichtungen machte, und auf dem neuen Rathhause einige Zimmer zum Gebrauch für die Bürgerschule einräumte. Doch dies war ja immer nur ein Nothbehelf. Nach mancherlei, zwischen der Königl. Regierung und dem Stadtrathe gepflogenen Verhandlungen kam es endlich im Jahre 1825 dahin, daß in der Mitte der Stadt auf dem sogenannten Tekinoberge der Grund zu einem neuen Bürgerschulgebäude gelegt ward. Wegen der nah vorüberfließenden Geißel war die Grundsteinlegung mit manchen Schwierigkeiten und größeren Kosten verbunden, doch wurden alle diese Hindernisse glücklich überwunden und das Gebäude im Herbst des Jahres 1826 vollendet, und den 28. September gedachten Jahres feierlich eingeweiht. Die Kosten der Erbauung, die sich über 12,000 Thlr. belaufen, trägt die Stadtcommune Merseburg. Durch ein aus den Fonds des St. Andreas-Hospitals in der Vorstadt Neumarkt durch die Königl. Regierung bewilligtes Darlehn ward es der Commune möglich, den beabsichtigten Zweck schnell und glücklich zu erreichen. Das Gebäude ist von bedeutender Größe (40 Fuß lang

und 20 Fuß tief) äußerlich, ein wirkliches Prachtgebäude, innerlich sehr bequem, nett und zweckmäßig eingerichtet. Das Ganze war auf zwölf Schulzimmer und eine Wohnung für den Castellan berechnet. Da jedoch für den gegenwärtigen Bedarf acht Schulzimmer hinreichten, so ward in dem zweiten, als dem obern Stockwerk, in der Mitte des Gebäudes, ein schöner, geräumiger Saal und auf jeder Seite noch ein Schulzimmer angelegt. In dem Erdgeschoß befinden sich, wie in dem obersten Stockwerk, vier Klassen. Die Zimmer haben die gehörige Größe und das nöthige Licht.

Für Jahrhunderte hinaus kann dieses Gebäude, wenn Gott es behütet, die Stelle einer Bürgerschule vertreten, denn selbst dann, wenn die Bevölkerung von Merseburg noch bedeutend wachsen sollte, wird es groß genug sein, die Schuljugend der Bürgerschaft zu fassen. Haben nun freilich wohl Opfer dargebracht werden müssen, um einen großen Zweck durchzuführen und müssen deren auch noch mehrere gefordert werden: gewiß wird die Nachwelt uns den Dank nicht versagen, die da erntet, wo wir säeten; wie auch wir da ernten wo die Vergangenheit säete.

Im Ganzen hat Merseburg seit einem Jahrzehnt außerordentlich viel an Freundlichkeit des Ansehns nicht nur, sondern auch an zweckmäßigen Einrichtungen gewonnen. Hauptsächlich verdankt sie dies den Anordnungen der Königl. Regierung.

Ein großer Uebelstand und Nachtheil für die Stadt war die sonst alljährlich eintretende Ueberschwemmung eines Theils derselben. Durch die Erhöhung des Straßenpflasters über den höchsten Wasserstand ist jener Nachtheil, freilich nur mit bedeutendem Kostenaufwande entfernt worden. Das sonst vorhandene schlechte Straßenpflaster überhaupt ist durch neues, besseres ersetzt. Die düstern, alterthümlichen Thore sind abgebrochen und an deren Stelle neuere Säulenthore getreten; ein Umstand, mit dem sich freilich der Alterthumsliebhaber nicht recht befreunden will. Auch außerhalb der Stadt sind mehrere sehr zweckmäßige, zur Verschönerung der Stadt dienende Einrichtungen gemacht worden. Eine sonst vor dem Sixtithore befindliche große Sandgrube ist ausgefüllt und zu einem kleinen Park umgewandelt und manche andere wüste Plätze durch Anpflanzungen verschönert und nutzbar gemacht worden.

Da bei der vergrößerten Einwohnerzahl die Wohnungen jetzt mehr gesucht werden, als sonst, so haben sich auch viele Einwohner der Stadt beeifert, wüste Baustellen wieder mit Gebäuden zu besetzen, verfallene Wohnungen zu repariren und verdüsterte zu verschönern, und mit Gewißheit kann man behaupten, daß, wer Merseburg vor zwanzig Jahren und seitdem nicht wieder gesehen hat, es kaum wieder erkennen würde. Freilich hat so manche Anstrengung gemacht werden müssen und muß gemacht werden, doch wo das Gute, das Nützliche, das Schöne gedeihen soll, da kostet es Kraftanstrengung, Fleiß und Aufopferung.

Thg.

Groß-Vargula.

Nicht an den großen und viel belebten Heerstraßen allein, nicht auf den bis in die Wolken emporragenden, Meilen weit ausgedehnte Gauen beherrschenden Bergen und riesenhoch aufgethürmten Felsen nur; nicht da ausschließlich, wo weit in das Land hinein schimmernde Ueberbleibsel großartiger, alterthümlicher Kunstwerke und hochberühmter Stammburgen, die Denkwürdigkeiten der Geschichte dem Wanderer entgegen predigen, dem Forscher in dem Buch der Vergangenheit Halt gebieten und ihn zur Beachtung tausendfach beschriebener und gefeierter Merkwürdigkeiten einladen; nicht da allein, Freund der Geschichte, sinniger Sammler der Erinnerungsmale längst in tiefes Dunkel versunkener Vergangenheit, sei der Ausbeute Deines Forschens gewärtig; — auch da, wo Dich auf wenig befahrenen Feldwegen oder kaum beachtungswerth scheinenden Fußpfaden, die Richtung abwärts führt, von der breiten, ebenen Bahn durch grünende Saatfelder, nährende Triften und buschumzäunte Wiesen, wo Dir von fern herüber, aus laubgrüner Umgebung die Spitze eines einzelnen Kirchthurmes, das Läuten der Abendglocke, das Blöken der heimziehenden Heerde, der Feierabendgesang harmloser Landleute und das Bellen wachsamer Hofhunde, das Dasein eines abgelegenen Dörfchens verkündet, auch da findest Du oft, was Du nicht geahnet, reichen Stoff zu merkwürdigen, alterthümlichen Erinnerungen und vielbedeutende Anklänge geschichtlicher Beziehungen aus uralter, vielbewegter Zeit. — Besonders reich an Erinnerungszeichen dieser Art, sind die Gauen des Thüringer Landes und namentlich das in vielfachen Krümmungen sich hindurch ziehende Unstrut-Thal.

In diesem Thale, wenn man es von Langensalza aus verfolgt und Merxleben und Negelstädt passirt hat, gelangt man zu dem Dorfe Groß-Vargula, dessen Fluren nordöstlich und östlich an Klein-Vargula und Herbsleben, südlich an Döllstedt, westlich an Gräfen-Tonna und nördlich an Clettstedt grenzen, und welches vermöge der Krümmungen des Thales, in der Entfernung von einer Viertelstunde

erst, dem Auge sichtbar wird. — Still und abgeschieden liegt es da in anspruchsloser, ländlicher Ruhe, und seine Bewohner bewegen sich in unbefangener Thätigkeit und Heiterkeit, gewiß größtentheils ohne Ahnung von den geschichtlich merkwürdigen Beziehungen, die sich an seine Räumlichkeit knüpfen. —

Auf dem Wege von Merxleben her bietet Groß-Vargula einen malerischen Anblick dar, besonders wenn die Abendsonne die Unstrut versilbert und die Fenster des Schlosses in Feuer setzt; dann hebt sich aus dem Schatten des Laufgrabens das Dach der Kemnate kühn hervor; die auf dem Berge gegenüberliegende Kirche erglänzt und die an den Wendungen des Flusses angebauten Häuser blicken freundlich aus den sie umgebenden Gärten hervor; vor dem Berge aber, welcher den Hintergrund schließt, erhebt sich, an heilige Erinnerungen mahnend, der Bonifaciushügel mit seinen vier Linden empor, um dem Bilde gleichsam die Weihe zu geben. Laß uns mit einander, freundlicher Leser, hier einen Ruhesitz aufsuchen und während die Abendsonne vollends hinunter sinkt, Dir mittheilen, was uns Thüringens fleißiger Chronist, Olearius, und andere Historiographen Bemerkenswerthes von Groß-Vargula aufbewahrten und was der würdige, dermalige Prediger des Ortes, Herr Pastor Zacke, freundlich bemüht war, aus den leider auch hier, wie an den meisten Orten, nur höchst mangelhaft vorhandenen geschichtlichen Nachrichten zu erläutern und zu ergänzen.

Dunkel, des entschiedenen, bedeutenden Alters wegen, ist zwar die Erbaung und Entstehung des Namens von Groß-Vargula; doch in Ermangelung anderer fest verbürgter Nachrichten, aber auch vorhandener Gegenbeweise, wollen wir annehmen, was Olearius davon, als aus Petr. Albinus, Toppius, Georg Fabricius, Laur. Peckenstein und andern Chronisten entlehnt, erzählt, woraus doch allerwenigstens, das bedeutend hohe Alter von Groß-Vargula hervorgeht. Er sagt nämlich: Vargula habe erst Varila geheißen, wie es auch in einem Kaufbriefe von 1385 zwischen dem Teutschen Orden und dem Rath zu Erfurt genannt sei; und es habe seinen Ursprung und Namen dem Feldhauptmann des Kaisers Augustus Quintilius Varus zu verdanken, welcher vom zehnten bis zum zwölften Jahre nach Christi Geburt Deutschland durchzogen und sich mit seinem Kriegsheere hier gelagert habe. Zur Bestätigung führt er aus einem älteren Gelehrten, Joh. Hintrem, folgende Stelle eines Buches unter dem Titel: „Spiegel des Geizes, wider die Wiedertäufer 1620," an: „Als Quintilius Varus vom Keyser Augusto mit etlichen Legionen Römisches Volkes in Teutschland gesandt war, die Teutschen unter der Römer Joch zu zwingen, wie denn auch gemeldeter Varus so weit kam, daß er in Thüringen an der Unstrut ein Schloß, nach seinem Namen Varila genanndt, bauete, welches noch den heutigen Tag stehet, rüstet sich der Teutschen Oberster Fürste Arminius genanndt wieder ihn." — Auch wird in jenen Schriften unser Vargula schon Großen-Vargel genannt, zum Unterschiede des benachbarten Klein-Vargel, welches später erbauet

worden und im Jahr 1516 in einer eigenthümlichen Beziehung erwähnt wird, nämlich in einem von Claus und Curt Vitzthum von Ekstett unterschriebenen Gevatterbrief an den Rath zu Tennstedt, in welchem derselbe eingeladen wird, Pathenstelle bei der Taufe einer Glocke in Klein-Vargel zu vertreten.

Olearius muß eine besondere Vorliebe für Vargula gehabt haben, indem er, um ihm eine ausgezeichnete Berühmtheit beizulegen, die wohl in mehr als einer Beziehung gewagte Behauptung aufstellt, daß Kaiser Carl der Große zwar zu Ingelheim in der Pfalz geboren, aber in Vargula empfangen worden sei, und führt hierzu sogar als Beweis eine Stelle an, aus einer Uebergabsacte, nach welcher Kaiser Carl die Vargelsche Pflege dem Stifte Fulda geschenkt, welche wörtlich lautet: „Donamus et contradimus terram conceptionis nostrae, hoc est, totam provinciam circa flumen Unstrut, ipsamque chortem nostram Vargulaba cum omnibus pertinentibus suis, sicut eam nos a parentibus nostris in proprietatem accepimus.“ — Ohne der Berühmtheit von Groß-Vargula zu nahe treten zu wollen, müssen wir den Glauben an die Autentität dieser Behauptung und an den angeführten Beweis, eines Jedem eigener Willkühr überlassen; — und gehen zunächst auf die Herren oder Besitzer von Vargula über, in welchen bedeutende Veränderungen statt fanden: —

Nach dem Untergange des Thüringischen Königreichs anno 524 kam auch Vargula mit ganz Thüringen unter die Oberherrschaft der fränkischen Könige, aus welcher es, nach der vorher citirten Schenkungs-Urkunde Kaiser Carl des Großen, an das Stift Fulda übergegangen wäre. — Vom Jahre 1017 an finden wir es im Besitz der Freiherren, Schenken von Vargula, oder vielmehr zuerst nur, der Freiherren von Vargula, von welchem tapfern und vielberühmten teutschen Rittergeschlecht, der Erste und Aelteste, Namens Albrecht, Friedrichs des Ersten, Burggrafen zu Meißen, Tochter zur Gemahlin gehabt; desgleichen treffen wir einen Wilhelm, Freiherrn von Vargula, anno 1042, auf einem Turnier zu Hall. — Als im Jahre 1130 Kaiser Luther der Sachse seinen Tochtermann, den Landgrafen Ludwig von Thüringen zum Fürsten erhob, unterwarf er ihm nicht allein die Thüringischen Grafen zu Lehnsleuten, sondern ordnete ihm auch mehrere der angesehensten Edelleute zu besondern erblichen Aemtern und Ehrendiensten (Hof-Chargen) zu; nämlich: der von Vargula wurde zum Schenken (Mundschenk), der von Schlotheim zum Truchseß (Oberaufseher über Hof und Küche), der von Ebersberg zum Marschall (Ceremonienmeister), der von Vaner zum Kämmerer, und der von Kirchberg zum Burggrafen ernannt. — Von dieser Zeit an treten unsere Freiherren unter dem Namen Schenken von Vargula auf. Sie waren unternehmende und tapfere Kriegshelden, wovon wir nur folgende Beispiele herausheben: Nachdem Kaiser Otto IV. im Jahre 1212 Weißensee überfallen und verbrannt, Landgraf Herrmann es aber wieder erbauet und befestiget hatte, erschien anno 1213 abermals ein kaiserli-

ches Kriegsheer vor Weißensee und bedrängte die ganze Umgegend; da zogen die Kriegsobersten des Landgrafen, Graf Günther von Schwarzburg und Rudolph Schenk von Vargula, gegen das kaiserliche Heer aus und lieferten demselben am St. Niclastage bei Tennstedt ein Treffen. Rudolph ward mit einem Pfeil in den Schenkel geschossen, wovon er lebenslang lahm blieb; die Kaiserlichen wurden geschlagen und die Grafen Friedrich von Beichlingen und Ludwig von Stolberg gefangen genommen. Die Thüringer machten gute Beute und die gefangenen Grafen und Edelleute mußten sich mit bedeutenden Geldsummen loskaufen. — Kaiser Friedrich II. führte anno 1227 eine bedeutende Kriegsmacht gegen die Saracenen nach Palästina, und Rudolph Schenk von Vargula führte in diesem Zuge des Kaisers Haupt-Fahne. — Als im J. 1248 die Landgräfliche Familie ausstarb, und Hessen und Meißen um deren Besitz in Streit geriethen, standen die Grafen von Schwarzburg und Kefernburg den Hessen bei, Walther Schenk von Vargula aber schlug sich auf die Seite des Marggrafen Heinrich von Meißen, bekriegte die Grafen, und nahm vier Grafen, zweie von Schwarzburg und zweie von Kefernburg, gefangen, welche sich ebenfalls mit großen Summen auslösen mußten und dann einen ewigen Frieden mit den Schenken schlossen. — Derselbe Schenk brannte auch in diesem Kriege Ordruff nieder. — Im J. 1358 erbaute Rudolph Schenk von Vargula das Schloß Rudolphstein, um aus demselben die Eisenacher, welche sich den Hessen ergeben hatten, zu beobachten; nach Beendigung des Krieges (1263) wurde dieses Schloß jedoch wieder geschleift. — In demselben Jahre (1263) leistete Herzog Albrecht der Große von Braunschweig den Hessen gegen Thüringen und Meißen Beistand und richtete auf dem Durchzuge zu Groß-Vargula bedeutenden Schaden an. — Diese Unbill zu rächen, sammelte Rudolph Schenk von Vargula in Abwesenheit Marggraf Heinrichs eilig einen Kriegshaufen, zog damit am Abend des Tages Simon Judä aus Leipzig, überfiel und schlug den Feind in derselben Nacht bei dem Dorfe Wicklin im Stift Merseburg, ohnweit Halle, und nahm den verwundeten Herzog von Braunschweig, die Grafen Heinrich und Otto von Anhalt, Graf Heinrich von Schwerin, Graf Hans von Eberstein, viele andere Ritter, 566 Kürassiere und über Tausend gemeine Reisige gefangen. Dieser Krieg brachte nicht allein reiche Beute und hohes Lösegeld für die Gefangenen, sondern die Hessen mußten auch von dem Anspruch auf Thüringen abstehen und wurde zu diesem Ende die erste Erb-Einigung zwischen Thüringen und Hessen geschlossen. — Anno 1274 wallfahrtete ein Schenk von Vargula, dessen Name nicht angegeben ist, nach Jerusalem zum heiligen Grabe, wurde von den Saracenen gefangen, trat bei denselben in Kriegsdienste und focht mit ihnen tapfer und ritterlich. Auf einem Zuge gegen die Tartaren gerieth er in der Letzteren Gefangenschaft und verheirathete sich mit einer Tartarin. Als er jedoch mit einer Gesandtschaft zu dem König von Polen geschickt wurde, nahm er die Gelegenheit wahr und flüchtete mit seiner Gemahlin wieder in die

Heimath. Letztere wurde in Reinhardtsbrunn begraben und es stand auf ihrem Leichenstein folgende Inschrift: Anno Domini 1286 obiit Cythavia Russica, generosi Domini Baronis de Vargila gemma honestissima. Orate pro ea.

Mit so viel Ruhm und Ehre die Schenken von Vargula in der Geschichte genannt sind, eben so rühmlich und ehrenvoll war auch der Umstand, welcher nach glaubwürdigen Nachrichten die Veranlassung gab, daß sie den Namen ihres lange behaupteten Besitzthums ablegen mußten. Es war nämlich Albrecht Schenk von Vargula, welcher als Oberhofmeister der unglücklichen Gemahlin Landgraf Albrechts, Margarethe, am 24. Juni 1270 in der Nacht auf der Wartburg, diese hart bedrängte und in Lebensgefahr schwebende Fürstin aus den Händen ihres grausamen Gemahls durch die Flucht befreiete. Des Landgrafen ganze Ungnade fiel deshalb auf den edlen Ritter und beraubte ihn der Herrschaft Vargula und aller seiner Güter. Das dergestalt aus seinem Eigenthum vertriebene Freiherrn-Geschlecht wendete sich nach dem Schlosse Tautenburg und schrieb sich sofort nicht mehr Schenken von Vargula, sondern Schenken von Tautenburg, unter welchem Namen wir ihnen später, bei der Beschreibung der Tautenburg wieder begegnen werden.

Von dem Landgrafen brachte der Teutsche Ritterorden die Herrschaft Vargula an sich und hatte sie bis zum J. 1385 in Besitz, als zu welcher Zeit sie käuflich an den Stadtrath zu Erfurt übergieng; zum Beweis führen wir die darüber aufgenommene, nicht uninteressante Urkunde wörtlich an:

„Wir Sifried von Gemmingen, Meister von Teutschen und Welschen Landen, des Teutschen Ordens, des Spitals unser Frauen Brüder von Jerusalem, Fridrich von Lipsberg, Land-Comther, dazu die Gebieter und Brüder Baley in Thüringen, desselbigen Ordens mit der ganzen Baley, bekennen und thun kund allen denen, die diesen Brief sehen, hören oder lesen. Wenn wir von wegen großer Orloge und Kriege der Fürsten und Herren von Meißen, Wastha, und andern merklichem Schaden, mit solchen großen und schedlichen Schulden befallen, und schuldig waren unter Christen und Jüden, die sich allezeit mehrten und auftrugen, daß die Baley, unüberwindlichen Schaden davon empfangen hätte, ob die Schuldicht lenger gewehret solte haben, und doch keine fahrende Güter inne hat, damit man die Schuld geleschen könte, man mußte von Noth erbliche Güter zu verkauffen angreiffen, und darümb etwa dicke nach unsers Ordens Gewohnheit zusammen seynd gewest, und Unterrede gehalten, wie man aller bequemliches und mit minnerm Schaden von diesen Schulden möchte kommen, und das alle eintrechtiglich mit einander, und dazu mit allen Gebietern zu Teutschen Landen erkoren, und für das beste erkannten, daß diese nachgeschriebene Verkäufe, Feste und Güter, bequemlicher, und der Baley unschädlicher wäre, zu verkaufen, denn andere erbliche Güter so viel, damit man die Schuld geleschen könte. Hierümb wird obgenandte, Sifried Meister, Friedrich Compthür, Brüder und Balen zu Thüringen, mit Willen und Geheiß des Hochmeisters zu Preußen,

und mit Rathe aller Gebieter in Teutschen Landen, die Besten und das Dorff Varila zu Thüringen im Maintzischen Bistumb gelegen, mit allen Lehen, Hufenland, Aeckern, Wiesen, Gewechs, Wasser, Weide, Holtzmark, Weiden, Mülen, Backöfen, feste Weiden, Zinsen, Renten, Gülten, Beten, Diensten, Gerichten, Rechten und Zugehörungen im Dorfe und zu Felde, damit das Kirchen-Lehen auch folgen soll, und mit allen den Ehren, Würden, Freyheiten, Rechten und Besitzungen, als wir oder der Orden das gehabt hat, oder gehaben möchten, in alle Weise, nichts ausgeschlossen, vor frey eigen, und alles frey-eigen unbeschwerte Güter recht und redlich verkaufft, und uns der von uns und des Ordens wegen geeussert, und gänzlichen verziegen, und also von rechtem ewigen Kauffe in geantwortet, dem Ersamen, Weisen Leuten, dem Rathe, den Räthen, und der gantzen Gemeine der Stadt Erffurt und ihren Nachkommen, Käuffern, ümb drey tausend und funffzig Geschock guter Meißener Groschen, die sie uns gäntzlich und baar bezahlt, bezahlt und geantwortet haben, und wir in der genandten Baley Nutz gewendet, und die obgenandte Schuld damit geleschet haben. Und sagen sie und ihre Nachkommen, und die Stadt Erffurt, von unser und des Ordens wegen, der quit, ledig und laß, mit Kraft und und Uhrkund dieses Briefes die vorbenandte Besten, Dorff, und die andern Güter, Rechte und Zugehörungen, als die vorbenand seynd, wir ihn auch ufgelassen und geantwortet haben, vor frey eigen, und als frey eigen, am Gerichte und am gehegten Bank, als gewöhnlich ist, und davor auch und vor diesem Kauf, daß er stet und gantz gehalten werde, und vor eine rechte Wehre aller vor und nachgeschriebenen Rede, Stücke und Artickel, haben wir gered, und sollen und wollen das alles, das auch in dem Kauffe begriffen ist, eine rechte Währe seyn. Auf daß nun dieser Kauf und alle vorgeschriebene Rede, stet, gantz und unverbrüchlich gehalten, und darwieder nichts gesucht oder gethan werde in zukünfftigen Zeiten, so verziehen wir uns zu dieser Sachen, von unser und des Ordens wegen, aller Freyheit, Handfesten und Gnaden, die wir oder der Orden von Bäpsten, Kaysern oder Königen, Fürsten oder Herren, haben gehabt, han, oder hernach gewinnen möchten, und dazu alles des Rechten, geistlich und weltlich, welcherley die seynd, und ob es Noth were, daß man sie eigentlich benennen solte, damit wir oder der Orden oder unsere Nachkommen, oder jemand anders, wer der auch were, wieder diesen Kauff oder die keyne obgenante Rede oder Stücke kommen oder thun möchten, in die keyne Weise, mit Gericht oder ohne Gericht, und besondern der Rechte und Wiedersprache, daß anderst sey geschehen oder gered, denn geschrieben, oder daß das Geld nicht gezahlt oder bezahlt sey, oder daß wir in dem Kaufe betrogen oder beschwert seyn, oder daß dem Kaufe und der Eusserung nicht nachgefolgt sey, als recht ist, oder daß man uns, den Orden, oder unsere Nachkommen, möge oder solle setzen in das erste Recht, und darzu auch aller Sachen und Ansprache, welcherley die geseyen möchten, gäntzlich und ohne Gefährde. Und das zu Bekäntnisse, Uhrkund und

einer wahren Sicherheit aller vorgeschriebenen Rede, haben wir den genandten Käuffern diesen Brief gegeben und versigelt, wir Sifrid Meister mit unsern, und wir Fridrich Compthur, Gebieter und Brüder obgenandt, mit unsern Baley zu Thüringen Insiegel, die hieran wissendtlich gehangen seynd, der geben ist als man zehlt nach Christi Geburt, Tausend dreyhundert fünff und achtzig Jahr, an S. Johannis Baptistä Abend, als er geboren ward." —

In einem 1440 zwischen dem Churfürsten Friedrich II. von Sachsen und seinem Bruder Herzog Wilhelm ausgebrochenen Kriege, standen die Grafen von Gleichen dem Herzog Wilhelm, die Stadt Erfurt aber dem Churfürsten bei. Als nun 1450 ein Vertrag zu Stande kam, mußte Erfurt dem Grafen von Gleichen alle Kriegskosten ersetzen, zu diesem Zweck überließ es dem Graf Adolph das Amt Vargula auf zwölf Jahre zum Nießbrauch und zahlte an Graf Sigismund eine Summe Geldes, blieb jedoch immer im Besitz von Vargula, welches anno 1663 mit Erfurt an das Churhaus Mainz und später an die Krone Preußen fiel, unter welcher es noch jetzt dem landräthlichen Kreise von Langensalza zugetheilt ist. —

Im J. 1408, also unter der Erfurter Herrschaft, soll jenes steinerne feste Gebäude (die sogenannte Kemnate) erbauet worden sein, welches, in Ruinen noch stolz wie seine Erbauer, in seinem Dache noch manche Pfeilspitze bewahrend, zur Abwehr der Witterungs-Unbilden an seine eigene Kraft verwiesen, noch manche Jahre der Zerstörung trotzen wird, wenn nicht Menschenhände dieselbe fördern. Das 1573 neben der Kemnat erbauete und mit ihr von einem gemeinschaftlichen Wassergraben umgebene Schloß, ist wahrscheinlich abgetragen, auf seinem Grunde aber das jetzt noch stehende erbauet worden, dessen Baustyl dem Zeitalter Ludwig XIV. anzugehören scheint, in welcher Manier die unter der Mainzischen „Boineburgischen Statthalterschaft" entstandenen Gebäude sämmtlich aufgeführt sind. — Dieses Schloß, welches bis 1816 zum Amthause diente, ist jetzt ein Besitzthum des Banquier Lutheroth in Frankfurt und wird nothdürftig baulich erhalten.

Die erste Kirche, welche am Ende des Dorfes gegen Morgen gestanden, war von Carl dem Großen erbauet und dem heiligen Bonifacius geweihet. — In der 1407 zu Eisenach von einem Mönch verfaßten Chronik heißt es: „Es bauete Kayser Carl 3 Kirchen in dem Lande Thüringen, eine an der Ilm zu Meldingen, und ließ sie weihen in des H. Creuzes Ehre: Die andere an der Unstrut zu Vargila, die ließ er weihen in des H. Bonifacii Ehre: Die Dritte zu Körner, und ließ sie weihen in St. Peters Ehre. — Zu Olearius Zeit stand von dieser Kirche noch ein beträchtliches Stück Mauer, doch auch dieses ist später bis auf den Füllmund abgetragen und ausgegraben worden, nach dessen leerer Stelle ihr ehemaliger Umfang zu beurtheilen ist. Die Seite gegen Morgen zu, wo der Altar gestanden, mag wohl in eine Rundung ausgegangen sein. Uebrigens werden noch auf dem ganzen Hügel Todtengebeine gefunden, auch

zeugen die Ueberbleibsel von einer Mauer, welche den Hügel einge-schlossen, für seine kirchliche Bestimmung.

Die zweite Kirche, nicht fern vom Schlosse, gegen die Mitte des Dorfes gelegen, ist im Jahr 1434 zu bauen angefangen worden, und zwar im reinen teutschen einfachen Styl; sie war dem H. Jacobus geweihet; ist im baulichen Stande erhalten und wird noch jetzt fortwährend zum Gottesdienst benutzt.

Außerdem hatte Vargula drei Capellen, und zwar: 1) Zu unserer lieben Frauen, der Mutter Gottes; von derselben war zu Olearius Zeit noch ein Stück des Gemäuers, zu beiden Seiten von der Unstrut umflossen, vorhanden; sie wurde insgemein die Clause genannt. Wahrscheinlich war sie, ehe die jetzige Kirche erbauet wurde, zum Gebrauch der Schloßbesitzer bestimmt; — sie existirt jetzt nur noch dem Namen nach in den Zinsen, welche der Diaconus von Gräfen-Tonna seit der Reformation auf sie zu beziehen hat. — An diese Capelle knüpft sich eine Sage, welche sich lange in dem Munde des Volkes erhalten hat, und in früheren lichtloseren Zeiten vielleicht Manchen nicht wenig geängstiget haben mag; wir dürfen sie nicht vorenthalten:

„Ein Ritter, der im Morgenlande an seinen Wunden gestorben, (oder auch daraus zurückgekehrt sei), habe in Folge eines Gelübdes die Capelle erbauet und seinen Knappen als Sacristan derselben angestellt. Dieser nun, welcher sich ohne Zweifel in seinem geistlichen Amte, des weltlichen Sinnes nur schwer erwehren können, habe neben der Capelle in einer Clause gewohnt, verlasse aber nach seinem Todte öfter seine Ruhestätte des Nachts und lege sich den Leuten, die zu verbotenen Zwecken, auch den Mädchen, welche zu spät aus der Spinnstube kämen, wenn sie die nahe Brücke passirten, als schwarzes zusammengeknäueltes Thier in den Weg, oder setze sich ihnen gar auf die Schultern, daß sie schier von der Last erdrückt und nicht eher davon befreiet würden, als bis sie ein andächtiges Vaterunser beteten."

Ohne Zweifel eines jener erdichteten Warnungsmährchen, dessen Wirksamkeit vor dem hellen Lichte unserer Zeit, wie so manches andere Warnungsmittel, in sein Nichts zerflossen ist. — Da wir aber einmal das so überaus fruchtbare Gebiet der Sage betraten, so gedenken wir hier sogleich noch einer andern; es heißt:

„Der heilige Bonifacius soll, als er sich in die neue Kirche zu Vargula verfügen wollen, um sie einzuweihen, seinen dürren Stock in die Erde gesteckt haben; während der Messe aber sei der dürre Stab grün geworden und habe einige Sprößlinge getrieben. Als nun Bonifacius wieder aus der Kirche herausgetreten und dies Wunder wahrgenommen, habe er dem versammelten Volk zugerufen: dies sei der offenbare Beweis für die Göttlichkeit und Aechtheit seiner Lehre. — Der Stab aber sei zu einem Baum emporgewachsen und der Stammvater aller in der Hecke des Pfarrgartens nach der Bonifacius-Kirche zu stehenden Ulmen geworden sein." —

Mag es sich mit dieser Sage verhalten wie es will; — wer kann wohl ihre Tendenz verwerfen? Auch ist sie in Vargula noch

heute in frischem Andenken, und nur ungern wird im Pfarrgarten ein Ulmbaum gefällt. — Aber wo sich einmal die treue Gefährtin alles Alterthümlichen, die Volkssage heimisch machte, da bleibt sie nicht leicht in den ihr in der Regel ursprünglich angewiesenen heiligen Schranken; sie artet fast immer aus; drum ist es auch nicht zu verwundern, wenn man noch vor nicht gar langer Zeit zuweilen die Glocken unter dem Bonifacius-Berge läuten hörte und auf demselben öfter des Nachts einen schwarzen Kater mit feurigen Augen sein Unwesen treiben sah. — Auch eine dunkle unzusammenhängende, sich an das Döllstedter Kloster anknüpfende romanhafte Sage und ein Platz an der Grenze der Flur, auf welchem eine Hexe verbrannt worden sein soll, durften da nicht fehlen, wo so Vieles an eine merkwürdige Vergangenheit erinnert.

Noch erwähnt Olearius: Es habe der Schäfer im Augustmonat des Jahres 1595 an der Unstrut, dem Pfarrgarten gegenüber die Schafe gehütet; in dem Augenblicke aber, als er fortgetrieben, sei plötzlich hinter ihm das Erdreich eingesunken, und ein Abgrund, oder grundloses Loch entstanden, von beträchtlicher Breite und Größe, aus welchem sich ein starker Strom in die Unstrut ergieße. — Dieses grundlose Loch nun ist zwar im Laufe der Zeit, von Wassergüssen gänzlich zugeschüttet worden und kaum noch eine Vertiefung davon zu sehen; statt dessen aber hat im Jahre 1829, in derselben Richtung und nicht weit von derselben Stelle, unter Hervorspringen einer starken Wassermasse, ein anderer Erdfall stattgefunden, dessen Rand jedoch bald an einer Stelle eingesunken ist, so daß er jetzt nur einem Kessel gleicht, aus welchem das Wasser der nahen Unstrut zuströmt. Man vermuthete anfangs mineralische Theile in dem Wasser, Tromsdorf fand jedoch bei genauer Untersuchung nur Ockertheile darin. —

Einer Merkwürdigkeit, die wir zwar wohl in mehreren Gegenden Thüringens, doch nicht so hervortretend finden, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. — Es ist der Kranz von alten Wartthürmen in der freien Umgegend. — Die Bienstädter-, Döllstedter-, Gr. Vargulaische und Clettstädter-Warthen scheinen miteinander corresspondirt zu haben, und man könnte daraus entweder auf eine Vertheidigungslinie, oder auf eine engere Grenze des alten Thüringens schließen. —

Doch der letzte Blick der scheidenden Tageskönigin grüßt eben unser ehrwürdiges Vargula und über der dampfenden Unstrut bildet sich der Schleier, welcher bald das ganze freundliche Thal decken wird. Aber in abwechselnd heiteren und freundlichen Melodieen senden die heiteren Burschen und Mädchen dem schwindenden Tag ihre Abschiedsgrüße nach; denn es sind Thüringer, und die Thüringer lieben Musik und Gesang. — Auf denn; hinab in ihre freundliche Mitte; sie werden uns mit gemüthlichem Gruß und biedrem Handdruck empfangen; wir werden bei ihnen keine Noth leiden, denn sie wissen zu leben und sind gastfrei; und dann werden sie sich um uns sam-

meln; und die Nachkommen der tapfern Dienstmannen der edlen Schenken von Vargula werden sich gern etwas erzählen lassen, was sie von ihrer lieben Heimath wahrscheinlich zum größten Theil selbst noch nicht kannten. — Und so hätten wir denn wieder einen Schritt vorwärts auf der Bahn unseres Zweckes gethan; hätten merkwürdige vaterländische Erinnerungen am Rande des Abgrunds der Vergessenheit ergriffen und sie aufs neue gegen das endliche Schicksal alles Irdischen hoffentlich auf längere Zeit geschirmt.

Friedrich von Sydow.

Die Tautenburg*).

Ob lispelnd sich die Blumen neigen,
Ob flüstern Moos und Immergrün,
Ein ernstes, feyerliches Schweigen
Umhüllt den öden Burgruin.
von Donop.

Es war ein maigrüner, sonniger Pfingstsonntag, als ich nach den Ruinen der Tautenburg wanderte. Durch einen herrlichen Wald, den Tautenburger Forst, führt der Weg zu den Burgtrümmern. Alle Reize des duftigen, frischen, grünen Waldlebens umfangen uns: der frische Waldgeruch weht uns aromatisch an, es zittert Sonnenschein durch dichtbelaubte Bäume, das Wild ruft, an seine fröhliche, gesunde Existenz mahnend, die Waldvögel singen, es klingt der muntre Holzschlag durch den Wald, es knallt die Büchse in dem Holz und die Blätter flüstern all' die ahnungsschwangern Lieder, die unsres Herzens süße Sehnsucht wecken. Da öffnet sich plötzlich die dichte Laubwand, wie eine Moosrose auf frischem Grün lacht uns das Dörfchen Tautenburg entgegen und ganz nahe dabei auf einer mäßigen Anhöhe erhebt sich von Sonnenschein umspielt und gleichsam frühlinglich verjüngt die Burgtrümmer, um die ganze Landschaft aber hängt, wie ein grüner Schleier, das duftige, grüne Waldleben.

Stiller und romantischer, wie die Tautenburg, kann wohl nirgends in Thüringen ein Ritterschloß gelegen haben; drei Stunden von Jena entfernt, ruht sie einsam und abgeschieden und wird deßhalb von Fremden wenig besucht. Wer von der Eitelkeit der Erdenfreuden entfernt seine Tage in stillem Seelenfrieden zubringen will, sollte sich hier ansiedeln: die dichte Waldung verbreitet eine heilige Düsterheit über diesen, von allem Geräusche der Welt geschiedenen Ort und der Wanderer, der ihn besucht, verläßt ihn mit ernster, wehmüthig feierlicher Stimmung. Hierher dringt kein Ton ausgelasse-

*) Diese Beschreibung dürfte wohl, wegen der pag. 37 erwähnten Uebersiedelung der Schenken von Vargula nach Tautenburg, hier am passenden Platze stehen. D. R.

ner Freude, kein wilder Lärm des nichtigen Treibens der Menschen stört hier die stillen Betrachtungen, zu denen die Einsamkeit des Waldes einladet und nichts unterbricht die heilige Stille, als das ewige Rauschen der Wipfel. Unwiderstehlich ist der Zauber, den Waldgegenden auf des Menschen Herz ausüben, es erfüllend mit dem geheiligten Schauer überirdischer Ahnung und schön und wahr singt der Dichter:

Sey willkommen, Wandersmann,
in des Waldes Einsamkeit!
Was ein armes Leben freut,
hier man einzig finden kann.

An der Quelle ruht das Reh,
Drossel übet freien Sang;
Waldesnacht mach' dir nicht bang,
Grün thut keinem Auge weh.

Bach und Thau giebt kühlen Schein,
Blume blühet ungepflückt,
tief in Klüften, nie erblickt,
schlummert Gold und Edelstein.

Eile nicht zu Stadt und Thal:
Eine Mühle treibt der Quell,
Drossel, so gesungen hell,
sitzt im Bauer stumm und kahl.

Aus der Erde stillem Schoos
reißen sie den Edelstein;
wie ein Auge giebt er Schein,
das von Thränen überfloß.

Armer, armer Wandersmann!
Weil', o weil' in Waldesnacht!
Draußen Mond und Sonne wacht,
sieht dich jeder fragend an.

Aber hier im Waldesschooß
gehst du einsam mit dem Quell,
siehet dich kein Auge hell,
als der Thau auf Blum' und Moos.

Ein ungleich vierseitiger, noch ziemlich wohlerhaltener Thurm ist allein noch übrig von der Veste, die einst der Sitz der Schenken von Tautenburg war. Die Geschichte der Burg, um deren Haupt nicht einmal die Sage ihre ewig frischen Wunderblumen-Kränze gewun-

den hat, bietet fast gar keine interessanten Momente dar. Ueber die Zeit ihrer Erbauung und über ihre ersten Schicksale haben sich, wie bei den meisten alten Burgen, gar keine Nachrichten erhalten.

Schon ums Jahr 1007 eignet ein Esico Comes de Lubeschitz dem Stifte Merseburg ein Tutinberg zu (Chron. Ep. Merseb. in Ludewig Rel. T. IV. p. 348) und später wird (ebendas. p. 358) vom Bischof Dietmar gemeldet, daß er mit mehreren anderen Ortschaften Tautenburg dem Domcapitul übereignet habe, aber es ist sehr zu bezweifeln, ob diese Stellen auf unser Tautenburg zu beziehen sind.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts kommen mehrere eines Geschlechts vor, die den Namen Tuto von Tutinburg führten und in der Gegend von Tautenberg ansässig waren. Ein Tuto de Tutinberg eignete im J. 1223 mit Zustimmung seines Sohnes und mehrerer Stammvettern, die ebenfalls den Namen Tuto führten, dem Kloster zu Eisenberg sein Guth zu Gunderamishagen (Friederici Hist. Pincernar. Varila-Tautenburg p. 100) und 1227 dem Kloster Pforta die Mühle zu Dornburg zu (Pfort. Cop. Buch) und es liegt daher die Vermuthung sehr nahe, daß Tautenburg früher ein Eigenthum und das Stammhaus dieses Geschlechts gewesen, der Erbauer ebenfalls Tuto geheißen und die Burg nach ihm benannt worden sey.

Später finden wir Tautenburg in den Händen der von diesem Schlosse so genannten Schenken.

Von der Abkunft des thüringischen Geschlechts der Schenken ist nur so viel bekannt, daß sie ursprünglich von dem Kloster Fulda mit der Herrschaft Vargula — einer uralten Herrschaft in Thüringen, ohnweit Erfurt, welche schon von Kaiser Carl dem Großen im J. 785 dem genannten Kloster zugeeignet worden war — beliehen wurden, wovon sie sich früher Herren, später Schenken (Pincernae) von Vargula nannten. Diese letztere Bezeichnung bezieht sich auf das Erbschenkenamt, welches sie an des Landgrafen von Thüringen Hofe verwalteten.

Als nämlich Kaiser Lothar im J. 1130 den thüringischen Grafen Ludwig mit dem Barte zum Landgrafen in Thüringen ernannte und mit diesem Lande belieh, bestellte er zugleich, um den Glanz der landgräflichen Würde zu erhöhen, zwölf edle Ritter aus den edelsten Geschlechtern, welchen die Hofämter bei dem Landgrafen erblich übertragen wurden. Hierbei wurden die von Vargula zu Erbschenken ernannt, so wie damals auch die Truchsesse, Marschälle, Cämmerer und Burggrafen ernannt und zu Erbhofämtern erhoben wurden (Spangenberg Querfurt. Chronik lib. II. c. 38. — Olearii Syntag. rer. et antiq. p. 18. — Friederici l. l. §. II. p. 4. 5)*).

---

*) Was mehrere alte Scribenten, um den Glanz dieses seit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts in Thüringen so ausgebreiteten Geschlechts zu erhöhen,

In welchem Jahre die Tautenburg eine Schenksche Besitzung geworden, läßt sich nicht genau angeben. Nach Leuber (de quarta Monarchia — ap. Menke rer. German. T. III. p. 1810 — c. 27. p. 1919) soll ein Wihelm, den er Baro in Tautenburg, Saaleck et Vargula tituliret, im J. 1130 und ein Thammo Schenk zu Tautenburg gar schon um 1020 gelebt haben. Gleichwohl kann das Erbschenkenamt am Hofe der thüringischen Landgrafen nicht älter seyn, als die landgräfliche Würde in Thüringen selbst. Daß übrigens die Tautenburg mindestens schon zu des Schenken Rudolf von Vargula Zeiten, der mit seinem Vater Walther zu Anfang des 13. Jahrhunderts sich am landgräflichen Hoflager zu Wartburg aufhielt und dort in großem Ansehn stand, den Schenken gehörte, geht aus der alten Inschrift an der Schloßkapelle zu Tautenburg vom J. 1232, welche den Erbauer dieser Capelle Rudolf den Zweiten dieses Namens nennt:

ANNO. DNI. M. C. C. XXXII. RUDOLPHUS. SECUNDUS. HUJUS. NOMINIS. OBSIRUXIT. HANC. CAPELLAM.

hervor (Friederici I. l. p. 9). Walther und Rudolf waren es, die den Grund zu dem Glanze und Wohlstand legten, zu dem sich ihr Geschlecht von jener Zeit an schnell erhob. Doch übrigens scheinen sich die Besitzer von Tautenburg wenig hier aufgehalten zu haben, sie lebten meist an auswärtigen Höfen und zeichneten sich theils als Helden, theils als Staatsmänner aus. So war Albert Schenk von Tautenburg Hofmeister der Söhne des Landgrafen Albrecht des Unartigen, Friedrichs mit der gebissenen Wange und Diezmanns: er beförderte die Flucht der verstoßenen Mutter derselben, Margaretha, von der Wartburg, so daß diese ihm beim Scheiden noch zu-

---

davon erzählen, daß der Stammvater desselben zu des Kaiser Tiberius Zeiten mit dem Drusus Germanicus nach Deuschland gekommen sey und Thüringen mit unter die Botmäßigkeit der Römer gebracht habe, ist, wie sich von selbst versteht, eine leere Fabel. — Am vollständigsten hat die Geschichte der Schenken Friederici Hist. Pincernar. Varila-Tautenburg. Jen. 1722. Zusätze und Berichtigungen dazu siehe in J. G. Horns Handbibl. rc. rc. Th. 1. S. 155 und in Falkensteins Thüring. Chronik Th. III. S. 1374. — Die am 10. November 1819 auf Anordnung des Großherzogs Carl August von S.-Weimar erfolgte Eröffnung des Schenkschen Erbbegräbnisses in der vormaligen Klosterkirche zu Frauenprießnitz, welches durch Luftöffnung zum Theil verschüttet war, gab Veranlassung zu der von dem dasigen Pfarrer Schneider herausgegebenen Denkschrift „Das alte Erbbegräbniß der Schenken von Tautenburg zu Frauenprießnitz" (Naumb. 1820. gr. 8), welche von den in den Särgen aufgefundenen, jetzt in der Kirche zu Frauenprießnitz aufbewahrten Kleinodien und noch vorhandenen Denkmälern Nachricht giebt, und auch Vulpius nahm davon Veranlassung eine „Kurze Uebersicht der Geschichte der Schenken von Tautenburg" (in der „Vorzeit" Bd. 4. St. 1. und auch besonders abgedruckt, Erfurt 1820. D.) zu bearbeiten.

rief: „Euch, Albert, empfehl' ich die Sorge für meine armen Kinder!" —

Im Anfang des 16. Jahrhunderts wurden die zwei Söhne des Statthalters in Friesland, Johannes Schenken von Tautenburg, Johann und Georg, die Stifter zweier Linien, der Niederländischen und Thüringischen. Die letztere verbreitete sich in mehreren Zweigen: es gab Schenken von Apolda, von Debergen (Döbritschen) Trebra, Saaleck, Kevernburg, Nebra, Dornburg, Priesnitz, andrer Zweige nicht zu gedenken. Alle diese stammten von den Schenken von Tautenburg ab und waren sämmtlich mit angesehenen Schlössern und Gütern angesessen.

Der letzte Schenk von Tautenburg war Christian. Zwar hatte er das Glück, die sämmtlichen Schenkschen Besitzungen wieder zu vereinigen, allein im Uebrigen war sein Geschick höchst unglücklich. Nachdem schon seine beiden Söhne in frühester Jugend gestorben waren, verschied auch am 25. November 1631 seine junge, zwei und zwanzigjährige Gattin, Dorothea Sybille, Tochter des Grafen Heinrich II. von Reuß-Plauen, und obgleich Christian das Ende seines Geschlechts vor Augen sah, konnte er sich doch zu keiner zweiten Vermählung entschließen. Am 12. May 1638 brannte sein Schloß zu Priesnitz ab: Christian, der sich dort aufgehalten hatte, ging nach Tautenburg und als ihn die Schrecken des dreißigjährigen Kriegs auch von da vertrieben, floh er nach Jena und kehrte erst im folgenden Jahre (1639) nach Tautenburg zurück, wo er bald darauf, am 3. August 1640, vierzig Jahre alt, verschied.

Mit ihm erlosch das Geschlecht der Schenken von Tautenburg. Sein Leichnam mußte bei den damaligen Kriegsunruhen sieben Jahre in Tautenburg verborgen bleiben, bis er in dem Familienbegräbniß zu Frauenpriesnitz beigesetzt werden konnte. Auch in Jena wurde diese Beisetzung feierlich begangen, denn Christian war daselbst Rector Magnificus gewesen. Herzog Wilhelm hatte die Feierlichkeit selbst angeordnet und Abgeordnete dahin gesandt; statt der Leiche wurde des Verblichenen Helm, Schild, Wappen und Fahne getragen, alle Glocken ertönten, der Superintendent Thielemann von Frauenpriesnitz hielt in der Stadtkirche die Leichenpredigt und rief klagend aus: „das Geschlecht der Schenken von Tautenburg ist nicht mehr!"

Nach Christians Tode fiel Tautenburg dem Churhause anheim, welches die von Werther, von Döring und von Taute damit belehnte, diese wurden anderwärts entschädiget, als man im J. 1657 die Tautenburgische Herrschaft zum Herzogthum Sachsen-Zeitz schlug. August I., welchem sie nach Absterben dieser Linie zufiel, ertheilte sie dem Grafen Moritz von Sachsen, nach dessen Tode sie wieder ans Churhaus kam.

Das Schloß Tautenburg, in welchem sich später der Sitz des dasigen Amtes befand, wurde bis auf den noch jetzt vorhandenen Thurm im J. 1780 abgebrochen, das Material nach Frauenpriesnitz geschafft und mit diesem dort das jetzige Schloß, wohin auch die Amtsexpedition von Tautenburg verlegt wurde, erbaut.

Seit 1815 gehört Tautenburg zum Großherzogthum Sachsen-Weimar.

Robert Hahnemann.

Der Falkenstein.

Der Herbstwind wehete über die Stoppeln, rauschte in dem sich färbenden Eichenlaube und warf die fallenden Birkenblätter über die Waldwege, — da verließ ich mit mehreren Freunden Ballenstedt, um dem Falkensteine für dieses Jahr den letzten Besuch abzustatten. Es schien uns passend, dies gerade jetzt zu thun, wo Alles in der Schöpfung zum langen Winterschlafe sich rüstete, wo das Auge fast nichts mehr als verwelkte Blüthen und hinsterbendes Grün gewahrt; zeugt doch die alte Burg hoch auf dem Berge auch von versunkener Größe und hingestorbenen Freuden!

Der nächste Weg von Ballenstedt zu der Stelle des Selkethales, von welcher man den Falkenstein besteigt, ist reich an Abwechselung. Man wandelt anfangs durch das Feld, erreicht dann den Saum des Waldes und geht vor einigen Gebäuden vorüber, welche den Namen: „das Kohlenschacht" tragen. Rings umher liegen Steinkohlengruben, welche vor noch nicht zwanzig Decennien verschüttet wurden, vielleicht aber durch die Betriebsamkeit muthiger Unternehmer wieder aufgenommen werden. Der Weg führt darauf im Walde fort auf das preußische Gebiet, das man sehr bald erreicht und zwar in die Besitzungen des Freiherrn von der Asseburg; man durchschreitet ein enges Thal, ersteigt darauf einen ziemlich hohen Berg und wandert nun auf einer Hochebene fort, welche zur Rechten und Linken prächtige Buchen und Eichen zeigt. Nachdem man über die sogenannte „Trift" gegangen ist und nochmals einen Theil Hochwaldes durchschritten hat, steigt man auf dem sehr steilen und beschwerlichen „Lumpenstege" in das Selkethal hinab.

Wir hatten auf dem ganzen Wege bis ins Thal kein lebendes Wesen gesehen; kein schüchternes Reh war vor oder neben uns in die Gebüsche gesprungen; kein Singvogel erfreute uns durch seinen lieblichen Gesang, nur einige Raubvögel sahen wir hoch in den Lüften sich wiegen. Wir schritten nun eine kurze Zeit lang auf noch saftig

grünem Rasen am linken Ufer der Selke fort; bald führte uns eine Brücke auf das rechte. Auf diesem Punkte sieht man zum ersten Male auf überraschend malerische Weise den Falkenstein südwestlich auf den Bergen liegen und es ist nicht zu leugnen, daß er sich von keiner anderen Stelle, selbst nicht von der Selkensicht aus so großartig und imposant darstellt, als von dieser. Bald ist das Thal der Breite nach durchschritten, man hört, während man es durchwandelt, das Rauschen und Klappern aus der Papiermühle des eifrig betriebsamen Herrn Keferstein herübertönen und betritt den wohlerhaltenen Pfad, welcher nach einem nicht gerade mühevollen Steigen von einer Viertelstunde bis zu der Burg führt. Für leicht ermüdende Wanderer ist unterwegs ein Ruheplatz bereitet, auf dem mehrere Bänke und ein steinernes Gestell mit einer Nische stehen, in welcher einst das Bild eines Heiligen die Gläubigen zur Anbetung aufforderte. Wir, rüstige Bergsteiger, hatten eine kurze Ruhe verschmäht, der bekanntlich oft eine größere Ermüdung folgt, und schritten durch das erste Thor in den äußern Schloßhof. Vorwärts gehend hat man zur Rechten die auf nacktem Fels erbaute, eigentliche Burg; zur Linken führt ein Weg hinab zu einem grünen Rasenplan, der ringsum von Bäumen beschattet ist. Ein zweites Thor führt in den Zwinger; geht man in demselben fort, so behält man zur Linken die hohe, noch ziemlich wohlerhaltene Ringmauer mit ihren Schießscharten, zur Rechten die Burggebäude, kommt dann abermals durch Thore, und schreitet über einen Platz, auf welchem früherhin Gebäude standen, durch einen gewölbten Gang, in dem man den Eingang der Kapelle zur Linken hat, in den innern Burghof. Als die noch immer stattliche Burg in ihrer ganzen Herrlichkeit dastand, mußte man sieben Thore durchschreiten, ehe man in das Innere kam.

Wir zogen es vor, den nähern Weg in die Burg zu wählen, stiegen vom Zwinger aus die steinerne Treppe zur Rechten hinauf und traten durch eine enge Thür in die alte räucherige Küche der Veste und aus dieser in den rings von Gebäuden umschlossenen Burghof. Bleibt man an dieser Stelle stehen, so hat man gegenüber die Kapelle, einige Schritte zur Rechten den halbgewölbten Thurm; von diesem zieht sich ein Gebäude in Bogen und Winkel zur Kapelle hin; zur Linken hat man einen Treppenthurm, von welchem abermals wie auf der gegenüberstehenden Seite die Gebäude sich mit der Kapelle verbinden. Nicht ganz in der Mitte des Schloßhofes etwas zur Rechten dem Thurme zu, steht der wohlerhaltene tiefe Brunnen, welcher ein frisches, kühles Wasser liefert.

Wir gelangten auf der steinernen Treppe, deren Stufen stark ausgehöhlt sind, zu den Zimmern, in welchen der Kastellan des Schlosses wohnt. In dem größesten davon war einst die Gerichtsstube, so wie das Archiv, das mehrere kostbare Reliquien enthält. Nachdem wir das Herz mit Speise und Trank erquickt hatten, führte uns der Kastellan durch die Säle und Kamenaten des „Pallas" oder des Hauptburggebäudes, von denen einige, wie der Rittersaal mit den nordöstlich angrenzenden Gemächern, noch ganz im alterthümli-

Jena.

Wer einen Weinberg am Jenzig und ein Haus am Markte und neun Äcker im Felde und dreihundert Gulden im Kasten hat, der kann ein Bürger in Jena wohl bleiben.

Altes Sprichwort.

Geliebtes freundliches Jena! so oft ich auf deinen Bergen liege und hinabsehe in deine schweigenden Thäler, umspinnen mich liebliche Träume. Wenn die reinen Lüfte des Himmels mich umspielen, glaube ich Geistergrüße um mich säuseln zu hören und die dunklen Sagen der Vorzeit taumeln geharnischt aus zerklüfteten Felsen, oder hüpfen als Kinder des Friedens um meine sinnende Seele. Dann gehen alle Schmerzen vorüber und das seelenläuternde Bad der Erquickung überfluthet mich; ich fühle Flügel mich hinüberzuschwingen nach den leuchtenden Fernen, in die smaragdenen Gründe, in die Wellen der feierlich wandelnden Saale; aber nur mein Auge nimmt den gewagten, herrlichen Flug; nur die Phantasie flattert nach den verschleierten Fernen — dem schweren Körper gab Gott keine Schwingen!

O stelle dich herauf, Mensch, stelle dich auf den Gipfel dieser Berge, du wirst gleich mir zum seligen Schwärmer werden. Schauer und Wonne, Wehmuth und Jubel wechseln um dich in farbenbuntem Reigen. Ringsum zäunen sich Berge, die bald wie erstürmte, zerschmetterte Festungswälle emporstarren, bald wie emporgewirbelte Sandberge der Sahara. Aber dein Auge sieht weiter; lustige grüne Berghöhen tauchen empor, wie ferne Oasen; Rebengelände steigen terrassenförmig an ihrer Brust hinan; weiße, rothe und gelbe Häuserchen leuchten dazwischen wie bewimpelte Schiffchen auf sanftwogender Fluth. Unter dir breiten sich grüne Wiesenesplanaden zu fun-

kelnden Teppichen aus und die darauf gestickten dunklen Erlen scheinen vom Winde durchsäuselt darauf zu wandeln. Die Saale schleicht durch die Wiesen, eine blitzende Silberschlange; liebliche Dörfer schlingen sich als brennende Rubine durch das Grün, oder lehnen sich an rebenbepflanzte Berghöhen, wie Kinder an die Brust der liebenden Mutter.

Eine schöngebaute Chaussee führt von Weimar aus in die Stadt. Kötschau ist das letzte Dorf; von hier steigt der Weg höher und höher; ferne am Himmel heraufdunkelnde Berge steigen empor und plötzlich, ehe wir noch an den nähern Fußweg gelangt sind, der uns auf die Landstraße zurückbringt, öffnet sich uns ein Zauberpanorama und freudiges Entzücken durchpulst das ahnungsvolle Herz. Weit im Hintergrunde und doch so nahe vor uns liegt ein kleiner Theil von Jena; der Stadtthurm ragt zwischen den Bergcolossen auf und über ihm, neben ihm zur Rechten und Linken rollen sich bald kahle, farbenbunte, bald bewaldete Bergrücken empor. Wanderer! bleibe einen Augenblick hier stehen! Siehe doch, wie der Duft der Verklärung um die alte Stadt schwimmt, wie die starren Berge im Hintergrunde aufdämmern, vom mystischen Schleier geheimnißvollen Reizes umsponnen. Die Sonne will den Schleier zerreißen; aber es ist der Zauberduft der Ferne, über den sie keine Macht hat. Zur Rechten dämmern Kiefer- und Tannenwälder auf, zur Linken starre Felsenpyramiden; aber friedlich eingesenkt in die schmale Tiefe sehen wir den kleinen Theil von Jena wie einen heimlichen, vom heiligen Zauberworte halb aus der Tiefe beschworenen Schatz. Wandrer! halte noch eine kurze Rast! denn ehe du es denkst, ist der funkelnde Schatz wieder hinabgesunken in die jähe Tiefe und du suchst lange, lange vergebens wieder nach ihm. Ein Berglabyrinth umfängt dich bald mit seinen steinernen Armen, sobald du die berüchtigte Schnecke hinabgestiegen bist; vor dir beginnt es steil sich aufzugipfeln; Schauer des Alleinseins umgrausen dich in der felsenumgürteten Höhle — du stehst im Mühlthal. Nackte Felsenwände zur Linken, vom bleichen Schimmer trocknen Mooses überzittert, von Wasserschluften durchfurcht, gähnen dich an und nur zur Rechten dämmert dunkler Wald mit versöhnenden Schatten in die wasserzerspaltete Tiefe.

Nach und nach erst wird die Gegend freundlicher, je mehr wir uns um die Bergspindel herumwinden. Einiges Leben wird wach vom stürzenden Mühlwasser; aus grüner Baumumzäunung leuchten Mühlen mit ihren rothen Dächern. Wir sehen die Papiermühle, idyllisch hinter Linden und Fruchtbäume gelagert, terrassenförmig vor uns aufsteigen; über der Papiermühle gehen wir an dem ummauerten Fuß der mit Rebengeländen und weißen Häuserchen geschmückten Sonnenberge vorüber; zur Rechten dehnen sich Kornfelder und Wiesen in die Tiefe hinab, wo die Paraschkenmühle aus dem Grün heraufäugelt und versöhnt kommen wir an das Ende der Mauer.

Jetzt! — welche Ueberraschung! Der Zauberschatz, den wir auf der Kötschauer Höhe sahen — da liegt er wieder vor uns, blitzend im Glanze der Sonne und die alten Berge die Riesenwächter halten

schirmend Wache über ihn. Vor uns starrt der Hausberg auf mit der gewaltigen Fuchsthurmsäule; die grauen kahlen Kegelberge wenden ihre ernsten Gesichter zu uns und zur Linken wälzt sich der Jenzig auf, der zerschmetterte Vestungswall, sobald wir an der Oelmühle vorbei sind. Vor den Kegelbergen stolz wie ein König, der sich beschirmt sieht von sturm- und wettertrotzenden Mauern, hebt der Michaeliskirchthurm seine smaragdene Krone und unter ihm schmiegt sich ein feiler Sclave, der alte Thurm des Johannisthors und auch die beiden Gottesackerthürme des heiligen Johannes blicken aus freundlichem Grün herauf.

Bald umfängt uns das alte Johannisthor mit seinen dumpfen Geisterschauern; wir sehen den Eichplatz mit der heiligen Friedenseiche und am Ende der Straße hinter dem vorspringenden alten Burgkeller den gerade emporstrebenden achteckigen Absatz des berühmten Stadtthurmes. O, wie farbenvoll liegt die ganze Berggegend vor uns, wenn wir sie von der Höhe dieses Thurmes betrachten! Entzückentrunken fliegt der Blick von Ort zu Ort und weiß nicht, wohin zuerst, wohin zuletzt. Wie die Schwalben am Thurmfenster flattern, auf und ab, steigend und niederschießend — so unsre Blicke. Ringsum dehnt sich die vielgestaltete farbenbunte Bergkette und in der Mitte eines herrlichen Thales liegt die Stadt und ihre Arme strecken sich weit in das leuchtende Grün hinaus. Ueppige Wiesengründe breiten sich gegen Nord und Süd vor uns aus und das Dunkel der zahllosen Bäume, die sie bedecken, sticht wunderbar ab gegen das helle Smaragdgrün, auf dem sie stehen. Ha! jetzt läuft die Sonne über die Wiesen; da scheinen die Bäume zu leben auf dem Grunde und die Schlagschatten der Berge weben geisterhaft über der sonnigen Landschaft.

Im Osten malerisch emporgegipfelt mit seiner äußersten Spitze der Ziegenkoppe, steigt der Hausberg auf und der rothe Schimmer seines Scheitels mischt sich freundlich mit der dunkeln Farbe des Waldes, der seine linke Seite umschmiegt. An seinem Fuße zwischen Pappeln und Weiden hindurch schlängelt sich die Saale und braußt grollend durch die neun Bogen der Kamsdorfer Brücke. Wirbelnd drehen sich ihre Wogen zu Schaum; aber bald wird sie wieder ruhig; ihre erzürnte Stimme wird zum melancholisch verhallenden Wiegenliede und nun windet sie sich durch den herrlichen Gembdengrund, ringelt sich blitzend hinter Wiesenbäumen auf und verschwindet endlich in dem fernen verdämmernden Grün.

Hochthronend schwingt sich die Brücke über den Strom; wir sehen Kamsdorf, schwesterlich durch sie vereint mit der alten Stadt Jena.*) — Wenigenjena in hellgrünen Bäumen schlummernd, erinnert uns an Schiller, der hier nach langem schmerzvollen Harren

---

*) In Kamsdorf lebte eine Zeit lang Albrecht von Haller, der unsterbliche Sänger der Alpen und Herausgeber der Ruppeschen **Flora jenensis**.

den 20. Febr. 1790 mit seiner geliebten Charlotte getraut wurde. Hinter Wenigenjena rollt sich der ungeheure Jenzigwall auf mit seinem leise bewaldeten Gipfel; kahl abgeplattet gähnt seine vordere Seite in das Thal hinunter; aber seinen Fuß umgürtet ein Kranz von Bäumen und die Gembdenmühle klappert Leben hinauf in die starre Oede. Er streckt seinen ungeheuren rechten Rücken in gleicher Richtung mit dem linken des Hausbergs tief in den Hintergrund, wo dunkle Berghöhen dämmern; aber sein Rücken, der mit einzelnem Buschwerk bepflanzt ist, gleicht so dem Rücken eines stachlichen Meerungeheuers, das auf der Wasserfläche schwimmt. Farbenvoller schließt sich an den Jenzig der steile Gleißberg mit seinem halb kahlen, halb bewaldeten Rücken. Der Jenzig bildet mit ihm das berühmte Hufeisen und auf der vordersten Kuppe des Gleißbergs ragen die Trümmer der alten Kunitzburg geisterhaft in die Lüfte. Das verklärende Gold der Sonne umspinnt gerne die alte zertrümmerte Warte und während im Thale das abendliche Dunkel schweigend herniedergesunken ist, brennt die Warte gleich einem Pharus weit in das Land hinein. Da mag wohl manches Herz schon an eine verblühte Freude gedacht haben — an ein längst versunkenes Glück! Und tiefer im Hintergrunde liegt's im geheimnißvollen Dunkel. Die Dornburger Berge steigen empor, der Tautenburger Forst wirft dunklere Schatten herüber und zu beiden Seiten leuchtet der herrliche Thalgrund mit seinen baumreichen Wiesen, hingebreitet wie ein von der Feenhand der Natur in einer Stunde des Entzückens gewirkter Teppich. Und in dem Grün bettet sich manch freundliches Dörfchen still und heimlich. Da lehnt sich Kunitz malerisch an den Fuß des Gleißbergs; das Porstendorfer Gut von hohen Pappeln umgeben, Löbstedt das vielgelobte und Zwätzen, an dem der weiße Streif der Landstraße hingleitet, dämmern aus dem Grün empor. Nun steigen am linken Saalufer die einförmigen Höhen bei Porstendorf bis zum Jägerhause und Rauthale auf; im Nordwesten der Landgrafenberg mit seinem höchsten Punkte dem Windknollen, wo Napoleon in der Nacht vor'm 14. October 1806 bivouacquirte, mit dem ins Thal hereinspringenden Steiger und den gegen das Mühlthal gewendeten Sonnenbergen, die mit ihren fruchtbaren Weinanpflanzungen gar freundlich in das Thal herniederblicken. Gegen Westen zwischen dem Mühlthale und Ammerbacher Grunde sehen wir den oben bewaldeten Forstberg mit seinem nördlichen kahlen Vorsprunge, dem Tatzend und darunter schmiegt sich der Galgenberg mit seinen Feldern und Bäumen — ein buntgesticktes Polster. Gegen Südosten erheben sich die Höhen zwischen Ammerbach und Winzerle und endigen im Süden mit dem Rothenberge, auf dem das vielgepriesene Triesnitzwäldchen prangt. Lichtenhain, das bierberühmte, gleitet an der Brust des Berges auf und Winzerle, heimlich aus dem Grün hervorblitzend, zeigt sich unsern Blicken. Im Hintergrunde des Thales ragt die ferne Leuchtenburg empor und von ihr ziehen sich wellenförmige, waldbewachsene Höhen bis Schiebelau am Rande des Rodathales; stolz emporgegipfelt auf ihrer Muschelkalkinsel blickt die Burg auf das unter ihr liegende reiz=

geschmückte Kahla. Burgau, halb hinter Bäumen versteckt; der rothensteiner Kirchthurm und einige Gebäude von Maua blicken verstohlen aus dem Grün herauf. Auf dem rechten Saalufer im Südosten zwischen dem weiten Rodathal und dem schmalen Wöllnitzergrunde steht der Johannisberg mit der zertrümmerten Lobdaburg; aber wir sehen die Burg nicht; wir ahnen sie nur hinter den vorspringenden Wöllnitzerbergen. Vom Unterdorfe Wöllnitz steigt der bunte Thurm aus Baumeswipfeln auf und näher der Stadt starren die Kernberge uns an mit ihren gelben todtenblassen Scheiteln. An ihrem Fuße befinden sich die berüchtigten Teufelslöcher, wo Nachtgespenster dem um Mitternacht vorbeiwandelnden Menschen sich aufhocken und zwischen den Kernbergen und dem Hausberge öffnet sich nun das Ziegenhainer Thal.

Wer vermag aber das Einzelne zu schildern in seiner eigenthümlichen Lieblichkeit und Anmuth! Da liegt der Prinzessingarten mit dem aus Baumgruppen heraufleuchtenden Griesbach'schen Gartenhause, der botanische Garten, wo die Gewächse fremder Zonen blühen; der Pulverthurm reckt sich auf mit seiner geistergrauen Mauerkrone; die beiden Johannisthürme mit dem von Mauer und Bäumen umruhten Friedhof schimmern herauf und der alte Johannisthorthurm scheint die Straße heraufwandeln zu wollen mit seinen zwei Riesenbeinen. Das Paradies, durch das die Saale so feierlich wandelt, leuchtet wie eine Insel der Seligen; die Rasenmühle dämmert aus dunklem Grün herauf und die Saale braust dort donnernd über das Wehr. Ein Kahn schwimmt auf dem Strom; singende Flößer treiben ihre Floße durch die donnernde Wehrbrandung hinunter und Gesang der Studenten jubelt auf den Bergen und im Thale. Die Stadt selbst aber liegt da unten, als ein seine Flügel ausbreitender Adler, wie Adrian Beier verblümter Weise in seiner Chronika sich äußert.

Es ist wahr, die Bergumgebung gestattet keine ausgedehnte Fernsicht; aber desto mehr befriedigt das heimische grüne Thal, das gleichsam abgelöst von andern Ländern seinen heimlichen Sabbath zu feiern scheint. Es ist ein abgeschlossenes, bergumrahmtes Bild; aber ein Bild voll keuschen Reizes, worin Alles zu idyllischer Ruhe und Zufriedenheit sich vereinigt. Keine wandelnden Heerden lauten durch das Wiesenthal, keine Ziegen klingeln an den Bergen herauf und herab, keine Fabriken sprühen braunrothen Qualm in die Luft; keine Hammerwerke pulsen feierlich durch das Thal — nur die Ruhe sitzt hier auf stillem Throne, wie eine Friedenskönigin und die Farben führen um sie den bunten lockenden Reigen. Da kommen die Farben des Morgens still und heimlich hinter dem Berg herauf, blinzeln mit Sehnsuchtsblicken der Liebe nach den alten Berggreisen und schwingen sich dann zauberschnell herüber, ihnen eine Krone zu flechten von magischem Golde. Und der goldene Kronenschimmer geht hernieder in das noch träumende Thal; die Wiesen funkeln von den herabgefallenen Brillanten und aus der Saale schimmern sie herauf als strahlende Perlen. Dann kommen die Farben des Mittags und umspinnen die Höhen mit blaßgelbem Leuchten. Und die

dunklen Schlagschatten streiten mit ihnen in reizendem Kampfe. Die Farben des Abends aber kommen als reiner Purpur; da strahlen die alten Berge wie kerzenumloderte Altäre, auf denen der Nachtgott seine geheimnißvollen Opfer feiert uud in dem Thale ists stille und nur ein heimliches Rauschen wallt herauf zu den brennenden Altären — das Sehnsuchtslied der träumenden Saale. —

So schön auch die Umgegend vor unsern Blicken sich hinbreitet, so viel tausend Magnete sie bereit hält, uns fester an sich zu locken — wir müssen von unsrer einsamen Warte herabsteigen und die alte Stadt betrachten, ob auch sie uns fester ketten könne an ihre alterthümlichen verblühten Reize. —

Die Stadt selbst ist nicht schön. Hochgiebliche altmodische Häuser stehen vor uns und erinnern uns an die alte Zeit mit ihren bequemeren vielschichtigen Bauten; alte Thürme und Rundele, deren historische Wichtigkeit uns fremd ist, umgeben den Stadtgraben, bald als Ruinen, bald als neue Schöpfungen einer glücklichen Speculation. Vor allen aber repräsentiren das Johannisthor und der Pulverthurm die alterthümliche Würde Jena's. Ersteres, schon 1383 in einem Schenkungsbriefe von Markgraf Friedrich an das Nonnenkloster erwähnt, ist ein massiv viereckiger Thurm mit einer steinernen Haube, an dessen vier Ecken eben so viel abentheuerliche, komische Affengestalten hervorspringen. Außerdem ragt noch auf einer Seite des Thurmes ein erkerartiges Gehäuse heraus, das man den Käsekorb nennt und in früheren Zeiten lüderlichen Weibern zum Bet- und Bußkämmerlein gedient haben soll. Der Thurm soll den Namen „Philister" verursacht haben. Bei einem Streite nämlich der Studenten mit den Johannisthoreinwohnern hatten die Ersteren die Thorwächter Affenwächter genannt. Racheschnaubend verschwor sich darauf die Wache, rottete sich eines Abends zusammen und ein Student, der bei der ganzen Sache passiv geblieben war, fiel als Opfer. Der Generalsuperintendent Götze hielt darauf bei einem feierlichen Leichengange die Leichenrede über den Text: „Philister über dir!" (Richter 16, 20) und seit dieser Zeit wurde der Name Philister gehört, der bis in die neueste Zeit noch herüberdauert.

Nicht weit von diesem Thürme, am nordwestlichen Eck des Grabens steigt der Kaulichte- oder Pulverthurm auf. Ein starkes mit Schießscharten versehenes Rundel umpanzert ihn, der mit seiner spitzen Haube und der gewaltigen Brustwehr sich gegen die nordwestliche Seite neigt. In seinem Grunde ist eine tiefe mit einer Fallthür versehene, ausgemauerte Höhle, worin nach Beier die Uebelthäter an Seilen und Ketten hinabgelassen wurden. Wahrscheinlicher ist es, daß sie in Kriegszeiten zum Aufspeicherungsort für Pulver und andere Kriegsmunition gedient hat; wenigstens spricht der Name des Thurms dafür.

Gehen wir durch das alte Johannisthor hindurch, so gelangen wir in die schöne Straße gleichen Namens, wo links der Gasthof zur Rose und rechts der Eichplatz mit freundlicher Akazienumgebung vor uns steht. Der Eichplatz war durch Hinwegräumung der Brand-

trümmer vom 13. — 14. October 1806 entstanden. In der Mitte prangt die zur Friedensfeier im Januar 1816 gepflanzte Eiche. Freundlich umgürten die duftigen Akazien drei Seiten des Platzes und das frische Grün ruft uns jene herrliche — leider so bald verrauschte — Begeisterung in das Gedächtniß zurück. Schöne, große, bedeutungsvolle Zeit — du kehrst wohl nimmer wieder?! Vulkanisch brauste damals der mächtig donnernde Freiheitssturm durch alle Herzen. Stille liegt der Platz jetzt da und wo sonst Schlachtgesänge brausten, Vaterlandslieder hallten — schreien die Krämer jetzt, die marktschreierischen Lockvögel, und denken nicht, daß sie auf classischem Boden stehen! —

Doch wir gehen weiter! Ein wunderbar aufgeputztes, hochhinaufgegiebeltes Gebäude mit der Aufschrift: „Gloria in excelsis deo!“ nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist das Weigelsche Haus, das siebente Wunderwerk Jena's. Auf dem schon vier Stockwerke hohen Hause hatte der Mathematiker Weigel noch drei Stockwerke angelegt und darauf noch eine Art von Thürmchen setzen lassen, dessen Dach zurückgeschlagen werden kann. Die über einem Keller aufgebaute Treppe dreht sich um eine offene viereckige Spindel durch alle Stockwerke hindurch bis auf das Thurmdach. Wird dieses nun zurückgeschlagen, die hohle Spindel mit dunklen Tüchern behängt, so giebt die durch sieben Geschosse gehende Höhlung eine Röhre, durch welche man vom Keller aus den Himmel und bei Tage die Sterne zweiter und dritter Größe deutlich bemerken kann. In eben dieser Treppenspindel war ferner die Einrichtung gemacht, daß man vermittelst eines Flaschenzugs von einem Stockwerk zum andern ohne eine Treppe zu steigen, aufgehoben werden konnte. Durch eine hydraulische Maschine wurde ferner, sobald ein Hahn in der Wand des Zimmers geöffnet wurde, das Waschwasser hereingeleitet und dies in jedem Zimmer des Hauses. Und endlich brauchte man nur in ein trichterförmiges Gefäß ein Maaß Wasser zu gießen, so kam statt dessen aus einem andern mit einem Hahn versehenen Rohre ein Maaß Wein gesprudelt. Dies war die Weigelsche Kellermagd.

Manche dieser Anstalten sind noch vorhanden und das kupferblecherne Dach des Thürmchens leuchtet noch jetzt mit einem großen Knopfe aus dem Häusermeere herauf, wenn man auf einer Anhöhe stehend über dasselbe hinwegschaut. —

In der Ecke der Johannisstraße vor der Michaeliskirche sehen wir den alterthümlich vorspringenden Burgkeller und das alte wahre Sprichwort: Wo unser Herrgott eine Kirche hinbaut, da bauet der Teufel auch ein Wirthshaus daneben, findet hier seine vollste Bestätigung. Als Kaiser Karl V. den 24. Juni 1547 mit dem gefangenen Churfürsten Johann Friedrich durch Jena zog, logirte Letzterer auf dem Burgkeller, wo ihn auch seine Gemahlin und seine drei Töchter besuchten. Damals mußten gegen 20,000 Mann und gegen 400 Maulthiere in Jena untergebracht werden.

Majestätisch steigt hinter dem Burgkeller die alte Stadtkirche auf mit dem schönen runden Michaelisthurm.*) Adrian Beier, der die alterthümlichen Denkmale Jena's gerne in die früheste Urzeit versetzt, läßt auch diese Kirche vom thüringer Apostel Bonifacius gegründet sein; aber nach ihrer ganzen jetzigen Gestalt gehört sie sicher dem 15. Jahrhundert an. Die an der südlichen Seite des Thurmes befindliche Inschrift mit der Jahrzahl 1486 und die neben der sogenannten Mehlkammer vom Jahre 1472 geben dieser Ansicht vollkommen recht. Die Kirche besteht aus einem hohen, der Lage nach dreifachen, auf zwölf achteckigen Pfeilern ruhenden Gewölbe, deren Mittleres das breiteste ist. Sie formirt ein oblonges Viereck. Die Seitenmauern sind von außen mit achtzehn starken Strebepfeilern versehen, die bis hinauf reichen und an jeder langen Seite befinden sich zwei Doppelhauptthüren, die mit parabolischen Bogen, Nischen und andrem, dem altkatholischen Geschmacke angehörigen Schnitz- und Bilderwerk geziert sind. Die nach dem Kreuzplatze zugehende Thüre ist zur Linken mit einer tiefgehöhlten, schön ausgeschweiften Nische versehen, die in der Mönchszeit wahrscheinlich zur Schaustellung von verbrecherischen Nonnen bestimmt war. Die Wölbung der Thüre ist oben durch ein erkerartig herausspringendes Quadrat unterbrochen, das wahrscheinlich erst später angebaut wurde. Die hintere lange Seite zeigt dieselbe Abnormität und hier finden sich auch Spuren, die einen Verbindungsgang der Kirche mit dem alten Michaeliskloster verrathen. Gegen Mittag an der Thurmmauer steht der in Stein gehauene Erzengel Michael — der Patron der Stadt mit einer darunter befindlichen Denkschrift. Der erste Baumeister der Kirche soll nach mündlich fortgepflanzter Sage Christian Stromer geheißen und von einem der südlichen Pfeiler herab den Hals gebrochen haben, woselbst auch noch, so wie in der nördlichen, über dem sogenannten kleinen Chor befindlichen Decke sein in Stein gehauener Kopf und Arm zu sehen ist.

Das Innere der Kirche ist würdig. Bemerkenswerth ist besonders der Altar, der auf einem Kreuzgewölbe steht, unter welchem man mit Wagen wegfahren kann. An der rechten Seite des Altars steht das berühmte erzgegossene Lutherbildniß, welches Herzog Johann Wilhelm (1572) daselbst aufstellen ließ. Die untere Einfassung enthält eine Umschrift von Hieronymus Osius, des Inhalts, daß dies Bildniß gleich nach Luthers Tode in der Wittenberger Schloßkirche hätte aufgerichtet werden sollen; Kriegsdrangsale jedoch und die unselige Mühlberger Schlacht hätten es verhindert. Rund um das Bild sind viel lateinische Sprüchlein und Gedenkschriften; an der rechten Seite Luthers Wappen, ein Kreuz mit Rosen umgeben. Man erzählt, daß das Bild schwarz angestrichen worden sei, um den Werth

---

*) Er soll gerade einen Dreier weniger als die Kamsdorfer Brücke gekostet haben. Das ist Sage des Volkes.

der Masse zu verhüllen. Die jetzige Politur hat es erst seit der letzten Renovation der Kirche nach der Schlacht bei Jena erhalten. Gleich neben dem Bildniß befindet sich Bernhards II. schönes Epitaphium vom Jahre 1678 und im Schoose der Kirche selbst ruht Bernhard und seine Gemahlin Maria, Herzogin von Tremuille und der 1690 verstorbene Prinz Johann Wilhelm in zinnernen Särgen.

Merkwürdig ist noch das Nonnen- oder Michaeliskloster, das vorzüglich den Platz der heutigen Schulgebäude, einen Theil des Kreuzplatzes und der Schloßgasse einnahm. Wahrscheinlich ist es zu Anfang des 14. Jahrhunderts von den Gebrüdern Hermann und Albrecht von Lobdaburg zuerst gestiftet worden. Wenigstens finden sich noch von Weißenfels und Gotha aus datirte Bestätigungsbriefe vor; ferner war die erste Aebtissin des Klosters eine Schwester Hermanns und Albrechts von Lobdaburg-Leuchtenburg und in einer Urkunde endlich bezeichnen diese selbst das Kloster mit dem Ausdruck: nostre fundacionis. Bemerkenswerth sind die vielen Klagen über die schlechte und lüderliche Wirthschaft der Nonnen des Klosters. Denn trotzdem, daß es das reichste und am verschwenderischsten dotirte Kloster war, versetzten und verkauften die Nonnen ihre Güter, machten Schulden und trieben es so weit, daß im Jahre 1492 ihrer Viele in den Kirchenbann gethan und 1499 ihrer Mehre relegirt wurden. Wahrscheinlich ist es, daß man die Strafe der Relegation später auf die Studenten ausgedehnt hat, wenn sie gleich den Nonnen wirthschafteten. — Im Bauernkriege 1525 wurde das Kloster auf Befehl Churfürst Johannes und seines Sohnes Johann Friedrich aufgehoben und in eine Schule aufgelöst.

Die Schloßgasse führt uns von der Kirche aus nach dem Wilhelmsschloß, einem stattlichen Gebäude, das den Namen eines Schlosses nicht verdient. Auf dem Grunde des jetzigen stand früher ein Gleiches, in welchem Herzog Wilhelm der Tapfere mit der Kaisertochter Anna sein prächtiges Beilager feierte. Im Jahre 1659 wurde es nach vielen vorhergegangenen Veränderungen von Herzog Wilhelm IV. niedergerissen und auf dem Grunde desselben ein neues massives Gebäude errichtet. Die große von Weigel angegebene eisenblecherne, 63 Fuß hohe Himmelskugel zierte kurz darauf das Dach des Schlosses, wurde aber 1692 wieder abgenommen, unter dem Vorwande, daß die Kugel das Gebäude zu sehr beschwere. Diese berühmte Himmelskugel bestand aus einer hohlen Kugel von Eisenblech, auf welche die Sterne erster und zweiter Größe durch sternförmige Vertiefungen angedeutet waren. Sie hielt im Durchmesser über achtzehn hiesige Schuhe und war um ihre Axe beweglich; außerdem war noch eine sphaera armillaris angebracht und an dem Thierkreis konnten die Planeten nach ihrem jedesmaligen Stand gerichtet werden. Herzog Bernhard baute darauf (17. Mai 1662) das übrige aus und ließ das jetzige Altanendach mit 12 Statuen in Riesengröße zieren, die 1718 herabgenommen wurden. Sie waren von festem Holz und stark versilbert; vier derselben stellten die Jahreszeiten, vier andre die Welttheile und noch vier andre die Elemente vor.

1806 wurde das Schloß von den Franzosen zum Lazareth gebraucht und Karl August widmete es nach eingetretener Ruhe der Aufstellung wissenschaftlicher Sammlungen der Universität.

Dem Schlosse schief gegenüber steht der historisch wichtige Gasthof zum schwarzen Bären. Als nemlich (den 3. März 1522) Luther über Jena nach Wittenberg ging, den Bilderstürmereien daselbst Einhalt zu thun, kehrte er im Gasthof zum schwarzen Bären ein. Denselben Tag waren auch zwei Schweizer in die Stadt gekommen, suchten eine Herberge und ward ihnen, da es Fastnacht war und viel Volks in der Stadt übernachtete, der schwarze Bär empfohlen. Daselbst finden sie Luther, ohne ihn zu kennen; denn der saß da im rothen Schäplein, bloßen Wamms und Hosen, ein Schwert an der Seite. Luther fragte sie viel und mancherlei, gab ihnen freie Zehrung und sagte beim Abschied: Wenn Ihr nach Wittenberg kommt, so grüßt mir Dr. Hieronymus Schurpfen! Und als die Schweizer nun nach Wittenberg kamen, sind sie bei dem Dr. Schurpfen eingekehrt und haben daselbst Martinum gefunden, worüber sie höchlichst erstaunt gewesen. (S. helvet. Almanach v. J. 1808; und Curiositäten Bd. I. S. 352). Als Luther einige Jahre später durch Bodensteins abweichende Lehren veranlaßt, in Jena predigte, zuerst in der Michaeliskirche und dann im großen Saale des alten Schlosses, hatte er (23. August 1524) im schwarzen Bären mit ihm eine Unterredung. Als sie aber nicht einig wurden, ergriff Luther ein Glas Wein, trank es ihm zu und gab ihm einen rheinischen Gulden, mit der Zusicherung, daß er ihn öffentlich widerlegen würde. —

Einen reizenden Anblick gewährt der Marktplatz zu Jena mit dem am südwestlichen Eck aufsteigenden Rathhaus. Es ist ein alterthümliches Gebäude von zwei massiven Etagen, auf welchen in der Mitte ein thurmartiger Erker von $1\frac{1}{2}$ Stockwerken sich erhebt. An dem Thurme war sonst das berüchtigte Uhrwerk, das zu einer lächerlichen Ableitung des Namens Jena geführt hat. Ueber dem Zifferblatte nämlich schaute ein metallener Kopf hervor, der, so oft die Uhr schlug, den Mund weit aufsperrte, als ob er g ä h n e. Eine an der rechten Seite des Zifferblatts befindliche Figur hob aber eben so oft einen vergoldeten Apfel und schlug auf den g ä h n e n d e n Mund, während auf der andern Seite ein singender Engel ein Notenbuch in die Höhe hob. — Der große offene Rathhaussaal war früher der Vereinigungspunkt der berathenden Mitglieder des städtischen Raths und sah viel lustige feierliche Bankette, so das berühmte bei der Einweihung der neuen Akademie. Und der Markt, auf dem jetzt die Studenten Kaffee trinken, war er früher nicht der Tummelplatz reger Begeisterung? Zweikämpfe wurden daselbst ausgefochten und der Vater des Streitenden rief sein: „halt dich wacker, mein Sohn!“ vom Fenster dem Sohne zu. Nächtliche Schlachten und Raufereien mit den Schnurren wurden geschlagen, brausende Vaterlandsgesänge gesungen.

Gehen wir um das alte Rathhaus herum, so gelangen wir in die Collegiengasse, wo das alte Pauliner Mönchskloster, die jetzige

Collegienkirche, steht. Beier setzt die Gründung desselben in das Jahr 1286 und nennt als Stifter einen Herren zu Leuchtenberg. Die Mönche des Klosters sollen viel gequacksalbert und ihren Rechnungen nach viel Trinkgelder für Geschenke an Kuchen und Torten aus dem Nonnenkloster bezogen haben. Die jetzige Collegienkirche ist ein einfaches hochgewölbtes Schiff. Bis zur Hälfte der Länge ist sie mit einem hallenartigen Anbau versehen, welcher mit der Kirche selbst vermittelst hoher parabolischer Bogen communicirt. Sagittarius († 9. März 1694) hat über sie eine Monographie herausgegeben, unter dem Titel: **Momenta historica et Monumenta templi Jenensis academici** 1690 und 1720.

Das Karmeliterkloster in dem westlichen Theil der Löbder Vorstadt (wo jetzt der unscheinbare Gasthof zum gelben Engel steht) ist wohl im Anfang des 13. Jahrhunderts gegründet worden. Nach einer Urkunde vom Jahre 1418 fällt die Stiftung desselben in dieses Jahr und nicht, wie Beier aus einer alten Inschrift herausgrübeln will, in das Jahr 1319. Im Bauernkriege 1525 hatte das Kloster ein trauriges Schicksal; die Mönche wurden theils fortgeschleppt, theils verjagt und das aus dem Verkauf der Effecten gelöste Geld wurde dem bei Mühlhausen im Lager stehenden Contingent zugeschickt. — Im Jahre 1553 wurde ein Theil des Klosters dem vertriebenen Bischof von Amsdorf eingeräumt, der mit Hülfe des M. Georg Rorarius die erste hiesige Ausgabe der lutherischen Schriften besorgte. Im 30jährigen Kriege 1612 ließ Moncado das Gebäude demoliren und im Jahre 1666 wurden die Steine des Klosters zur Wiederherstellung der im Jahre 1687 von dem schwedischen Major Stahlhans abgebrochenen Schwibbogen der Kamsdorfer Brücke verwendet. —

Viel älter noch als diese Klöster ist die uralte kleine sogenannte Johanniskirche. Sie steht an einem Bergabhang, auf dem ummauerten Friedhof der Stadt und ist eine der ältesten Kirchen in Thüringen. Außen an der Kirche, über der Nische, in welcher noch das Haupt Johannis in Stein gehauen zu sehen ist, befindet sich ein sehr altes Denkmahl mit der Inschrift:

Hy lit Vrow Jutte Selberz der Got gn. 1397.

Sie ist seit zwanzig Jahren wieder hergestellt und der katholischen Gemeinde eingeräumt worden. Dicht über ihr steht die neuere Gottesackerkirche mit einem schönen Thurme, wie ein ungeheurer Leichenstein unter so viel tausend kleineren. Sie wurde erst im Jahre 1693 vollendet.

Zu erwähnen sind noch das Löbderthor, von dem jetzt keine Spur mehr da ist und der merkwürdige alte Thurm am südöstlichen Eck des Stadtgrabens hinter dem Fechtboden, der sogenannte neue Thurm. Von der steinernen Brücke am Löbderthore erzählt man folgende Sage:

Ein reicher und vornehmer Ehebrecher, dem das Todesurtheil von den Richtern gesprochen war, machte sich aus Furcht vor dem

Tode verbindlich, statt der ehemals hölzernen Brücke eine steinerne auf seine Kosten herstellen zu lassen. Die Richter schenkten ihm hierauf das Leben und zum Andenken an diese Begebenheit ließ der Verbrecher seinen Kopf an einem bei der westlichen Seite der Brücke befindlichen Loche einmauern. —

In dem sogenannten neuen Thurme soll Herzog Wilhelm der Tapfere während des Bruderkriegs (1451) eine starke Besatzung gehalten und mit dieser Ausfälle auf die Dörfer Amerbach, Burgau und Winzerle gemacht haben, wie zu lesen im hallischen Machtspruch wegen der Landestheilung der beiden Brüder.

Wir finden an diesem Thurme noch eine alte sehr verblichene Inschrift, die bisher unentziffert geblieben ist. Der Professor Müller las daran die Jahreszahl MCCCCXXX. und folgende lateinische Schrift:

> anno ab incarnacione domini MCCCCXXX di cineris incepte sunt. Structure turris emundacio fossarum ac refirmacio municionum cum ceteris structuris. annexis. per civitatem a tempore predicto usque festum michaelis pro extensione ac municione ac reliquorum adjutorio facte et finite sunt.

Beier erzählt, es habe ein vornehmer Studiosus vom Graben aus diese Inschrift entziffern wollen; da sei ein beladener Esel an ihm vorbeigerannt und habe ihn in den Stadtgraben geworfen, worauf der unvorsichtige Esel im Jahre 1619 auf 99 Jahre relegirt worden sei. —

Außer diesen Thürmen und Klöstern verdienen mehre neuere Anstalten vollgültige Erwähnung; so die Universitätsbibliothek, die ihre erste Gründung durch Johann Friedrich den Großmüthigen erhalten hat. Sie enthält viel werthvolle Handschriften, mehre Antiphonaria auf Pergament, viele französische Manuscripte aus der Bibliothek Karls des Kühnen von Burgund, eine Handschrift der Briefe des Petrus de Vineis, die berühmte Handschrift der Minnesinger mit alter Musik und eine auf Pergament gedruckte mit Cranachschen Holzschnitten und einem eigenhändigen Gemälde L. Cranachs geschmückte Bibel (Wittenberg 1541), die treueste Begleiterin des Churfürsten Johann Friedrich in Freud und Leid, im Frieden und im Feldlager. Jena besitzt ferner ein physikalisches Kabinet, worin manche Reliquien vom Naturforscher Goethe sich befinden, eine Lehranstalt für Chemie unter Döbereiners Leitung, eine Sternwarte, die durch Schillers Aufenthalt historische Bedeutung gewonnen hat, ein pharmaceutisches Institut, ein zoologisches und osteologisches Kabinet, worin sich ein vor mehren Jahren bei Romstedt, einem bei Jena liegenden Dorfe ausgegrabenes, sehr altes menschliches Scelett befindet, das man für das eines Wenden gehalten hat. Außerdem ist der botanische Garten, der seit 1794 besteht und durch seine reizende Lage sich auszeichnet, einer Erwähnung werth und endlich das auf einem alten Stadtrundel aufgebaute anatomische Museum.

Es bleibt uns nun noch übrig, Jena's Geschichte vom frühesten Beginn der Stadt zu schildern; doch sei es mir erlaubt, schnell hinwegeilen zu dürfen über die in Dunkel gehüllten Tage der Kindheit Jena's und aus der großen verworrenen Masse der Ereignisse, deren innerer Zusammenhang uns oft nicht ganz deutlich ist, besonders jene verhängnißvollen Tage der Stiftung der Akademie herauszuheben.

Die Wiegenzeit Jena's ist mit verhüllenden Schleiern umwoben. Die Urkunden der frühesten Periode sind verloren gegangen im Plünderungsbrand des dreißigjährigen Krieges. Ein Lichtstrahl scheint gegen das Jahr 1004 durch das geschichtliche Dunkel zu leuchten. Aeltere Annalisten nämlich erwähnen, daß in diesem Jahre Markgraf Eccardt **I.** nach seiner Ermordung bei Poleda in der Kirche von Jena beigesetzt worden sei. So schlagend jedoch diese Nachricht auch für die damalige bedeutungsvolle Existenz Jena's sprach, um so sicherer vernichtete ein später aufgefundenes Fragment des Annalisten Saxo, worin er nicht unser Jena, sondern das sogenannte Naumburger Teutsch-Jena als den Ort der Beisetzung nennt, die vermeintliche Wahrheit der ersten Ansicht.

Sicherer sind die späteren Facten. Im Jahre 1140 starb Wilhelm **IV.**, Pfalzgraf am Rhein und Graf von Orlamünde und Weimar. Da er keine Nachkommen hinterließ, fiel Orlamünde und Weimar an den Markgrafen von Brandenburg, Albert den Bär, einen Sohn Otto's, Grafen von Ballenstädt, und Jena kam an die edlen Herren von Lobdaburg, denen damals schon ein reiches Ländergebiet gehörte. Diese theilten sich bald in verschiedene Linien, von denen die von Lobdaburg-Arnshaug den Grafentitel führte. Die von Lobdaburg, Lobdaburg-Leuchtenburg, Lobdaburg-Burgau und Lobdaburg-Elsterberg nannten sich Herren. Leuchtenburg war im Besitz der Hälfte von Jena und Arnshaug und Elsterberg jede im Besitz eines Viertheils. — Nach dem Tode Otto's (1288), des letzten Sprossen der Arnshaugischen Familie, machten seine Wittwe Elisabeth und deren Tochter gleichen Namens Ansprüche auf die Arnshaugischen Besitzungen und auf den vierten Theil Jena's. Dem aber widersetzten sich die andern Linien und es wäre zum bitteren Streite gekommen, hätte nicht Albrecht, der Unartige, Landgraf in Thüringen, die Wittwe Otto's zu seinem Ehegemahl genommen und sein Sohn Friedrich mit der gebissenen Wange deren Tochter die reizgeschmückte Elisabeth geheirathet (1301). Durch diese Heirath gewann Friedrich den vierten Theil von Jena und dessen Sohn, Friedrich der Ernste, Markgraf zu Meißen, kaufte später die noch übrigen an Schwarzburg verpfändeten Artikel von Albrecht und Johann von Leuchtenburg hinzu. Friedrich des Strengen drei Söhne, Friedrich, Wilhelm und Georg verwalteten darauf Jena in gemeinschaftlicher Ruhe und Energie. Sigismund, Friedrich des Streitbaren Sohn, empfing in der Theilung vom 4. Januar 1436 Jena und sein tapfrer Bruder Wilhelm Burgau, Lobeda und Lobdaburg. Sigismund aber wurde aus hoffnungsloser Liebe zu einer Nonne des Klosters Milden-

furt Geistlicher, deshalb gefänglich eingezogen und darauf Bischof zu Würzburg.

Bis hierher reicht das goldene Zeitalter Jena's. Edle Fürsten führten Tage der Ruhe und des Glücks über ihre Unterthanen herauf; aber mit Sigismund ging der schöne Stern der Ruhe unter und Zeiten des Elends schauern herein in die reizgeschmückten friedlichen Marken. Bruderzwist steigt auf den Thron, schürt Mordbrände und schleudert brennende Fackeln in Dörfer und Städte.

Die neue Theilung der sächsischen Lande zwischen Kurfürst Friedrich dem Sanftmüthigen und Herzog Wilhelm dem Tapfern — in welcher Jena dem Letzteren zufiel — hatte nicht zu einer friedlichen Vereinigung beider Brüder geholfen, vielmehr die Erbitterung derselben so hoch gesteigert, daß ein offener Kampf auf Leben und Tod zu erwarten stand. Ihre beiderseitigen schurkischen Räthe wußten klüglich diese Entzweiung mehr und mehr zu schüren — und die Schranken des beiderseitigen Mordstreites waren geöffnet! Der Tag eines fröhlichen Festes gab das Signal zum Ausbruch. Es war der 20. Juni 1446, als Wilhelm sein Beilager feierte mit der frommen Tochter Albrechts II., Anna. Eine ungeheure Menschenmenge wogte nach Jena und gegen drei tausend Pferde allein von all den wackern Grafen und edlen Herren suchten in Jena Platz. Und ruhig ging der erste Tag vorüber. Den andern Tag aber, da die Gäste beim Weine saßen, kam urplötzlich die Nachricht, Kurfürst Friedrich sei in die Besitzungen von Wilhelms Rath, Apel von Vitzthum zu Roßla gefallen, und plündre dieselben gleich einem kühnen Räuber. Da sprangen Alle entsetzt auf; das fröhliche Hochzeitsfest ward zum rasselnden Waffengetümmel; schnell wurden die vorräthigen Speisen vertheilt, vieles in die Saale geworfen und nun stellten die wackern Grafen unter ihrem tapfern Führer dem Feinde Widerstand entgegen in der wohlummauerten Veste. Schreckliche Plünderungen begannen; blutige Feuerfahnen leckten über Dörfer und Städte und was der eine Theil dem andern geschadet, suchte dieser wieder mit desto tieferer Scharte auszuwetzen. Vom sogenannten neuen Thurme brach Wilhelm öfters mit starker Besatzung nach Burgau ein, plünderte es und steckte die umliegenden Dörfer in Brand. Ja, der 15. Juli des Jahres 1450 sah in der Umgegend von Eckardsberge gegen sechzig Dörfer in Feuer und Flammen lodern. Aber dies war die Marke des Elends! Die Brüder schlossen (1451) einen Vergleich zu Naumburg, der später die Verjagung der beiden elenden Räthe zur Folge hatte, und Tage der Freude kamen wieder über das schwergeprüfte Land. Wilhelm war ein edler Fürst, obschon die Geschichtschreiber ihm viele Fehler andichten; er war ein Mann von Kraft, sobald es galt, sie zu zeigen, ein Mann voll heiliger Liebe für die Religion, sobald es galt, ihr einen Dienst zu leisten. Aus diesem Grunde unternahm er auch den 7. April 1461 mit einem Gefolge von 98 Personen eine Reise nach Jerusalem, von der er den 7. October desselben Jahres wieder zurückkehrte. Er starb den 18. September 1482. Da er keine erbfähige Descendenz hinterließ, so fiel bei der erblichen

Landestheilung im Jahre 1485 zwischen dem Churfürsten Ernst und dem Herzog Albrecht, Jena an Letzteren, dem Sohne seines Bruders. Aber bald darauf wurde bei einer zweiten Theilung das Amt Jena dem älteren Bruder Ernst zuerkannt, der jedoch schon ein Jahr darauf aus Gram über diese neue Theilung starb (26. August 1486). Sein Sohn, Friedrich III. (der Weise) übernahm die Regierung. Er räumte zugleich seinem jüngeren Bruder Johann einen gewissen Antheil an der Regierung ein, welcher sich besonders auf das Churfürstenthum Coburg und die Besitzungen in Thüringen erstreckte. —

Die berüchtigte Bauernrebellion sprühte auch nach Jena die glühenden Funken des Aufruhrs. Wiedeburg sagt:

„Dieser unglückliche Aufruhr, dessen Scene im vorigen Jahre Horria und Cloßka in Siebenbürgen wiederholten, wüthete auch in hiesigen Gegenden und hatte die traurigsten Folgen. Selbst einige hiesige Einwohner hatten sich zu den Aufrührern gesellt und verlangten die Abstellung des Bier- und Weinzehnden. Luther selbst und Melanchthon und Creuziger welche sich dazumal einige Zeit hier aufhielten, predigten gegen diese Aufrührer, zum Theil mit gutem Erfolg; gleichwohl wurde es nicht eher Ruhe, bis mehrere der Anführer auf hiesigem Markt enthauptet wurden."

Und ihr Blut — setzt Adrian Beier hinzu — floß gleich einem Bächlein vom Markte beim Röhrkasten. —

Churfürst Johann Friedrich der Großmüthige, der Sohn des den 16. August 1532 gestorbenen Johann des Beständigen, besaß nicht die ruhige Weisheit seiner Vorgänger. Im schmalkaldischen Kriege war er Karls V. heftigster Gegner, wurde aber in der Schlacht bei Mühlberg an der Elbe (21. April 1547) geschlagen und gefangen. In dieser Zeit dachte er darauf, eine neue Universität zu gründen und Jena, sein Lieblingsort, schien ihm zum Sitz derselben geeignet.*) Als Kaiser Karl V. (den 30. Juni 1547) mit ihm durch Jena zog, hatte er eine kurze Unterredung mit seinen drei Söhnen über die Einweihung der neuen Akademie. Darauf wurde Melanchthon von Weimar, wo er sich damals aufhielt, als Professor der Theologie und Philosophie nach Jena berufen. Er nahm auch den Ruf an; spätere Religionsstreitigkeiten aber verleideten ihm das Leben daselbst und er lehnte den Antrag ab. Damals entstand das bekannte Sprichwort:

„Wo Melanchthon ist, da ist Wittenberg."

Nach Melanchthons Entfernung wurden alsbald zwei andere Männer berufen, Johann Stigel aus Friemar bei Gotha und Victorin Strigel aus Kaufbauern in Schwaben. Der 19. März war der Tag der Weihe. Die beiden Lehrer hielten in Gegenwart der

---

*) Daß bereits im Jahre 1547 die Stiftung der hiesigen Academie im Werke war, geht aus einem Schreiben Melanchthons an Johann Stigel vom 18. Oct. 1547 hervor, worin sich derselbe wundert, daß der Churfürst in solcher Unruh und Gefahr noch an die Errichtung einer Academie denken könne.

drei Söhne des Churfürsten und des Bischofs von Amsdorf zwei Reden und das Paulinerkloster wurde zum Pädagogium oder Collegium bestimmt. Die Bibliothek des gefangenen Churfürsten kam am 14. Juni desselben Jahres nach Jena und wurde dem öffentlichen Gebrauche Preis gegeben. —

Nach fünfjähriger Haft kehrte endlich der Churfürst in seine Erblande zurück. Die Reise ging über Nürnberg und Bamberg nach Coburg, wo ihn sein Bruder Herzog Johann Ernst empfing und seine Gemahlin, nebst Herzog Johann Friedrich dem Mittleren; von da über Saalfeld nach Wolfersdorf, das seitdem „die fröhliche Wiederkunft" heißt. Von hier zog er auf die Wölmisse, wo er früh mit seinem Hofe jagte und in dem dabei gelegenen Thale an der Penickenquelle, die seitdem der Fürstenbrunnen heißt, speiste. Nachmittags 4 Uhr trat er unter dem Geläute aller Glocken und von dem tausendfachen Glückwünschungsjubel der Bewohner in die Stadt ein. Vor dem Fürstenkeller versammelte sich die ungeheure Menschenmenge. Daselbst standen die Geistlichen, die Professoren und Studenten, die Lehrer mit den Schülern. Das schöne Lied: „Herr Gott dich loben wir" wurde in Wechselchören gesungen und die Berge um Jena leuchteten von Feuern und strahlten als große Freudensonnen in das Thal. Und bei dieser Gelegenheit soll der Churfürst zu Lukas Kranach, der neben ihm saß, gesagt haben, auf die Studenten hindeutend: „Siehe! das ist Bruder Studium!"

Das Jahr 1557 krönte endlich das herrliche Werk der neuen Stiftung. Ferdinand bestätigte die Universität und 1558 fand die Einweihung statt. Nachdem am 1. Februar die drei Herzöge nebst vielem Gefolge*) einen feierlichen Einzug gehalten hatten, versammelte sich das Corpus academicum, das gegen 600 Personen stark war, in dem Kollegium und holte unter dem Geläute aller Glocken und Trompeten- und Paukenschall die Herzöge und ihren Hof in die herrlich aufgeschmückte Stadtkirche ab. Die drei Herzöge von Sachsen und der Fürst von Henneberg standen am Altar; links der akademische und städtische Senat. Herzog Johann Friedrich der Mittlere eröffnete die Feierlichkeit mit einer lateinischen Rede über die Wichtigkeit und Bedeutung des Tags; darauf las der fürstliche Rath Dr. Petrus Breme das kaiserliche Privilegium vor und der Herzog setzte dann seine Rede besonders an den Rector und die Academie fort. Als sich der Herzog niederließ, trat der Kanzler Brück auf und hielt eine deutsche Rede über dasselbe Thema und überreichte dem Rector Schröter die vorgelesenen Privilegien der Universität. Hierauf

---

*) Unter den fremden Gästen befanden sich Georg Ernst Graf zu Henneberg, die Grafen Georg von Gleichen auf Tonna, Ludwig und Carl von Gleichen, Herrn zu Blankenhain, Sigismund, Burggraf zu Kirchberg, Friedrich, Graf zu Beichlingen, Paul Martin von Polheim und viele andere.

erhob sich der Bürgermeister Andreas Burkhardt und überreichte dem Rector einen goldenen Becher. Nachdem zuletzt noch Professor Stigel in einer weitläufigen lateinischen Rede von dem Nutzen und der Würde der Academie gesprochen hatte, wurde das Te deum laudamus unter Instrumental= und Vocalmusik gesungen, worauf der Zug auf das Rathhaus zurückging. Hier speisten die drei Herzöge mit sämmtlichen Professoren und den zwei Burgemeistern und dem studirenden Grafen Philipp von Nassau. Nach aufgehobener Tafel wurden auf dem Markte Turniere eröffnet, bei welchen Herzog Johann Wilhelm mehre Lanzen mit Christoph von Harßalt brach und ihn jedesmal aus dem Sattel hob. —

Aergerliche Streitigkeiten scheinen bald darauf die academische Ruhe aufzustören. Victorin Strigel und Illyrikus Flacius geriethen nämlich über die Frage in Zwist, ob der Mensch zum Guten mitwirken könne oder nicht. Flacius, durch seine Grobheit und Streitwuth bekannt, vertheidigte seine Ansicht mit hartnäckigem Starrsinn, so daß selbst das Volk in den Streit sich mengte und der Name Flez, der seitdem nicht wieder ex usu gekommen ist, als bezeichnendes Wort für einen groben Menschen aufkam. Alsbald ließ auch Johann Friedrich der Mittlere eine Schrift abfassen gegen die beiden Wortklauber und befahl den Geistlichen des Landes, diese neue Schrift nach der Predigt dem Volke vorzutragen. Der Superintendent Hügel dagegen verfaßte mit Strigel eine neue Schrift gegen die herzogliche Verordnung und zwang den Herzog bald darauf, sie am Osterfeste den 27. März 1559 durch 300 Mann gefänglich einziehen zu lassen. Erst ward ihnen die Leuchtenburg und später der Grimmenstein zur Haft angewiesen. Doch wurden sie bald darauf wieder frei gelassen. Den 2. — 8. August des folgenden Jahres ließ der Herzog ein Colloquium ausschreiben im Schlosse zu Weimar. Einen halben Tag lang wurde gestritten, bis endlich Flacius durch die Meinung, daß die Sünde keine Accidenz, sondern Substanz sei, ohne Weiteres für überwunden erklärt wurde. Aber widerrufen wollte er dennoch nicht und an seiner Hartnäckigkeit scheiterte jede Bitte, jeder Befehl, jeder Zwang. Er wurde am 10. December mit seinem Genossen Paul Wigand seines Amtes entsetzt und sein Haus auf Anhetzen des Dr. Strigel das Jahr darauf von den Studenten demolirt. —

Johann Friedrich des Großmüthigen ältester Sohn, Friedrich II. oder Mittlere hatte nach der Gefangenschaft seines Vaters die gemeinschaftliche Regierung für sich und seine jüngeren Brüder angetreten, bis der Vater aus seiner Haft zurückkehrte. Nach dessen Tode aber regierte er mit seinen Brüdern, Johann Wilhelm und Johann Friedrich III. gemeinschaftlich. Letzterer starb jedoch schon 1665 den 31. October zu Jena; der älteste Bruder aber wurde durch den tückischen Kanzler Brück in die Grumbachschen Händel verwickelt, in die Reichsacht erklärt, am 15. April 1567 von Gotha nach Wien abgeführt und ist am 9. Mai 1595 zu Steier in Oberöstreich gestorben. Darauf erhielt Johann Wilhelm Weimar, Jena, Orlamünde, Altenburg u. s. w. Die Universität Jena blieb gemeinschaftlich. — Sein Enkel

Wilhelm hatte seinen vier Söhnen testamentlich vier Fürstensitze zu Weimar, Eisenach, Markfuhl und Jena zuerkannt. Der jüngste, Bernhard, (geb. 21. Februar 1638) der sich damals in Paris befand, und im Begriff war, mit Maria von Tremuille, Tochter des Herzogs Heinrich zu Thouars in Frankreich (geb. den 16. Jan. 1632) sich zu verloben, vollzog auf die Nachricht vom Tode seines Vaters die Verlobung (10. Juni) und eilte dann allein nach Deutschland, um sein Erbe in Empfang zu nehmen. Bei der darauf erfolgten Theilung der Erblande erhielt Johann Ernst Weimar, Adolf Wilhelm Eisenach, Johann Georg Markfuhl und Bernhard Jena mit Burgau und Lobeda. Als aber bald darauf Adolf Wilhelm (1668) zu Eisenach und (1672) der letzte Prinz Friedrich Wilhelm zu Altenburg an den Blattern verschied, eilte Bernhard unverzüglich nach Altenburg, schnitt vor Notaren und Zeugen aus der inneren Thüre des fürstlichen Mittelgemachs auf dem Schlosse daselbst einen Spahn heraus und erklärte sich so zum Herren des Landes. Da aber auch Gotha Ansprüche machte auf Altenburg, so wurde ein gütlicher Vergleich daselbst errichtet, in welchem die Aemter Dornburg, Allstädt, Roßla, Bürgel u. s. w. dem Gesammthause Weimar zugesprochen wurden. Darauf theilten die drei Brüder ihre Lande.

Im Jahre 1678 erkrankte Bernhard an einem hitzigen Fieber und starb den 3. Mai desselben Jahres. Er liegt in der Michaeliskirche begraben. Seine Wittwe folgte ihm schon den 24. August 1682 und seine Tochter die Prinzessin Charlotte Marie verheirathete sich (1. November 1683) im vierzehnten Jahre ihres Lebens an Herzog Wilhelm Ernst zu Weimar. Sie starb im Jahre 1705 zu Tonna bei Gotha, 34 Jahre alt, nachdem am 23. August 1690 ihre Ehe mit Wilhelm Ernst getrennt worden war. Der Prinz Johann Wilhelm, (geb. den 28. März 1675) bezog im dreizehnten Jahre die Universität Jena, starb aber daselbst, der letzte Sprosse seiner Linie, den 4. November 1690 an den Kinderblattern, im funfzehnten Lebensjahre. Ueber der Gruft im hohen Chore neben Luthers metallenem Bildniß befindet sich Bernhards schönes Epitaphium. —

Mit dem Tode Herzogs Johann Wilhelm war die Linie Sachsen-Jena erloschen und der Jenaische Erbtheil fiel an Weimar und Eisenach. Weimar nahm sogleich die Hälfte in Beschlag; aber ein Vergleich vom Jahre 1683 hatte Eisenach ein Sechstel mehr als die Hälfte zuerkannt und Georg von Eisenach sträubte sich daher mit vollem Recht gegen diese kecke Besitznahme. Doch wurde er in einem Vergleich vom Jahre 1691 zufrieden gestellt. — Herzog Johann Georg von Eisenach hatte einen jüngern Bruder, Johann Wilhelm (geb. 1666) dem Jena's Antheil zufiel. Er machte auch Jena zu seiner Residenz, verlegte sie aber nach des Bruders Tode wieder nach Eisenach. Als am 26. Juli 1741 die Linie Eisenach endlich mit Herzog Wilhelm Heinrich zu Ende ging, fiel Jena an Weimar, mit dem es noch jetzt vereinigt ist.

Und hiermit beschließe ich die Geschichte Jena's.

Du aber, schönes gesegnetes Land, sei mir gegrüßt mit vollem Gruße. Wie du in mein Herz tratst, herrlich schön, wie eine reizgeschmückte Geliebte, so hab' ich dich schildern wollen. Ob mir's gelungen — ich weiß es nicht! Oft erlahmt der Wille an der That und was man so herrlich im Busen fühlt, kann man oft nicht herausgeben — es bleibt darinnen still und heimlich, wie eine Perle im tiefen Meere. Aber das fühle ich, daß du, geliebtes Jena mit deinen Bergen, Hügeln und Gründen mir oft den Kummer aus der Seele riesst, daß in deiner Schöne meine Schmerzen verflogen, wie Thau des Morgens vom wärmenden Kuß der Sonne. Und das danke ich dir! Viel Stürme hast auch du erlitten; Kriege wüsteten in deinem Schooße; aber immer wieder ging der Stern des Friedens über dir auf; edle Fürsten umgürteten dich mit starkem weisem Schutze und was das Schicksal dir zufügte, vergüteten sie dir mit tausend Segnungen. In deinen Mauern ging ein strahlendes Licht auf; das Licht verbreitete sich flammend durch viele Länder, du wardst eine berühmte, eine weitgenannte, hochgepriesene Stadt. Geistgewappnete Männer traten in dir auf, der Jugend Lehrer und Väter; die Begeisterung für Vaterland und Geistesfreiheit sprang hervor aus deinen Mauern, eine mit Helm und Schild gewappnete Minerva.

Sei gesegnet, du mein reizendes Jena! Die Aurora der geistigen Freiheit leuchte heller und heller in deinen Thälern. Brauset, ihr Vaterlandsgesänge noch oft auf Bergen und im Thale, durchflammt gefühlvolle Herzen mit Himmelsfeuern der Begeisterung und rüttelt theilnahmslose Herzen aus begeistrungsleerem Taumel.

Ihr aber, meine theuren Brüder alle, die Ihr mit mir Jena Eure zweite Heimath nennt, seid herzlich gegrüßt! Preist Euch glücklich, daß Ihr auf Jena's Bergen frei sein und jubeln und jauchzen könnt, freut Euch der schönen Jahre Eurer Jugend, reißt Euch los, wenn die Natur Ihre reichen Zauberschätze lockend vor Euch hinbreitet, reißt Euch los vom Staube der Pandecten und der alten trocknen Kirchenväter, von starren Schädeln und Gebeinen, eilt hinaus in die ewigreiche Natur und schlürft an ihrer reinen Ammenbrust den Lebensnectar. Die Natur ist Alles! sie ist Freiheit, Seligkeit — sie ist Gott!

Theobald Buddeus.

Oldisleben.

Wenn man die Straße von Frankenhausen nach Cölleda verfolgt, eine halbe Stunde von dem herrlichen Punkte, wo die Sachsenburg den Engpaß bewacht, durch welchen sich die Unstrut drängt, um ihren Lauf in die gesegnete goldene Aue zu nehmen, sieht sich der Wanderer freundlich und wirthlich von dem Flecken Oldisleben überrascht. — Zwar steht ihm bei dem Eintritt in der Nähe nicht sogleich etwas entgegen, was ihn als Alterthums- und Geschichtsforscher fesselt, aber sein Blick wendet sich rechts aufwärts über die in der Sonne hell schimmernden vielen neuen Ziegeldächer hinan, wo von einem sich ziemlich steil erhebenden Sandsteinberge graue, den Stempel der Vorzeit tragende Baulichkeiten herabgrüßen und ihm zuzuwinken scheinen, daß es ihm nicht gereuen werde, wenn er hier eine kurze Rast halte und sich unter den gemüthlichen Bewohnern bekannt mache. Nicht schwer wird ihm Letzteres werden, denn er trifft hier auf freundliche, gebildete und gesellige Menschen, bei denen sich leicht ein Anknüpfungspunkt zur Unterhaltung finden läßt, und kaum hat er in dem an der Straße gelegenen, wohl zu empfehlenden Gasthof eingesprochen, als ihm der annehmbare Vorschlag gemacht wird, ob er nicht den heitern Nachmittag zu einem Spaziergang nach dem wohl in der ganzen Umgegend bekannten Vergnügungsorte von Oldisleben vor dem Holze benutzen wolle, von welchem er dann, ohne einen großen Umweg zu machen, seine Wanderung nach Sachsenburg fortsetzen könne. Wem nicht alles Gefühl für Naturschönheit mangelt, und wessen Zeit nicht genau auf die Stunde berechnet ist, dem rathe ich, in diesen Vorschlag einzugehen und den kurzen Umweg nicht zu scheuen. Der Weg führt durch den Flecken, oder an dessen westlicher Seite hinauf, sanft ansteigend, nach der Oldisleben südlich beherrschenden, mit frischgrünendem Laubholze bewachsenen Anhöhe, an deren Fuß ein schön gebahnter, sich links durch das junge duftende Gehölz weiter hinauf leitender Fußpfad den Wandernden aufnimmt, bis er sich auf einem freien, zu den freund-

lichsten Anlagen umgeschaffenen Raum des Höhenvorsprungs auf's Angenehmste überrascht und belohnt sieht. Ein geschmackvoller und geräumiger Salon nebst den für gastliche Bewirthung nöthigen Lokalen, eine wohlcontitionirte Kegelbahn, einladende Lauben und Ruheplätzchen füllen den geebneten Platz, von welchem aus, in südlicher und östlicher Richtung schattige, von fröhlichen Waldsängern belebte Laubgänge zu weiterem Ergehen einladen. — Diese überaus freundliche Anlage, in welcher sich die beiden holden Schwestern Natur und Kunst so sinnig vereinen, verdankt seit dem Jahre 1798 den Honoratioren von Oldisleben ihre Entstehung, ihre Erhaltung und fortwährende Verschönerung, und ihnen gebührt dafür die dankbarste Anerkennung nicht allein von Oldisleben selbst, für diese ihm vor der ganzen Umgegend zu Theil gewordene Auszeichnung, sondern auch von den Bewohnern der Nähe und Ferne, die sich hier so oft der schönsten Genüsse erfreuen, denn den Sommer hindurch an heiteren Tagen wird dies Plätzchen häufig besucht, vorzüglich aber des Sonntags, wo Alles in bunten Gruppen herbeiströmt und bald das ganze Hölzchen von fröhlichen Menschen belebt ist. Herrlich nehmen sich hier die Harmonieen eines vorzüglich gut besetzten Concerts im Freien aus, die sich mit dem einbrechenden Abend, zur Tanzmusik umgewandelt, in den vorerwähnten Salon ziehen und dort Jung und Alt oft bis tief in die Nacht hinein bei guter und billiger Bewirthung fest halten. — Hier auf diesem wunderlieblichen Plätzchen sieht sich der Fremdling an jedem Nachmittage bei heiterem Sommerwetter, in der Regel von mehreren jener achtungswerthen Begründer und Erhalter desselben, die sich ihres lohnenden Werkes mit vollem Rechte freuen, zuvorkommend und gemüthlich begrüßt und ist, wenn er nicht allen Sinn für gesellige Unterhaltung entbehrt, nach wenigen Augenblicken heimisch in ihrer freundlichen Mitte. — Aber bald gewahren es die aufmerksamen Gesellschafter, wie sich des Fremdlings Blicke immer lebhafter und spannender nach dem vorderen mit einer Barriere versehenen Rande des Vorsprunges lenken, und wie es ihn in sehnsüchtiger Ahnung, daß dort etwas Herrliches seiner warte, dahin zieht, und gewiß ladet ihn sofort einer der neuen Bekannten ein, ihm bis an die Schranken des Vorgrundes zu folgen, um zu sehen und zu fühlen, was ihm vielleicht hier und da großartiger, nicht leicht aber anmuthiger und lieblicher geboten wird. — Und wie eingewurzelt steht er an dem Proscenium, in stummen Entzücken mit den begeisterten Blicken nach den Fingerzeigen des Erklärers im weiten von Westen über Norden nach Osten gezogenen Halbkreis umherschweifend. Zunächst senkt sich das Auge im Mittelpunkt abwärts auf die Klostergebäude von Oldisleben, um deren Höhe sich der Flecken wie ein buntgesticktes Band herumwindet; — dann auf die denselben zunächst umgebenden reich gesegneten Saatfelder und üppig grünenden Wiesen; — links über Frankenhausen an der sich nach und über Sondershausen hinaus ziehenden Wellenbergkette hin nach Wolkramshausen in die Grafschaft Hohnstein und über Bleicherode in das Eichsfeld und in die Gegend von Göttingen hinein; mehr

links vorwärts über Heringen und Nordhausen nach den westlichen Harzgebirgen. — Gerade vor, ganz nördlich decken die Höhen des Kyffhäuser und der Rothenburg einen Theil der Fernsicht nach der Fortsetzung des Harzes; an diesen Höhen rechts vorbei öffnet sich dem Blick der Anfang der vom Silberstreif der Unstrut durchschlängelten goldenen Aue, über Artern und Allstedt nach Wallhausen und Sangerhausen bis in die Mansfeldischen Gebirge hinein. Oestlich, nachdem das Auge auf dem gerade gegenüber liegenden Heldrungen geruhet, erblickt es das am Abhange eines bewaldeten Berges der Finne gelegene alte Ritter-Stammschloß Beichlingen und schweift durch die Fortsetzung der goldenen Aue bis in das Flußgebiet der Saale bei Freiburg und Naumburg; in dem ganzen bezeichneten Halbrundgemälde aber, sind Städte, Dörfer und einzelne Gebäude in reicher Anzahl als glänzende Licht- und Lebenspunkte ausgestreut. — Doch der erklärende freundliche Führer läßt den begeisterten Beschauer nicht zu der in ihm aufsteigenden Klage darüber kommen, daß die Fortsetzung der herrlichen Fernsicht nach Süden zu geschlossen sei; — er leitet ihn im gemüthlichen Gespräch rechts abwärts auf anmuthigem Pfade aus dem Hölzchen heraus und hinter dem Klostergut auf den sogenannten Weinberg, wo sich einem bunt durchwirkten Teppich gleich, die große weite, von Ortschaften besäete Ebene bis nach Erfurt, und über dessen ehrwürdige Thürme hinaus, bis zu den sie begrenzenden Gebirgen des Thüringerwaldes ausbreitet und nun in dieser Beziehung nichts mehr zu wünschen übrig läßt. — Aber der hier so gastlich aufgenommene Fremdling kann nicht scheiden, ohne Abschied von den vor dem Salon in freundschaftlicher Unterhaltung zurückgebliebenen neuen ihm lieb gewordenen Bekannten und auf dem Rückwege dahin befriediget sein wohlunterrichteter Begleiter seine Wißbegier nach den geschichtlichen Beziehungen Oldislebens in folgenden Worten:

„Des Benedictiner-Klosters Oldisleben Entstehung, knüpft sich an die Geschichte des in Thüringens Annalen eine so bedeutende Rolle spielenden und darin so oft vorkommenden Grafen Ludwig der Springer, indem derselbe sowohl, als seine Gemahlin Adelheid, um jenes Verbrechen, auf welches sich bekanntermaßen ihr Ehebündniß gründete, zu sühnen, ein Gelübde gethan, in dessen Folge Graf Ludwig um die Zeit vom Jahr 1087 bis 1097 das Kloster Reinhardsbrunn, seine Gemahlin Adelheid aber das Kloster Oldisleben gestiftet nnd erbauet haben soll, wiewohl letzterer auch, und mit noch mehr Wahrscheinlichkeit die Begründung des Klosters Scheiblitz zugeschrieben wird, in welchem sie als Nonne gestorben. Ohne nun zwar die Beweggründe angeben zu können, welche die sich so ganz zur Frömmigkeit geneigte Büßerin Adelheid zur Stiftung zweier Klöster vermocht haben können, so läßt sich doch den Chronisten kein Beweis entgegen stellen, daß sie nicht die Erbauerin von Oldisleben gewesen sei und wir können auch der wiewohl nicht ganz wahrscheinlichen Behauptung einer Ableitung des Namens Oldisleben von Adelheid eben so wenig widersprechen. Es kann daher wohl angenommen

werden, daß zu der angegebenen Zeit die Benedictiner=Klöster Reinhardsbrunn und Oldisleben (letzteres zu Ehren des Märtyrers St. Vitus eingeweiht) zugleich von jenem fürstlichen Ehepaar erbauet worden sind; wiewohl Pfefferkorn in seinen thüringischen Merkwürdigkeiten anführt, die Grafen von Orlamünde hätten unter anderen Burgen und Schlössern in Thüringen auch eine zu Albrechtsleben oder Oldisleben besessen. Auf der Stelle, wo das Kloster gestanden hat und in deren Umgebung finden sich aber nicht die geringsten Spuren einer Burg, welche doch schwerlich ganz verschwunden sein könnten, wenn ein Kloster auf ihren Ruinen erbauet worden wäre. Eine Burg oder Warte hat dagegen mehr nördlich auf einem Berge gestanden, welcher jetzt noch der Wartenberg heißt, und sind zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Steine davon zu Erhöhung des Kirchthurmes von Oldisleben verwendet worden; dies könnte vielleicht jene Albrechtsburg gewesen sein. — Eben so unverbürgt ist auch die Angabe, daß eine Kunigunde von Orlamünde, Gattin des Grafen Konrad von Beichlingen, die Stifterin des Klosters gewesen, indem zwar eine Kunigunde von Beichlingen vorkommt, aber als Wittwe des Grafen Kuno daselbst, und erst im Jahr 1110.

Die Grafen von Beichlingen haben die Schutzgerechtigkeit über das Kloster ohne Zweifel gleich nach dessen Begründung erhalten, solche aber im Jahr 1520 an die Grafen von Hohnstein für 200 Mark ledigen Silbers verkauft.

Die an das Kloster gekommenen Schenkungen und von denselben ausgegangenen Belehnungen ꝛc. so wie die Namen der verschiedenen Aebte nach ihrer Reihenfolge und andere in mancherlei Urkunden erwähnten Veränderungen sind meistentheils für andere Punkte in Thüringen von mehr geschichtlicher Bedeutung als für Oldisleben selbst und es reicht hin davon zu wissen, daß das Kloster im Jahr 1525 von den leider in allen Gegenden Thüringens gleich einem verheerenden Heuschreckenschwarm auftretenden Bauern zerstört worden und daß der letzte Abt Melchior geheißen, so wie, daß die Existenz der alten Klostergebäude nur noch durch einige vorhandene Kreuzgewölbe und Keller dargethan ist.

Oldisleben gelangte nach der Reformation, in ein Amt verwandelt, unter sächsischer Hoheit an die Grafen von Mansfeld, und 1591 durch Kauf an die sächsische Ernestinische Linie, die es ao. 1641, vertragsmäßig zu einem Seniorat=Amte erhob, wobei jeder Senior, regierend oder appanagirt, die Landeshoheitsrechte auf Lebenszeit erhielt, das Recht der Besteuerung aber dem Hause Sachsen=Weimar vorbehalten blieb. — Bei dem hohen Alter der fürstlichen Senioren ergaben sich früher öfter Regierungswechsel, und weil öfter Mönche die alten Klosterruinen aufgesucht hatten, so hatte der Aberglaube die Sage veranlaßt, daß stets das Erscheinen eines Mönches den Tod des regierenden Herrn bedeute; ja es wurde sogar behauptet, daß vor jeder solcher Veränderung unterirdisches Glockenläuten gehört werde, welche Töne jedoch wahrscheinlich durch nichts andres, als durch die nach dem Guthe führende Röhrenfahrt erzeugt wurden. —

Diese erwähnten Senioratsverhältnisse wurden durch den Arnstädter Hausvertrag vom 10. October 1821 aufgehoben und Oldisleben mit allen Pertinenzien Weimar zugeeignet.

Der Flecken Oldisleben, auch Oldesleben und in alten Urkunden, selbst auf alten Landkarten Oldersleben genannt, ist weit älter als das Kloster, weshalb er wohl auch den Namen schwerlich von der Gräfin Adelheid erhalten haben kann, denn man hat Urnen mit Knochen ausgegraben, und neben einem vermoderten Schädel eine aus Thon geformte hart gebrannte Streitaxt gefunden, die auf weit ältere Zeiten verweisen, und das Kloster gelangte erst im Jahr 1499 zum Besitz des Ortes Oldisleben. Auch soll, nach einer aufgefundenen alten Privatnachricht, im Jahr 1715 eine auf dem Markte im unteren Theile des Orts gestandene Kirche (die Nikolaikirche) eingefallen sein, nachdem sie 743 Jahre alt gewesen; diese Kirche wäre demnach schon um das Jahr 972 und ohngefähr 200 bis 220 Jahre nach Bonifacius, auch 117 Jahre vor der Stiftung des Klosters erbauet worden. — Die noch jetzt in Oldisleben befindliche, auf dem Berge nicht weit von dem Kloster — jetzigem Kammergute — gelegene St. Johanniskirche ist altgothischer Bauart. Daß aber im unteren Theile des Ortes eine Kirche gestanden hat, bezeugt der Name eines vormaligen Anspanneguts, das Pfaffengut genannt, welches wahrscheinlich die Wohnung des katholischen Geistlichen gewesen, und läßt sich auch deshalb vermuthen, weil die dortigen Häuser alle der Kirche lehnen und Wachszins entrichten müssen; man will sogar vor Kurzem erst den Taufstein jener verfallenen Kirche in dem Keller eines der dortigen Häuser gefunden haben.

Oldisleben ist übrigens nicht allein seiner schönen Lage wegen, sondern in mehrfacher, besonders in geselliger Beziehung ein recht angenehmer Aufenthalt, indem es, mehr als viele andere Orte gleicher Größe, Honoratioren und sonst Leute von Bildung in sich vereint. Es hat 246 Wohnhäuser, worunter sich mehrere recht stattliche und geschmackvoll gebauete befinden, und über 1300 Einwohner, ist der Sitz eines Justiz=, eines Rentamtes und eines Försters; ferner sind daselbst zwei Geistliche und drei Schullehrer angestellt, es hat ein Kammergut (wo das ehemalige Kloster gestanden) einige andere Güter und viel kleine Feldwirthschaften, sonst geschlossene Anspanngüter, die nun, nach Abschaffung aller Frohnen, vertheilt werden können; daher sind Ackerbau und Viehzucht der Einwohner vorzüglichste Nahrungszweige. Aber auch mehrere Kaufleute, eine Apotheke, eine Zuckerfabrik, eine bedeutende nach Sachsenburg zu liegende mit sehr geschmackvollen und einträglichen Gartenanlagen umgebene Mahl= und Oelmühle, eine Salpetersiederei und viele Handwerker machen den Ort belebt und nähren die Einwohner. Auch gehören hierher vier nahe gelegene Wüstungen, oder zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zerstörte Dörfer, und soll aus einer derselben eine noch vorhandene alte und schöne Glocke ausgegraben worden sein. — Auf einer Wiese vor dem Orte werden jährlich zwei für die Umgegend recht bedeutende Jahr=, Roß= und Viehmärkte

gehalten und der 10. November (als der Martinsabend) wird, wie an mehreren Orten in Thüringen herkömmlich, Abends um 6 Uhr von der ganzen Gemeinde unter dem Geläute der Glocken mit Absingung geistlicher Lieder recht anständig gefeiert. —

Noch ist als Merkwürdigkeit zu erwähnen, daß unweit des Ortes in dem sogenannten Hain, vor nicht langer Zeit noch, eine hohl gewordene Linde von seltenem Umfange stand, welche die Zigeunerlinde genannt wurde, weil bei derselben eine hundert Jahre alt gewordene Zigeunerin mit vielen Ceremonien lebendig begraben worden sein soll. Auch soll im Jahr 1680 noch eine Hexe nach Urthel und Recht in Oldisleben verbrannt worden sein. —

Unvermerkt ist unser Wanderer während diesen Mittheilungen wieder bei der Gesellschaft angelangt und will sich, nachdem er dem freundlichen Begleiter seinen Dank zu erkennen gegeben, von ihr beurlauben, um nun seine Reise fortzusetzen; aber, wen der Thüringer einmal gastfrei aufgenommen, den läßt er nicht ohne Imbiß von sich gehen; und siehe da schreitet anmuthig und leicht ein wunderliebliches Mädchen aus dem schattigen Laubgange heraus, grüßt mit feinem jungfräulichen Anstande und eilt in eine der Lauben des Vorgrundes, langt dort aus einem sauberen Körbchen das blendend weiße Tischzeug, deckt es auf, servirt mit wirthlicher Geschäftigkeit ein einladendes Abendbrod und nähert sich dann bescheiden einem würdigen Veteranen in der Gesellschaft, — ihrem Vater — mit der Anzeige, daß Alles bereit sei; — und mit ächt thüringischer Biederkeit ladet der freundliche Mann den Fremdling ein, ihm zum Genuß der einfachen Hausmannskost Gesellschaft zu leisten; eine solche Einladung ablehnen, hieße die Gastfreundschaft beleidigen, und würde daher angenommen, selbst wenn das liebliche Mädchen nicht gleich einer der reizenden Nymphen des Haines, bereits vor dem Geladenen stünde und ihm in der einen Hand den Teller mit sauber geschnittenem Butterbrod und in der anderen den mit hochroth und blendend weiß durchwachsenen Schinkenscheiben darböte und dabei die freundliche Bitte: „zuzulangen" — vernehmen ließe. —

Auch den erquickenden Trank verabsäumt die Holde nicht zu kredenzen und hell klingen eben die Gläser auf freundliche Erinnerung und fröhliches Wiedersehen aneinander, als die Sonne den letzten goldenen Abschiedsblick vom westlichen Horizont herüber sendet, der den Wanderer ernstlich anmahnt, sich gewaltsam loszureißen von den werthvollen, herzlichen und gemüthlichen Menschen, in deren Mitte er gern öfter und länger weilen möchte. Mit kräftigem Händedruck und einfachem aber wohlgemeintem Lebewohl scheiden, wie Freunde von Freunden, die Bekannten von einem Nachmittage von einander und noch manchen Blick wirft der Fortwandelnde zurück, um das im Herzen bereits aufgenommene Bild von Oldisleben auch der äußern Form nach bleibend zu verwahren, bis ihn am Fuße der Sachsenburg ein anderer ernsterer Geist von der steilen Höhe herab anwehet und ihn aus der frisch umgrünenden Gegenwart zurückzieht in die Nebelgestalten altergrauer Vorzeit.

Das freundliche Bild von Oldisleben und seinen gemüthlichen Bewohnern aber, ist weder aus der Luft gegriffen, noch mit trügerisch blendenden Farben ausgemalt; möget Ihr, wackere, achtungswerthe Freunde in ihm den Maler erkennen, der in Euerer lieben Mitte den Stoff dazu sammelte, und möget Ihr diese einfache Darstellung eben so freundlich aufnehmen, als Ihr die schlichten Erinnerungsworte würdigtet, die er bereits vor Jahren in das Gedenkbuch schrieb, das Ihr den Besuchern Eurer vortrefflichen Anlagen vor dem Holze vorzulegen pfleget.

Friedrich von Sydow.

Spatenberg.

So heißt die kegelförmige Anhöhe, welche den aus Kalkstein bestehenden Gebirgszug, der Göllner genannt, beschließt, der bei der Stadt Sondershausen im Fürstenthum Schwarzburg südlich hin fortläuft, zum Theil urbar gemacht, und mit Gärten und ländlichen Wohnungen geschmückt, in der Höhe aber bedeckt mit dunkeln Buchen.

Dort erhoben sich einst die stolzen Thürme der Veste Spatenberg, vom Volke die Ohlenburg (alte Burg) geheißen. Auch nicht der kleinste Ueberrest ihrer Mauern läßt sich entdecken unter den hohen Buchen und Gesträuchen. Nur die Spuren von zwei Burggräben sind noch sichtbar. Für den Eingang in ein Gewölbe der Burg hat man mitunter einen Felsenspalt gehalten, der dem emporklimmenden Wanderer auf der höchsten Klippe entgegenjähnt. Doch scheint jener Felsenspalt ein natürlicher, an dem keine Menschenhand gearbeitet; denn mehrere ähnliche Risse laufen fort durch das ganze Göllnergebirge.

Die Burg Spatenberg scheint zwar von geringem Umfange, doch sehr fest gewesen zu sein, schon nach der ringsum sehr steilen Anhöhe zu schließen, auf der sich jenes Denkmal der Vorzeit erhob. Schwer, ja fast unmöglich mochte es dem andringenden Feinde werden, den Berggipfel zu erklimmen. Steine und Baumstämme durften nur herabgerollt werden, um ihn zu vertilgen. Von der Anhöhe, die nach Westen hin ein tiefer Einschnitt von dem dort fortlaufenden Gebirge trennt, verliert sich der Blick in ein tiefes, von Bergen eingeschlossenes Thal. Eine Stelle darin heißt noch jetzt „das Vorwerk.“ Sie ist zwar ganz mit Gehölz bedeckt, und keine Spur zu finden, daß dort ehemals Wohnungen gestanden. Doch nicht grundlos scheint die Vermuthung, welche die Wirthschaftsgebäude der Burg, für welche auf der kleinen Bergfläche kaum Raum sein mochte, an die erwähnte Stelle verlegt.

Die Erbauung und Befestigung der Burg Spatenberg fällt höchst wahrscheinlich in die Zeit, wo der schwache und characterlose

deutsche Kaiser Heinrich IV., ein willenloses Werkzeug der Geistlichkeit, besonders des Erzbischofs Siegfried von Mainz und des Bischofs Adalbert von Bremen, den kühnen Plan entwarf, Sachsen und Thüringen zu unterjochen. Damals, im Jahr 1072, ließ Heinrich außer mehren Schlössern, die er stärker befestigte, auch mehrere neue erbauen, und zu diesen gehörte offenbar auch Spatenberg.

Das Glück begünstigte Heinrichs Unternehmungen nicht. In Gefahr, seine Krone zu verlieren durch den zum deutschen Kaiser erwählten Herzog Rudolph von Schwaben, sah er sich von allen Seiten so hart bedrängt, daß er den Plan aufgab, die Thüringer zur Entrichtung des Zehnten zu zwingen. Dadurch aufs neue ermuthigt, belagerten, eroberten und zerstörten sie mehrere der kaiserlichen Burgen. Auch Spatenberg ward zu Ende des Jahres 1073 von den Thüringern erobert, die jedoch die Burg nicht zerstörten, sondern, wie es ihr Vortheil heischte, sie nur in einen bessern Vertheidigungszustand versetzten.

Fruchtlos blieben indeß Heinrichs Versuche, die deutschen Reichsfürsten zum Beistande gegen die Empörer zu bewegen. Da wagte er mit einigen Bischöfen, die ihre kleinen Häuflein zu ihm gesellt, im Januar 1074 den Verbündeten, die sich, 4000 Mann stark bei Vach an der Werra gelagert hatten, muthig die Spitze zu bieten. Er bereuete indeß bald den übereilten Schritt, und suchte den Feind durch Friedensvorschläge zu täuschen. Es ward ein Waffenstillstand geschlossen. Als Heinrich jedoch die erste Friedensbedingung, das Niederreißen seiner Burgen, nicht erfüllt, rückten die Verbündeten nach Goßlar. Sie drangen dort selbst in den kaiserlichen Pallast ein, und Heinrichs persönliche Gefahr zwang ihn, in die gänzliche Zerstörung aller seiner Burgen zu willigen. Doch verlangte er ein Gleiches hinsichtlich der feindlichen Vesten. Die Verbündeten erfüllten ihrerseits den Friedensschluß. Nebst andern ihrer Schlösser ward auch Spatenberg gänzlich von ihnen geschleift.

Bald erneuete sich indeß der Kampf wieder, als Heinrich das gegebene Versprechen, die ihm zugehörigen Burgen ebenfalls zu zerstören, immer weiter hinausschob. Das Kriegsglück begünstigte ihn. Nach einer bedeutenden Niederlage bei Langensalza waren die Verbündeten genöthigt, sich dem stolzen Sieger auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Dieser Auftritt, für sie doppelt erniedrigend durch Heinrichs Spott, ereignete sich den 9. Juny 1076 bei dem Sondershäusischen Dorfe Spier, kaum eine Stunde weit von der Burg Spatenberg gelegen.

Auch sie stieg wieder empor aus ihren Trümmern, als der Kaiser, mit beispielloser Härte und Grausamkeit die unterdrückten Bewohner Thüringens zum Wiederaufbau aller zerstörten Vesten zwang. Als aber Heinrichs Macht einige Jahre nachher gebrochen ward, und alle deutschen Fürsten sich gegen ihn verbanden, blieb keine der kaiserlichen Burgen verschont. Auch Spatenberg traf abermals das Loos der Zerstörung.

Bestimmte Nachrichten fehlen, durch wen diese Burg späterhin wiederum, mithin zum drittenmal, aufgebaut worden. Eben so ungewiß ist, ob eine Familie von Spatenberg, die in mehren Urkunden aus dem zwölften Jahrhundert erwähnt wird, die Burg wirklich besessen, oder sich nur davon geschrieben, weil sie vielleicht mit derselben belehnt war. Späterhin finden wir den Spatenberg im Besitz der Fürsten von Anhalt, denen auch ein Gut in dem bei Sondershausen gelegenen Dorfe Stockhausen gehört zu haben scheint. Beides, nebst mehrern Waldungen und Grundstücken, ward von der Fürstin Mechthilde von Anhalt, im Jahr 1263 dem Grafen Heinrich II. von Hohnstein abgetreten gegen eine Summe von funfzig Mark Silber. Den 9. April des genannten Jahrs ward der genannte Graf zu Weißensee damit belehnt durch den Landgrafen Albrecht von Thüringen. In dem Kriege, den die Söhne dieses Fürsten, Friedrich und Tietzmann, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, mit dem deutschen Kaiser Adolph von Nassau führten, ward Spatenberg zum dritten und letzten Mal zerstört, und zwar durch die kaiserlichen Truppen.

Von den vorhin erwähnten Grafen von Hohnstein war die Burg zu der ihnen gehörigen Herrschaft Sondershausen geschlagen worden, und diese blieb im Besitz des Schlosses, auch nachdem sie, zufolge einer getroffenen Erbvereinigung, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts dem gräflichen (jetzt fürstlichen) Hause Schwarzburg einverleibt worden war. Im Jahr 1637 ließ Graf Anton Heinrich von Schwarzburg den Schutt des Schlosses durchwühlen. Ueber den Erfolg dieser Untersuchung ist nichts bekannt geworden.

Heinrich Doering.

Folgende Sage vom Spatenberge möge hier ihren Platz finden.

Ein junger Bürger der Stadt Sondershausen war, obschon redlich, fleißig und geschickt, einstmals in große Noth gerathen. Harte Gläubiger droheten mit Auspfändung; gänzliche Zerrüttung seines kaum begründeten Hauswesens stand ihm bevor; er sah sich schon im Geiste mit Frau und Kindern bitterem Mangel Preis gegeben. Ein Gang in das Freie sollte seinem beklommenen Herzen für kurze Stunden Erleichterung verschaffen. Bald zog es ihn mit seinem Weh in Waldeseinsamkeit. Er stieg den Göldner hinan, bis ihn auf der Höhe des Spatensberges der grüne Rasenteppich im Schatten alter Buchen

zu kurzer Rast einlud. Da mochte er nun in lauten Klagen der Trauer über sein Mißgeschick Worte geben. Doch schickt er sich endlich an zum Weitergehen, als ihm plötzlich eine wunderholde Jungfrau in das Auge fällt, welche in Trauergewändern und weinend auf einem bemoosten Steine am Eingange der Höhle des Spatenberges (des sogen. Jungfernloches) sitzt. Sein Mitgefühl wird bei diesem Anblicke um so reger, je tiefer seine eigene Wehmuth ist: er kann es nicht unterlassen, dem lieblichen Frauenbilde näher zu treten und nach den Ursachen ihres Kummers theilnehmend zu forschen. Sie aber meint, ihr Leid sei viel zu groß, als daß sie andere durch dessen Mittheilung betrüben könne, und nur darin sehe sie Linderung, daß sie fremde Thränen zu trocknen suche. So habe sie nun von ihm unbemerkt vernommen, was ihn bekümmere, und es gewähre ihrer schmerzerfüllten Seele gar süßen Trost, daß sie ihm helfen könne. Als sie dem Erstaunten das gesagt, heißt sie ihm ihr in die gedachte Höhle zu folgen. Nachdem sie mit einander mehrere düstere Gänge durchschritten, traten Beide endlich in ein wundersam erhelltes Gemach, in dessen Mitte eine mit Geld und Schätzen angefüllte Truhe steht, aus welcher der Begleiter der Jungfrau auf ihr Geheiß so viel Geldstücke entnehmen muß, als nach seiner Meinung hinreichen, um seiner Verlegenheit abzuhelfen. Doch muß er der Holden heilig versprechen, daß er nach Jahresfrist zur bestimmten Stunde eines gewissen Tages dieselbe Summe an denselben Ort zurückbringen wolle, weil ihr selbst im Falle seines Ausbleibens großes Unheil widerfahren würde. Nachdem der Erfreute das versprochen, entläßt ihn die Jungfrau freundlich mild. Natürlich war er nun seiner Angst und Noth enthoben, und was er ferner von diesem Tage an beginnen mochte, es gedieh ihm sichtlich. Nicht allein daß er seine Gläubiger befriedigen konnte, er war auch zur bestimmten Frist im Stande, das empfangene Darlehn seinem Versprechen gemäß zurückzugeben. Dankbaren Herzens schickt er sich auch dazu an. Doch im Alltagsgewande kann er nicht zu seiner edlen Wohlthäterin gehen, und der lügnerische Schneider hat den rothen Sonntagsrock nicht zur rechten Zeit gebracht. Endlich, will er mit der festgesetzten Stunde nicht auch den rechten Tag versäumen, geht er ungeputzt. Doch als er den Burgweg hinauf steigt, scheint es, als ob die Wipfel der Buchen klagend seufzen. Mit großem Bangen naht er der Höhle. Keine Jungfrau ist zu sehen. Er geht hinein und findet sich endlich wieder in jenem Gemache. Aber was muß er erblicken? Die helfende Jungfrau liegt mit gramentstellten, schmerzliche Anklage für ihn verkündenden Zügen eben verscheidend am Boden. Schauerliches Düster hüllt den Erschrockenen ein. Nur der Schatz in der geöffneten Truhe funkelt unheimlich. Ein lange verhaltener Seufzer zittert durch das Gemach. Da wirft der zu spät Gekommene in seiner Seelenangst, sich fromm bekreuzend das Geld in die Truhe, die alsbald zuschlägt und mit der todten Jungfrau verschwindet. Ein fürchterliches Brausen erhebt sich. Der vom Schrecken Betäubte flieht aus dem Gemache, das hinter ihm zusammenstürzt, und aus den Gängen der Höhle, die ihm mit einem

Male verfallen scheinen. Den fast Hinausspringenden trifft ein sich ablösender Stein so heftig an einer Ferse, daß er kaum im Stande ist, bergab nach Hause zu hinken. Athemlos kam er heim. Allein er wurde nicht wieder recht froh, obschon seine Habe sich mehrte und keine Noth ihn ferner bedrückte. Doch mußte er von jenem Tage an stets Pantoffeln tragen, mit welchen er selbst zu Pferde stieg, wenn ihn der Handel oder der Feldbau aus den Thoren der Stadt führte. Auch behielt er bis in sein spätes Alter die Gewohnheit bei, beständig mit dem rothen Bratenrocke und dem dreieckigen Hute angethan zu sein, in welcher Bekleidung er sich sogar zum Mittagsschläfchen niederzulegen pflegte — wohl, um jener vielbeweinten Versäumniß täglich reuig eingedenk zu sein. So wurde es dem Ref. in seinen Knabenjahren erzählt; auch sah er damals den bejahrten Mann, von dem man es erzählte, öfter mit Hut und Bratenrock auf dem Ruhebette liegen, öfter mit Pantoffeln angethan das Feld durchreiten.

W. K.

Das Kloster Mönchpfiffel.

Verfolgt man von Allstedt aus den kleinen Rhonebach, der sich von dieser Stadt aus, beschattet von Weiden und Pappeln, zwischen Feldern und Wiesen südwärts schlängelt, so gelangt man nach einer halben Stunde Wegs zu dem Oertchen „Mönchpfiffel", in der Volkssprache meist „Pföffel" genannt. Pfiffel, oder, wie es in alten Urkunden heißt, „Pföffelda, Pfeffelda und Pföffel" liegt am Anfange des gras- und weidereichen Helmenriedes, welches sich zwischen diesem Orte und dem ganz nahe liegenden Dorfe Nicolausrieth, so wie weiter hinab zwischen Schafsdorf, Heigendorf und Kalbsrieth und den gegenüber liegenden Anhöhen von Artern drei Viertelstunden breit ausdehnt, und, besonders im Frühlinge zur Zeit der Ueberschwemmung durch die schnell über ihre Ufer tretende Helme einem großen See gleicht. Der Ort selbst ist vor der für die benachbarten genannten Dörfer oft nachtheiligen Ueberschwemmung sicher, eignet sich somit sehr gut zu einem Landguthe, gewährt besonders zur Zeit der Ernte und im Herbste, wann die vielen Getreideschober den Ort umstehen, dessen Scheunen den Segen der Felder nicht fassen können, einen freundlich-ländlichen Anblick und giebt dem Beobachter einen erfreulichen Zug zu dem Bilde der „güldenen Aue."

Es gehörte dies Kloster unstreitig dem Orden der Cisterciensermönche, da es allen historischen Urkunden zufolge seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts dem berühmten Cistercienserkloster Walkenried gehörte, von da aus stets mit Vorstehern und Kapellanen der hier befindlichen Kapelle versehen und von den walkenriedischen Aebten als Eigenthum betrachtet wurde. Und war diese Kapelle auch zu Zeiten nur die filia der St. Wipertus-Kirche in Allstedt, so gehörte ja doch auch diese zu dem Patronat des Abtes von Wal-

kenried. — Im Jahre 1282 schenkte der Graf Burchard von Mannsfeld die „Kapelle zu Pfeffelda nebst einigen schönen liegenden Gründen“ an Walkenried, und die Mönche dieses Klosters übten seitdem das ihnen vom Bischof Volrad von Halberstadt bestätigte Recht, Messe zu lesen und die übrigen Sacra zu verwalten, so wie auch die Einkünfte zu beziehen. Ferner ließ im Jahre 1338 der Abt Ekhard von Walkenried einen neuen Altar in der Pfeffeldischen Kapelle erbauen und vermehrte ihre Güter. Einmal, im Jahre 1445, machten die Mönche zu Kaltenborn dem Abte Nicolaus von Walkenried diese Kapelle streitig, verglichen sich aber gütlich mit ihm und sie blieb bei Walkenried.*) Der Umstand, daß in den Urkunden öfter die Kapelle als das Kloster selbst oder die Mönche desselben erwähnt werden, hat seinen Grund wohl darin, weil die Kapelle älter war als das Kloster, dieses erst an und um dieselbe herum angelegt wurde, wahrscheinlich um die der Kapelle gemachten Schenkungen besser verwalten lassen zu können und, wie dies aus den häufigen anderen walkenriedischen Klosterpflanzstätten zur Genüge erhellt, den Einfluß des Ordens der Cistercienser mehr und mehr zu erweitern.

Erwähnenswerth dürfte bei Mönchpfiffel noch sein, daß dasselbe, gleich wie das Kloster Naundorf (S. d. Art.), im Jahre 1525 mit dem Amte Allstedt von dem damaligen Churfürsten Johann dem Beständigen von Sachsen, an „seinen getreuen Rath“ den Grafen Albrecht von Mannsfeld als Lehen gegeben ward und daß später (1575) der Graf Karl von Mannsfeld dieses Amt Allstedt nebst „den Höfen Pfiffel und Naundorf“ käuflich erwarb (S. auch den Artikel Kloster Naundorf). In dieser letztern Urkunde wird von Mönchpfiffel gesagt, daß es 1230 Morgen Ackerland, und mit Naundorf zusammen 966 Acker Wiesenwachs (wovon noch jetzt ein großer Theil „das Mönchs- oder Mönchenried“ heißt), ferner 2530 Acker Wald, 85 Acker Teich, 42 Acker Weinwachs, 5 „ganghaftige Schäfereien“ mit 4064 Stück Schafen besessen habe.**) Gleich wie jenes Kloster Naundorf erlitt auch Mönchpfiffel, ebenfalls zu Allstedt gerechnet, allen Wechsel der Besitzer, kam also auch endlich an das jetzige Großherzogthum Sachsen-Weimar und ist eine der bedeutendsten Domainen desselben. Gegenwärtig gehören zu dieser Domaine eine kleine Anzahl Bauern- oder Frohnhäuser, deren Bewohner häufig von ihren Nachbarn Klosterbrüder genannt werden, welchen Namen sie sich auch wohl unter einander selbst beilegen. Das Oertchen besitzt jetzt eine kleine neue Kirche, doch steht auch noch die alte, ehemalige Kapelle mit ihrem Thurme auf dem Got-

---

*) Albinus: Meißnische Chronik I. Bd. pag. 215. u. Müller: Annal. Saxon.

**) Leuckfeld: Antiq. Alstedenses.

tesacker. Ferner findet man an dem vorbeifließenden Rhonebache eine Mühle; auch ein Backhaus, eine Schmiede und ein Gasthaus ist hier.

Endlich ist es Filialort von Allstedt, dessen zweiter Prediger zugleich Pfarrer von Mönchpfiffel ist.

Die Volkssage erzählt auch mancherlei Anekdoten von alten Mönchen, welche als Gespenster in den Gebäuden der Domaine umgehen sollen, gleich als könnten diese den frühern behaglichen Wohnplatz auch im Grabe noch nicht vergessen; welche Gespenster aber, bis auf wenige Ausnahmen, sich friedsamen Naturells gezeigt haben.

Reinecke.

Der Sachsenstein.

Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unser Brot und Speck,
Abends liegt es noch im Kasten,
Und des Morgens ist es weg.

H. Heine.

Zwischen den beiden braunschweig'schen Dörfern Neuhof und Wiede, welches letztere einst durch seine Bergwerke und Quecksilbergruben berühmt war, eine halbe Stunde von dem preußischen Städtchen Sachsa entfernt, steigt aus der grünen Landschaft eine schroffe Gipsbergwand von bedeutender Höhe empor, deren zerrissenes Geklipp von blendend weißer Farbe eine ganz besondere, malerische und herrliche Wirkung hervorbringt. — Der ungeheure kahle Felsen, welcher jäh abläuft, liegt in todter Majestät schaurig da und blickt öde, wie ein ausgebrannter Vulkan, in das lebensvolle, frische Thal. Der Rücken dieses Felsens ist von sehr weitem Umfange und der Wanderer glaubt sich in eine Wüste versetzt, wenn er auf der öden Bergfläche umherwandelt, wo ihn unzählige Erhöhungen und Vertiefungen starr und unheimlich umgeben, während ein gieriges Geierpaar gespenstisch rauschend mit weit ausgespannten Flügeln über seinem Haupte schwebt und hat Mühe, die auf dem Felsen liegenden Ruinen der uralten Sachsenburg aufzufinden.

Fast ist auch die letzte Spur dieses Schlosses verschwunden. Nur wenig zerbrochenes Gemäuer mit tristen Flechten bewachsen, die geringen Reste eines Thurms, der Schlund eines verschütteten Gewölbes und hier und da sich erhebende Stücken der Ringmauer, von einer grabenähnlichen Vertiefung umgeben, das ist Alles, was von dieser Veste noch übrig ist. —

Erbaut soll diese Burg im Jahr 530 sein und zwar nach dem alten bekannten Verse:

Stolberg, das Schloß, ward fundirt,
A. C. 530.
Wider die Thüringer aufgeführt,
Und Kyffhausen renoviret sein,
Am Harz erbauet der Sachsenstein.

Nach dunkeln Ueberlieferungen sollen schon früher auf diesem Berge die Volksversammlungen der Sachsen gehalten worden sein. Der Platz scheint auch nicht übel dazu geeignet und man sieht im Geiste die langumlockten Gestalten mit ihren hohen Schilden, den gewaltigen Speeren und langen Schlachtmessern umherwandeln und mit Tod und Verderben sprühenden Augen hinabschauen zu den zitternden Thüringern. — Auch stand hier der Richtstuhl der ganzen Gegend und die alten Clettenbergischen Gaugrafen schlichteten hier alle Streitigkeiten, welche im Zorgegau entstehen mochten. (cf. Leuckfeld Antiqq. Walk. pag. 9. 10.)

Bestimmtere Nachrichten über die Burg selbst, welche bald Sachsenburg und Sachsenberg, bald Sachsenstein genannt wird (cf. Eckstormii Chron. Walk. 10. 40.), finden sich erst in den Fragmenten des Athanasius Rhorius, eines Mönchs aus dem Kloster Pöhlde, welcher erzählt, daß die Hunnen, unter der Regierung Heinrich I., den Sachsenstein mit stürmender Hand eingenommen und zerstört hätten, wogegen sich nun freilich einwenden läßt, daß sich die Hunnen, wie allgemein bekannt ist, nie darauf einließen, Burgen oder andere feste Plätze zu belagern oder zu erstürmen. — Ferner erzählt dieser Mönch, daß Kaiser Heinrich IV. die in Ruinen liegende Burg im Jahr 1073 wieder habe aufbauen lassen, um sie, wie Spatenberg und andere Burgen, als Veste gegen die Sachsen zu gebrauchen. Diese, von Papst Gregor VII. wider ihren Kaiser aufgewiegelt, hätten aber schon im Jahr 1077 die Burg wieder zertrümmert und seit jener Zeit sei sie in ihren Ruinen liegen geblieben. (cf. Stübner's Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg und Harenberg: Gesch. von Gandersh. p. 228.) — Mögen nun auch Einige (z. B. Hoffmann: Ritterburgen und Bergfesten des Harzes p. 91.) dies bezweifeln, „weil die Zerstörung der Burgen durch die Sachsen nach dem Vertrage von Gerstungen schon 1074 vollbracht sei und dieselben auch schwerlich so weit nach dem südwestlichen Harze vorgerückt wären", so geht doch aus einer Urkunde hervor, daß im Jahr 1127 die Burg Sachsenstein nicht mehr stand. — (vid. Eckst. Chron. W. pag. 10., wo es heißt: — Fundata est abbatia Walk. ad raidces Hercyniae silvae in praediis devotae dominae Adelheidis quondam comitissae de Clettenberg, pertinentibus ad imperiale castrum Sachsenberg tunc destructum. —). Daß sie, wie behauptet wird, von Heinrich dem Löwen noch einmal aufgebaut wurden, ist sehr zu bezweifeln. —

Da die Burg so früh zerstört worden ist, so ist es erklärlich, daß die Ruinen nur noch unbedeutend sind und es nicht verdienen, daß man ihretwegen den Berg ersteigt; aber die Aussicht von ihm

herab ist sehr angenehm und entschädigt reichlich für die gehabte Mühe. — Der Harz mit seinen dunklen Waldungen breitet sich dicht vor den Augen des Umschauenden aus, der hohe Rabensberg, der Brocken des Vorharzes, steigt hinter der Stadt Sachsa ernst und majestätisch empor, weiter links erhebt sich malerisch der Kranichstein, eine dem Sachsenstein ähnliche und von einem großen Teiche bespülte Felsenmasse, und weiterhin schweift der Blick über Dörfer, Felder und Wiesen. Um sich her aber erblickt man Tausende von kleinen Höhlen, welche das Volk Zwerglöcher nennt und die in der That einer Besichtigung sehr werth sind. Einige gleichen täuschend von Menschenhänden gebauten, überdeckten, viereckigen Räumen, andere haben die Gestalt eines Backofens, während wieder andere, bei denen die Decke bereits eingestürzt ist, einer Grube oder einem verschütteten Brunnen gleichen. Gewiß werden an keinem andern Berge Deutschlands so viele der sogenannten Zwerglöcher angetroffen, als hier. Früher waren am Fuße des Felsens große Teiche, welche aber fast verschwunden sind. —

Diese dürftigen Notizen sind Alles, was sich von der Burg selbst und ihrer Umgebung sagen läßt; von dem Felsen aber, worauf sie stand, hat sich manches Mährchen im Munde des Volkes erhalten, ihn hat der lebendige Hauch der Sage belebt, denn

Diese wandelt sinnend durch's Land von Ort zu Ort
Und pflanzt in ihrem Garten der Dichtung Blumen fort.
Sie weilet in Ruinen, sie lauscht am Felsenhang,
In Hainen rauscht ihr Flüstern, wie ferner Harfenklang.
Sie schwebt um stolze Burgen, sie weilt beim Halmenbach,
Sie thront auf Felsenstirnen, sie spielt am Waldesbach,
Sie hat sich mit dem Lande so liebend treu vermählt,
Daß sie fast aller Orten von alter Zeit erzählt.

O, es war eine gar schöne Zeit, diese alte Zeit, verführerisch schön war jene entflohene Blüthenzeit der heitern Götterwelt, jene Dichtung, welche die Natur mit lieblichen Erzeugnissen einer belebten Einbildungskraft bevölkerte; die aus dem silbernen Quell uns das himmlisch-schöne Antlitz einer Nixe entgegenblicken ließ; das Leben einer Göttin mit dem Baum verwebte, welchen sie bewohnte (daß die Deutschen, gleich den Griechen, den Glauben an geisterbewohnte Bäume hatten, geht hervor aus Sulpicii Severi vita St. Mart. ed. Amstd. 1665. p. 457.), und liebliche Feeen die Gegend beleben machte; wo aus dem einsamen Dunkel der Bäume die theilnehmende Waldfrau zu dem Bekümmerten trat, wo Ostera, die Göttin in rosig glühendem Gewande, die Nerthus, die unwandelbar ehrwürdige Natur begrüßte und Frau Sonne im Strahlenglanze am Himmel heraufzog; wo Freia's heiterer Dienst die aufblühende Jugend um sich versammelte, Alles Liebe, Heiterkeit und Lebenslust athmete; kein finsterer Schwärmerglaube die traurige Sühne einer trostlosen Entsagung forderte, nicht widernatürliche Entbehrungen und Quälereien

des empfindenden Leibes Ruhm erwarben und Nachahmungseifer erweckten; nur der beglückend heitere Genuß der höchsten Lebenswonne der Kranz war, welcher lohnte und zierte und wo Felsen, Höhlen und Berge angefüllt waren mit Zwergen, Elfen und andern Geistern der Erde. Von Wesen dieser letzten Art hauste in jener längst entschwundenen Zeit auch in unserm Sachsensteine ein zahlreiches Geschlecht und eine Sage von ihnen soll hier ihre Stelle finden.

An der Stelle, wo jetzt die wenigen Häuser liegen, welche das Dörfchen Neuhof bilden, lag vor vielen Jahren ein einzelnes Gehöft von Mauersteinen erbaut und mit seltsam gewundenen Schornsteinen verziert. Ein grüner Wiesengrund, auf dem mehrere wohlgenährte Kühe lagerten, breitete sich vor dem wohnlichen Gebäude aus, wohlgescheuerte Milcheimer hingen an dem Gartenzaune, Fruchtbäume waren an dem Hause emporgezogen, ein gewaltiger Hund lag im glühenden Sonnenscheine vor der Thür, von dem wohlbevölkerten Hofe hörte man das mannichfache Geschrei des Federviehs, — kurz, Alles trug das Gepräge der Behaglichkeit und Wohlhabenheit.

Und dennoch ging der Besitzer aller dieser Herrlichkeiten, Herr Adam Neubauer, sehr unzufrieden in seinem Gemache auf und ab. — Schon lange hatte nämlich sein scharfes Auge bemerkt, daß diebische Hände seine Feldfrüchte angriffen, und es hatte ihn geschmerzt, daß man ihn bestahl, ihn, der nie einen Dürftigen mit leeren Händen von sich gehen ließ; in der vergangenen Nacht hatte man aber in seinem Schotenfelde so arg gehaust, daß sich sein bisheriges stilles Mißvergnügen durch laute Zornesworte äußerte.

„Anna!" sagte er zu seiner Frau, einer etwa dreißigjährigen Blondine, mit sanften Zügen und frommen Taubenaugen. „Anna! Du weißt, ich bin die Geduld selbst, aber was zu arg ist, das ist zu arg. Die Leute mißbrauchen meine Nachsicht und Güte, und es ist Zeit, ihnen zu zeigen, daß ich auch böse werden kann. Der Erste, den ich beim Diebstahl erwische, und wenn er mir nur eine Aehre gestohlen hat, soll mir also büßen, daß er gewiß das Wiederkommen vergessen soll. Darauf verlaß Dich!"

„Aber, lieber Mann," warf Frau Anna, die ihren Gatten lange nicht in solcher Aufregung gesehen hatte, mit freundlicher Stimme ein, „so ereifere Dich doch nicht so. Allerdings ist es ärgerlich, wenn böse Menschen unser Eigenthum antasten, aber da es nun einmal nicht lauter ehrliche Leute auf der Erde gibt, so stelle doch Wachen aus und Du wirst bald das Vergnügen haben, die Thäter von Angesicht kennen zu lernen!"

„Das ist es ja eben, was mich so böse macht," entgegnete Neubauer, „daß alle ausgestellten Posten nichts helfen. Seit acht Tagen schon lauern unsere Knechte wohlversteckt in der Nähe des Schotenfeldes, aber Niemand hat sich blicken lassen und dennoch ist dasselbe beraubt nach wie vor. Was ist nun zu thun?"

Anna hörte mit Verwunderung diese räthselhafte Mittheilung an, und nach mancherlei Vermuthungen darüber, ging sie kopfschüttelnd

hinaus, ihre häuslichen Angelegenheiten zu besorgen und Neubauer blieb mit seinem Verdrusse allein.

Am Abend desselben Tages hatte sich die Gestalt des Himmels bedeutend verändert. Es war den ganzen Tag schwül gewesen und jetzt zogen dunkle, silberberänderte Wolken über den Bergen des Harzes empor, vereinigten sich und bildeten eine ungeheure schwarze Wand. Es ward dunkler und dunkler. Dumpf grollte in der Ferne der Donner, die blendend hellen Blitze flammten und große Tropfen fielen. Furchtbar wühlte der Sturm in den Häuptern der Tannen und Buchen und jagte Staub und Kiesel in wilden Wirbeln den Bergpfad hinauf, auf dem jetzt ein einsamer Wanderer mit wildzerstreutem Haupthaar und flatterndem Gewande herabstieg. Kein Schimmer theilte mehr die Wolken, als das Feuer des Blitzes, dem jetzt der Donner in betäubenden Schlägen näher und näher folgte; in einem Wolkengusse sandte der Himmel seine Ströme zur Erde, das feste Gestein schien in seinen Fugen und Wurzeln zu erbeben, — es war als wäre der Tag des Gerichts erschienen.

Vor Nässe schauernd eilte der Wanderer dem Hause zu, in welchem Adam Neubauer wohnte und welches er bei den Tageshelle verbreitenden Blitzen schon von Weitem wahrgenommen hatte. Er mußte lange warten, bis sein Klopfen gehört wurde, denn der Sturm drehte kreischend die Fahne auf dem Hause, rasselte mit den Schiefern des Dachs und warf in kurzen Zwischenräumen einen offen stehenden Laden gewaltsam gegen das Fenster. Endlich öffnete sich die gastliche Pforte und der biedere Hausbewohner nahm den Fremdling, einen etwa sechzigjährigen Mann von hohem, kräftigen Körperbau, mit einem kluggeschnittenen Gesicht und schneeweißen Locken, mit der größten Bereitwilligkeit auf und Frau Anna eilte sogleich hinweg, aus dem Vorrathe ihres Mannes trockene Kleider, und aus Küche und Keller einen stärkenden Imbiß herbeizuholen.

Der Fremde fühlte sich bald behaglich und auch Herr Neubauer fand so viel Gefallen an seinem Gaste, daß er beim Frühtrunke schon recht vertraulich mit ihm war und ihm auch seine Verluste im Felde mit allen Einzelnheiten erzählte.

Der Fremde hatte aufmerksam zugehört und ging auf einige Augenblicke hinaus, die Gegend anzuschauen. Schon nach wenigen Minuten kehrte er zurück und, nach seinem Wanderstabe greifend, dankte er für die gastliche Aufnahme und sprach: „Ihr waret gegen mich, einen Unbekannten, so freundlich und habt mich bewirthet wie einen theuren Anverwandten, darum höret zum Lohne meinen Rath. Wenn Ihr der Diebe gern habhaft werden wollt, die Eure Aecker plündern, so geht um Mitternacht mit einem Weidenstäbchen hinaus und schlagt damit in der Luft hin und her, und Ihr werdet gar bald die listigen Diebe erblicken. Jetzt gehabt Euch wohl!“

Er verschwand durch die Thür und ließ seinen Wirth in dem größten Erstaunen über den sonderbaren Rath zurück. Zwar wich es bald einem spöttischen Lächeln und Neubauer nahm sich vor, sich nicht zum Narren machen zu lassen; als er aber einige Stunden spä-

ter eine abermalige Beraubung entdeckte, beschloß er dennoch, den Rath zu befolgen.

Es war eine herrliche, stille Nacht. In der Tiefe der Landschaft schlug die Wachtel im Waizenfelde. Der Vollmond schien tageshell am wolkenlosen Himmel. Die schroffe Wand des Sachsensteins setzte sich dunkel ab gegen die tiefblaue Luft und erschien, im magischen Lichte der Sommernacht, wie versilbert. Herr Adam stand schon früh an seinem Schotenfelde auf der Lauer und als die Glocke in dem nahegelegenen Sachsa die zwölfte Stunde der Mitternacht verkündigte, hieb er, wie ihm der Unbekannte gerathen, mit dem mitgenommenen Weidenstäbchen bald hoch bald tief in der Luft umher und sah bald mit dem größten Erstaunen zwei kleine Wesen, die, mit gefalteten Händen und tödtlich erschrockenen Mienen zu ihm auffahen. Hätten sie die erste Ueberraschung Neubauers benutzt, so hätten sie recht gut entschlüpfen können; aber Angst und Schrecken hielt sie auf dem Platze fest, bis sich Neubauer ermannt hatte, sie mit fester Hand ergriff und mit ernster Stimme frug: wer sie wären und woher sie kämen! —

„Ach," erwiederte das Eine der kleinen Wesen, „wir sind arme Zwerge, die dort im Sachsensteine hausen und Niemandem etwas zu Leide thun. Der Hunger trieb uns aber diesmal, von Eurem Felde einige Schoten zu holen. Wir bitten Euch deshalb recht sehr um Verzeihung und erbieten uns auch gern, Euch den zugefügten Schaden zu ersetzen!"

„Das sollt Ihr auch," versetzte Neubauer, der mit Aufmerksamkeit die kleinen Männlein betrachtete, von deren Thun und Treiben er schon viel gehört hatte, „aber die Rechnung wird groß werden, denn Ihr habt schon lange übel gehaust auf meinem Eigenthume. Sagt mir aber nur vor allen Dingen, wie es zugegangen ist, daß Euch meine Wächter nicht entdeckt haben, und ich selbst Euch nicht eher erblickte, als bis ich mit den Weidenstäben nach Euch hieb?"

„Wir besitzen Nebelkappen," sagte einer der beiden Zwerge, „die uns jedem menschlichen Auge unsichtbar machen. Mit Euren Weidenstäbchen habt Ihr uns dieselben vom Kopfe geschlagen und wir sind sichtbar geworden. Erlaubt, daß wir sie wieder suchen!"

„Mit nichten!" entgegnete Neubauer. „Haltet Ihr mich für so dumm, Euch selbst das Mittel wieder in die Hände zu geben, mir zu entschlüpfen? — Nein, Ihr folgt mir jetzt in mein Haus, und kommt nicht eher los, bis Ihr mich bezahlt habt!"

Die Zwerge weinten und flehten so kläglich: sie frei zu lassen, daß das von Natur milde Herz des Herrn Adam schon weich zu werden begann; aber ein Blick auf sein Feld verhärtete es wieder und er führte seine zitternden Gefangenen mit sich nach Hause.

Am andern Morgen wurde nun ein ernstliches Verhör mit den beiden Schuldigen angestellt, die jetzt erzählten, daß sie, von einem Könige beherrscht, seit undenklichen Zeiten die Höhlen des Harzes und besonders den Sachsenstein inne gehabt und sich glücklich gefühlt hätten; jetzt aber hätten unterirdische Wasserfluthen und Erdfälle ihnen

solchen bedeutenden Schaden zugefügt, daß sie genöthigt gewesen wären, das Eigenthum der Menschen anzutasten. Sie würden es aber nie wieder wagen und erklärten sich nochmals gern bereit, den verursachten Schaden zu bezahlen; weshalb er ihnen sagen möge, wie viel er von ihnen verlange.

„Wenn ich allen Schaden, den Ihr mir zugefügt, berechnen wollte, sprach Neubauer mit gerunzelter Stirn, so möchte eine gar lange Rechnung herauskommen; ich verlange aber bloß die Schoten vergütigt und wenn Ihr mir drei Gulden bezahlt, so will ich zufrieden sein und Euch sogleich in Freiheit setzen!"

Die Zwerge waren sehr mit dieser Forderung zufrieden, betheuerten aber, weder Geld noch Geldeswerth bei sich zu haben und baten daher um die Erlaubniß, sich entfernen und das Geld holen zu dürfen. Dazu war aber Herr Neubauer durchaus nicht zu bewegen. Ja selbst das Anerbieten, einen von ihnen zurückzubehalten und den andern nach dem Gelde zu schicken, schlug er entschieden aus.

„Nun, so gebt uns ein Rosenblatt und eine Stecknadel!" baten die Zwerge. „Wir wollen an unsern König schreiben und er wird uns gewiß sogleich aus unserer peinlichen Lage befreien!"

Nach einigem Bedenken erlaubte Neubauer seiner Frau, die ihn mit bittenden Augen ansah, die verlangten Gegenstände herbeizuholen. Sobald die Zwerge das Rosenblatt bekritzelt hatten, übergaben sie es ihm mit der Bemerkung, dasselbe an einen der Spalten des Sachsensteins tragen und hineinblasen zu lassen, worauf das Weitere schon erfolgen werde.

Die Gesichtszüge der kleinen Wesen erheiterten sich, als sie vernahmen, daß ihr sonderbares Schreiben so, wie sie gesagt, besorgt sei, und waren fröhlich und guter Dinge, obgleich der Tag verging, ohne daß etwas für ihre Befreiung geschehen wäre.

Als aber wiederum die Nacht kam, die Sterne ringsum in geheimnißvoller Pracht flammten und aus den Wolken der silberne Mond tauchte, da öffnete sich plötzlich die Thür des Zimmers, in welchem sich Neubauer bei den Gefangenen befand und eine Schaar schöner Zwerge, zierlich geschmückt, trat herein. An ihrer Spitze aber schritt der König selbst, mit Gold und Purpur bekleidet und mit einer funkelnden Krone auf dem Haupte.

Sobald die Gefangenen ihren Herrscher erblickten, warfen sie sich ehrfurchtsvoll auf die Kniee und beharrten in dieser demüthigen Stellung, bis der König durch einen Wink es ihnen erlaubte, sich zu erheben. Das Aeußere dieses pygmäischen Regenten war auch in der That so achtunggebietend, daß Herr Neubauer selbst unwillkührlich sein Haupt entblößte und den kleinen Monarchen mit stummen Staunen bewunderte.

Der König brach endlich das Schweigen und sprach, zu Neubauer gewendet, mit Anstand und Würde: „Ihr habt zwei meiner Unterthanen zu Euern Gefangenen gemacht und ich komme jetzt, mich ihrer anzunehmen, denn es sind sonst brave Männer, die jetzt nur durch den Drang der Umstände verleitet worden sind, Euch zu scha-

ben. Daß ich übrigens Eure Forderung sehr billig finde, mögt Ihr daraus sehen, daß ich Euch das Zehnfache auszahlen lassen werde!"

Er winkte einem seines Gefolges, der sogleich herzutrat und aus einem Säckchen, welches er unter dem Arme trug, dreißig blanke, neue Gulden auf den Tisch zählte.

Herr Neubauer machte große Augen, als er das viele Geld erblickte. Er hatte schon im Innersten seines Herzens beschlossen gehabt, die Delinquenten, wenn er sie ein wenig geängstigt haben würde, ohne Lösegeld ziehen zu lassen. Ueberrascht von der königlichen Freigebigkeit, kündigte er daher den Gefangenen sogleich ihre Befreiung an, die denn auch sogleich mit freudestrahlenden Augen emporsprangen, zu den Füßen des Königs niederfielen und demselben für ihre Befreiung in den rührendsten Ausdrücken dankten.

Nachdem der König dieselben freundlich aufgehoben hatte, wandte er sich nochmals an Neubauer und sprach: „Ich danke Euch, daß Ihr diesen armen Leuten nichts Böses zugefügt habt und zeige Euch an, daß Ihr in Zukunft durchaus nichts weiter von uns zu befürchten habt, denn ich werde in der Johannisnacht mit meinen Unterthanen über die Brücke hier von dannen ziehen. Schon lange suchen uns unterirdische Wasserfluthen aus dem alten Sachsensteine, den wir so lange bewohnt haben, zu vertreiben und ich werde, um diese alte Besitzung nicht ganz aufzugeben, nur Wenige meines Volks zurücklassen, von denen Ihr jedoch in keiner Hinsicht etwas zu befahren haben sollt.

Er nickte freundlich mit dem Haupte und ging, von seinem Gefolge begleitet, von dannen. Die beiden Erlösten folgten mit fröhlichen Geberden und Hand in Hand, ihren Brüdern nach.

Den Abend vor der Johannisnacht verbarg sich Herr Neubauer mit seiner Frau, welche die Neugier plagte, sammt dem Gesinde, in der Nähe der Brücke, um die Zwerge davon ziehen zu sehen. Sie ließen auch nicht lange auf sich warten. Kaum war die Dunkelheit hereingebrochen, so kamen sie daher, ein wohlgeordneter Haufe, und die Versteckten hörten bis Sonnenaufgang den Zug derselben, der dem leisen Getrappel einer Schaafheerde glich.

Seit jener Zeit hat man nichts wieder von den Zwergen gehört und gesehen, und sie sind nicht nur hier, sondern auch anderwärts, verschwunden; aber ihr Andenken lebt noch im Munde des Volks und wenn der eisige Nordwind weht, der Schnee gegen die Fenster fliegt und junge Bursche und rosige Jungfrauen im traulichen warmen Stübchen beim Geschnurr der Räder zusammensitzen, erzählen sie oft:

Von des Berges tiefen Spalten,
Wo in ew'ger Nacht
In dem kühlen Schacht
Blumen Hochzeit halten.

Von der Erdengeister Treiben,
Fürstlichem Geschlecht,
Und von Gnom und Knecht,
Und von Wasserweiben.

E. Duval.

Kloster Memleben.

Memleben! Kaiserwonne! das du den großen
Heinrich und Otto freundlich oftmals umarmtest,
Beide voll Andacht in heiligen Hallen
Knien, und beide
Friedlich hinschlummern sahst! Vom Nordsturm durchbrauset
Liegst du, wie Wintergärten, einsam, verödet
Mischest in sein Geheul die jammernde Klage
Ueber dein Schicksal!
Nachtvögel hausen in den Kaisergemächen,
Krächzen aus hohlen Kehlen, grauenvolles, rauhes
Grabesgeheul, dem mitternächtlichen Wandrer
Tödtlicher Schrecken!
Hin ist geschwunden deine Herrlichkeit, die dich
Kaiserlich schmückte, hin zu Staube gesunken,
Wenige Trümmer nur verkünden der Nachwelt
Vorige Größe.
Tiefversunkene Mauern! über euch weilet,
Ernster Betrachtung voll die denkende Seele,
Sieht der Vergänglichkeit beneideter Größe
Warnendes Beispiel.

M.

Die goldene Aue, jener reich gesegnete Landstrich Thüringens, welchem schon Graf Botho von Stolberg, als er 1493 von einer Wallfahrt nach Jerusalem glücklich zurückkehrte, vor dem gelobten Lande den Vorzug gab, zeichnet sich nicht nur durch eine seltene Fruchtbarkeit und Anmuth aus, sondern verdient auch dadurch unsre Aufmerksamkeit, daß in früher Vorzeit hier viele Klöster gestiftet wurden, welche zum Theil das seltene Glück gefunden haben, daß sie

noch jetzt zu wohlthätigen Zwecken dienen. In einer kurzen Entfernung liegen die drei Klöster Donndorf, Roßleben und Memleben, ein jedes ausgezeichnet durch den Reiz einer herrlichen, eigenthümlichen Lage, so wie durch viele geschichtliche Erinnerungen. Memleben lehnt sich an den Fuß des hohen, durch seine weite, entzückende Aussicht bekannten Orlasberges; ergiebige Fruchtfelder, üppige Wiesen, dicht bewaldete Bergrücken umgeben den freundlichen Ort von allen Seiten. Die in vielfachen Windungen vorüberströmende Unstrut, welche oft im Frühjahr das weite, reiche Thal in einen großen See verwandelt, das nahe Bergschloß Wendelstein, die zahlreichen Dörfer, die überall dem Auge begegnen, machen die Landschaft zu einem überaus anziehenden Gemälde. Gegen Osten scheint sich das Thal gänzlich zu schließen; die Unstrut verschwindet in jener engen Schlucht, die Steinklebe genannt, wo sie, von hohen, schroffen Felsenklippen eingeschlossen, kaum Raum findet, um ihre beengten Gewässer der Saale zuzuführen. In früher Vorzeit, wo die goldene Aue einen großen Landsee bildete, mag sich der Fluß erst nach und nach durch diesen Engpaß einen Weg erzwungen haben, so daß das trocken gelegte Thal nun zum Anbau fähig wurde. Wenn der Wonnemonat seine Blüthen ausstreut, und das starre Kleid des Winters dem Blumengewande des Frühlings weicht, wenn da der Freund der Natur von dem Badeorte Bibra aus, die Höhe des Orlas auf dem gemach aufsteigenden Pfade erreicht hat, wenn nun das wonnetrunkene Auge bis zum Kyffhäuser und zum fernen Brocken schweift, wenn hundert ausgestreute Ortschaften hervortreten und überall die Herrlichkeit der Natur mit dem Fleiße der Menschen ein schönes Ganzes bildet, so kann er den Ausruf nicht unterdrücken: sie ist doch schön diese Erde und Preis und Dank und Anbetung dem, der sie also geschmückt hat!

Wer aber diesen Einladungen der Natur nicht folgen will, der lasse sich an der Hand der Geschichte zu diesen merkwürdigen Ruinen leiten, welche das Andenken so vieler bedeutender Ereignisse erwecken müssen. Vor länger als tausend Jahren wird Memleben schon genannt und noch fortwährend verdient diese Stelle unsre Aufmerksamkeit, denn diese weiten Bogen und diese schön verzierten Säulen sagen uns, welches herrliche Gebäude der fromme Sinn erlauchter Fürsten hier zum Dienste des Herrn errichtet hatte und diese unförmlichen kaum mehr erkenntlichen Trümmer einer hohen, kaiserlichen Burg erinnern uns an jene um das Vaterland unsterblich verdienten Fürsten, die hier die letzte Stunde ihres thatenreichen Lebens heran nahen sahen. Doch wer wollte nicht gern eine nähere Erzählung dieser Ereignisse, die sich hier zugetragen haben, vernehmen?

In dem Breviarium des heiligen Lullus, des verdienstvollen Schülers des heiligen Bonifacius und des Stifters der Abtei Hersfeld, welcher durch die Gunst Karls des Großen in Thüringen zahlreiche Besitzungen zu Theil wurden, wird zuerst der Ort „Mimelebo“ angeführt. Dieser Name wird von den alten Geschichtsschreibern auf die abwechselndste Weise geschrieben, und da sich mehr als funfzig Schreibarten aufzählen lassen, so kann schon hieraus geschlossen wer-

den, wie häufig sich hierher die Aufmerksamkeit der ältern Geschichtsschreiber richtete. Sehr früh war dieser Ort mit der umliegenden Gegend in Besitz der sächsischen Herzöge; die Voreltern Heinrichs I. sein Vater, Otto der Erlauchte und sein Großvater Ludolph, Herzöge in Sachsen, besaßen hier einen Hof, der später unter König Heinrich und seinen Nachfolgern in den Urkunden oft als ein königlicher Hof, curtis regia, auch castellum, weil er durch Mauern und Gräben geschützt war, erwähnt wird. Die Annehmlichkeit der Gegend, der Reichthum an Wild, die häufigen Ueberschwemmungen der Unstrut, welche zahlreiches und seltenes Geflügel herbeiführten, die günstige Lage in der Nähe der oft bedrohten östlichen Grenzen, dies alles trug unstreitig viel dazu bei, daß jene großen Fürsten oft hier Erholung und Unterhaltung suchten und fanden. Aus den Stürmen und Sorgen ihres vielbewegten Lebens zogen sie sich hierher zurück und fühlten sich frei von den Lasten, die oft auf ihnen so schwer ruhten. Unstreitig ward auch schon frühzeitig eine Kirche hier erbaut, um die frommen Uebungen der Religion nicht zu versäumen.

Der König Heinrich, der diese Gegenden so sehr liebte, vollendete hier seine irdische Laufbahn; um uns dieses wichtige Ereigniß lebendiger zu vergegenwärtigen, versetzen wir uns in den Sommer des Jahres 936 und vernehmen die nähern Umstände dieses so denkwürdigen Todes aus der Lebensbeschreibung der Königin Mathilde, der Gemahlin Heinrichs, welche um das Jahr 1010 auf Befehl des Kaisers Heinrich II. verfaßt worden ist.

Hierauf (im Frühjahr 936) ging der König nach Botfeld (bei Elbingerode), wo er sehr oft zu jagen pflegte. Nach wenigen Tagen wurde er hier von einer Krankheit befallen und litt von heftigen Fieberanfällen; aber nachdem sich die Schwäche etwas gegeben hatte, richtete er seinen Weg nach Erfurt, wohin er alle Fürsten des Reiches zusammenberufen hatte, um sich mit ihnen gemeinschaftlich darüber zu vereinigen, welchen sie von seinen Söhnen zum Besitz des königlichen Stuhles erwählen wollten. Nachdem der König Heinrich dies geordnet hatte, begab er sich nach Memleben, nur von wenigen begleitet. Hier erneuerte sich seine Schwäche und bald darauf folgte der Todeskampf. Als er nun merkte, daß die Auflösung seines Körpers nahe sei, rief er die Königin zu sich, und nachdem er Vieles mit ihr im Geheimen gesprochen hatte, schloß er zuletzt seine Rede mit diesen Worten: o du, die du uns immer die getreuste und mit Recht geliebteste Gattin warst; wir danken dem Herrn Christus, daß wir dich lebend zurücklassen! Denn niemals hat sich wohl jemand eine in der Treue festere und zu allem Guten erprobtere Gattin verbunden. Daher empfange meinen Dank, daß du uns, wenn wir erzürnt waren, angelegentlichst besänftigtest und in allen Dingen uns nützlichen Rath ertheiltest. Oft hast du uns von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit zurückgerufen und eifrig ermahnet, den von der Gewalt Unterdrückten Erbarmen zu beweisen. Jetzt empfehlen wir dich und unsre Sache dem allmächtigen Gotte in dem Gebete der Auserwählten Gottes, zugleich aber auch meine Seele, die den Kör-

per zu verlassen eilt. Als er dies gesprochen hatte und die Königin ihm nicht weniger Dank gesagt hatte, trat diese von Schmerz erfüllt, in die Kirche ein, indem sie sich und das Ihrige Gott empfahl, wie sie es immer zu thun pflegte. Indessen entfloh die Seele des Königs aus dem Kerker des Leibes und als die Heilige Gottes aus den Klagen des Volkes merkte, daß der erlauchte Gatte die zeitlichen Dinge verlassen habe, warf sie sich im Gebet nieder und empfahl seine Seele der Gnade Christi. Hierauf erhob sie sich und fragte, ob jemand noch bis jetzt gefastet habe, damit er für die Seele ihres Herren eine Messe sänge. Als dies der Presbyter Adeldac hörte, sagte er: Herrin, noch habe ich nichts genossen! Die ehrwürdige Königin hatte einst zwei Armspangen, mit bewunderungswerther Kunst verfertigt, angelegt, welche mit solcher Festigkeit an die Arme schlossen, daß sie ohne die Hülfe des Goldschmidts nicht abgenommen werden konnten; diese berührte sie jetzt leise mit den Fingern und löste sie schneller, als es gesagt werden kann ab und sprach so zu dem Presbyter: nimm für dich dieses Gold und singe eine Seelenmesse. So lange die ehrwürdige Herrin nachher noch lebte, so lange bewies sie diesem Presbyter große Gunst und übergab es nie der Vergessenheit, daß er die erste Messe für die Seele König Heinrichs gesungen hatte, und wegen dieser That erlangte sie für ihn die bischöfliche Würde bei ihrem Sohne Otto. Als aber die Seelenmesse vollendet war, trat die Königin wieder in das Schlafgemach, wo der entseelte Leichnam lag und fand ihre königlichen Söhne hier, die reichlich Thränen vergossen und zugleich mit ihnen die Führer des Heeres. Als dies die Königin sah stürzten Thränen über die edlen Wangen und zu den Füßen des entseelten Körpers niedersinkend, strömten heiße Thränen hin, wie der ehrwürdige König es um sie verdient hatte. Aber Gott verlieh ihr eine große Gnade und eine so lobenswerthe Fassung, daß sie nicht durch Ungehorsam jenen beleidigte und doch den Tod des Königs würdig betrauerte. Hierauf ermahnte sie die zu ihr gerufenen Söhne mit diesen Worten: o theure Söhne, prägt es fest euern Herzen ein, Gott zu fürchten, in Allem stets ihn zu ehren, der die Macht hat, solches zu thun. Darum wird er mit Recht Herr und König genannt, der eine solche Macht ausübt über Arme und Reiche. Darum laßt ab vom Kampfe um vergängliche Hoheit, denn ein solches Ende nimmt aller irdische Ruhm! Der ist glückselig, der sich das stets dauernde Ewige zu erwerben sucht! Und darüber betrübe sich eurer Herz nicht, wenn einer von euch über den andern gestellt wird, und behaltet es im Gedächtniß, was im Evangelio, dem Worte der Wahrheit gesagt wird: wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget der wird erhöhet werden. Als hierauf Alles, was zum Leichenbegängniß nöthig war, nach dem Gebrauche angeordnet war, wurde der Leichnam mit größter Ehre nach Quedlinburg gebracht, wo er zu ruhen verordnet hatte, und hier wurde er feierlichst in dem Grabmal beigesetzt.

Es war der zweite Juli des Jahres 936, am Sonntag, als der gute und große König Heinrich, im sechzigsten Jahre seines Le-

bens und im achtzehnten seiner wohlthätigen Regierung in Memleben starb; was er für die Bildung, die Sicherheit und den Ruhm Deutschlands gethan hatte, war so groß und anerkannt, daß, was nur selten der Fall ist, alle deutschen Geschichtsschreiber in seinem Lobe übereinstimmen. Sein häusliches und öffentliches Leben bietet reichen Stoff zur Bewunderung und zum Danke dar und der Ausspruch unsers großen Geschichtsschreibers Johannes Müller: Griechenland würde Heinrich unter die Götter gezählt haben, ist frei von Schmeichelei und Uebertreibung. Sein Wahlspruch war:

sit piger ad poenas princeps, ad praemia relox.
Langsam sei zur Strafe der Fürst, doch schnell zur Belohnung.

Auch Heinrichs ruhmvollen Sohn, Otto den Großen, finden wir oft in Memleben, obwohl er häufig Jahre lang in Italien sich aufhielt und seine Regierung ihn fortwährend von einem Ende Deutschlands zum andern führte. Es mag ihm wohl in diesem stillen Thale, das so viele Erinnerungen an die harmlosen Zeiten der Jugend und an die geliebten Voreltern darbot, besser zu Muthe gewesen sein, als wenn ihm die Reize Italiens oder der Glanz der Fürstenversammlungen umgab. Was er wohl in der Stille gewünscht hatte, daß er da, wo der Vater abgerufen wurde, auch seine letzten Tage zubringen möchte, traf auch ein und eben so schnell und unerwartet, als dies bei seinem Vater der Fall gewesen war. Im Herbste des Jahres 972 kehrte der Kaiser aus Italien zurück und eilte bald nach seiner geliebten Stadt Magdeburg, deren Gedeihen er durch reiche Schenkungen sicherte. Hierauf begab er sich nach Quedlinburg, um an der Grabstätte seines Vaters die Opfer des kindlichen Dankes darzubringen und mannichfachen Pflichten seines kaiserlichen Amtes zu genügen. Hatten schon an der Gruft des vollendeten Vaters seine Augen sich mit Thränen gefüllt, so traf ihn hier am 1. April ein neuer Schmerz, als sein treuer Freund, der Herzog Herrmann Billing von Sachsen ganz unerwartet starb; viel verlohr er in ihm, denn er hatte immer sich treu zu ihm gehalten und mit Muth und Klugheit die oft bedrohten sächsischen Grenzen geschützt. Düstere Ahndungen durchzogen die Seele des tieferschütterten Kaisers, er fühlte es, daß er den Pforten der Ewigkeit nahe sei. Gebeugt entließ er die Versammlung der Fürsten und zog gen Merseburg, wohin ihn ein Gelübde rief, welches er am heißen Tage auf dem Lechfelde dem heiligen Lorenz gethan hatte. Von hier begab er sich nach Memleben. Witichind erzählt die letzten Lebensumstände Otto's des Großen also:

Der Kaiser wollte das Osterfest in Quedlinburg feiern. Eine große Menge verschiedener Völker strömten hier zusammen und mit großer Freude wurde die Versöhnung des Vaters mit dem Sohne gefeiert. Er verweilte hier nicht länger als siebenzehn Tage und reiste dann fort, um das Himmelfahrtsfest des Herrn in Merseburg zu begehen. Mit Betrübniß sah er diese Gegenden wieder, wegen des Dahinscheidens des trefflichen Mannes, des Herzogs Herrman,

der sich durch Klugheit und Gerechtigkeit und große Wachsamkeit in Frieden und Krieg bei allen nach ihm lebenden Sterblichen ein ewiges Gedächtniß gestiftet hat. Nachdem er die afrikanischen Gesandten, welche mit königlichen Ehren und Geschenken zu ihm gekommen waren, hier noch bei sich hatte, begab er sich drei Tage vor Pfingsten, an den Ort, welcher Mimilevu genannt wird. In der nächsten Nacht bei der Morgenröthe, wie er gewohnt war, erhob er sich aus dem Bette und nahm an der Nacht- und Frühmette Antheil. Dann ruhete er ein wenig. Nachdem er hierauf, nach seiner Gewohnheit, den Armen Handreichung gethan, aß er ein wenig, dann ruhete er wiederum im Bette. Als aber die Stunde da war, schritt er munter heraus und begab sich in heiterer Stimmung zum Mittagsmahl. Nach vollbrachtem Dienst wohnte er den abendlichen Lobgesängen bei und als das Absingen des Evangeliums vorbei war, fing er an Hitze zu spüren und schwach zu werden. Als dies die dabei stehenden Fürsten bemerkten, ließen sie ihn auf einen Sitz nieder und obwohl er das Haupt schon sinken ließ, als wäre er bereits gestorben, so brachten sie ihn doch wieder zu sich und nachdem er das Sacrament des göttlichen Leibes und Blutes verlangt und empfangen hatte, übergab er ohne Seufzen mit großer Ruhe mitten in der Erfüllung der göttlichen Pflichten bei dem letzten Athemzuge seine Seele der Liebe des Schöpfers aller Kreaturen. Hierauf wurde er in sein Schlafgemach getragen und dem Volke ward sein Tod, da es schon spät war, angekündigt. Das Volk aber sprach Vieles zu seiner Ehre und aus Dankgefühl rühmte es, daß er seine Unterthanen mit väterlicher Liebe regiert, daß er sie von den Feinden errettet, daß er die stolzen Avaren, Saracenen, Dänen und Slaven durch seine Waffen bezwungen, Italien unterworfen, die Tempel der Götzen der benachbarten Heiden zerstört, Kirchen und Ordnungen der Geistlichen gestiftet habe, — diese und viele andere Wohlthaten gegenseitig erwähnend, stehen sie bei der königlichen Leiche. Als es nun Morgen geworden, geben sie dem Sohne des Kaisers, der schon früher zum König gesalbt und von dem heiligen Nachfolger der Apostel zum Kaiser verordnet war, die einzige Hoffnung der Kirche, wetteifernd die Hände, indem sie ihm Treue versprochen und ihre Hülfe gegen alle seine Feinde durch einen heiligen Eid geloben. So vom ganzen Volke zum Kaiser erwählt, ließ er die Leiche des Vaters nach der Stadt bringen, die er selbst herrlich erbaut hatte, Magdeburg mit Namen. So ist gestorben am 7. Mai, vier Tage vor Pfingsten im Jahre 973 der römische Kaiser, der König der Völker, der so viele und heilige Denkmale in geistlichen und weltlichen Dingen den kommenden Jahrhunderten überließ. Dithmar von Merseburg berichtet noch, daß der entseelte Leichnam in Magdeburg mit Thränen auf das ehrenvollste empfangen und von den Erzbischöfen Gero und Adelbert in der Kirche des heiligen Mauritius, des Schutzpatrons des Erzstiftes, in einem marmorn Sarkophage beigesetzt worden sei, auf welchem diese Inschrift eingegraben wurde:

Tres luctus causae sunt hoc sub marmore clausae
Rex, decus ecclesiae, summus honor patriae.

Dreifachen Grund zur Klage umschließt dies Grabmahl von Marmor,
Einen König, der Kirche Schmuck, des Landes herrlichster Ruhm.

So sah Memleben zum zweitenmal den Engel des Todes einen mächtigen Fürsten nehmen; nach einem langen ruhmvollen Tagewerk starb er, Otto der Erste, im sechs und dreißigsten Jahre seiner Regierung und im zwei und sechzigsten seines Alters. Jener gewaltige, von den Wechseln des Lebens gebeugte Kaiser stieg in die Gruft, der durch glückliche Kämpfe die Macht und das Ansehen Deutschlands erhoben, Italien erworben, die Kaiserkrone auf sein Haupt befestigt, und dem Namen Deutschlands bei allen Völkern Ansehen und Furcht verschafft hatte. Er war aber mehr gefürchtet, als geliebt, und die fortdauernden innern Unruhen und brüderlichen Zwiste, die allzu große Vorliebe für die Geistlichen lassen ein ungewisses Licht auf seine Größe fallen.

Die folgenden Kaiser aus dem sächsischen Hause, Otto der II. und Otto III. waren zwar fast immer in Italien beschäftigt, und fanden auch dort, von so vielen Gefahren umgeben, ein frühes Grab, doch blieb jener stille Ort in ihrem Gedächtniß, der ihren Voreltern so theuer gewesen war. Die Kirche, welche bisher in Memleben bestanden hatte, mag sich wohl nicht viel von den gewöhnlichen unterschieden haben und erst Otto II. führte die Idee aus, welche seinen Vater und Großvater wohl öfters beschäftiget hatte, dieser Kirche nicht allein eine äußere ausgezeichnetere Gestalt zu geben, sondern ihr auch eine höhere Würde zu verleihen. Auf Antrieb seiner frommen Mutter, unter deren Vormundschaft der junge Kaiser sich befand, erwarb Otto II. von der Abtei Hersfeld die Rechte über die Kirche in Memleben, welche dieses Stift bisher genossen hatte, durch einen rechtmäßigen Tausch, und nachdem er Mönche versammelt hatte, stiftete er hier, es mag um das Jahr 975 gewesen sein, eine freie Abtei, welche er mit den nöthigen Einkünften versah. Mehrere noch vorhandene Urkunden dieses Kaisers bestätigen es, daß von ihm und seiner Gemahlin, der griechischen Prinzessin Theophania, die jetzige noch in ihren Trümmern so schöne Kirche erbaut, das Kloster gestiftet, zu einer freien Abtei erhoben, mit vielen Gütern beschenkt und durch Mönche aus dem Orden des heiligen Benedict besetzt worden sei. Kaiser Otto III. bewies durch manche Vergünstigungen und Geschenke, wie vielen Antheil er an dem Gedeihen dieser Stiftung nahm und die von Hersfeld ganz unabhängige Abtei erhält von ihm, auf Veranlassung seiner Großmutter, der verwittweten Kaiserin Adelheid, die Markt-, Münz- und Zollgerechtigkeit, ein bedeutendes Vorrecht in der damaligen Zeit. Der letzte Sprößling des sächsischen Hauses, Heinrich II., der Urenkel des Königs Heinrich, der Nachfolger des ohne Nachkommen im zwei und zwanzigsten Jahre seines Lebens zu Paterno im Jahre 1002 unerwartet verstorbenen Otto des III., begünstigte auch in den ersten Jahren seiner Regierung unser Kloster;

er bestätigte schon in den ersten Jahren seines Reichs alle Gerechtsamen, die das Kloster von seinen Vorfahren erhalten hatte und bestimmte, daß dasselbe die nemlichen Vorzüge genießen sollte, welche die Klöster zu Fulda, Corvey und Augia auszeichneten. Aber nach zwölf Jahren, es ist schon zu errathen aus welchen Gründen, wurden alle diese Vergünstigungen und Vortheile wieder zurückgenommen und die freie Abtei wurde zu einem gewöhnlichen Kloster, das der Leitung von Hersfeld völlig unterworfen war, erniedrigt.

In dieser für Memleben so verhängnißvollen Urkunde vom 5. Februar 1015 verordnet der Kaiser, daß die Mönche, welche von Mangel und Geldnoth bedrängt, sich in einer traurigen Lage befänden, der Abtei Hersfeld und dem Abte Arnold und dessen Nachfolgern auf ewige Zeiten übergeben sein sollten. Kaum ist es aber zu begreifen, wie eine reich fundirte Stiftung wenig Jahre nach ihrer Entstehung in eine so hülflose Lage kommen konnte, und es läßt sich wohl eher vermuthen, daß der Abt von Hersfeld eine günstige Gelegenheit benutzt haben mag, um die frühern Rechte seines Stiftes über das Kloster Memleben wieder zu erlangen. Dithmar von Merseburg erzählt auch dieses Ereigniß und bemerkt mit Schmerz, daß die freie Abtei ihre Freiheit verloren und mit Knechtschaft vertauscht habe, und daß der Abt Reinhold seines Dienstes entsetzt und die Mönche zerstreut worden wären.

Von diesem Zeitpunkte an bis zur gänzlichen Aufhebung des Klosters 1551 wirkte dieser unerwartete und verderbliche Schlag unaufhörlich fort. Die fromme Anstalt, welche nach der Absicht ihrer Begründer eine ganz andere Stelle einnehmen sollte, blieb in einem siechen, hülflosen Zustande und da durch schlechte Wirthschaft, welche durch genaue Aufsicht von Seiten der Abtei Hersfeld nicht gehoben wurde, eine Besitzung nach der andern verloren ging, so sank diese begüterte Stiftung immer mehr und ihr Name verschwindet schon früher aus der Geschichte, als durch die wirkliche Aufhebung derselben. Manche kleine Schenkungen wurden ihr zwar zu Theil, auch erlangte sie mehrere Ablaßbriefe im Jahre 1359, 1500 von dem Weihbischofe Albert von Beichlingen und von Johannes, General-Vicar des Erzbischofs Berthold von Mainz, allein die Wirkungen dieser Vergünstigungen blieben sehr gering. Es verlohnt sich nicht der Mühe, diese traurigen Umstände, durch welche das Kloster fünf Jahrhunderte hindurch bedrängt wurde, nach den Angaben der vorhandenen Urkunden näher zu untersuchen, auch bringt es eben so wenig Vortheil, die Namen der Pröbste aufzuzählen, welche die Urkunden nennen, es genügt zu bemerken, daß das Kloster alle seine Güter und Besitzungen durch eine schlechte Verwaltung nach und nach bis auf jene in der Flur von Memleben gelegene Ländereien verlor, welche in den damaligen Zeiten den Mönchen nur ein geringes, kaum hinreichendes Einkommen gewährten, welche aber in unsern Tagen, wo sich der Ertrag der Ländereien so außerordentlich gehoben hat, völlig hingereicht haben würde, um eine so beschränkte Anstalt zu erhalten.

Das Stift Hersfeld behielt bis zur Auflösung des Klosters in geistlichen Sachen die Oberaufsicht über dasselbe, wovon viele Urkunden Zeugniß geben. Die Schirmvogtei lag zuerst in den Händen der sächsischen Könige und Kaiser; nach ihnen verwalteten dieses Amt die Grafen von Buche, dann die Grafen von Orlamünde und nach dem Aussterben derselben die Landgrafen von Thüringen und zuletzt die Churfürsten und Herzöge von Sachsen.

Die Stürme des Bauernkrieges betrafen auch unser Kloster und es empfand schwer die Wuth der zügellosen Haufen, die so viele schätzbare Ueberreste der Vorzeit vernichteten. Der neue, bessere Geist, den die Reformation verbreitete, fand auch in den finstern Zellen der Klöster Eingang und tausend Unglückliche, die ihr Leben und ihren Beruf oft verwünscht hatten, begrüßten mit Frohlocken diese bessere Zeit. Ehe Herzog Heinrich die Klöster in Thüringen sequestriren und aufheben ließ, war Memleben schon verlassen und verödet. Der Visitationsbericht vom Jahre 1540 meldet von Memleben: Hier war der hochbejahrte Probst Wolfgang Hake bereits von den Mönchen bis auf zwei verlassen, von denen der eine mit dem Probste im Kloster leben zu können bat, der andere aber zum Ausziehen und Heirathen bereit war. Churfürst Moritz führte die Absicht seines Vaters, das Kloster Memleben zu einem wohlthätigen Zwecke zu benutzen, aus, er übergab im Jahre 1551 dasselbe mit allen seinen Gütern und Einkünften der neu gestifteten Fürstenschule Pforte und diese Anstalt, welche so viele ausgezeichnete Schüler zählt, erfreut sich fortwährend dieser Besitzung, welche vor neun Jahrhunderten der fromme Sinn der sächsischen Kaiser zwar zu andern Zwecken der Kirche übergab, jedoch in ihrem Geiste nur eine bessere Bestimmung erhalten haben.

Nach dieser kurzen geschichtlichen Darstellung wenden wir uns zu jenen ehrwürdigen Ruinen, die unsrer ganzen Aufmerksamkeit werth sind. Zuvor müssen wir es sehr beklagen, daß nicht durch die Gewalt der Elemente oder durch den Einfluß unabwendbarer Umstände dieses Gebäude, das einst Kaiser beherbergte, dieses Kloster, das durch seine seltene Bauart eine bedeutende Stelle unter den Ueberresten der Baukunst des Mittelalters einnimmt, in einen beklagenswerthen Zustand gerieth, nein, vorzüglich durch die Gleichgültigkeit und Barbarei gefühlloser Menschen, die wenig darum sich bekümmerten, ob alte merkwürdige Bauten erhalten wurden oder nicht. Wäre jener erfreuliche Eifer, jene lobenswerthe Pietät, die wenigen Ueberreste der Vorzeit zu erhalten und vor ihrem gänzlichen Untergang zu bewahren, schon früher erwacht, wir würden nicht so leichtsinnige Zerstörungen zu beklagen haben. Sind es doch kaum fünf Jahrzehnte her, als die Kirche des Thurmes und Daches beraubt wurde, weil die Unterhaltung desselben dem Finanzkollegio in Dresden zu hoch schien; wissen sich doch noch mehrere Männer zu erinnern, daß die schönsten Steine zum Aufbau eines Stalles oder einer Scheune ausgebrochen wurden! Es ist höchst erfreulich, daß nicht nur bei den obern Behörden eine bessere Ansicht durchgedrungen ist, sondern daß

auch in allen Klassen eine rege Theilnahme und Vorliebe für diese Denkmähler sich verbreitet hat, so daß ihr gänzlicher Untergang nicht besorgt werden darf.

Das Kloster liegt an der Südseite des Dorfes Memleben, am rechten Ufer der Unstrut, welche, da sie nur in geringer Entfernung vorbeifließt, bei ihren Ueberschwemmungen die Mauern desselben oft erreicht. Eine breite, mit Bäumen besetzte Straße führt uns zu diesen herrlichen Ueberresten einer längst vergangenen Zeit, und wo die letzten Häuser des Dorfes sich zeigen, wo wir schon die Wirthschaftsgebäude des Klosters erblicken, da stoßen wir zuerst auf die Trümmer eines hohen Thores. Die Mauer, durch welche dieses Thor und eine niedrige Thür führt, ist von beträchtlicher Höhe und Stärke, und besteht von außen aus größeren Kalksteinen, inwendig aber findet sich nur kleines Gestein, welches durch einen festen Kalkguß zu einem dauerhaften Ganzen verbunden ist. Die Wölbung des Thores bildet einen Halbkreis, nicht einen gothischen Spitzbogen; nach der Thür zu finden sich noch die Spuren einer verzierten Vertiefung in der Wand, wahrscheinlich die Stelle, wo zu den Zeiten des Bestehens des Klosters die Statue der Patronin desselben, der Jungfrau Maria stand. An den Seiten des Thores zeigt sich jetzo das auf Sandsteinplatten eingehauene kursächsische Wappen, unstreitig ein Werk neuerer Zeit. Bedeutende Ueberreste starker Grundmauern erstrecken sich an beiden Seiten des Thores hin, und trugen sonst die Gebäude des königlichen Hofes, jetzt dienen sie geringern Gebäuden zur Grundlage.

Treten wir durch dieses Thor in den ersten geräumigen Hof ein, der von mehreren Oekonomiegebäuden umschlossen ist, so bemerken wir linker Hand einen frei stehenden, unförmlichen Steinkoloß, der die Spuren gewaltsamer Zerstörung sichtbar an sich trägt, und der nur seinem festverbundenen Material seine Erhaltung verdankt. Es ist wohl gar nicht zu bezweifeln, daß jenes Thor, jene starken Grundmauern und diese hohe Steinmasse die letzten Ueberreste der alten sächsischen Königsburg sind, welche zur Aufnahme der erlauchten Fürsten und ihres Gefolges bestimmt war. Nahe bei diesen Trümmern gegen Morgen liegt die Klosterkirche und das Kloster. Wir treten näher hinzu, um diese Ueberreste genauer zu untersuchen, indem wir den Mittheilungen eines Freundes folgen, der sich lange Zeit mit der Geschichte dieses Klosters beschäftigt hat.

Die Zeit der Erbauung der Kirche läßt sich nicht genau bestimmen, da die vorhandenen Urkunden nichts Sicheres angeben, aber nicht nur die Andeutungen, welche sich in den Urkunden vom Kaiser Otto II. befinden, so wie der byzantinische Styl, in welchem die Kirche erbaut ist, lassen uns mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß dieser Kaiser und seine Gemahlin Theophania, die griechische Künste nach Deutschland brachte, die Erbauer der Klosterkirche sind. Die frommen Voreltern dieses Kaisers hatten hier, wo sie oft Hof hielten, schon eine Kirche, wahrscheinlich aber nur eine hölzerne, wie es in den ersten christlichen Zeiten gewöhnlich war, gestiftet, zu deren Besorgung mehrere Geistliche angestellt waren. Kindliche Liebe und

Frömmigkeit vermochten Otto II. hier die Errichtung eines Klosters anzuordnen und kunstfertigen Meistern den Bau einer Klosterkirche zu übertragen, welche durch Symetrie, Einfachheit und feste Bauart noch in ihren Trümmern so bewunderungswerth erscheint.

Die Kirche hat, wie es in den damaligen Zeiten allgemeine Sitte war, die Form eines lateinischen Kreuzes und die Richtung von Abend nach Morgen. Die ganze Länge beträgt 212 leipziger Fuß, die größte Breite 100 leipziger Fuß. Das Hauptportal, welches jetzo zugemauert ist, zeigt einen einfachen, aber würdigen Styl; durch einen gothischen Bogen gedeckt, der auf jeder Seite von zwei cannelirten Wandsäulen getragen wird, machen dessen mit runden Stäben, geraden Streifen und hohlkehlenverzierte Glieder einen angenehmen Eindruck. Dieses Portal führte zuerst in eine hohe, geräumige Vorhalle, welche durch ein Kreuzgewölbe gedeckt war, wie die noch vorhandenen Spuren an den Seitenwänden beweisen. Wahrscheinlich ruhten zwei Thürme auf diesen starken Mauern, was eine Handzeichnung von Wilhelm Dilich im Jahre 1630 bestätigt. Wir treten nun in das Schiff der Kirche ein. Die Arkaden, welche dasselbe von beiden Abseiten trennen, ruhen auf zehn freistehenden, viereckten Pfeilern, welche mit zwei Wandpfeilern sechs Bogen tragen, welche die Arkaden des Schiffes bilden. Diese Pfeiler sind innerhalb der Bogen mit Säulen reich verziert und zeichnen sich durch sehr gefällige Construction aus. An den innern Ecken der Gewölbe, welche den Querbalken der Kirche bilden, springen viereckte Pfeiler hervor, welche aus festen Quadersteinen aufgeführt, den Thurm trugen, welcher sich auf der Stelle erhob, wo beide Balken des Kreuzes sich durchschnitten. Zwei kleine Kapellen befanden sich an der Ostseite des Querbalkens, und wurden wahrscheinlich zu Privatmessen gebraucht. Der Chor erhebt sich bedeutend über den Fußboden der Kirche; er endet nicht mit einer geraden Mauer, sondern in einer fünfseitigen Vorlage. Hier stand der große Hochaltar, welcher durch seine erhöhte Lage allen, die dem Gottesdienste beiwohnten, in die Augen fiel; wahrscheinlich führten mehrere Stufen aus dem Schiffe zu diesem Chore hinauf. Die Kirche war nicht gewölbt, sondern mit einer hölzernen glatten Decke versehen. Die Vorlage ist von dem Sandsteine, der bei Nebra bricht; die feinern Arbeiten an dem Portale, Fenstern, Pfeilern und Säulen sind von einem festen, feinkörnigen rochlitzer Sandstein. Das innere Mauerwerk besteht aus unbehauenem, grauem Thonschiefer, der in der Nähe gebrochen wird.

Unter der Kirche befindet sich eine noch wohl erhaltene Krypta, wie wir sie bei den meisten alten Kirchen finden. Die Baumeister jener Zeit brachten gewöhnlich unter dem hohen Chore, an den Grundmauern der Kirche noch eine kleine Kirche an, theils um die zur Legung der Grundmauern gewonnene Gruben zu benutzen, theils auch um gewisse, geheimnißvolle Gebräuche der früheren Einsiedler, die oft in Höhlen ihre Gebete verrichteten und von den Mönchen als ihre Stifter betrachtet wurden, hier unbemerkt und in Verborgenheit vollziehen zu können. Diese Krypta oder unterirdische Kirche liegt

8*

ganz unter dem hohen Chore, und hat eine Länge von 52 und eine Breite von 27 leipziger Fuß. Vier freistehende runde zierliche Säulen, und eben so viel starke, viereckige Pfeiler tragen die Wölbungen der Decke. Sieben kleine Oeffnungen lassen das nothdürftige Licht in diese dunklen Hallen dringen, welche Vorplatz, Schiff und Chor enthalten. Die Gewölbe sind so gut gefügt und die ganze Bauart so fest, daß hier die Kraft der zerstörenden Elemente nicht bemerkt wird, und wie vor neun Jahrhunderten dieses Gemäuer fest gefügt wurde, so steht es auch jetzo stark und unerschütterlich. Bis vor wenigen Jahren wurde diese Krypta von dem Oekonomen des Klostergutes zur Aufbewahrung von Rüben und Kartoffeln benutzt, bis endlich auch dieser Mißbrauch abgestellt wurde, so daß der Besuch dieser unterirdischen Kirche zu jeder Zeit möglich ist.

Von dem eigentlichen Kloster ist nur ein kleiner Theil noch übrig, der bei der Wohnung des Oekonomen und der daranschließenden Wirthschaftsgebäude benutzt worden ist. Das alte Kloster lehnte sich mit seinen beiden Flügeln an die Nordseite der Kirche an, was selten bei Klöstern bemerkt wird, und umschloß einen viereckten Hofraum, um welchen die Kreuzgänge liefen. Wo diese Gänge die Kirche berührten, da zeigen sich die gothischen Bogenrundungen der Eingänge in die Kirche; an dem östlichen Eingange wurde das Herz und die Eingeweide Otto's des Großen beigesetzt.

Zu den größten Merkwürdigkeiten der Kirche gehören jene auf bloßen Stein aufgetragenen Gemälde, welche sich auf den dem Schiffe der Kirche zugekehrten Seiten der Pfeiler befinden. Auf der rechten Seite des Schiffes bemerken wir an den vier Pfeilern vier Frauengestalten, mit Kronen geschmückt, und durch lange Gewänder und Schleier, welche bis zu den Füßen reichen, ausgezeichnet. Die Pfeiler der linken Seite zeigen vier hohe Männer in alterthümlicher Tracht, ebenfalls Kronen auf den Häuptern, große Schwerter an den Seiten, und einen Scepter in den Händen haltend. Die Frage, welche Fürsten und Fürstinnen durch diese alten und denkwürdigen Gemälde dargestellt werden sollen, läßt sich nicht leicht beantworten, da alle frühern Nachrichten schweigen. Am wahrscheinlichsten und natürlichsten ist es, daß die großen Wohlthäter des Klosters, die Könige und Kaiser des sächsischen Hauses mit ihren Gemahlinnen bis auf Heinrich II., zum dankbaren Andenken hier eine Stelle fanden. Die Königin Mathilde scheint unter den Frauen die erste Stelle einzunehmen, da diese Figur mit einem Heiligenscheine umgeben ist, was ihr, der Heiliggesprochenen, zukömmt. An der Spitze der männlichen Figuren steht ein Mann, in geistlichem Gewande, auch mit dem Glanze der Heiligen umgeben; ob dies das Bild des Erzbischofs von Cöln, Bruno, des Bruders Otto des Großen sein soll oder ein anderer Heiliger, ist nicht zu entscheiden.

Die erste noch vorhandene Erwähnung dieser Bilder findet sich bei Jacob Thammens, der um das Jahr 1642 die Kirche besuchte. Er sagt: Kaiser Otto der Große ist hier abgemalt mit einer Kaiserkrone auf dem Haupte, geziert mit schönen, langen, krausen und

gelben Haaren, also daß zu muthmaßen, welch ein tapferer, großer und schöner Herr und Kaiser dieser Otto müsse gewesen sein. Schamelius, der 1729 die Kirche, welche damals noch durch das Dach geschützt war, besuchte, bemerkt ebenfalls, daß diese Bildnisse wegen Luft und Feuchtigkeit beinahe verloschen wären, daß der Kaiser Otto mit dem Scepter in der rechten Hand, die Kaiserin mit der Krone und prächtigen Federbüschen auf dem Haupte, gegenüber noch kenntlich sei. Jetzo ist es eine ganz vergebliche Mühe, mit völliger Bestimmtheit ermitteln zu wollen, welche Glieder des sächsischen Kaiserhauses hier abgebildet sind.

Verursacht es schon unauflösliche Schwierigkeiten, die auf diesen Steinen abgebildeten Personen zu enträthseln, so ist die andre Frage, auf welche Weise diese Gemälde unmittelbar auf die Steine aufgetragen worden sind, eben so schwierig. Die Farben sind ohne Grundirung aufgetragen und sind so erloschen, daß die lebensgroßen Figuren nur in einer gewissen Entfernung, gleich wie ein Schatten, hervortreten. Der Fremde, welcher ohne Führer die Kirche besucht, wird diese Bildnisse schwerlich bemerken, so äußerst zart und erloschen sind sie jetzo und nur bei feuchter Witterung verschwindet etwas der Nebel, der sie umschließt. Es verdiente eine nähere Untersuchung, welches Farbenbindemittel bei diesen Gemälden angewendet worden ist, und da sich auch in neuern Zeiten die Aufmerksamkeit auf die Steinmalerei der Alten gerichtet hat, so werden diese Kaiserbilder wohl vor ihrem gänzlichen Verschwinden eine nähere Untersuchung erfahren.

Einige wenige Ueberreste aus den Zeiten des Bestehens des Klosters sind noch vorhanden. In der Wohnung des Oekonomen findet sich ein hölzernes Marienbild mit dem Christuskinde, welches nicht allein sehr alt ist, sondern auch sogar in frühern Zeiten wunderthätig gewesen sein soll. In der Kirche des Dorfes Memleben werden noch zwei hölzerne Bildereien aufbewahrt, welche unstreitig aus dem Kloster herstammen. Das erste stellt eine Grablegung Christi vor; in dem Vordergrunde liegt der Heiland in den Armen seines Lieblingsjüngers Johannes, Maria beugt sich weinend über ihn und zwei Frauen stehen betend mit zwei Männern hinter ihr. Das andere merkwürdige Stück ist ein Altarblatt in der gewöhnlichen alten Form. In der Mitte steht die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde auf dem rechten Arme, die Krone, der Heiligenschein und der Mantel ist golden, das Unterkleid blau. Auf ihrer rechten Seite steht ein gekrönter Heiliger und ein Engel, der auf einem Lindwurm steht; auf der linken ebenfalls eine gekrönte Heilige und ein Heiliger, der in der Rechten ein Buch und mit der Linken einen gefesselten Teufel führt.

Es ist schon erwähnt worden, wie unverzeihlich und barbarisch auch noch in neueren Zeiten diese Ueberreste der Klosterkirche und des Kaiserhofs zerstört worden sind. Schamelius fand 1729 die Kirche noch unter Dach und die seiner Beschreibung von Memleben beigefügte Abbildung der Klosterkirche zeigt uns dieselbe noch wohl erhalten. Er berichtet uns, daß sich im hohen Chor ein aus einem einzigen Steine bereiteter großer Altar befinde, über dessen Höhe oben

im Gewölbe eine Frau in Nonnentracht vor dem mit der geöffneten blutigen Seite stehenden Heiland auf ihren Knieen liege. Stieglitz, der 1791 die Kirche besuchte, fand noch einige Ueberreste von diesem Gemälde, setzt aber leider hinzu, daß 1793 der Beschluß gefaßt sei, die Kirche in ein Getraidemagazin zu verwandeln, wozu man auch schon den Anfang gemacht und den schönsten der noch übrig gebliebenen Theile, den Chor, niedergerissen habe.

Es war dem jetzigen Jahrhundert und der erleuchteten preußischen Regierung vorbehalten, diesen Vandalismus zu hemmen, wäre es doch früher geschehen! Die Verordnung, die alterthümlichen Gebäude zu erhalten und vor ihrem Untergang zu schützen, wirkte sehr günstig auch für unser Memleben. Bald ward auch der Chor mit steinernen Platten belegt, um das Eindringen der Feuchtigkeit in die Krypta zu hindern, welche geebnet und von allem Unrath befreit wurde. Zuletzt wurde auch aus dem Innern der Kirche der angehäufte Schutt entfernt und freundliche Gänge, die Blumenbeete umschließen, lassen den Wanderer ohne Verdruß und Widerwillen diese heiligen Räume betreten, und die Geister des großen und guten Königs Heinrich und des gewaltigen und tapfern Otto des Großen umschweben ihn. Und verläßt er diese stillen und erhabenen Trümmer, bewegt ihn der Gedanke an die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe und Herrlichkeit, dann tritt er hinaus in diese anmuthige, große und reiche Landschaft und er freut sich der unvergänglichen Herrlichkeit der Natur, die eine höhere Macht so weise und gütig nach unveränderlichen Gesetzen leitet. An sie, diese laute Verkünderin einer ewigen Ordnung, die das Hingesunkene wieder aufrichtet und das Todte wieder lebendig macht, wollen auch wir uns halten, damit wir, wenn uns die Trümmer menschlicher Werke und Anordnungen mit Wehmuth und Schmerz erfüllen, unzerstörbaren Frieden und wahre Erhebung finden!

Nebe.

Engenstein.

Einer der schönsten Punkte des Thüringerwaldes ist unstreitig das im Herzogthum Sachsen-Meiningen gelegene Dörfchen Engenstein, so genannt von der hart daran stoßenden alten Bergveste. Von dem Dorfe windet sich durch dunkles Gebüsch ein schmaler Pfad hinauf zu den kolossalen Felsmassen, auf denen sich einst kühn eine Burg erhob, von der fast keine Spur mehr vorhanden. Wer erschöpft bis zur Höhe gelangt, blickt schwindelnd hinab in die grause Tiefe. Dem Engenstein gegenüber erhebt ihr graues dunkel umlaubtes Haupt die sogenannte hohe Warth, alle benachbarten Berge mit ihrer zuckerhutförmigen Kuppe überragend. Diesem, wie eine Mauer sich steil emporthürmenden Berge gegenüber, glaubt man sich noch tief unten im Thale zu befinden. Der Name: die hohe Warth schreibt sich noch aus den Zeiten des Mittelalters her. Angezündete Feuer oder andere Signale verkündeten damals von jenen Bergen den benachbarten Burgen die Nähe des anrückenden Feindes. Dem Engenstein mag sie wohl zum Schutz gedient haben, als einer der höchsten Berge in der Umgegend, wenn man den Stetzenberg, den nordwestlichen Schneekopf und den entfernter liegenden Inselsberg ausnimmt. Die Aussicht auf der hohen Warth ist weit und mannichfaltig. Aber auch von dem Engenstein hat man, besonders wenn man einen der höchsten ins Thal herausragenden Felszacken erklimmt, wo ehemals die Burg gestanden haben soll, einen weiten Prospect.

Wer den Engenstein betritt, wandelt auf einem ungeheuren Basaltfelsen und mit kühn hervorragenden Blöcken und fast unzugänglichen Felsenrissen, nur spärlich mit Tannen und Laubholz bewachsen, besonders da, wo er sich mit den benachbarten Bergen anbindet. Von vorn betrachtet, erscheint er in kegelförmiger Gestalt. Die Burg, die sich einst auf ihm anthürmte, stand wahrscheinlich auf der äußersten nordwestlichen Spitze des Berges. Dort bildet ein glatter Felsen gleichsam eine, allen Zeitstürmen trotzende Grundmauer. Hinter derselben zeigt sich ein geebneter Platz, den nicht die Mauer gebildet

zu haben scheint. Es ist der einzige auf dem ganzen Berge, und man bemerkt dort noch etwas Schutt und zerbröckeltes Gestein. Dort ist die Stelle, die noch allein zugänglich; denn auf der nördlichen Seite ist der schroffe Felsen von unten auf ohne die äußerste Lebensgefahr kaum zu erklimmen. Zum Verfall der Burg mag, unter andern Umständen, auch besonders der gänzliche Mangel an Wasser beigetragen haben. Nach einer noch im Munde des Volks lebenden Sage soll das unentbehrliche Wasser durch einen Esel heraufgeschafft worden sein, bei der gänzlichen Unmöglichkeit dort einen Brunnen zu graben.

Den Namen Engelstein, den der Berg mitunter führt, leiten Einige von dem am Fuße desselben befindlichen Wirthshause her, dessen Schild in alten Zeiten ein Engel geziert haben soll; Andere sprechen von einer edlen Jungfrau, Anglika geheißen, die dort gewohnt habe. Beide Ableitungen scheinen irrig, wenigstens nach dem lateinischen Namen Savangarta arx, wie die Burg in mehreren Urkunden genannt wird. Erbaut ward sie wahrscheinlich schon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, gegen das Ende des sechzehnten jedoch wieder abgetragen. Vielleicht benutzte man die Steine zu der Vogtei, dem Wirthshause gegenüber am Fuße der hohen Warth gelegen, an derselben Stelle, wo in alten Zeiten eine Wallfahrtscapelle gestanden haben soll. Wahrscheinlich ging sie ein, als Luthers Lehre sich immer mehr ausbreitete. An dem Wirthshause finden sich noch deutliche Spuren der Jahrzahl 1587. Das untere Geschoß von alterthümlicher, massiver Bauart, das obere dagegen scheint neuern Ursprungs, und entstand vielleicht aus dem Baumaterial der alten Burg. Die Vogtei liegt schon länger als hundert Jahre im Schutt begraben, und eine halbverfallene Mauer bezeichnet jetzt den Platz, wo sie und früher die Wallfahrtscapelle gestanden, die wahrscheinlich frommen Pilgern aus Franken zum Ruhe- und Betort dienen mochte, wenn sie nach Stelzen oder Heubach wallfahrteten, zwei Orten, weiland berühmt wegen ihrer Heilquellen. Stelzen erhielt seinen Namen von den dort aufgehängten Krücken, und in Heubach befand sich die berühmte St. Wolfgangskapelle, die aber schon 1577 gänzlich verfallen, und eine Glocke mit der Inschrift: Anna Maria 1311. Savangarta arx. In Chroniken wird die Burg nur selten erwähnt. Ein Ritter, Gottfried von Adelshofen geheißen, scheint sie im Jahr 1660 besessen zu haben. Späterhin, gegen das Jahr 1680 kam sie, nebst dem dabei gelegenen Dorfe, an den Amtmann Bakkusius, und hierauf an Kanzler Satorius von Karlstein, der sie an den Hauptmann Franke verkaufte. Im Besitz seiner Tochter, der Justizräthin Kramer in Baireuth, befand sich der Engenstein noch im Jahr 1750. Nach ihrem Tode kam er an die herzogliche Kammer zu Hildburghausen, die ihn noch jetzt besitzt. Zu erwähnen ist noch, daß zwei Stunden von dem Engenstein an der schwarzburgischen Grenze die Werra entspringt, zwischen Felsen sich hinwindend in einem drei Stunden langen romantischen Thal, das sich erst in der Gegend von Eichsfeld öffnet.

Heinrich Doering.

Heldburg.

Düster trauernd, dem völligen Einsturz nahe, schauen aus mehr als hundert kahlen Fensteröffnungen, die Ruinen von Heldburg oder Hildburg dem einsamen Wandrer entgegen. Sie liegen etwa zwei Meilen südlich von Hildburghausen, den Trümmern der weiland berühmten Bergveste Strauf gegenüber, und von diesem Schlosse kaum zwei Stunden entfernt. Es ist ein mäßig hoher Berg, auf dessen Gipfel die Heldburg erbaut worden, ziemlich schroff und steil, und außer an der Mittagsseite rings von dichtem Gebüsch umkränzt. Südwestlich erblickt man die Stadt Heldburg mit ihren mannigfachen Gebäuden, und zunächst am Fuß des Berges zeigen sich dem umherspähenden Blick das Amthaus und die Wirthschaftsgebäude eines herzoglichen Kammergutes, der Neuhof genannt. An diesen vorüber windet sich ein Pfad gar anmuthig zu dem Berge hinauf, zwischen Feldern und Obstgärten. Ehe man an die alte Veste gelangt, erblickt man ein kleines Gebäude aus festen Steinen errichtet und zur Aufbewahrung von Kanonen bestimmt, von denen zwei stets außerhalb des Hauses bereit stehen, um losgebrannt zu werden als ein Signal, daß eine Feuersbrunst in der Umgegend ausgebrochen. In der Nähe jenes Hauses sieht man noch Spuren von dem alten Burggraben, der sehr tief und größtentheils in die Felsmassen gehauen gewesen zu sein scheint.

Die Aussicht von dieser Höhe, besonders von einem noch erhaltenen Thurme der Burg herab, ist von großem Umfange und ungemein mannigfaltig. Ein freundliches, heiteres Rundgemälde, bei dem das Auge gern verweilt, bieten die einzelnen Dörfer, Höfe und Mühlen, Wiesen, Saatfelder, Berge und Gebüsche dar, in ihrem bunten Gemisch eine stete Abwechselung gewährend. Einen wahrhaft idyllischen Charakter hat nach Norden hin der malerische Wiesengrund, der von dem Flüßchen Krik bewässert, zwischen sanft emporsteigenden Hügeln, mit Buschwerk bedeckt, sich eine Stunde weit hindehnt. Hie und da erblickt man zerstreute Häuser auf den grünen Matten. Links,

mehr im Hintergrunde, zeigt sich ein noch imposanterer Anblick. Die beiden Gleichberge, kaum eine Stunde entfernt, heben kühn und trotzig ihre Felsenhäupter empor aus einer ziemlich flachen Gegend. Rechts, in etwas geringerer Entfernung schauen von einem kegelförmig gestalteten Berge, mit Waldung umkränzt, die Ruinen der Burg Strauf herab, in ihrer ernsten Größe an dahingeschwundene Jahrhunderte erinnernd. Den Horizont begrenzt eine Kette des Thüringerwaldes. Westlich verweilt das Auge auf Saatfeldern und Ackerflächen, umgeben von Hügeln mit Waldung, aus welcher bei dem Dorfe Gumpertshausen die freundliche Kapelle der heiligen Ursula hervorschaut. Den Hintergrund des Prospects bildet das Rhöngebirge. Mehr nach Süden hin erblickt man die Stadt Heldburg. Die Aussicht gegen Mittag erstreckt sich tief nach Franken hinein. Bei heitrem Himmel kann man mit bewaffneten Augen selbst die Thürme von Bamberg erblicken, die kühn hervorragen über die fernen blauen Berge. Auch nach Osten hin zeigt sich dem Auge eine weite und anmuthige Aussicht. Etwa fünf bis sechs Stunden entfernt zeigen sich die Ruinen der Burg Callenberg mit der hinter derselben gelegenen Veste Coburg.

Mit Ehrfurcht und Staunen, doch nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth, nähert man sich der Heldburg, dem alten Wohnsitz von Grafen und Fürsten, fast dem gänzlichen Verfall preisgegeben, seit der Zahn der Zeit seit Jahrhunderten an jenem würdigen Denkmal des Mittelalters genagt. Die Burg scheint zwei Ringmauern gehabt zu haben. Von der äußern sind nur noch einzelne Bruchstücke vorhanden, von der innern mehrere Rundtheile und Basteien. Rechnet man den tiefen Burggraben hinzu, von dem sich noch unverkennbare Spuren erhalten haben, so mag das Schloß stark befestigt gewesen sein. Zu dem hochgewölbten Burgthor, das nach Süden zu in den innern geräumigen Hof führt, gelangt man erst, wenn man den Eingang der innern Ringmauer verlassen. Jener Hof, ein langes, unregelmäßiges Viereck, führt durch den sogenannten Heidenbau, von dem späterhin ausführlicher die Rede sein muß, in einen eben so großen zweiten Hof, und enthält eine Cisterne, gewöhnlich vom Regen angefüllt.

Die Bauart der Burg, so viel sich daran noch erhalten, ist massiv. Die untern Geschosse steigen, nach dem innern Gehöft zu, meistens tief in die Erde hinab. Außerhalb desselben sind sie jedoch sichtbar und meistens mit Fensteröffnungen versehen. Sturm und Regen, durch Dach und Fenster eindringend, haben längst wilde Verheerungen angerichtet in den Gemächern der Burg. In einigen findet man noch eiserne Oefen, und die Fußböden sind fast durchgängig mit Estrich bedeckt. Einigermaßen erhalten und noch bewohnbar sind nur einige Zimmer, zu denen unter andern das jetzige Archiv und eine alte Rüstkammer mit mannigfachen Waffen gehört.

Auf ein hohes Alter läßt die einfache, geschmackvolle Bauart des bereits erwähnten Heidenbaus schließen. Er unterscheidet sich von den übrigen Gebäuden durch sehr starke Wände mit Basteien,

und einige kleine Fensterhöhlen, und scheint dadurch der Zerstörung bisher getrotzt zu haben. Ein Theil desselben scheint früher zu einem Pferdestall gedient zu haben. Jetzt befindet sich darin eine kleine Schloßkirche. Der andre Theil war vielleicht hauptsächlich zur Aufbewahrung von Heu, Stroh und Getreide bestimmt. Von den zwei an einander stoßenden großen Kellern, zu denen eine breite, sehr beschädigte Treppe hinabführt, scheint der vordere neueren Ursprungs. Die Grundlage zu dem hintern Keller ward höchst wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Heidenbau gelegt. Das uralte Kreuzgewölbe, einige Schuh hoch in den Felsen gehauen, ruht auf einem massiven Pfeiler. Steine und Felsmassen sind im Laufe der Zeit gleichsam in einander verschmolzen. Noch sieht man die Spuren eines hohen steinernen Thurms, der am Heidenbau emporstieg, doch vor einigen Jahren niedergerissen worden, weil er einzustürzen drohte.

Aus späterer Zeit, wahrscheinlich aus dem sechzehnten Jahrhundert, scheint der östliche Flügel der Burg herzurühren, der mit dem Erdgeschoß vier Stockwerke bildet. Die Bauart, mehr der neuere Geschmack und anmuthiger, erinnert an die Zeit, wo sich in den alten gothischen Styl die welsche Architectur mischte. Auch unter der Verstümmelung von frevelhaften Händen erkennt man noch die ursprüngliche Schönheit der Heldengestalten wieder, die eines kunstreichen Bildners Meißel geschaffen, um nebst einigen steinernen runden Thürmen die Wandseite nach dem Hofe hin zu zieren. Fast gänzlich verfallen sind die zwei großen Säle, die sich unter den zahlreichen Gemächern dieses Flügels befanden. In dem tiefen Erdgeschoß sieht man Gefängnisse, Gewölbe und Gänge. Noch wohlerhaltene Wendeltreppen, die man nur ganz oben mit einiger Gefahr besteigt, führen zu den vorhin erwähnten runden Thürmen, die aber, weil der Blitz mehrmals in das Schloß eingeschlagen, bis zum Dache abgetragen worden sind. Der eine Thurm, mit seinem hölzernen baufälligen Aufsatze, worin das Kirchenglöckchen hängt, ragt mehr über die Dächer hervor, als der andere, an welchem sich die Uhr befand.

In dem vordern Theil der Heldburg, mehr nach der Stadt hin gelegen, befinden sich außer der ehemaligen Apotheke und Silberkammer, die sogenannten Fürstenzimmer und einige kleinere Gemächer, jetzt einigen Frauen zum Aufenthalt dienend, den einzigen Burgbewohnern. Unbekannt ist der Ursprung des Kirchen- und Waschgebäudes, dicht an dem Thorhause gelegen. Das untere Stockwerk besteht aus den Küchen, das obere aus mehreren Zimmern. Im Erdgeschoß befinden sich Gewölbe, Vorrathskammern und mannigfache wundersam verschlungene Gänge. Durch eine kleine, mit zwei Thüren versehene Oeffnung, acht bis neun Schuh hoch über der Erde, tritt man in eine starke runde Warte, gewöhnlich der Herenthurm geheißen. In der angegebenen Höhe hat dieser Thurm eine Abtheilung, von der durch eine viereckige Oeffnung der Blick hinunterstarrt in den untern Raum, in das grauenvolle Burgverließ. An der Decke dieser Abtheilung sieht man noch den eisernen Haken, woran das Seil befestigt ward, um die Gefangenen hinabzulassen in die Tiefe und

wieder aus derselben hervorzuziehen. Der obere Theil des Thurms steht in genauer Verbindung mit den Gemächern der Burg.

Wenn und durch wen der hintere und mittlere Bau der Heldburg aufgeführt worden, läßt sich nicht bestimmen. Auch nach des fleißigen Rudolfs Bericht in seinem schätzbaren Werke: Gotha diplomatica, fehlen darüber alle Nachrichten. „Den neuen Stock aber", sagt der genannte Schriftsteller, „vom hintern Thor anfahend, herfür an die Silberkammer stoßend, sammt zwei Wendelstiegen und zwei Ausladungen darinnen, ingleich den großen Schneckenthurm, des Haußmanns (wahrscheinlich des Burgwarts) Thurm, auch den äußern Thurm uff der Ecken, darin das Gefängniß, und die Fürsten- und andere Gemach in den alten Häusern, von der Silberkammer anfahend, bis hin an die große Küche gehend, hat Herr Johann Friedrich der Mittlere, Herzog zu Sachsen Anno 1560 und in nachfolgenden Jahren erbauen lassen.

Um diese Zeit scheint die Heldburg mit neuen Gebäuden versehen und dadurch erweitert worden zu sein. Gewiß ist, daß sie früher eine Capelle gehabt. Doch ist die Stelle nicht mehr auszumitteln, wo dieselbe gestanden. Dunkle Sagen sprechen von einem heidnischen Tempel, der dort emporgestiegen, wo sich jetzt die früher erwähnte Cisterne befindet. In der jetzigen Kirche wird jährlich am zweiten Pfingstfeiertage Gottesdienst gehalten von dem Pfarrer des benachbarten Dorfes Holzhausen. In dem Zwinger befindet sich unter einem Häuschen noch ein in den Felsen gehauener Brunnen. Nach einer Angabe des Amtsverwalters Andreas Volk, der um das Jahr 1642 auf dem Schlosse wohnte, soll jener Brunnen so tief gewesen sein, als der Berg hoch, und eben so viel zu erbauen gekostet haben, als der neuere Theil des Schlosses. Seine Tiefe, früher 211 Schuh über, und noch 222 Schuh unter dem Wasser enthaltend, wie wenigstens H. Schorch in seinem Handlungs-, Post- und Zeitungslexicon versichert, hat sich sehr vermindert durch den allmähligen Verfall und durch das Hineinwerfen von Steinen aus der Hand derer, die die Heldburg besuchen. Die Tiefe des Brunnens soll jetzt nicht über 339 Fuß betragen.

Wahrscheinlich aus späterer Zeit, nachdem die Heldburg erweitert und mit neuen Gebäuden versehen worden, rührt der dem Schlosse beigelegte Name: die fränkische Leuchte her. Da die Straße von Franken nach Thüringen an jener alten Bergveste vorüberführt, soll dort Nachts eine Leuchte ausgesteckt worden sein. Dunkel ist der Ursprung und die Entstehung der Burg. Daß sie der grauen Vorzeit angehöre, dafür scheint der Name des hinteren Theils, des früher erwähnten Heidenbaus zu sprechen. Nicht völlig verbürgt, doch nicht ganz unwahrscheinlich ist die Sage, daß jene Bergveste von heidnischen Volksstämmen erbaut worden. Ein gewisser Hilbert soll dazu den Grund gelegt, dort gewohnt und sich oftmals nach Hilpertshausen (dem jetzigen Hildburghausen) begeben haben, wo er zwar keine Stadt, doch ein Schloß dieses Namens besessen. Mit etwas mehr Gewißheit läßt sich das Dasein dieser Burg bis aufs Jahr 837

hinausführen. Damals war das Dorf Heldburg, die villa Heldberga, wie es in mehreren Urkunden genannt wird, schon vorhanden, und erhielt wahrscheinlich nebst dem benachbarten Amt und Gericht den Namen von der Burg. Späterhin gelangte es noch zu besonderem Ansehen, als die Landesherrschaft öfters auf der Heldburg sich aufzuhalten pflegte. Dieß villa Heldberga kam 837 nebst mehreren benachbarten Dörfern an das Stift Fulda nach dem Tode des Grafen Assis, der zu Grabfeld in Franken das Amt eines Gaugrafen bekleidet hatte. Späterhin scheint die Heldburg ein Besitzthum der Grafen von Henneberg geworden zu sein, als diese in dem östlichen Theil von Franken einen bedeutenden Landstrich inne hatten, und die Bergveste Strauf ihr Haupt- und Stammsitz war. Schon Graf Poppo VII. mochte die Heldburg besessen haben; denn im Jahr 1206 gehörte die Bergveste Strauf mit ihrem Bezirk schon zu seinen Besitzungen. Von seinen beiden Söhnen, Heinrich III. und Hermann I. erhielt bei der Ländertheilung im Jahr 1245 jener die Hennebergischen Stammgüter, Hermann dagegen, der Stifter der Henneberg-Coburgischen Linie, die neue Herrschaft, zu welcher die Heldburg gehörte. Seinen Wohnsitz hatte er größtentheils auf der Burg Strauf. Als nach dem Tode seines Sohnes Poppo VIII. die Henneberg-Coburgische Linie (1291) erlosch, ging die Herrschaft Coburg als Erbtheil über auf seine Schwester Jutta, die sich mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg vermählt.

Ein und zwanzig Jahre blieb die Heldburg seitdem in ungestörtem Besitz des markgräflichen Hauses Brandenburg. Doch kam sie wieder an die Schleusinger Linie des Henneberger Stammes, als Graf Heinrich VIII. von Henneberg, ein Sohn Bertholds VII., sich 1312 vermählte mit des Markgrafen Hermann von Brandenburg Tochter, Jutta geheißen. Als Mitgift erhielt er durch sie ihren Antheil an der Coburgischen Herrschaft. Nach einer noch erhaltenen Urkunde, die der Graf Berthold ausfertigen ließ, scheint Heldburg im Jahr 1317 der Sitz eines eigenen Amtes gewesen zu sein, das mehrere Dörfer und Ortschaften begriff, die zum Theil noch jetzt zu dem Hildburghäusischen Amte Heldburg gehören.

Als die Coburgische Herrschaft im Jahr 1353 getheilt ward unter die drei Töchter des Grafen Heinrich von Henneberg, erhielt Sophie, die Gemahlin des Burggrafen Albrecht zu Nürnberg, als Erbtheil das Schloß und Amt Heldburg, nebst einem bedeutenden Landstrich, zu der Herrschaft Coburg gehörend, den sie wieder auf ihre beiden Töchter vererbte. Von der einen, Margaretha geheißen, erhielt der Markgraf Balthasar zu Meißen, mit dem sie sich (1374) vermählt, als Morgengabe die Schlösser und Aemter Heldburg, Hildburghausen und Eisfeld. Seitdem führte jener Landestheil den Namen der „Heldburgischen Pflege" im Gegensatz zu der „Coburgischen Art," die dem Markgrafen zu Meißen Friedrich dem Strengen zugefallen war durch seine Vermählung mit der zweiten Hennebergischen Erbtochter, Catharina geheißen. Bis zum Jahr 1440 scheinen diese getheilten Verhältnisse bestanden zu haben. Um diese Zeit starb des

Markgrafen Balthasar einziger Sohn, Friedrich der Einfältige, ohne Erben, und die sogenannte Heldburgische Pflege fiel dadurch seinem Vetter zu, dem Markgrafen Friedrich dem Strengen. Auch die Stadt und das Gericht Hildburghausen ward, nachdem das Amt Heldburg an das chur- und herzogliche Haus Sachsen gekommen war, zu demselben geschlagen, und seit 1440 unter die Aufsicht eines Beamten gestellt, der meistens auf dem Schlosse Hildburg wohnte. Es ward 1560 durch einen neuen Anbau beträchtlich erweitert, auf den Befehl des Herzogs von Sachsen, Friedrich des Mittlern, und seine Gemahlin gebahr dort den 13. Februar 1563 ihren zweiten Sohn Friedrich.

Im dreißigjährigen Kriege traf die Heldburg das Schicksal, zweimal erobert und geplündert zu werden von den kaiserlichen Truppen, zuerst im September 1632, das zweite Mal im November 1634. Bei der fürstbrüderlichen Theilung kam Heldburg, als ein der Pflege Coburg einverleibtes Amt, im Jahr 1640 an den Herzog Albrecht zu Eisenach, und nach dessen Tode (1645) an den Herzog zu Gotha, Ernst den Frommen, der 1662, bei dem Ausbruch des Türkenkrieges, das Schloß stark befestigen ließ. Auch die Einrichtung der Kirche, wie sie noch jetzt vorhanden, rührt von diesem Fürsten her. Völlig umgewandelt in eine Festung, die jedoch von keiner Dauer war, ward das Schloß, nach Ernst des Frommen Tode, durch den Herzog Ernst zu Hildburghausen. Es ist seitdem in dem Besitz dieses Fürstenhauses geblieben.

Wer die Heldburg in ihrer frühern Gestalt kennen lernen will, wende sich zu dem bereits erwähnten Werke von Rudolf, Gotha diplomatica betitelt. Er findet dort eine alte, wenn auch nicht ganz richtige Abbildung des Schlosses von der Südseite.

Heinrich Doering.

Die Voigtei Dorla in Thüringen.

Sei mir gegrüßt, du liebliches Thal voll Lust und Klang, in leisen Schwingungen herübertönend aus dem schattigen, träumereichen Grün des Hainichwaldes; sei mir gegrüßt, du theure Heimath voll Juniusglanz und Farbenfülle, die den Sinn erfreut und das Herz erquickt. Zwar nennen dich Manche, die da kommen aus Norden und Süden, nur einen trefflichen, nährenden Kohlgarten; aber dennoch ist auch ein unendlicher Reiz über deine Gefilde ausgegossen, herüberflüsternd aus grauer, bemooster Zeit. Wie bunte, liebliche Mährlein ergeht es sich an deinen silbernen Bächen! Der Geist der alten Thuiskonssöhne wandelt über die schimmernden Fluren; wie wallender Opferrauch webt es auf den Höhen des frühlingsduftigen Hainichs!

Empfangt mich, sangvolle Hallen des weithin reichenden, herrlichen Waldes und entschleiert vor meinen staunenden Blicken das reiche, bräutlich frohe Thal, welches ihr begrenzt!

Wohl lacht das Thalrund heiter im blühenden Gewand,
Es rieseln klare Bäche durch grünes Uferland;
Es säuselt, blühet, rauschet, es wallt wie Ambraduft!

Die Voigtei Dorla (eigentlich Turnilohum, Dornloch; d. i. Waldgegend, in der viele Dornen wachsen) grenzt westlich an den Hainichwald und gegen Norden an das Gebiet der ehemaligen freien Reichsstadt Mühlhausen.

Die Gegend bildet eine große, durch unbedeutende Erhöhungen unterbrochene Ebene, die durch den rastlosen Fleiß der Bewohner außerordentlich ergiebig gemacht wird. Obgleich der Boden wegen der zu großen Nähe des Hainichwaldes für den Ackerbau keineswegs am günstigsten ist, so steht die Gegend an Fruchtbarkeit und Reichthum dennoch den blühendsten Landstrichen des Herzogthums Sachsen

nicht nach. Lieblich wechseln frische, reichlich mit Wiesenwachs versehene Bachthäler, ergiebige Fruchtfelder, fette Triften, Obst- und Gemüsegärten mit einander ab, und das Auge wird nimmer satt, sich an den köstlichen Flurgebilden zu weiden.

Zwar fehlt der Voigtei sowohl das Imposante, Groteske der Harzthäler, als auch das zauberhaft Reizvolle, Großartige des innern Thüringerwaldes; aber ein frischer, feenhafter Glanz ist über diese Landschaft ausgebreitet, wie die Anmuth auf einem freundlichen Mädchenantlitze, das man lange und gern betrachtet. Der größte Schmuck der Ebene ist der herrliche Hainichwald, von dessen sanftaufsteigender Ostseite aus sich eine weite, entzückende Aussicht darbietet.

Die Voigtei besteht aus den drei Ortschaften Oberdorla, Niederdorla und Langula, die in ihrer Lage ein gleichseitiges Dreieck bilden, in dem jede Seite eine Viertelstunde lang ist. In dem östlichen Winkelpunkte des Dreiecks liegt Niederdorla, in dem nördlichen Oberdorla, in dem südlichen Langula. Jedes dieser drei Dörfer zählt nicht unter 190 Feuerstätten, Oberdorla sogar über 300.

Magst du, mein freundlicher Leser, deine Freude daran finden, Länder und Völker entweder von historischer, oder philosophischer, oder romantischer Seite zu betrachten: immer wird und muß dir die Voigtei höchst interessant erscheinen; da sich das Völkchen, welches wir jetzt näher ins Auge fassen wollen, nach allen drei Richtungen hin ausgebildet hat; da es sich merkwürdig gemacht durch seine ehemalige politische Verfassung, durch eine ausgezeichnete Industrie und durch die Nationalität, die es trotz Sturm und Brandung treulich bewahrt hat und die sich in alten Sitten und Gebräuchen, in Tracht, Sprache und Charakter genugsam zu erkennen gibt.

Marianus Scotus berichtet in seiner alten thüringischen Historie, daß ein Graf Vigerius (Wigger), dessen Besitzungen sich von der Werra bis zum Wald Hecheno (Hainich) ausdehnten, im Jahre 1087 diese Voigtei, Marchiam suam Dorlam cum pertinentys dem Erzbisthume Mainz erb- und eigenthümlich überlassen habe. Am Donnerstage vor Ostern 1360 verpfändete der immer geldbedürftige Gerlach, Churfürst von Mainz, die Voigtei sammt dem Hainichwalde für 621¾ Mark Silber à 8 Rthlr. an den Rath zu Mühlhausen, und erst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts (1573) lösete sie der Churfürst Daniel für den Verpfändungspreis von 4968 Thaler wieder ein.

Schon 27 Jahre vor der Verpfändung (1333) war von Seiten des damaligen Erzbischofs Matthes von Mainz, Friedrichs, Landgrafen zu Thüringen und Heinrichs, Landgrafen von Hessen, welche drei Herren in dem Burgfrieden von Frankeberg das Besitzthum der Raubritter aus dem Geschlechte derer von Northmann (Schloß und Stadt Treffurt nebst den umliegenden Ortschaften) zur Bestrafung des gebrochenen Burgfriedens unter sich theilten, durch gegenseitige Verträge festgestellt worden, daß die Hälfte von Dorla zur Ganerbschaft Treffurt geschlagen, die andere Hälfte aber nebst der Jurisdiction ausschließlich dem Erzstifte Mainz verbleiben solle. So erhielt

die Voigtei drei Herrschaften, und jede derselben setzte einen Beamten mit dem Voigtstitel (daher Voigtei) nach Oberdorla, ihre Gerechtsame wahrzunehmen und in ihrem Namen die Justiz oder Polizei zu verwalten. Zwar protestirte Churmainz heftig gegen diese Maßregel und klagte namentlich nach dem westphälischen Frieden gegen Chursachsen wegen angemaßter Jurisdiction über die Dörfer Oberdorla, Niederdorla und Langula; die Klage konnte indeß nicht entschieden werden, indem die Verträge in zu dunklen Ausdrücken, die mancherlei Auslegungen zuließen, abgefaßt waren. Das Erzstift Mainz setzte deshalb, um seinen Gegnern ein Uebergewicht fühlen zu lassen, ein besonderes Obergericht unter der Bezeichnung „Vicedomamt" zu Oberdorla ein.

Durch erneuerte Verträge zwischen Mainz und Sachsen wurde der alte Streit im Jahre 1773 endlich dahin verglichen, daß einige erzbischöfliche Gerechtsame an Chursachsen ganz und gar, die Landeshoheit sammt dem Vicedomamt zur Gemeinschaft an Sachsen abgegeben, von Letzterm hingegen das bisher besessene Geleitsrecht und die Jurisdiction über den Hainichwald, so wie die bisher jährlich bezogenen 684 Thaler Rations- und Portionsgelder, welche von den drei Voigteiortschaften für die Militairfreiheit bezahlt wurden, gleichmäßig zur Gemeinschaft abgetreten werden sollten. Nach eben diesen Verträgen wurde das Vicedomamt nach Treffurt verlegt, in der Voigtei dafür aber ein besonderes Untergericht eingesetzt. Die Stellen beider Gerichte besetzte Churmainz und Sachsen gemeinschaftlich.

Damals waren auch die beiden eben genannten Fürsten übereingekommen, „von der Voigtei fernerhin Steuern einzufordern." Hartnäckig wiesen indeß die Unterthanen alle und jegliche Ansprüche dieser Art zurück, beriefen sich auf ihr uraltes Recht, nach welchem sie außer den 684 Thalern Rations- und Portionsgelder niemals Steuern gezahlt hatten, und trieben die Gerichtsdiener, welche mit der executorischen Eintreibung beauftragt waren, gewaltsam zum Dorfe hinaus. Eben so wenig waren die Voigteier zu bewegen, die seitherige Waldordnung gegen eine angemessenere und zeitgemäßere zu vertauschen. Strenge Maßregeln sollten nun den halsstarrigen Sinn der Voigteier beugen und sie belehren, daß das Recht der Gewalt weichen muß, weshalb am 1. Junius 1785 sächsische und mainzische Executionstruppen in die drei Ortschaften einrückten.

Diese Zeit des Prügelns, Arretirens, Erpressens und Auspfändens bezeichnen die Voigteier mit dem Namen des „kleinen und großen Commando's," indem, da 50 Mann Soldaten kein günstiges Resultat erzwingen konnten, 360 Mann unter zwei Obristlieutnants eingelegt wurden. Jeder Staabsofficier erhielt von den drei Gemeinden täglich 1 thlr. 8 gr., ein Hauptmann 1 thlr., ein Lieutnant 16 gr. und jeder gemeine Soldat 5 gr. nebst Naturalverpflegung. Patrouillen marschirten mit scharfgeladenen Gewehren zu jeder Stunde durch alle Straßen der drei Dörfer, um mögliche Aufläufe zu verhindern; die Glocken durften nur zum Gottesdienste geläutet werden, und selbst dann war die Genehmigung des kommandirenden

Officiers dazu erforderlich. Da man — vielleicht nicht ohne Grund — befürchtete, die aufgebrachten Voigteier möchten die Sturmglocke ziehen und sich zusammen rottiren, wenn ihnen nicht jede Gelegenheit dazu abgeschnitten würde, so mußten beständig bewaffnete Soldaten, auch während des Gottesdienstes, die Kirche besetzen, und selbst den alten Küster begleiteten zwei Mann mit gezogenen Klingen auf den Thurm, wenn er die Uhr aufziehen und stellen wollte.

Diese schwarzen Stunden bilden eine Hauptepoche in der Geschichte der Voigtei; doch nur ungern verweilt das Auge des Menschenfreundes auf solchen düstern Schattenbildern, und deshalb bemerken wir nur ganz kurz, ohne uns mit Aufzählung der vorgefallenen Frevel und empörenden Eigenmächtigkeiten zu befassen, daß durch die energischen Maßregeln des mainzischen und sächsischen Hofes der beabsichtigte Zweck endlich glücklich, wenn auch nicht vollständig, erreicht wurde. Die hart bedrängten Einwohner, unter der unerträglichen Last beinah erliegend, bequemten sich zur Bezahlung der geforderten Steuern, da ihre wiederholten Beschwerden beim kaiserlichen Hofe ohne Erfolg blieben, verpflichteten sich bedingungsweise zur Annahme der neuen Waldordnung, und nun erhielten die Executionstruppen höhern Orts den Befehl, nach einiger Zeit abzuziehen, im Fall die Voigteier auch fernerhin gehorsam und unterthänig sich beweisen würden.

Länger als ein Jahr und ein Opfer von 61,187 Thalern (so viel kostete die Verpflegung der Executionstruppen) war erforderlich gewesen, die Voigteier zu einiger Einsicht zu bringen; und dennoch hielt diese nicht Stand und wurde bald wieder von der frühern Halsstarrigkeit verdrängt.

Noch hatte das Commando die Ortschaften Oberdorla, Niederdorla und Langula nicht verlassen, als diese bereits einige Deputirte wählten, um dem kaiserlichen Hofe ihre Beschwerden mündlich vorzutragen. Andreas Büchner, Martin Winterberg und Caspar Wiß hießen die drei Männer, welche sich in ihrer Nationaltracht auf den Weg nach Wien begaben, dort am Throne des deutschen Reichsoberhauptes die Rechte ihrer Gemeinden zu verfechten.

Die weißen Kittel, nach einem nur in der Voigtei heimischen Schnitte, womit die Deputirten bekleidet waren, die dreieckigen Hüte und der eigenthümliche Dialect ihrer Sprache erregten überall Aufsehen, und selbst in Wien staunte man die Männer wie Bewohner einer andern Welt an. Bald gelang es ihnen, dem edlen Kaiser Joseph vorgestellt zu werden. Mit besonderer Freundlichkeit begrüßte sie der Herrscher, und was hundert schriftliche Vorstellungen nicht vermocht hatten, das bewirkte der einfache, ungeschmückte Vortrag dieser drei Bauern; man gab ihnen das Versprechen, ihre Angelegenheiten genau zu untersuchen und entließ sie mit großen Hoffnungen in ihre Heimath. Bald darauf erschien auch wirklich ein kaiserliches Dekret, welches den sofortigen Abzug des Commando's gebot und die beiden Fürsten bestimmte, ihre Ansprüche aufzugeben und die

drei Voigteiortschaften bei ihren frühern Gerechtsamen und sonstigen Freiheiten zu lassen.

So endigte eine Begebenheit, wodurch die voigtei'schen Einwohner beinah um die von jeher behauptete Steuerfreiheit gekommen wären, so wie sie 25 Jahre früher (1760) durch gewaltsames Eingreifen von hessischer Seite und unter Verübung manches Scandals auch die Militairfreiheit verloren hatten, die sie jedoch ebenfalls glücklich wieder errangen und dieselbe, so wie die Steuerfreiheit, bis zum Jahre 1807 behaupteten.

Von dieser Zeit der Trübsal, die im Winter den Spinnstuben der Voigteidörfer noch täglich reichen Stoff zu den verschiedenartigsten Erzählungen und Raisonnements bietet, gehen wir zu andern Gegenständen über, wodurch die Voigtei sich von andern Ortschaften sonst unterschied und noch jetzt unterscheidet.

Die Erb- und Grundgerechtigkeit in den drei Voigteidörfern hatte sich, wie bereits oben bemerkt, Churmainz vorbehalten und mit dieser zugleich die *besondere* Gerichtsbarkeit, welche unter dem Namen des „*Rottingsgerichtes*" jährlich dreimal (Dienstags nach dem Feste der heiligen drei Könige, Dienstags nach Walpurgis und Dienstags nach Jacobi; oder, wie es in den ältesten geschriebenen Urkunden heißt: *zwei Gerichte bei dürrem Futter und ein Gericht bei grünem Futter*) ausgeübt wurde, und zwar neben den Trümmern der St. Nicolaikapelle zu Oberdorla auf dem, beiläufig gesagt, *größten und schönsten* Angerplatze Thüringens.

Vor dieses Gericht gehörten Erbverträge, Vormundschafts- und Curatelsachen, Alimentationsfeststellungen und dergl. Der Pfarrer zu Oberdorla, sonst der Probst des nach Langensalza verlegten Domkapitels, war der erste Beisitzer dieses Gerichts, welches vom churmainzischen Büttel mit folgender Formel eröffnet wurde.

> „Ihr Nachbarn schweigt und hört! Es hat sich mein Herr „Vicedom vorgesetzt, in der Voigtei vor dem Hainich ein „Rotting zu halten. Wer zu klagen hat, trete herbei mit „Bescheidenheit; er soll gehört werden und geschehen, was „Rechtes ist."

Geschlossen wurde das Gericht durch den Gerichtsdiener folgendermaßen:

> „Ich hebe hiermit meines Herrn Gericht auf. Die Zeit „zur Klage ist vorüber; wer ferner zu klagen hat, komme „zu mir ins Haus."

Außer den drei *Rottingsgerichten*, die wegen ihrer Oeffentlichkeit wohl sehr unbequem gewesen sein mögen, aber aus demselben Grunde auch jeder Ungerechtigkeit der Richter gewichtige Schranken setzten, wurden jährlich und zwar jedesmal acht Tage nach jenen die sogenannten „*Voigtingsgerichte*" gehalten, dessen Gebräuche uns lebhaft an die voralterigen Dingstühle erinnern. Die Amtleute der Voigtei (der mainzische Schultheiß, der Gesammtvoigt und der Ge-

richtsschreiber) nebst zwölf vereideten Schöppen bildeten das Personale des Gerichts, zu dessen Anfang die Glocken das Zeichen gaben. Die Richter hielten in ihren Händen, als Signum der Würde, lange rothe Stäbe, die aber nur der mainzische Schultheiß in Verwahrung haben durfte, und jeder Inhaber hob seinen Stab in die Höhe, sobald er einen Vortrag halten wollte.

Zur Eröffnung der Rechtspflege umschritt der Büttel die Schranken, trat dann in die Mitte des Angerplatzes und rief mit lauter Stimme aus:

> „Ich hege dieses Gericht im Namen Ihrer Churfürstlichen „und Fürstlichen Gnaden von Mainz, Sachsen und Hessen. „Wer Recht zu klagen hat, der klage! An diesen Gerichten „wird geklagt umb Schuld, da nehmlich auf die Persohn des „Verklagten und nicht auf die Hypothek die Klage gerichtet „und darauf procediret wird; desgleichen gehört hierher: Blutriß, Verwundung, Schelt- und Schmähworte, Zetergeschrei „und was deren mehr anhanget und also der Obrigkeit zu „strafen obliegt."

Die peinliche Gerichtsbarkeit stand zur Hälfte dem Erzstifte Mainz, zur andern Hälfte der Ganerbschaft Treffurt zu und wurde, wie die Rottings- und Voigtingsgerichte, ebenfalls auf dem Anger zu Oberdorla öffentlich gehegt. Bei diesen Gerichten saß der mainzische Schultheiß, als erster Richter, mit einem aufgerichteten weißen Stabe oben an, neben ihm der Gesammtvoigt mit einem ähnlichen weißen Stabe.

Zum Beweis, wie ängstlich die Fürsten über ihre Rechte zu wachen pflegten, möge die Formel, womit das peinliche Gericht von dem mainzischen Gerichtsfrohne eröffnet wurde, hier eine Stelle finden.

> „Ich hege — rief er aus — dieses peinliche Halsgericht „im Namen derer dreien Churfürsten von Mainz, Sachsen „und Hessen; doch dürfen der Gesammt-Voigtei Gerichts„knechte keine eigenen Gerichtsstäbe mit ans Gericht nehmen, „sondern solche werden ihnen vom mainzischen Gerichtsfrohne „zugestellt und dann zurückgefordert. Es sitzen auch am pein„lichen Gerichte keine andern Schöpfen, als diejenigen, so zu „dem mainzischen Rottingsgerichte vom mainzischen Vicedom „beeidiget und bestätiget sind; ist auch kein anderer Actuarius „oder Gerichtsschreiber bei diesem Gerichte, als welcher im „Namen Ihro Churfürstl. Gnaden zu Mainz angenommen, „beeidiget und besoldet. Ist unerhört, daß die sächsischen und „hessischen Beamten zu Treffurt, wegen Ihrer gnädigsten „Herrn, am peinlichen oder auch am Voigtingsgerichte einen „eigenen Gerichtsschreiber oder eigenes Gerichtsbuch halten „dürfen."

Hat sich je ein Völkchen in seiner Nationalität erhalten, so sind es gerade die Voigteier, d. h. die Bewohner der drei Ortschaften

Oberdorla, Niederdorla und Langula. Die Kleidung voriger Jahrhunderte ist, der Modesucht unserer Zeit zum Trotze, noch fast dieselbe. Die Männer tragen große, dreieckige, schwarze Filzhüte (scherzhafter Weise „Nagelbohrer" genannt), mit Knopf und Schnüren reich ausgeschmückt; lange, bis auf die Hälfte der Waden herabreichende Röcke von besonderem Schnitt, die aus grünem Beidergewand (einem festen, fast unverwüstlichen Gewebe von Leinen und Wolle) oder aus weißem, sehr haltbaren Zwillich gefertigt und mit einer Unzahl großer, dicht an einander gereiheter blanker Knöpfe besetzt sind. Wohlhabendere benutzen als Knopfplatten auch wohl Zehnkreuzer und Viergroschenstücken. Zu der Festkleidung der Männer gehören ferner kurze, bis an die Knie reichende und gezwickelte Beinkleider von Bockleder, ein rother oder bunter knopfreicher Brustlatz, blaue mit rothen Zwickeln versehene Strümpfe, und die mit blank geputzten metallenen Schnallen geschmückten Laschenschuhe. Das Haar der Voigteier ist rund verschnitten, glatt auf dem Kopfe anliegend, und auf dem Hinterhaupte mit einem messingenen oder hörneren Kamme befestiget.

Die Kleidung der Frauenspersonen ist eben so originell, wie die des männlichen Theils. In ihr spielt der grüne frießene, kaum bis an die Waden reichende und mit tausend und aber tausend Falten und Fältchen gezierte Rock nebst grellbunten Zwickelstrümpfen und sehr hohen Absatzpantoffeln, die selbst beim Tanze nicht abgelegt werden, eine Hauptrolle. Gewöhnlich bedecken die Weiber das auf dem Scheitel zu einem Knoten geknüpfte Haar mit der thüringischen Haube, welche dort „Pätze" (vielleicht abgeleitet von Kapuze?) heißt und mit einer leinenen Kopfbinde versehen ist. Bei freudigen und kirchlichen Gelegenheiten, Hochzeiten, Kindtaufen 2c. bedienen sich die unverheiratheten Frauenspersonen als Kopfputz eines Deckels, der mit silbernen und goldenen Sternen, grell gefärbten Blumen, bunten Glasperlen, Flittern, bunt- und schwarzseidenen Bändern bis zum Uebermaß und selbst bis zur Geschmacklosigkeit geschmückt ist und „Schnürhait" (wahrscheinlich Schnürhaube) genannt wird. Die einfache schwarze Mütze, mit weißem Zeuche besetzt, die man ohne die gewöhnliche Kopfbinde bei Begräbnissen und an Bußtagen trägt, heißt „Schleppchenspätze," die mit weißen Spitzen verzierte Haube aber, welche beim heiligen Abendmahle das Haupt ziert, „Schnorrenpätze." Ein schwarztuchener, mit rothem Frieß ausgefütterter Mantel ohne Kragen gehört ebenfalls zum Sonntagsstaate der Frauen.

Aber nicht nur die voralterige Kleidung hat der Voigteier aus früheren Jahrhunderten glücklich herübergerettet in die moderne Gegenwart, auch mancher Gebrauch, manche ungewöhnliche Sitte, die bis in das Heidenthum der Thüringer hinauf zu reichen scheint, ist in der durch Verfassung und gemüthliche Richtung ihrer Einwohner abgeschlossenen Voigtei erhalten worden.

So war es sonst und ist es noch jetzt gebräuchlich, in Oberdorla den **dritten** und in den beiden andern Dörfern den zweiten

Pfingsttag ein mannshohes, zuckerhutförmiges Gehäuse zu verfertigen, darunter einen Mann auf ein Pferd zu setzen, und diese Figur unter dem Freudengeschrei der begleitenden Knaben durch das Dorf zu führen. Diese abentheuerliche Figur nennt man den „Schoßmeier." Er wurde früher aus Stroh geflochten und nach beendigtem Umzuge außerhalb des Dorfes verbrannt, wovon noch jetzt eine gen Norden von Oberdorla gelegene Anhöhe den Namen des „heißen Steins" führt. Aber seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, da zwei Knaben jenes bedeutungsvolle Festspiel nachahmen wollten und den Schoßmeier in dem Zwinger eines Hauses anzündeten, wobei fast ganz Oberdorla ein Raub der Flammen wurde, wird der Schoßmeier aus grünen Zweigen zusammengeflochten und nach dem Umzug in das Wasser gestürzt.

Diese Figur soll jedenfalls, freilich auf keine schmeichelhafte Weise, die Göttin des Frühlings bezeichnen und ihr Name ist von schossen (dem frequent. von schießen = sprießen) und Maie, der am frühesten grünenden jungen Birke, dem Symbol der wiedererwachenden, lebensschwangern Natur, herzuleiten. Andere legen indeß diesem Namen eine davon ganz abweichende Bedeutung bei, indem sie Schoß von Geschoß (eine Steuer, Abgabe) ableiten, unter Meier aber einen Mann verstehen, der Steuern einzutreiben beauftragt ist. Weil nun die jene Figur begleitenden Knaben bei dem Umzuge von Haus zu Haus eine Gabe erhalten, im Nothfalle auch wohl erzwingen, so habe man ihr den Namen eines „Schoßmeiers", d. i. Steuereintreibers, beigelegt. Die zuerst angeführte Meinung erhält jedoch über die letztere Ansicht ein bedeutendes Uebergewicht, wenn man die Frühlingsfeierlichkeit der Voigteier mit der Neujahrsfeier der Slaven und Tschechen in Böhmen und dem Sommergewinnen in Eisenach vergleicht. Letzteres Fest wird jährlich im Monate März und zwar am Sonntage Lätare gefeiert. Man wirft nach dem Umzuge den Strohmann ebenfalls in das Wasser und singt dabei:

„Den Tod ha'n (haben) wir ausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder;
Das Leben ist zu Haus geblieben,
Drum singet fröhliche Lieder.
Hätten den Tod wir nicht ausgetrieben,
So wär' er dieß Jahr wohl gar hinnen geblieben!"

Der Strohmann soll hier nichts anderes als den Tod, das Bild des Winters, vorstellen, der durch die Wiederkehr des Frühlings verdrängt wird.

Doch kehren wir wieder zur Characteristik unserer Voigtei zurück!

Ein fleißigeres, biedereres Landvolk, als die Voigteier sind, findet man so leicht nicht. Hauptzüge ihres Characters sind: tiefe,

innige Religiosität ohne hervortretenden Hang zur Schwärmerei, Redlichkeit, Arbeitsamkeit und Sinn für Ordnung und Reinlichkeit; auch sind sie, trotz ihres fröhlichen Gemüthes, einfach und genügsam.

Ob es wahr ist, was man ziemlich allgemein den Voigteiern nachsagt, daß sie nämlich, wenn sie in wirklichen oder eingebildeten Rechten sich verletzt glauben, einen bis zur Unnatur gesteigerten störrigen Sinn behaupten und lieber Alles auf das Spiel setzen sollen, als nur zollbreit nachzugeben, ob dies, sage ich, wahr ist oder ob die Verleumdung ihrem Character dadurch ein Makel anhängen will, muß ich unentschieden lassen; nicht selten indeß erhält man Gelegenheit, die Aeußerung aus ihrem Munde zu hören:

„Môi behaipten onser Raagt on wann daar Kopf sôll ronger gieha." (Wir behaupten unser Recht und wenn der Kopf sollte heruntergehen.)

Es wird hoffentlich meinen verehrten Lesern nicht unerfreulich sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit eines Vorfalls erwähne, der uns den Character der Voigteier, wie er sonst wirklich war und zum Theil noch jetzt sein mag, völlig entschleiert; nur muß ich bitten, mich in das Jahr 1785 zurückzubegleiten, in jene drangsalvolle Zeit, wo den Voigtei-Ortschaften, wider ihren Willen, eine verbesserte Forstordnung durch die Gewalt der Waffen aufgedrungen werden sollte. Es erschien nämlich in dem genannten Jahre auf höhere Veranlassung eine Forstcommission in der Voigtei und begab sich unter dem Schutze des Militairs und der Gerichtsdiener in die Waldung, um dort im Sinne der neu aufgestellten Forstordnung jedem berechtigten Hause seine Parzelle Strauchholz ꝛc. zuzumessen. Hinterher zogen, gleich Heuschreckenschwärmen, die Voigteibewohner, Weib und Mann, Greis und Jüngling, Knabe und Mädchen, mit Aexten, Mistgabeln, Dreschflegeln ꝛc. bewaffnet. Lautlos umsteht die unübersehbare Menge im Walde die Commission und erwartet glühenden Auges der Dinge, die kommen sollen. Endlich wird die Meßruthe angelegt; kaum aber ist damit der erste Schlag geschehen, als aus der zahllosen Menge ein altes Weib, Regina Willig von Langula, wie eine Furie hervorspringt. Mit Tod blitzenden Augen zieht sie ein scharf geschliffenes Beil unter der Schürze hervor, schwingt es hoch empor und schreit dem messenden Forstbeamten zu: „Wenn du die Hand nochmals an die Meßruthe legst, verdammter Hund, so haue ich dir die Knochen vom Leibe." Die Commission stutzt und weiß nicht sogleich, wie sie sich in diesem nicht erwarteten Falle benehmen soll. Da aber durchläuft es, wie ferner Gewittersturm, die Reihen der Voigteier; immer drohender werden ihre Blicke, immer lauter drängen sich Flüche und Verwünschungen zwischen den Lippen hervor, und jede Hand faßt kräftiger das gewichtige Mordwerkzeug.

Unter solchen Umständen fanden es die Commissarien angemessen, die Sache vor der Hand ruhen zu lassen und sich von ihrer Behörde zuvörderst genauere Instruction zu erbitten. Sie zogen ab, die Voig-

teier trugen unter lautem Freudengeschrei die Regina Willig in ihre unscheinbare Behausung zurück, und die drei Ortschaften behielten ihre alte Forstordnung oder vielmehr Forstunordnung noch viele Jahre bei, bis sie endlich selbst die Unzweckmäßigkeit der alten Formen erkannten und freiwillig das thaten, was ihnen die Gewalt nicht hatte aufdringen können.

Der Voigteier ist größtentheils großen und muskulösen Körperbaues. Starke Schultern, Lenden und Waden, so wie die eckigen schroffen Gesichtszüge zeichnen ihn vor den übrigen Bewohnern der Ebene vor dem Hainich aus, so daß man ihn unter Tausenden leicht herausfinden kann.

In den Voigteiern scheint die Eigenthümlichkeit des alten deutschen Volkes, wie Tacitus es schildert, sich noch treulich aufbewahrt zu haben. Durchgängig findet sich, außer obigen Kennzeichen, auch das blonde Haar und das blaue, blitzende Auge; selbst der Handschlag gilt bei ihnen weit mehr, als bei den Einwohnern manches andern Dorfes, weshalb die benachbarten Städte Langensalza und Mühlhausen gern mit ihnen verkehren.

Während die Prediger und Schullehrer in vielen andern Ortschaften häufig darüber klagen, daß man von Seiten der Gemeindeglieder ihren Gehalt auf alle nur mögliche Weise, selbst durch Anwendung unredlicher Mittel, zu schmälern suche, betrachten es die Voigteidörfer als Ehrensache, ihrem Seelsorger und den Lehrern ihrer Kinder mehr zu geben, als ihnen gesetzlich zukömmt. Besonders bekundet sich dieser ehrenwerthe Sinn durch Geschenke und freiwillig erhöhte Accidenzien. Auch in der Voigtei herrscht, wie in manchen andern thüringischen Ortschaften, in dem Familienleben die steife Sitte, daß Mann und Frau nicht das vertrauliche „Du" gegen einander gebrauchen, sondern sich mit dem titulirenden „Ihr" (voigtei'sch „Döi") anreden.

Unter dem weiblichen Geschlechte findet man nur wenig Individuen, die sich durch schönen Wuchs und feine Züge auszeichnen, und selbst die wenigen Mädchen, die den Stempel Südthüringens im Antlitze tragen, verlieren bereits alle körperliche Schönheit schon in den ersten Wochen der Ehe, was sich aus physischen und psychischen Gründen wohl erklären läßt.

Der Dialect der Voigteier ist noch eben so, wie er sich bereits vor mehreren Jahrhunderten in diesem Landstriche ausgebildet haben mag, rauh, breit, oft mißlautend, voll sonderbar klingender Provinzialismen, welche die Sprache dem Fremden oft ganz unverständlich machen. So erzählt man, daß vor einigen Jahren mehrere in das Gerichtsamt zu Mühlhausen citirte Voigteier mit folgenden Worten in das Dikasterium eintraten: „Höi simma, wassumma?" Der Gerichtsdirector sieht verblüfft die Leute an und weiß nichts darauf zu erwiedern, bis sich endlich ergiebt, daß Jene haben sagen wollen: „Hier sind wir, was sollen wir?" Eine besondere Eigenthümlichkeit des voigtei'schen Dialectes ist die, daß die liquiden Sprachlaute l, n, r meistens in dem Kehlorgane mit Ausstoßung der

Luft aus der Nase gebildet werden, wodurch er einen, dem Reisenden sehr auffallenden, fremdartigen Klang erhält. —

Zu den erfreulichen Erscheinungen gehört, wie schon Eingangs flüchtig bemerkt worden, die seltene Industrie der Voigteier. Außer neun oder zehn Mühlen, die noch jetzt im Gange sind, traf man sonst in den drei Voigteidörfern viele Branntweinbrennereien, Plüsch- und Manschestermanufacturen, Gerbereien, und eine große Anzahl der verschiedenartigsten Handwerker an, deren Arbeiten sich durch Dauerhaftigkeit und Billigkeit auszeichneten. Einen vielgesuchten Handelsartikel machen noch jetzt die trefflichen Ziegeln und Töpferwaaren aus. Es sind 9 Brennöfen vorhanden, welche fortwährend 24 bis 30 Personen beschäftigen; auch findet man in Langula 32 Stühle zur Barchentweberei.

Das Gesammtvermögen der drei voigtei'schen Ortschaften ist sehr beträchtlich. Außer vielen Lehden, Triften, Jagd- und andern Gerechtsamen besitzt die Voigtei 9580½ Acker Länderei, 428 Acker Wiesen und gegen 12,000 Acker des Hainichwaldes, dem viele dürftige Einwohner ihren Unterhalt verdanken, indem sie das zusammengelesene Holz wöchentlich zweimal in die Stadt zum Verkauf tragen.

Nach Maßgabe eines Katasters vom Jahre 1683 haben die drei Ortschaften an Erb- und Grundzinsen an 38 Zinsherrn jährlich zu entrichten:

801	fl.	2 gr.	6¼ Pf.	Geld,
		66½	Stück	Gänse,
		74¾	=	Hühner,
		115	=	Hähne,
		4¾	Pfund	Wachs,
504	Schffl.	3	Mtzn.	Waizen,
1125	=	3	=	Roggen,
1031	=	3	=	Gerste,
586	=	1	=	Hafer,
92	=	—	=	Hopfen.

Ich könnte jetzt noch Manches ausführlich erzählen, was sich in einer Reihe von Jahren Merkwürdiges in der Voigtei zugetragen hat; z. B. von dem großen Brande zu Oberdorla am 13. Juli 1731, wo binnen drei Stunden Kirche, Thurm, Pfarre, Schule und 111 Wohngebäude ein Raub des empörten Elements wurden; von dem Brande im Jahr 1811, in welchem Niederdorla gegen 80 Wohnhäuser verlor; ich könnte die im Jahr 1760 von hessischer Seite stattgefundene gewaltsame und unerhörte Rekrutirung mit allen Haupt- und Nebenumständen meinen Lesern vorführen; ich könnte merkwürdige Diebstähle und verwegene Mordanschläge erwähnen: dieß Alles sind jedoch Dinge, die in jeder Stadt, in jedem Dorfe sich ereignen, wodurch also die Voigtei von andern Ortschaften nicht wesentlich unterschieden wird. Doch sei es mir erlaubt, eines Vorfalls zu gedenken, der wichtig genug scheint, um der Vergessenheit entrissen zu werden.

Bis zum Jahr 1763 hatten sich zu Langula sehr viele Wiedertäufer aus aller Herrn Ländern zusammen gefunden und dort angesiedelt. Diese Leute trieben weder Ackerbau noch Handwerke, dennoch bemerkte man nicht, daß sie Mangel litten. Da nun in dieser Zeit häufige Diebstähle, Straßenräubereien und Einbrüche vorfielen und beinahe kein Tag verging, ohne daß man von Greueln dieser Art hörte, da sogar Menschen verschwanden, ohne daß man entdecken konnte, wohin sie gekommen waren: so wurde man auf diese vorgeblichen Wiedertäufer aufmerksam und bald bezeichnete die öffentliche Stimme sie ziemlich laut als die Thäter alles Unwesens, das überall das größte Aufsehen erregte. Jedoch — die juridischen Beweise fehlten und die Obrigkeit weigerte sich, ohne diese einzugreifen. Im Herbste des oben genannten Jahres, als eben wieder einige empörende Beraubungen auf öffentlicher Landstraße vorgefallen waren, nahm der Pfarrer zu Langula Gelegenheit, auf der Kanzel gegen die unzähligen Unthaten, die jetzt zur Tagesordnung gehörten, heftig zu eifern, ja, er ging so weit, die in Langula wohnenden Wiedertäufer als die Verbrecher ungescheut und unumwunden zu nennen. In der darauf folgenden Nacht stand die Pfarrwohnung plötzlich in Flammen und die Spuren einer vorsätzlichen Brandstiftung waren nicht zu verkennen. Gegen hundert Gebäude brannten in dieser Nacht ab. Die Einwohner Langula's beschuldigten die Wiedertäufer der Brandstiftung und droheten, sie mit anbrechendem Morgen in Stücken zu zerreißen Der Morgen brach an, aber — kein Wiedertäufer war mehr zu sehen noch zu hören, und aller Nachforschungen ungeachtet konnte man nicht entdecken, wohin sie sich gewendet hatten. Im Jahre 1816 zündete der Blitz in Langula und auch das Haus, welches 53 Jahre früher den Wiedertäufern gewöhnlich zum Versammlungsorte gedient hatte, wurde bedeutend beschädigt. Als der Besitzer desselben zur Reparatur schreiten wollte, da fand es sich, daß das ganze Haus mit doppelten Wänden versehen war, und zwischen denselben entdeckte man Blutflecken, Gerippe, halb verfaulte Lumpen und dergleichen Gegenstände mehr, die den unzweideutigsten Beweis lieferten, daß die Räume zwischen den Wänden früher zur Mordgrube gedient hatten.

Ehe wir die Darstellung der Voigtei schließen können, müssen wir noch kürzlich bemerken, daß der mainzische Antheil bereits 1801 an die Krone Preußen fiel, 1807 aber die ganze Voigtei dem neu geschaffenen Königreiche Westphalen einverleibt wurde. Obgleich die Voigtei-Ortschaften sich mit aller Macht dagegen sträubten, so sahen sie sich am Ende doch gezwungen, auf die lange behauptete Steuer- und Militairfreiheit auf immer zu verzichten.

Im Jahr 1814 schlug endlich für die Voigteier eine Stunde von außerordentlich großer Wichtigkeit: sie wurden preußisch und der Provinz Sachsen zugetheilt. In diesem Jahre erreichten auch die öffentlichen Rottingsgerichte ꝛc. ihr Ende, indem die Voigtei in Bezug auf Steuer-, Militair-, Polizei- und Justizverfassung allen andern preußischen Ortschaften gleichgestellt wurde.

Gewiß segnen die Voigteier jenen glücklichen Augenblick, der sie unter den weisen, milden und gerechten Zepter des preußischen Herrschers führte; gewiß vergessen sie bei der geregelten Verfassung, in welcher sie jetzt leben, jene chimärische Freiheit, die sie nicht selten zum Spielball frecher Anmaßung und Willkühr gemacht haben mag, ihr wahres Glück aber nimmer zu fördern vermochte.

„Möget Ihr, voigtei'sche Einwohner, nur den alten wackern Sinn, den regen Fleiß und die deutsche Biederkeit, wodurch Ihr Euch vor vielen Gemeinden ehrenvoll auszeichnet, treu bewahren als einen reichen Schatz, der von Euren Urgroßvätern auf Euch vererbt worden ist! Mag auch die Zeit manche alte Sitte verdrängen und Euren Kleiderschnitt nach und nach modernisiren: immer wird Euer Name mit Achtung genannt werden, wenn Ihr die theuren Güter Eurer Vorfahren treulich hütet und auf Eure Kinder übertragt!

Carl Rümpler.

Kloster Donndorf und seine Umgebungen,

historisch-romantische Beschreibung.

Zwei Stunden südwestlich von Artern liegt an dem überaus freundlichen Unstrutthale auf einem Vorberge der Finne die Erziehungsanstalt Kloster Donndorf, ohne Zweifel auf einem der schönsten Punkte in der ganzen güldnen Aue. Denn wenn sonst die Natur ihre lieblichsten Reize den verschiedenen Gegenden mehr einzeln spendet, so finden wir hier fast Alles vereinigt, was das Auge des Naturfreundes entzücken und das Herz zu freudiger Begeistrung erheben kann. Mag der Wandrer, der die leichte Anhöhe erstiegen hat, nach der Ferne hin sein wonnetrunkenes Auge richten, oder auf der nächsten Umgebung seine Blicke ruhen lassen; überall findet er die Natur in ihrem glänzendsten Festgewande mit tausend und aber tausend Reizen geschmückt. Jede Stunde des Tages, jede Zeit des Jahres breitet vor den Augen des gefühlvollen Beobachters neue Schönheiten aus. Sei darum herzlich willkommen, fröhlicher Wandrer aus der Nähe und Ferne, auf unserm Klosterberge. Ehe du bei dem geöffneten Thore, dem Haupteingange zu den ehrwürdigen Räumen, anlangst, findest du vorn eine schön gewachsene schattige Linde und hat die Anstrengung des Weges dich ermüdet, laß dich auf dem wirthlichen Bänklein unter ihr nieder. Siehe! — da liegt von Abend nach Morgen herum ein kreisförmiges Thal, einem der schönsten Panorama's gleich vor dir hingebreitet. Wenn nun dein Auge über die leichten, mit wogenden Kornfeldern besetzten Anhöhen, welche links sich an den Klosterberg anlehnen, hinweggegleitet ist, schaut von Abend her zu dir herüber der alte Kyffhäuserberg, der Wetterprophet der güldnen Aue, mit seinen Burgüberresten einem Riesen gleich, dessen finstere Stirn mit einer Sturmhaube gedeckt ist, an den Sommerabenden meist noch mit einem Feuermeere umgossen, wenn die Sonne in majestätischer Pracht sich bereits hinter seinen Schultern hinabgesenkt hat, um die Bewohner der andern Hemisphäre aus dem süßen

Schlummer zu wecken. Weiter rechts schließen sich daran die Bergreihen, welche hinter Wallhausen, der Residenz der alten Sachsenherzöge, und hinter Sangerhausen hinlaufend die südliche Grenze des Unterharzes bilden. Gleich einem dunkeln großen Vorhange schließen sie die Fernsicht nach Norden und nur bei heiterm Himmel blickt der greise Brocken mit seinem Silberhaupte von dort herüber. Terrassenförmig, von mehreren fruchtreichen Thälern durchschnitten steigt die Gegend von der Unstrut und Helme bis dahin sanft empor, wo der dunkle Saum bewaldeter Höhenzüge sich dem blauen Himmelsgewölbe anschmiegt. Aus dieser Höhe herab blickt von Norden her das Schloß Beyernaumburg dich freundlich an; jetzt nicht mehr die einst so gefürchtete Raubburg, wie sie unter Begünstigung des Bischofs von Merseburg den nach Böhmen reisenden Kaufleuten gefährlich war, aber eben deshalb auf Antrieb des Kaisers Ludwig von Baiern, von dessen Schwiegersohne, dem Markgrafen Friedrich dem Ernsthaften, 1333 zerstört wurde. (cf. Chron. Sampetrin. ad a. 1333.) Von da zieht sich bogenförmig wiederum eine meist bewaldete Anhöhe südöstlich nach der Unstrut herunter. Auf einem Vorsprunge erblickst du dort das jetzt zum Theil verfallene Schloß Allstedt, während das Städtchen gleiches Namens nordwestwärts am Fuße desselben sich ausdehnt. Ein und zwanzig größere und kleinere Ortschaften überhaupt, mit fruchtreichen Gefilden umgeben, kann dein Blick in diesem freundlichen Thale erreichen. In der Mitte desselben, in der Nähe des Weimarischen Dorfes Kalbsrieth, vereinigen die Helme und Unstrut, einst die vielbestrittenen Grenzflüsse zwischen den alten Sachsen und Thüringern, friedlich ihre Gewässer und nur im Frühling und Herbst, wenn der schmelzende Schnee des Unterharzes die Helme ungewöhnlich anschwellt, treibt diese mit ihren gelblichrothen Wellen die Unstrut über ihre Ufer hinaus und verwandelt auf einige Zeit einen namhaften Theil des Thales in einen See, dessen vielbewegter Spiegel dem Auge eine angenehme Ueberraschung bereitet und Wiesen und Aecker befruchtet. Zur linken Seite der Unstrut hin zieht sich die Straße von Artern nach Querfurt, auf der einst der große Schwedenkönig Gustav Adolph, nur von wenigen Getreuen begleitet, nach den schlachtgewohnten Ebnen Lützens eilte, um dort Sieg und Tod zu finden. Noch bewahrt die Familie Schomburgk, bei der er damals in Querfurt übernachtete, als ein theures Andenken die goldene Denkmünze, die er an seinem Koller trug. Disseits der Unstrut erstrecken sich grünende Wiesen und üppige Getreidefelder bis zum Kloster heran.

Hast du nun an dieser herrlichen Fernsicht Blick und Herz geweidet, so ergreife deinen Wanderstab und folge mir weiter. Nicht durch den Haupteingang will ich dich in die innern Räume führen, sondern damit du durch den Anblick sogleich daran erinnert werdest, welche Bestimmung dieser Ort in der Vorzeit gehabt, von Morgen her durch das alterthümliche Klosterpförtchen. Der Weg dahin wendet sich hinter der Wohnung des Erbadministrators durch, um eine Reihe von Gebäuden, die zur Oekonomie gehören, sowie um die

Försterwohnung herum, von wo aus sich dann einige Ueberreste der alten Klostermauer nach Mittag hinziehen, welche aber durch neuere Zusätze vielfach ergänzt sind. Nach Osten hin ist hier ein zweites länglich rundes Thal vor deinen Blicken ausgebreitet, das zwar kleiner als das vorige, aber nicht minder reich an überraschenden Ansichten ist. Zur linken Seite hin wird es von eben der bewaldeten Anhöhe eingeschlossen, die wir schon von Allstedt her kennen gelernt haben und an ihrem Fuße spiegeln sich die berühmte Erziehungsanstalt Roßleben und weiter hin die ehemalige Burg Wendelstein in den Wellen der Unstrut, die sich hinter den grauen Felsen der letztern bald aus deinem Gesichtskreise verliert und nach dem für unser thüringisches Vaterland so klassischen Boden hinwendet. Denn dort liegt der Ronneberg, wo in einer mörderischen Schlacht der letzte Thüringerkönig Hermannfried Land und Leute verlor, dort sind noch Spuren des Castells, vor welchem einst der Thüringerherzog Rudolph den unmündigen Frankenkönig mit Erfolg zurückschlug. (cf. Böhm Commentatio de Runiberga etc. Lips. 1774. und Dr. Wilhelms Abhandlung im dritten Hefte der Mittheilungen des thüring.-sächsischen Vereins. Naumburg 1823.) Die östliche Grenze bildet der theils bewaldete, theils kahle Orlasberg, welcher hinter dem alten Kloster Memleben emporsteigt, das einst das Sterbelager zweier deutschen Kaiser geschaut hat. Auf der Südseite zieht sich bis nach dem Kloster herauf die schön bewaldete, von reichen Fruchtfeldern begrenzte Finne, die ihre Vorberge wellenförmig in das Thal hereinstreckt und an deren Abhange du das von Alters her mit unserm Kloster befreundete Städtchen Wiehe mit seinem Schlosse erblickst. Neun Ortschaften überhaupt sind an dem Rande dieses lieblichen Thales angereiht, deren Namen fast alle das achte Jahrhundert schon aufweisen kann. (cf. Brexarium Scti Lulli in Wencks Hess. Landesgeschichte Theil II. Urkundenb. pag. 16.) Wenn auch nicht großartige Ansichten sich deinem Blicke hier darbieten, nicht steile kahle Felsen hier von schwindelnder Höhe herabschauen, eine freundlichere Fernsicht, wo das Auge so Alles in der Nähe sehen und bewundern kann, möchte selten anzutreffen sein.

1349 wüthete in diesem Thale die Pest auf das Fürchterlichste und weil man unverständiger Weise den Juden die Schuld davon beimaß, so wurden in Wiehe und in der Umgegend zu Fastnacht desselben Jahres diese Unglücklichen von dem erhitzten Pöbel allenthalben aufgesucht und ohne Erbarmen erschlagen. Ganze Ortschaften wurden in jener Zeit entvölkert, wo diese schreckliche Krankheit einem Würgengel gleich, in dieser Gegend hausete und durch Unmäßigkeit und Aberglauben noch in ihrer furchtbaren Kraft verstärkt wurde. Auch 1683 wüthete die Pest wiederum in diesem Thale; es starben aber gerade in Donndorf wenig Leute wegen der guten Anstalten, welche der damalige Pastor Liebeskind daselbst getroffen hatte, der selbst auch glücklich erhalten ward. Derselbe ließ nämlich eine Viertelstunde vom Dorfe im freien Felde eine große Hütte erbauen, in welcher die Erkrankten untergebracht und verpflegt wurden.

Die Gestorbenen wurden in der Nähe der Hütte auf einem Raine begraben, der noch heutzutage der Todtenrain heißt.

Ehe wir nun durch das spitzgewölbte Klosterpförtchen eingehen, will ich dir nur noch die Erinnerung mit auf den Weg geben, daß du eben auf geweihetem Boden gestanden hast. Vor einigen Jahren fand man nämlich zufällig, daß zur linken Seite dieses Pförtchens, außerhalb der alten Kirchhofsmauer eine ganze Anzahl von Knochengerippen geborgen lagen, die einem riesigen Gliederbau angehört haben müssen. Verletzungen an der Hirnschale deuteten darauf hin, daß diese Erdensöhne im Kampfe mit der Streitaxt zu Boden geschlagen sein mögen, was um so mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt, da auch eine solche Waffe in der Nähe gefunden worden ist. Ueber Zeit und Veranlassung läßt sich nichts Näheres bestimmen. Gehen wir nun durch das Pfortengäßchen aufwärts, so zieht sich links der Gottesacker hin, an dessen westlicher Seite sich auf der Höhe ein freundliches Kirchlein anschließt, in welcher von dem Prediger des Dorfes aller 14 Tage Gottesdienst gehalten wird. Unter der Sakristei befindet sich ein Erbbegräbniß der Freiherrl. von Werthernschen Familie, in welchem auch die Särge zweier frühern Administratoren des Klosters beigesetzt sind. In ihrer jetzigen Gestalt hat diese Kirche erst die Mitte des vorigen Jahrhunderts erstehen sehn; von der alten, welche an Stellung und Umfang ihr gleich gewesen zu sein scheint, sind nur noch die Grundmauern des Thurmes und eines darin befindlichen Gewölbes vorhanden, das jetzt als Keller benutzt wird, in welchem aber ehedem vielleicht die später anzuführende Reliquie aufbewahrt wurde. Außerdem findet sich an der Südseite neben dem Eingang das steinerne Standbild seines frühern Vorstehers (wahrscheinlich Justitiarius) der Anstalt eingemauert, welches beim Aufbau der Kirche 1746 unter dem Schutt gefunden wurde. Umschrift und Name sind zum Theil verwischt und nur noch das Todesjahr 1604 deutlich zu lesen. Von den Denksteinen Dietrichs von Werthern, des ersten Klostervoigts aus dieser Familie, und seiner Gemahlin Elisabeth geb. von Hoym, von denen beiden Albin*) p. 41. noch die Inschriften aufbewahrt hat, findet sich, so wie von mehreren andern, keine Spur mehr. Sie mögen bei der weiter unten angeführten Verwüstung durch die Schweden gänzlich vernichtet worden sein.

Rechts liegen nach Norden hin in die Runde die ziemlich weitläufigen Wirthschaftsgebäude mit freundlichen Gärten. In einem Keller, der Pachterwohnung gegenüber findet sich ein jetzt zum Theil verschütteter unterirdischer Gang, der der Sage nach nach dem ehemaligen Mönchskloster Hechendorf geführt haben soll, aber bis jetzt noch nicht näher untersucht worden ist. Auffallend ist indeß, daß auch von dort ein gleicher Gang seine Richtung nach unserm Kloster

---

*) Geschichte der Grafen und Herrn von Werthern. Leipzig 1705.

zu nimmt. Wendest du dich nun links um die Kirche herum, so trittst du in den eigentlichen Klosterhof, der nach Morgen und Mittag von dem Schulgebäude unter einem rechten Winkel, nach Abend und Mitternacht von der Pachterwohnung und von Gärten eingeschlossen ist. Siehe da erblickst du rechts auf einem geräumigen Platze und unter schattigen Linden eine fröhliche Schaar muntrer Knaben, welche eben aus den Arbeitszimmern gekommen sind, um sich hier unter Scherz und Spiel zu vergnügen. Auf eines Jeden Gesichte kannst du es lesen, daß neben dem Ernste, welchen ihre wissenschaftlichen Beschäftigungen erfordern, auch die jugendlich kindliche Fröhlichkeit in den sonst so stillen Räumen nicht verpönt sei. Der fast nie gestörte Gesundheitszustand, welcher ein wesentlicher Vorzug dieses romantischen Musensitzes ist*), das fast gleiche Alter, welches die Zöglinge der Anstalt hier vereint, die Freundlichkeit, mit welcher sie von ihren Lehrern behandelt werden, also daß sie meist nach kurzer Zeit sich hier heimisch fühlen, obgleich fast alle der erste Ausflug aus dem väterlichen Hause hierher geführt hat; — dieß Alles vereinigt sich, um dir das liebliche Bild einer großen glücklichen Familie vorzuführen, und hast du nur einiges Gefühl für unschuldige Jugendfreuden, gewiß, so kannst du nicht ohne freudige Rührung an diesem fröhlichen Getümmel vorübergehen.

Die Mauern des Schulgebäudes sind meist, wenigstens im untern Stock, noch aus der Klosterzeit, die Vertheilung des innern Raumes aber, die noch vor Kurzem nur zu sehr an jene frühere Zeit erinnerte und zu der jetzigen Bestimmung in vieler Hinsicht unzweckmäßig war, ist in neuester Zeit eine ganz andere und sonder Zweifel viel passendere geworden. Der jetzige Herr Erbadministrator hat nämlich bedeutende Kosten nicht gescheut, um zum Besten der Anstalt theils neue Räume zu gewinnen, theils die alten zweckmäßiger einrichten und vertheilen zu lassen. Dank seiner wohlwollenden Fürsorge für die unter seiner Obhut stehende Anstalt! Freilich werdet ihr nun eure alten Zellen nicht wieder finden, ihr frühern Zöglinge unsrer Klosterschule! Aber ob euch auch damit so manche liebe Erinnerung verwischt ist, so werdet ihr euch doch freuen, daß besonders die Räume, in denen die jetzigen Schüler sich bewegen und ruhen, eine viel freundlichere Gestalt gewonnen haben. Die meisten Zimmer sind gegen Morgen nach dem schönen Unstrutthale gerichtet und werden von den ersten Strahlen der Frühsonne erleuchtet. Fast unmittelbar an die Gärten, welche sich hinter beiden Flügeln des Schulgebäudes ausdehnen, und von denen der eine von einem frühern Administrator den Schülern zur Benutzung überlassen worden ist, schließt sich südwestlich ein Eichen- und Buchenwäldchen,

---

*) Nach einer ziemlich verbürgten Tradition ist von der bedeutenden Anzahl Schüler, welche die Anstalt seit ihrer Gründung (1561) besucht haben, bis jetzt nur ein einziger hier gestorben, der unglücklicher Weise von einem tollen Hunde gebissen worden war.

welches theils nach dem Rücken der Finne sich hinaufzieht, theils mit seinem westlichen Abhange nach einem stillen romantischen Thale sich hinunterneigt. Die angenehmsten Spaziergänge durchkreuzen sich hier nach allen Richtungen hin. Zu jeder Jahreszeit wandeln fast täglich unter Aufsicht eines Lehrers die Zöglinge in den Erholungsstunden dorthin, und so manches anmuthige Plätzchen ist von ihren Händen gezeichnet. O ihr, die ihr früher unter diesem schützenden Laubdache gewandelt, ihr kennet wohl noch die dreifache Ulme, unter der euer Lehrer Platz nahm, während ihr auf grünenden Rasenbänken im Kreise um ihn euch schaartet, um in der freien Natur unter Gesang und Gebet auf den Flügeln der Andacht eure Herzen zum Herrn eures Lebens zu erheben; ihr wisset noch die alte vieläs̈tige Eiche und die üppige Buche zu finden, auf die ihr in den glücklichsten Stunden eures Lebens eure Namen gezeichnet; ihr erinnert euch noch des Kegelschubs, den ihr mit eignen Händen gebauet und des weichen Rasenplatzes, wo ihr so manchmal bei der Hitze des Sommers im Schatten ausgestreckt ruhtet, um traulich zu kosen von der Jugend glücklichen Träumen. Ihr wisset noch wohl, wie ihr so manchen schönen Frühlingsabend am nordwestlichen Abhange dieses Wäldchens hinter den ländlichen Klosterhütten dem Gesange unzähliger Nachtigallen gelauscht, die so gern sich hier versammelten zu musikalischem, bezauberndem Wettstreit.

Wer aber vermag zu ermessen, welch' einen segnenden Einfluß eine solche Umgebung auf das jugendliche Gemüth der Zöglinge dieser Anstalt ausübt.

Daß das unten am Berge liegende Dorf Donndorf dem Kloster seinen Namen gegeben, geht daraus hervor, daß jener Ort sehr alt ist. Schon 780 wird er als ein christlicher Ort unter den Besitzungen des Klosters Hersfeld aufgeführt, (cf. Breviarium Scti Lulli l. l.) und es ist daher kaum zu zweifeln, daß die dortige alte Peter=Paulskirche mindestens in das elfte Jahrhundert hinaufreicht, wie die Jahrzahl 1008 anzudeuten scheint, die sich dort an einem Steine hinter dem Altare eingegraben findet, obgleich dieselbe, weil in arabischen Ziffern abgefaßt, erst später, vielleicht nach einem alten Documente oder nach der Tradition, bei irgend einer feierlichen Gelegenheit aufgezeichnet sein muß. Denn wenn auch in jener ersten christlichen Zeit unserer Gegend bei weitem nicht jeder Ort seine Kirche gehabt hat, sondern wahrscheinlich ganze Districte nach einem gemeinschaftlichen Gotteshause wallfahrteten, wie dieß das Beispiel Cölleda's zu bestätigen scheint, wo sich schon 802 eine reich ausgestattete und ansehnlich begüterte Peter=Paulskirche fand, (cf. Wenck Hess. Landesgeschichte Theil II. Urkundenbuch p. 18.) so mußte sich doch in Donndorf selbst schon frühe auch das Bedürfniß sichtbar machen, ein eignes Gotteshaus zu haben. Den Namen des Orts, der in den ältesten Urkunden Tundorf, Tunndorf und Thundorf geschrieben wird, von Thon abzuleiten, wie Dietmann in seiner sächsi-

schen Priesterschaft thut, scheint mir gar nichts für sich zu haben. Denn einestheils hat der Boden in hiesiger Gegend gar nicht eine nur irgend auffallende thonigte Beschaffenheit, anderntheils fällt die Entstehung des Namens in eine so frühe, wahrscheinlich noch heidnische Zeit, wo die festen Niederlassungen, mochten sie nun eigentlich bewohnte Güter (mansus) oder bloße Vorwerke mit Wirthschaftsgebäuden (Hube, Hufe) enthalten, den Namen des Besitzers zu tragen pflegten. Und wirklich findet sich, wenigstens im zehnten und elften Jahrhundert, ein in hiesiger Gegend ansässiges adeliges Geschlecht von Thunna und 1462 wird Hedwig von Thunna als Priorin des Cistercienserklosters zu Cölleda aufgeführt. (cf. Unger Chronik dieser Stadt p. 80.) Es ist mir dennoch viel wahrscheinlicher, obgleich es nie bestimmt wird ausgemacht werden können, daß der Name dieses Ortes, und demnächst auch unseres Klosters, von jenem Geschlechte abzuleiten sei.

Ueber die erste Entstehung und Gründung des Klosters Donndorf läßt sich eben so wenig etwas Bestimmtes angeben, da die Stiftungsurkunde durchaus nicht mehr aufzufinden ist und auch anderwärts bestimmte Angaben oder Hinweisungen nicht vorkommen. Aus spätern Urkunden geht indeß hervor, daß es ein adeliges Nonnenkloster des Cistercienserordens war, welches zur Mainzer Dióces und in derselben zum Archidiaconat B. Mariae Virg. zu Erfurt gehörte. (cf. Wenck l. l. p. 497). Sonst enthält eine Schenkungsurkunde Friedrichs I. (Barbarossa) von 1162, in welcher der Markgraf Otto von Meißen ein Stück Wald bei Hechendorf an das Kloster Pforta abgetreten, wie ich nach wiederholter genauer Prüfung mich überzeugt habe, eine nicht undeutliche Hinweisung auf den fraglichen Ort. Dort wird nämlich die Lage des Waldes nach mehreren uralten Grabhügeln, die sich noch jetzt hinter Donndorf finden und nach einem Landgute (praedium Sisonis Comitis) so bestimmt, daß man annehmen muß, es habe damals auf unserm Klosterberge dieses letztere gestanden und dem Grafen Sizzo von Kefernburg, den Stammvätern der nachmaligen Grafen von Schwarzburg, gehört, welche erweislich zu jener Zeit Besitzungen in diesem Thale hatten. Dieselben mögen auch wohl Stifter dieses Klosters gewesen sein und besagtes Landgut dazu hergegeben haben. Diese Vermuthung würde sich noch mehr bestätigen lassen, wenn es nicht die dieser Beschreibung gesteckten Grenzen überschritte. (cf. Hoffmanns Nachrichten über die Herrschaft Wiehe in der Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig II. Thl.) Merkwürdig ist dabei noch, daß fast überall in den Klostergärten sich tief in der Erde Grundmauern und selbst solche finden, welche nach ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit auf Befestigungs- und Vertheidigungsthürme hinweisen. Sie nöthigen zu der Annahme, daß diese Besitzung in den Zeiten des Faustrechts, in welchen vorzüglich auch in dieser Gegend viele Greuel verübt wurden, gegen feindliche Angriffe wohl befestigt gewesen und daß in der Lage der dazu gehörigen Gebäude, wahrscheinlich eben bei der Stiftung des

Klosters, eine große Veränderung vorgegangen sei. Nach einer ziemlich verbürgten Nachricht soll das Kloster vom Kaiser Conrad IV. 1250 oder 51 bestätigt und eine Abschrift dieser Urkunde auf dem Rathhause zu Wiehe vorhanden gewesen sein, welche sich aber jetzt nicht mehr vorfindet. Hat es damit und mit der oben dargelegten Meinung über das Praedium Sisonis seine Richtigkeit, so muß die Gründung selbst zu Ende des zwölften oder zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts fallen. 1308 endlich kömmt Henricus, ein Probst des Klosters Donndorf als Zeuge bei Ausstellung einer Urkunde vor. (cf. Schamelius Beschreibung des Klosters Roßleben.) Die übrigen hier und da noch angeführten Pröbste und Aebtissinnen aus dem vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert übergehe ich, um eben nicht bloße Namen zu nennen; nur auf einige muß ich noch aufmerksam machen. 1351 machten sich nämlich der Probst Hermann und die Aebtissin Kunigunde nebst dem ganzen Klosterconvente verbindlich, gegen die Nutzung einer Wiese, alljährlich in der Kirche St. Petri im Dorfe Wein und Oblaten zur Communion zu geben, welcher Gebrauch noch jetzt besteht und in neuerer Zeit auch auf die Kirche zu Langenrode ausgedehnt worden ist. 1403 war Hartwig Probst und Gertrude Aebtissin im Kloster, welche von Johannes, Bischof von Laodicaea einen Brief bekamen, nach welchem allen ein 40tägiger Ablaß zugesichert wurde, welche das heilige Blut in der Klosterkirche St. Laurentii besuchen und verehren würden. Auch 1452 wurde dem Kloster von einigen Cardinälen eine Ablaßschenkung ertheilt.*) 1466 war Albrecht von Werthern hier Probst; derselbe kam von da nach der Probstei Ilmen und lebte endlich als Priester zu Sondershausen. (cf. Albin l. l. p. 37. wo aber unrichtig Ilmenau gesetzt ist und Zeitfuchs Stolberg. Chronik p. 368.)

Was nun die Schutzgerechtigkeit über unser Kloster anbetrifft, so ist dieselbe ohne Zweifel, auch wo sich nicht bestimmte Angaben nachweisen lassen, von den frühesten Zeiten her bei den jedesmaligen Besitzern der Herrschaft Wiehe gewesen und verblieben. So finden wir im dreizehnten Jahrhundert die Herrn von Rabeswalde, nach dem Schlosse gleiches Namens so benannt, von dem südwestlich von Wiehe noch sehenswerthe Ruinen angetroffen werden, als Schirmvoigte angeführt, und als 1312 dieß Geschlecht mit dem Grafen Friedrich von Rabeswalde in männlicher Linie erlosch, ging die Herrschaft Wiehe nebst der Voigtei über die Klöster Memleben und Donndorf an dessen Schwiegersohn, den Grafen Hermann von Orlamünde, Herrn von Weimar über, der mit seinem Bruder Friedrich auch 1332 die Burg Wendelstein erbaut hat. 1343 geriethen indeß die Grafen von Orlamünde mit den Landgrafen von Thüringen, na-

*) Beide genannte Ablaßbriefe, so wie die von dem Klosterconvente ausgestellte Urkunde in Betreff der Oblaten und des Weins werden im Pfarrarchiv zu Donndorf aufbewahrt und wurden mir vom Herrn Pastor Wetzel zur Einsicht sehr bereitwillig überlassen.

mentlich Friedrich dem Ernsthaften, in einen für sie sehr unglücklichen Kampf und mußten im Frieden 1346 die Herrschaft Wiehe sammt dem Kloster Donndorf an die gedachten Landgrafen abtreten, die dann beide theils pfand- theils lehnsweise an die vornehmsten Thüringischen Herrn überließen. So kamen dieselben 1347 an den Herzog Magnus von Braunschweig, 1367 an Gebhard, Edlen von Querfurt und schon 1369 wieder an die Herrn von Heldrungen. Als aber 1409 Friedrich von Heldrungen den Landfrieden gebrochen und in des Grafen Ulrich von Hohenstein Landen übel gehauset, auch den alten Grafen selbst, nachdem er dessen Veste mit Verrath in der Nacht erstiegen, aus seinem Bette gerissen und gefangen weggeführt hatte; so überzogen ihn die Landgrafen von Thüringen Wilhelm und Friedrich der Jüngere mit Heeresmacht, nahmen ihm 1412 die Herrschaft Wiehe sammt ihren Pertinenzen als verwirktes Lehnsgut weg und überließen sie 1413 dem Grafen Heinrich von Hohenstein gegen Abtretung seiner Gerechtigkeit auf Kelbra und die Anhaltinischen Pfandschaften. Doch schon 1415 verkaufte derselbe die Herrschaft Wiehe nebst der Voigtei über die Klöster Donndorf und Memleben an Friedrich Grafen und Herrn zu Beichlingen, der auch noch in demselben Jahre von dem Landgrafen Wilhelm den Tapfern damit belehnt wurde. In dem berüchtigten Thüringischen Bruderkriege finden wir indeß die Herrschaft Wiehe mit Donndorf in den Händen des mächtigen Günstlings des Herzogs Wilhelm, Apels von Vitzthum wieder, weshalb Wiehe von den Grafen von Beichlingen und Hermann von Harras überfallen und erobert wird, worauf sie 1448 der Graf Heinrich von Schwarzburg, Herr von Arnstadt und Sondershausen für 8000 rhein. Gülden käuflich an sich bringt. (cf. Hartung Kammermeister bei Menken Tom. III. p. 119 ff. und Paul Jovius Schwarzburg. Chronik L. 5. C. 40.) Bald darauf aber mußte gedachter Graf die so erworbenen Besitzungen, weil der erwähnte Krieg seine Kasse erschöpft hatte, für dieselbe Kaufsumme 12. Jan. 1452 zuerst auf 8 Jahre, 1461 aber, mit Einwilligung des Herzogs, erblich an die Gebrüder Herrn von Werthern, Dietrich Georg und Hans abtreten; jedoch wurde dabei festgestellt, daß die fragliche Herrschaft ein Afterlehn der Grafen von Schwarzburg bleiben, diese aber die Oberlehn von den Herzögen von Sachsen tragen und anerkennen sollten. Der Lehnshof war Frankenhausen und zu den Ritterpferden mit denen die Herrschaft Wiehe der Lehnsherrschaft dienen mußte, hatte das Kloster Donndorf zwei zu stellen. Dieser Lehnsnexus hat denn auch bestanden, bis er in Folge des Staatsvertrags vom 19. Juli 1816 an die Lehnscurie des königl. preuß. Oberlandesgerichts zu Naumburg überging. Der genannte Dietrich von Werthern, welcher schon oben als der erste Schirmvoigt unsers Klosters aus dieser Familie bezeichnet wurde, unternahm 1461 mit dem Herzoge Wilhelm von Sachsen eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande und wurde dort an dem heiligen Grabe von demselben zum Ritter geschlagen. (cf. Albin l. l. p. 40.) 1525 wurde das Kloster von den von Allstedt heranstürmenden Bauern hart mitgenom-

men und theilweise zerstört (cf. Menken Tom. II. p. 1134.) und vergebens versuchte der damalige Schirmvoigt Hans der Jüngere, in Verein mit dem Grafen Wolfgang von Stolberg, den fanatischen Pöbel bei Frankenhausen zum Frieden zu ermahnen, als beide zu diesem Zwecke von dem Herzoge Georg dahin abgeordnet waren. Derselbe Hans war ein sehr gelehrter Mann und dem berühmten Erasmus von Rotterdam bekannt und befreundet, mit dem er auch in einem lebhaften Briefwechsel stand. (cf. Albin p. 53.)

Nach der Reformation ließen die Herrn von Werthern, welche sich 1540 allesammt zur lutherischen Kirche gewendet hatten, die Nonnen des Klosters aussterben. Die zuletzt übrig gebliebene war die Aebtissin Felicitas Hacke, welche, der Sage nach, vom Blitze getroffen, den 12. Juli 1561 ihr Leben beschloß. Die darauf bezügliche Tradition klingt im Munde des Volkes also:

> Um selbige Zeit hatte ein ungewöhnlich starkes Gewitter sich aufgethürmt und stand fürchterlich drohend über dem Kloster. Trotz alles Betens der erschrockenen Bewohner wollte es doch nicht weichen eine lange Zeit. Da erkannte die fromme Matrone Felicitas darin eine Weisung Gottes, welcher nahe, sie im Wetter von der Erde abzurufen. Darum stieg sie voll Ergebung aus ihrem Gemache herunter, setzte sich vor dem Kloster betend in ihren alten Lehnstuhl und erwartete so getrost ihr Ende. Bald sank sie auch entseelt zu Boden; ein Blitzstrahl hatte sie getroffen und das Gewitter zog ruhig vorüber.

Darauf wurde besagtes Kloster sogleich, in Gemäßheit eines schon 1541 errichteten Vertrags, von den Gebrüdern von Werthern Christoph, Heinrich und Georg in eine Freischule für 12 Knaben umgewandelt, die hier eine angemessene Vorbereitung für höhere Bildungsanstalten bekommen sollten. Die alte Stiftungsurkunde der Schule war schon 1729 nirgends mehr aufzufinden und man muthmaßte damals, daß sie bei den hier stattgefundenen Verwüstungen im 30jährigen Kriege, nebst andern Dokumenten des Klosterarchivs, ein Raub der Flammen geworden sei. Es wurden aber darauf 1746 die Verpflichtungen und Rechte der Freiherrl. von Werthernschen Familie von einer churfürstl. sächsischen Commission auf den Grund vorhandener Urkunden und auf die eidliche Aussage der betheiligten Familienglieder geprüft und regulirt und demnächst eine neue Stiftungsurkunde entworfen und höhern Orts auctorisirt. Anfänglich hatten die einzelnen Glieder der Familie, welche sich seit 1633 in die Brückesche, Wiehesche und Beichlingesche Linie theilte, die Aufsicht über die Schule gemeinschaftlich geführt und dieser Umstand hatte zu mancherlei Differenzen Veranlassung gegeben. Daher wurde 28. März 1660 zu Cölleda zwischen den 5 Söhnen des 1658 verstorbenen Hans Heinrich von Werthern ein Erbtheilungsreceß abgeschlossen und 20. Juli ejd. a. von dem Churfürsten Johann Georg confirmirt, nach welchem die Administration der Schule bei der Wieheschen Linie verbleiben und dieselbe jedesmal von dem Aeltesten in

der Familie als ein Majorat verwaltet werden sollte. (cf. M. Gottfr. Löwe Dissertatio de Janitoribus imperii.) Bei dieser Anordnung scheint es indeß nicht immer streng verblieben zu sein; so finden sich z. B. 1701 — 1725 zwei Administratoren, welche gemeinschaftlich das Kloster verwalteten. Leider haben diese Erziehungsanstalt seit ihrem Entstehen mancherlei Unfälle betroffen und ihre Wirksamkeit mannigfach unterbrochen. Schon 1636 wurde sie von den Schweden unter dem Grafen Rickberg feindlich heimgesucht und geplündert, 1641 aber von demselben unter dem Oberst Rosa völlig in Asche gelegt, aus Rache, daß Georg von Werthern, Oberhofrichter zu Leipzig und Oberhauptmann in Thüringen, der auf churfürstlichen Specialbefehl 1635 zur Abschließung des Prager Friedens geschickt wurde, sich weder durch Versprechungen noch durch Drohungen der Schweden abhalten ließ, die Vereinigung zwischen Johann Georg I. von Sachsen und dem Kaiser zu Stande zu bringen. (cf. Albin p. 77.) Die Klosterkirche, in welcher mit Fleiß jede Erinnerung an den von Werthernschen Namen ausgetilgt worden war, blieb über hundert Jahre in Trümmern liegen und wurde erst 1754 21. p. Trinit. von dem damaligen Prediger in Donndorf, Christoph Leberecht Wetzel, wieder zu gottesdienstlichem Gebrauche eingeweihet; die Schulgebäude aber waren schon 1669 wieder hergestellt und es wurden 3. Januar 1670 von Georg Adam von Werthern wieder 6 Knaben aufgenommen und deren Zahl im folgenden Jahre auf 12 gebracht. Schon 1676 ging indeß — aus welchem Grunde? ist unbekannt — die Anstalt wieder völlig ein. Nach einer über dem Eingange zum Schulhause befindlichen Inschrift mögen die Gebäude wiederum einer namhaften Reparatur bedurft haben und erst 1680 wieder in den Stand gesetzt gewesen sein. 1690 geschieht endlich wieder eines daselbst angestellten Lehrers Erwähnung. Schon 1706 — nicht 1710, wie manche Chroniken wollen — brach indeß, in Folge von Unvorsichtigkeit, in der Wohnung des damaligen Rectors Meybring Feuer aus, wobei das leicht mit Schindeln gedeckte Dach, Sparren und Balken von den Flammen verzehrt wurden. Zwei Jahre wurde noch Schule gehalten. Als aber die Nässe allzusehr auch in die wenig geschützten untern Räume drang, mußten 1708 sämmtliche Schüler entlassen werden. Der Rector Meybring wurde unterdessen in einem Diensthause untergebracht, das ehedem neben dem Klosterthore stand, wo sich jetzt die Wohnung des Erbadministrators findet, bis ihm 1711 das eben zu Langenroda neugegründete Pfarramt übertragen wurde. Langenroda hatte nämlich bis dahin als Filial zu Donndorf gehört und der jedesmalige Prediger ertheilte auch außerdem, gegen nicht unbedeutende Emolumente an Geld und Holz, in einigen Stunden wöchentlich den Alumnen der Klosterschule Religionsunterricht. Auch diese Religionsstunden aber gingen 1711 mit dem betreffenden Einkommen auf den genannten Pastor Meybring über und es hat diese, für die Schule höchst unzweckmäßige und für beide Theile sehr lästige Einrichtung, daß der jedesmalige Pfarrer zu Langenroda den Religionsunterricht hier ertheilte, leider bis auf

die neueste Zeit fortgedauert, wo derselbe dem jetzigen Rector der Anstalt mit übertragen wurde.

Zu den bereits angedeuteten Uebelständen, durch welche das Gedeihen der Anstalt mehrmals gehemmt wurde, kamen indeß noch folgende. Als im Jahre 1706 der König von Schweden Karl XII. in Sachsen eingedrungen war, um dem Könige August II. den Frieden von Altranstedt zu dictiren, war in hiesiger Gegend eine Abtheilung seines Leibregiments stationirt. Bei dieser Gelegenheit quartirte sich im Sinne des alten Hasses der Schweden gegen die Freiherrl. von Werthernsche Familie, wie im Schlosse zu Wiehe ein Lieutenant, so auf unserm Kloster ein Cornet mit seinen Leuten und 7 Pferden eigenmächtig ein, und da er ein ganzes Jahr hierselbst verblieb und, auf Rechnung dieser Stiftung, die andern Officiere fleißig traktirte, so verursachte er während dieser Zeit, außer den häufigen Störungen, der Anstalt über 1000 Thaler Unkosten. Bei seinem endlichen Abzuge soll er auch zwei Alumnen gewaltsam mit fortgenommen und unter sein Regiment gesteckt haben. Auch im letzten Freiheitskriege wurde das Kloster von den Schweden heimgesucht, als ein Heer von 12,000 Mann sich unter Bernadotte in dieses Thal ergoß. Gegen die Angriffe der Russen wurde es durch einen Schutzbrief gesichert.

Da außer den eigentlichen Alumnen, deren Anzahl sich der Stiftung gemäß auf 12 Knaben belaufen sollte, auch andere Schüler in die Klosterschule aufgenommen worden waren, so wurde schon im vorigen Jahrhunderte höhern Orts der Wunsch geäußert, und dessen Erfüllung auch von der Werthernschen Familie nicht abgewiesen, daß außer dem Rector noch ein zweiter Lehrer an dem Erziehungsinstitute angestellt werden möchte. Wir finden darum auch von 1713 an wirklich einen Rector und Conrector; aber der Letztere, Namens Rülke, mußte wegen Unfähigkeit zum Lehramte und wegen tadelnswerther Aufführung schon 1719 wieder entlassen werden. Erst 1803 bekam darauf die Anstalt eine namhafte und bleibende Erweiterung durch das Testament des, nächst den frommen Stiftern, um diese Schule am meisten verdienten Erbadministrators Hans Adolph Erdmanns von Werthern, Königlich Sächsischen Oberhofrichters, welcher ein Legat von mehr denn 30,000 Thalern gestiftet hat, davon die Zinsen theils auf 6 neue Freistellen an der Schule und die Besoldung eines seitdem angestellten zweiten Lehrers, theils auf 8 Stipendien zu 50 Thaler jährlich, an der Leipziger Universität verwendet und nach dem Willen des Stifters vorzugsweise den ehemaligen Zöglingen unsrer Klosterschule von dem jedesmaligen Erbadministrator auf 3 Jahre ihrer academischen Laufbahn ertheilt werden. Außerdem wird der alljährliche bedeutende Ueberschuß in Gratificationen zu 50 Thaler vertheilt, und können solche auch Studirende auf der Universität zu Halle bekommen, seitdem der jetzige Herr Erbadministrator höhern Orts darum nachgesucht hat. Das Legat steht jetzt unter Oberaufsicht der Königlichen Regierung zu Merseburg. Das Andenken des hochherzigen Testators, der über der Klosterschule Donn=

dorf wie über seinen Augapfel wachte, sie häufig zu besuchen, nach ihren Bedürfnissen, sowie nach ihren Leistungen und übrigen Verhältnissen auf das Sorgfältigste sich zu erkundigen für die schönste Sorge seines Lebens achtete und selbst mit eigner Entsagung ihr bedeutende Opfer brachte, wird bei den dankbaren Zöglingen und bei allen Freunden der Anstalt immer ein Seegen bleiben und verdient wohl an dessen Todestage durch eine besondere Feier von der Schule erneuert zu werden. Er starb 18. Januar 1803 auf seinem Schlosse in Wiehe und seine Gebeine wurden in dem Erbbegräbniß unter der Sakristei der hiesigen Klosterkirche beigesetzt.

So bestehen denn jetzt an der Anstalt überhaupt 18 Freistellen; von den 12 Stellen alter Stiftung hat jede der drei oben angeführten Linien 4, und von der Wieheschen insbesondere, welche seit dem 10. Juli 1660 in das Ober- und Unterhaus zerfällt, jedes Haus wieder zwei zu besetzen, die sechs Freistellen neuer Stiftung aber werden von dem jedesmaligen Erbadministrator allein vergeben. An Ländereien gehören zum Klostergute 518 Acker Feld, 75 Acker Wiesen und 1975 Acker Holz, von denen das meiste hinter dem Kloster und nur ein kleinerer Theil in dem Forste zu Bachra liegt.

Die Ausdehnung der Erziehungsanstalt ist nach ihrer neuen Einrichtung auf eine Gesammtzahl von 30 Schülern an Alumnen und Kostgängern berechnet, von denen die erstern auf Kosten der Anstalt von dem Pächter des Klostergutes, die letztern zur Hälfte von eben demselben, zur Hälfte von dem Rector der Schule vollständig beköstigt werden und dafür, mit Ausschluß der Ferien, wöchentlich 1 Thaler 10 bis 15 Sgr. Kostgeld zu entrichten haben. Sonst belaufen sich die currenten Ausgaben für einen Jeden 25 bis 30 Thaler jährlich. Die Neuaufzunehmenden haben sich der Stiftung gemäß vorher einer Prüfung zu unterwerfen, bei welcher ein guter Grund in den Elementar-Unterrichtsgegenständen und die Elemente der lateinischen Grammatik gefordert werden. Die Schüler absolviren hier einen dreijährigen Cursus und besuchen dazu die Schule von ihrem elften Lebensjahre bis zur Confirmation, wo sie dann gewöhnlich auf eine höhere Bildungsanstalt, namentlich nach Pforta oder Roßleben, oder auch zu einem andern Berufe abgehen, welches Letztere jedoch seltner und auch gegen den Zweck der Anstalt ist, welche als ein Progymnasium eine wissenschaftliche Vorbildung begründen soll. Während jener Zeit aber stehen sie unter beständiger Aufsicht der beiden Lehrer, welche mit in der Anstalt selbst wohnen und mit der speciellen Beaufsichtigung wöchentlich wechseln und sind für die Unterrichtsstunden in zwei Klassen getheilt. Daß sie so an streng geregelte Thätigkeit sich gewöhnen und schon frühe den Lebensmuth kennen lernen, der aus dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht entspringt; daß sie ein offenes kindliches Gemüth und einen frommen Sinn bewahren, der für ihr ganzes künftiges Leben ein sicherer Leitstern ist und daß sie für die dritte Klasse eines Gymnasiums eine tüchtige Vorbereitung gewinnen, das ist das Ziel, welches diese Anstalt zu errei-

chen strebt und wobei sie durch ihre innere Einrichtung, sowie durch ihre äußere Lage unglaublich unterstützt wird.

Ehemals stand dieselbe unter Oberaussicht des Königl. Sächs. Kirchenrathes zu Dresden, jetzt unter der Königl. Preuß. Regierung in Merseburg; Schulinspector aber war sonst und ist noch jetzt der jedesmalige Superintendent zu Sangerhausen, der aller drei Jahre Schulvisitation hält. Möge denn die in ihrer Art einzige Erziehungsanstalt, welche so lange schon eines besondern Beifalls hoher Gönner sich zu erfreuen hatte und welcher so viele gelehrte Männer schon eine gründliche Vorbildung verdanken, für die in frühern Zeiten eingetretenen Störungen und erlittenen Unfälle, in Zukunft zur Ehre seiner frommen Stifter und zum Seegen des Vaterlandes um so herrlicher gedeihen!

Moritz Lessing.

Schulpforta.

Diese berühmte Landesschule liegt im königl. preußischen Herzogthum Sachsen, in dem pitoresken Saalthale und an der immer sehr besuchten großen Landstraße von Leipzig nach Frankfurt am Main; eine Stunde von Naumburg und eine halbe von der Saline Kösen entfernt. Nicht leicht wird sich ein Gymnasium einer so herrlichen Lage und Umgebung erfreuen, wie dieses. Südöstlich wird der Ort von dem, mit dem schönsten Laubholz bewachsenen Knabenberge begrenzt, von dessen Höhe man Naumburg, Lützen, Leipzig nebst noch vielen andern Orten sieht und welcher überhaupt ein treffliches Panorama gewährt. West- und nordwestlich umgeben ihn Felder, Wiesen und Weinberge, an deren Fuße sich die Saale hinschlängelt. Nahe bei dem so romantisch gelegenen Kösen befinden sich noch die ziemlich bedeutenden Ueberreste der Rudelsburg und Saaleck. Zwei Stunden gegen Osten ist die Schönburg und eben so weit nördlich die ehrwürdige Freiburg.

Eine der wohlthätigen Folgen der Reformation war die, von den sächsischen Räthen von Miltitz und Commerstädt veranlaßte, Gründung dieser Schule durch den Churfürsten Moritz, welcher das Kloster Pforta, seit bald 400 Jahren der Sitz fauler Mönche, in einen Tempel der Wissenschaften verwandelte.

Die älteste Geschichte von Entstehung dieses Klosters ist kürzlich folgende: Graf Bruno, Besitzer der Landschaft Pleißen, im jetzigen Herzogthum Altenburg, hatte das Unglück, seinen einzigen Sohn auf der Jagd durch einen wüthenden Eber zu verlieren. Tief erschüttert durch diesen harten Schlag, beschloß er sein ansehnliches Vermögen frommen Stiftungen zu widmen und stiftete im Jahr 1127 zu Schmöllen im Altenburgischen ein Nonnenkloster, dessen erste Aebtissin seine Tochter Garburgis ward, welche jedoch in der Blüthe ihrer Jahre starb. Allein nach ihrem Tode gerieth die Klosterzucht gänzlich in Verfall, und die Nönnlein, wie sich eine alte Chronik aus-

drückt, sangen statt te deum laudamus, amamus, amamus, und die singen sollten die Hor, liefen mit Venus aus dem Chor.

Bruno war nun genöthigt, die Nonnen aus dem Kloster zu weisen und besetzte es mit schwarzen Benedictinern. Da diese jedoch bald noch ärgern Unfug trieben, als vorher die Nonnen, gerieth das Kloster in gänzlichen Verfall und der fromme Bruno mußte noch in seinen alten Tagen diese Stiftung fast eingehen sehen. Seinem Verwandten, dem Bischof Udo von Naumburg, welcher ihn in seiner Krankheit besuchte, empfahl er noch auf dem Sterbebette die ihm so theure Anstalt. Dieser entließ die Mönche und brachte an deren Stelle andere, aus dem damals in großem Geruche der Heiligkeit stehenden Kloster Walkenried, dahin. Allein Schmöllen schien nun einmal nicht der Ort zu sein, an welchem Bruno's Stiftung gedeihen sollte. Die armen Mönche mußten unaufhörliche Plackereien von den benachbarten Slaven ausstehen und baten daher den Bischof, ihnen in seinem Gebiete eine Freistatt zu vergönnen. Sie sollen, ohngefähr 10 Jahre nach Gründung des Klosters, nach Kösen an der Saale gewandert sein; jedoch auch hier, bei dem so lebhaften Verkehr auf der, durch diesen Ort führenden Heerstraße, nicht die gewünschte Ruhe gefunden haben, und nochmals zur Auswanderung genöthigt worden sein. Darauf siedelten sie sich im Jahre 1175 eine halbe Stunde von Kösen, am Fuße des Knabenberges, welche Gegend die Heerstraße damals noch nicht berührte, an. (Das Kloster wird in päpstlichen Urkunden Monasterium sancta Mariae de Porta genannt.) Dies scheint gewiß zu sein, aber weniger gewiß ist die Existenz des Klosters in Kösen; wenigstens zeigt der gelehrte und gründliche Alterthumsforscher Herr Landrath Lepsius in Naumburg (s. Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen, 4. Heft S. 95 u. s. w.) daß das Kloster nicht in Kösen befindlich gewesen sein kann. Dasselbe wurde von Zeit zu Zeit durch ansehnliche Schenkungen der regierenden Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, an Ortschaften und liegenden Gründen immer mehr bereichert, vorzüglich durch Georg, dem Bruder Friedrichs des Streitbaren. Aus Dankbarkeit trugen die Mönche seinen Leichnam im Jahre 1411 auf ihren Schultern von Coburg nach Pforta und begruben ihn in der dasigen Klosterkirche, zu welcher der Grund den 21. April 1251 gelegt und die 1268 vom Bischof Friedrich von Merseburg, der Maria und Johannes dem Täufer geweihet worden war.

Das Monument des Herzogs, auf welchem er mit Schild und Panzer in Stein gehauen zu sehen, steht noch in der Kirche ohnweit des Eingangs am Portal.

Die Zahl der Mönche stieg zuweilen bis auf 50, zur Zeit der Aufhebung aber befanden sich nur 7 daselbst.

Der Herzog Georg von Sachsen, ein höchst bigotter Mann und großer Feind der Reformation, benachrichtigte seinen Bruder, Herzog Heinrich damals zu Freiberg, daß er ihm, falls er die lutherische Ketzerei fahren lassen und wieder in den Schooß der allein se-

ligmachenden Kirche treten würde, nach seinem Tode sein ganzes Land übergeben wolle, wo nicht, so solle er gar nichts bekommen. Darauf antwortete Heinrich: Dies Anmuthen käme ihm eben so vor, als jenes, welches der Teufel Jesum that, daß er ihm alle Reiche der Welt geben wolle, wenn er niederfiele und ihn anbetete. Bald darauf starb Georg und Heinrich, als sein Nachfolger, trug alles dazu bei, um die evangelische Lehre in seinem Lande immer mehr zu verbreiten. Unter mehreren Klöstern wurde nunmehr auch das von Pforta aufgehoben und, wie bereits erwähnt, vom Churfürsten Moritz zu einer Landesschule bestimmt. Nachdem der 24. Abt nebst seinen Mönchen ausgewandert war, erfolgte am 1. November 1543 die Einweihung und Eröffnung dieser Schule, wobei denn auch der erste Alumnus, Lutze aus Kindelbrück, aufgenommen ward. Auch wird dieser Tag immer noch als ein Festtag für die Schule gefeiert.

Die schon beträchtlichen Besitzungen der Schule vermehrte Moritz noch durch Schenkung des Klosters Memleben an der Unstrut.

Die Schule ward, als ein reines Alumneum, anfangs für 100, später, unter Churfürst August, für 150 Zöglinge evangelischer Confession eingerichtet. Keiner durfte bei der Aufnahme unter 11 Jahre sein und für die Dauer der Schulzeit wurden 6 Jahre bestimmt. Auch durften die chursächsischen Städte und eine Anzahl adeliger Familien Freistellen besetzen.

Nächst dem Rector wurden noch vier Lehrer angestellt: ein Pastor, welcher auch den Gottesdienst besorgte, ein Conrector, Tertius und Cantor, nebst einem Schulverwalter oder Schösser, welcher den Lehrern den Gehalt auszahlte, das Tuch zur Kleidung für diese und die Schüler lieferte und auch für die Kranken sorgte. Die Alumnen hießen Fürstenschüler, so wie die Schule selbst Fürstenschule. Die Schüler bekamen eine eigenthümliche Tracht, welche noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts beibehalten wurde, den sogenannten Spanier und Schulrock. Ersterer bestand in einer seltsamen Mütze aus schwarzem Zeug, mit bunten Bändern verziert; letzterer war ein kurzer, schwarzer Mantel, welcher blos den Rücken bedeckte. Diese Tracht mußten sie besonders bei feierlichen Gelegenheiten tragen.

Die, auf Churfürst Christian II. Befehl zu Anfang des 17. Jahrhunderts bekannt gemachten, von Dr. Commerstadt verfaßten, Schulgesetze sind merkwürdig, wegen der oft ins kleinliche gehenden Umständlichkeit. Unter andern wird befohlen, daß man das Kalbfleisch ziemlich würze und die Suppe wohl schäume und dergl.; auch daß die Schüler, nicht allein mit den Lehrern, sondern auch, wenn sie allein beisammen sind, reines (?) Latein reden sollen. Sie waren in Ober-, Mittel- und Untergesellen eingetheilt. Anfangs bewohnten bloß zwei Alumnen eine Zelle, in welcher sie auch schliefen; nachdem aber, durch Erbauung eines Schlafsaals, mehr Raum geworden, enthielt jede Zelle drei zuweilen auch vier Bewohner, einen Oberen, Mittleren und ein auch zwei Untere.

Die damaligen sächsischen Churfürsten richteten auf die Schule ihre besondere Aufmerksamkeit und beehrten dieselbe sehr fleißig mit

ihrer Gegenwart. Der Churfürst August hatte sich sogar eine eigne Wohnung in Pforta einrichten lassen. Als er einst mit seiner Gemahlin Anna dort anwesend war, ließ diese treffliche Fürstin den, im Dienste der Schule grau gewordenen Cantor Dürfeld, einen höchst ehrwürdigen Mann, zu sich kommen und fragte ihn um die Aufführung seiner Untergebenen; ob sie wohl alle so gutartig und fleißig wären, als sie es sein sollten und es die Lehrer wünschten? — Nun, alle wohl nicht, erwiederte der Greis. Nun, so fahren Sie dann nur fort, ehrwürdiger Mann, ihre Pflicht zu thun, damit sie alle recht gut werden.

Auch hielten die Churfürsten öfters Jagden in den Umgebungen der Schule, da sich damals in dasigen Wäldern ein bedeutender Wildstand befand

Bis zum Jahre 1598 betraf Pforte kein Unfall; allein in diesem und dem folgenden Jahre wüthete die Pest und Ruhr in der Umgegend und in der Schule selbst, so daß 11 Schüler starben und die Gesunden zweimal entlassen werden mußten. Weit schlimmer jedoch erging es der Schule in dem dreißigjährigen Kriege. Sie wurde von den feindlichen Truppen fast gänzlich verwüstet und war in der That ihrem Untergang nahe, denn im Jahre 1637 wurde kein einziger aufgenommen, in den Jahren 1638 — 40 zusammen nur 8 und von den 2 darauffolgenden Jahren heißt es: praclusa fuit Porta. Unter den Verwüstern der Gebäude zeichnete sich besonders ein finnisches Regiment aus, welches, in dem Wahne, daß Pforte ein Kloster sei, an den Statuen in- und außerhalb der Kirche großen Unfug trieb und ihnen die Nasen, Finger u. s. w. abschlug.

Bei dem Einfall Carls XII. von Schweden in Sachsen, im Jahre 1706 wurde Pforte sehr beunruhigt und mit starken Lieferungen belegt. Carl selbst hatte einige Zeit sein Hauptquartier in Kösen und es fielen öfters Gefechte in der Umgegend vor. Im siebenjährigen Kriege wurde die Schule ebenfalls durch Lieferungen sehr hart mitgenommen und der Rector Grabener sogar als Geißel von den Preußen weggeführt. Auch ereignete sich im Jahre 1769 ein Brandunglück daselbst, indem der Blitz in eine nicht weit vom Schulhaus entfernte Scheune einschlug, welches um so gefährlicher hätte werden können, da sie bereits ganz mit Getreide angefüllt war. Jedoch wurde das Feuer, besonders durch Hülfe der Alumnen, bald gelöscht.

In dem für Deutschland so unglücklichen Kriege im Jahr 1806 befand sich Pforte in großer Gefahr, wo nicht völlig vernichtet, doch hart bedrückt zu werden. Bereits am Abend des 13. October bivouaquirten eine Menge französischer Soldaten an den Pforte umgebenden Mauern und unzählige Wachtfeuer erhellten dieselben. Es mußte Essen, Bier und Wein in das Lager geschafft werden und hiermit wurden die Truppen, abgemattet von dem Marsche, befriedigt. Blos in der vor dem Thore gelegenen Wohnung des damaligen Hofjägers Fischer wurde geplündert, Pferde, Kühe und sonst noch Vieles weggenommen. Als der Tag zu grauen anfing, brachen

die Regimenter wieder auf und marschirten durch die unbesetzten Defileen von Kösen nach Auerstedt zu. Ihnen folgten neue Regimenter nach. Nun donnerte das Geschütz durch das Thal. Ein dichter Nebel bedeckte anfangs die ganze Gegend, bald näher, bald ferner hörte man die Kanonade. Endlich ward Preußens Schicksal entschieden; die Franzosen hatten, trotz der muthigen Gegenwehr, die Schlachten bei Hassenhausen und Auerstedt gewonnen. Eine große Menge vorbeimarschirender Gefangener bestätigte bald diese traurige Nachricht. Diesen und den folgenden Tag wurden viele Blessirte beider Armee'n nebst gefangenen Preußen, in die Hörsäle einquartirt. Der Schularzt und Chirurgus leisteten möchlichst Hülfe, jedoch wurde noch mancher der Schwerblessirten auf dem Kirchhof in Pforte begraben.

Auf dem Marsche nach Naumburg kamen die beiden französischen Feldherrn Davoust und Augerau selbst nach Pforte und Letzterer nahm bei dem Rentmeister Herbst, welcher sich durch seine klugen Anordnungen während dieser Schreckenszeit um die Schule sehr verdient gemacht hatte, ein Frühstück ein. Beide gaben Pforte sogleich eine Sicherheitswache, um die räuberischen Marodeurs und Nachzügler abzuwehren. Die vorüberziehenden und bivouaquirenden Regimenter hatten die vorräthigen Lebensmittel, auch Wein und Bier, völlig aufgezehrt, jedoch eine eigentliche Contribution wurde nicht verlangt.

Ein vielleicht noch größeres Unglück bedrohte die Schule im Jahr 1813, in den Monaten Mai und October. Denn im Mai wurde, einige Stunden von Pforte, erst bei Weißenfels und dann bei Lützen gekämpft. Wären die Franzosen zurückgeschlagen worden, so würde Pforte gewiß auf das Härteste mitgenommen worden sein. Auf dem Heimmarsche erhielt die Schule mehrmals Einquartirung und selbst die Lehrer mußten ihre Wohnungen dazu hergeben. Es wurden in diesen Tagen gegen 5000 Mann mit 2000 Pferden hier verpflegt, so daß sich die Kosten über 5000 Thaler beliefen. Auch in den folgenden Monaten hatte Pforte an die französischen und verbündeten Truppen, welche in ihre Nähe kamen, bedeutende Lieferungen zu machen.

Am 20. September bemächtigte sich der General Thielemann, zwischen Kösen und Pforte eines großen Wagentransports und machte die mehrere hundert Mann starke französische Bedeckung zu Kriegsgefangenen. Da jedoch der französische General Le febre Desnouettes gegen ihn im Anzug war, konnten die erbeuteten Wagen nicht alle mitgenommen werden und blieben zum Theil bei Pforte stehen. Als die Gefahr vorüber war, fanden sich aus den benachbarten Dörfern viele Menschen ein, welche die Wagen ausleerten, so daß so Mancher gewiß noch für Kinder und Enkel hinlänglich Tuch und Schuhe gefunden hat. Auch die zurückgelassenen Pferde waren willkommen und die besten davon behielt die Oeconomie zu Pforte. In großer Gefahr wäre Pforte nach der Schlacht bei Leipzig gewesen, wenn die geschlagene französische Armee ihren Rückzug auf der Landstraße genommen hätte. Jedoch glücklicher Weise marschirte sie, auf einem

Umwege, von Weißenfels über Freiburg nach Erfurt. Ein neues Ungewitter drohete aber von Kösen her.

Es war den Franzosen gelungen, bis an die Brücke daselbst vorzudringen, sie wurden jedoch vom österreichischen General Giulai zurückgeschlagen, wobei indeß durch die Kanonade mancherlei Schaden an den Salzwerken und anderen Gebäuden entstand, auch mehrere Einwohner verwundet wurden.

Ein großer Theil der verbündeten Truppen zog an Pforte vorüber und viele lagerten des Nachts von dem Dorfe Altenburg bis Kösen, die Schule blieb aber gänzlich von Plünderung verschont. Der Hetmann Platow, welcher in der Nacht des 20. Octobers mit 8000 Kosacken im hiesigen Thale übernachtete, gab sogleich, als er erfahren, daß Pforte eine gelehrte Bildungsanstalt sei, ohne alle Aufforderung eine Schutzwache. Auch der General Thielemann, ein früherer Zögling der Meißner Fürstenschule, hatte beim Abmarsche der Kosacken dieselbe Vorsorge für Pforte. So wurde die Schule auch vom russisch-kaiserlichen General-Gouverneur von Sachsen, Fürsten Repnin, mit ausgezeichneter Schonung behandelt. Bei Anwesenheit des Königs von Preußen und Fürsten Schwarzenberg zu Naumburg erhielt die Anstalt zwei Schutzbriefe. Von Letzterem auf Verwendung des österreichischen Generals von Langenau und des Ingenieur-Hauptmanns Wagner, eines früheren Zöglings von Pforte.

Diese Schutzbriefe enthielten den Befehl an alle Commandanten und Officiere der alliirten Armee'n, die Ruhe und Sicherheit zu Pforte auf alle Art aufrecht zu erhalten, dieser so achtungswerthen Schule allen und jeden Schutz angedeihen zu lassen und sie mit Requisitionen gänzlich zu verschonen.

Die Gebäude in Pforte bestehen aus der Kirche, dem Schulhause, den Wohnungen der Lehrer und Beamten und den Oeconomiegebäuden. Auch befindet sich eine Papierfabrik daselbst, die jedoch Eigenthum ihres Besitzers ist. Die Kirche ist in gothischem Styl erbaut. Den Altar ziert ein treffliches, von dem rühmlichst bekannten Professor Schadow in Düsseldorf verfertigtes Gemälde, den Heiland nebst den Aposteln Johannes und Marcus darstellend. In dem langen Zeitraum hat die Kirche, besonders am Portal, mancherlei Beschädigungen erlitten und deshalb wurde, seit einigen Jahren, der Anfang mit der höchst nothwendigen Reparatur derselben, unter der Direction des königlichen Kreis-Bauinspectors, Herrn Schmidt in Weißenfels gemacht. Gegenwärtig ist die Ausbesserung beinahe vollendet und das Portal völlig wieder hergestellt. Zu den bedeutenden Kosten dieses Baues hat der hochselige König Friedrich Wilhelm III. nach seiner gewohnten Milde den größten Theil beigetragen. Auf dem gleich an der Kirche gelegenen Kirchhofe befindet sich noch ein interessantes steinernes Denkmal, unter dem Namen der ewigen Lampe, gestiftet vom Abt Heinrich VIII. im Jahre 1265, in welcher alle Nächte ein Licht brennen mußte. Ein anderes Denkmal aus der Klosterzeit steht vor dem Thore von Pforte, unter der Wohnung des Oberförsters. Es besteht in einer auf einem Postament stehenden

Säule, auf deren einer Seite ein Cruzifix, auf der zweiten Johannes der Täufer und Maria und auf der dritten das Bildniß des Abts Petrus zu sehen ist, welcher das Denkmal im Jahre 1521 errichten ließ.

Das Schulhaus enthält eine Anzahl Lehrerwohnungen und die der sämmtlichen Alumnen. Im untern Stock sind die Auditorien, der Speisesaal, Betsaal und andere Gemächer; im mittleren wohnen die Alumnen zusammen, in 12 großen Zimmern, die alle auf einen Corridor gehen; im obersten schlafen sie in 6 großen Sälen. Sie sind nach den Classen in drei Altersstufen, Obere, Mittlere und Untere gesondert; auf den Stuben nach Tischen, indem jeder Tisch einen Oberen, einen Mittleren und in der Regel ein Paar Untere hat, welche ihrem Oberen zur sittlichen und wissenschaftlichen Aufsicht übergeben sind und von ihm täglich in der sogenannten Lesestunde von 4 — 5 Uhr zur grammatikalischen Fertigkeit in den alten Sprachen schriftlich und mündlich angeleitet werden.

Solcher Tische sind je 3, 4 oder 5 in den einzelnen Stuben und hiernach die Zahl der Bewohner, wenn alle Plätze besetzt sind, von 12 bis 20. Auf jeder Stube hat einer der ältesten und bewährtesten Primaner als Inspector die disciplinarische Aufsicht; das Ganze hingegen inspicirt, mit Ausnahme des Rectors und geistlichen Inspectors, abwechselnd wöchentlich einer der 10 ordentlichen Lehrer. Dieser wohnt in der Inspectionsstube, welche sich in der Mitte der Schülerstuben befindet, beaufsichtigt die Alumnen beim Aufstehen und Zubettegehen, in der Kirche, bei Tische, wie beim Arbeiten; hält das Früh= und Abendgebet mit ihnen und bestraft leichtere Vergehungen. Wichtigere Fälle aber werden von ihm, dem Rector und dem ganzen Lehrer=Collegium, Sonnabends in der Synode behandelt. Die allgemeine Aufsicht über die Anstalt in allen ihren Theilen führt der Rector. Im Sommer wird früh halb 5 Uhr, im Winter halb 6 aufgestanden. Die Zeit bis zur ersten Lection ist zum Waschen, Anziehen, Frühgebet und Frühstück bestimmt. Im Sommer um 6 und im Winter um 7 Uhr ist die erste Hauptlection, worauf 1 oder 2 sogenannte Repetierstunden folgen; um 9 die zweite Hauptlection, dann wieder Repetierstunde und um 11 die dritte; von 2 — 4 die vierte und fünfte, doch so, daß einzelne Zwischenlectionen auch in die Repetierstunden fallen. Die Lectionen in den Künsten werden Mittwochs und Sonnabends Nachmittags und Abends zwischen 5 — 7 gehalten. Mittags um 12 wird gegessen, nach Tisch bis 2 Uhr Bewegung im Schulgarten mit Kegelschieben, Ballspiel u. s. w., wofür den Primanern und Extranern ein paarmal in der Woche ein Spaziergang im Freien gestattet wird. Die gymnastischen Uebungen, an welchen sämmtliche Schüler Theil nehmen, werden vom März bis Mitte October Mittwochs und Sonnabends eine Stunde und an Studientagen zwei Stunden auf dem geräumigen und mit allen Geräthschaften vollständig versehenen Turnplatz in dem schön gelegenen Schulgarten gehalten. Zum Schwimmen und Baden ist für die Alumnen in der ganz nahen Saale ein

mit allen nöthigen Bequemlichkeiten versehener Badeplatz eingerichtet, wohin sie im Sommer, bei günstiger Witterung täglich klassenweise, von einem der zwei Schulärzte geführt werden, unter deren Aufsicht sie baden und von den Kundigern unter ihnen zum Schwimmen angeleitet werden, während der Schulfischer mit einem Kahne stets zur Hand ist. Zum Behuf des Schlittschuhlaufens wird die große Wiese unmittelbar hinter dem Schulgarten gelegen, unter Wasser gesetzt und von den Alumnen die freie Zeit nach Tische und an freien Nachmittagen zum gefahrlosen Eislaufe benutzt. Abends 7 Uhr wird gegessen und von da bis zum Abendgebet (um 8 oder halb 9 Uhr) im Sommer Bewegung im Schulgarten, im Winter in den Kreuzgängen des Schulhauses. Abends nach dem Gebet Selbstbeschäftigung, Lectüre, Briefschreiben und dergl. bis 9 Uhr, wo die Mittleren und Unteren zu Bett gehen; die Oberen hingegen bleiben bis 10 Uhr auf und haben bis dahin Repetierstunde.

Zu Förderung des Privatfleißes sind in jedem Monat zwei sogenannte Studientage, an welchen aller Unterricht ausfällt und Vormittags 5, Nachmittags 3 Repetierstunden hinter einander sind. An Sonn- und Festtagen ist Vormittags Predigt, Nachmitags Betstunde, in der Regel zwei Repetierstunden, die übrige Zeit frei oder Selbstbeschäftigung.

Die Schule hat nur die drei oberen Gymnasialklassen in 5 Abtheilungen, Prima, Ober- und Unter-Secunda, Ober- und Unter-Tertia. Wer nicht für Tertia reif ist, kann nicht aufgenommen werden, auch kann dies erst nach vollendetem zwölften Lebensjahre, zu Ostern und Michaelis nach hier bestandener schriftlicher und mündlicher Prüfung stattfinden. Der Lehrcursus dauert 6 Jahre.

Für die nöthige Bedienung der Alumnen sind 4 Schulaufwärter angestellt, welche für Erhaltung der Reinlichkeit in den Wohnzimmern, Auditorien, Schlafsälen u. s. w., die Erleuchtung, Heizung, Herbeischaffung des Wassers, Frühstücks, Bettmachen, Reinigung des Schuhwerks, der Kleider und alle sonstigen Hausgeschäfte zu sorgen haben und der Aufsicht des Rectors wie des wochehabenden Lehrers, rücksichtlich ihrer Dienstverrichtungen, aber insbesondere der des Hausinspectors untergeben sind, welcher der Hausöconomie im Ganzen vorsteht. Der auf den Fürstenschulen in früherer Zeit stattgehabte Pennalismus, nach welchem die armen Unteren von den Oberen stets tyrannisirt, von diesen zu den niedrigsten Diensten als Stiefelputzen u. s. w. gebraucht wurden und überhaupt immer thun mußten, was die gestrengen Herrn befahlen, hat in Pforte gänzlich aufgehört und würde im vorkommenden Falle hart bestraft werden. Besonders hat sich die königl. preußische Behörde hierbei sehr verdient gemacht.

Die gesammte Speisung der Alumnen besorgt, auf Grund des contractmäßigen Reglements, der Oeconomiepachter der Anstalt. Die Kost derselben ist gut und reichlich und für alle, ohne Unterschied, gleich. Zum Frühstück erhalten sie warme Milch mit einer Semmel, Mittags Suppe, Gemüse und Fleisch nebst einem Nachessen; außerdem Sonntags und Donnerstags Braten, an Festtagen ein reichliches

Festmahl. Zur Vesper Semmel und Butter, im Herbst Obst. Abends täglich warme Suppe und ein Nachessen; Brod überall reichlich. Zum Getränk bei Tische nach Belieben Bier oder Wasser, Sonn- und Festtags Wein. Sobald ein Alumnus erkrankt, wird er in die vom Schulhause abgesonderte Krankenanstalt gebracht und dem Schularzt und Chirurgus, auch einem besonderen Krankenwärter zur Pflege übergeben, in welcher nichts mangelt, da auch die Kost nach Vorschrift des Arztes eingerichtet ist. In bedenklichen Fällen geschieht den respectiven Eltern oder Vormündern sofort Meldung. Jeder der Schüler ist einem der 12 ordentlichen Lehrer mit Einschluß des Rectors, besonders anvertraut, so daß derselbe bei ihm als Tutor Vaterstelle vertritt, dessen Kassen- und Rechnungswesen führt, für seine Bedürfnisse sorgt und die nöthige Correspondenz über ihn mit den Eltern oder Vormündern unterhält.

Die großen Ferien der Anstalt, in welchen in der Regel alle Schüler zu den Ihrigen reisen, sind vom 23. Juni bis 27. Juli, die kleinen, an welchen nur die näher Wohnenden verreisen, sind von Weihnachten bis Neujahr. An Sonn- und Festtagen wird einzelnen Alumnen, aus allen Klassen, je nach Verdienst, ein Spaziergang ins Freie oder Besuch der Eltern oder Bekannten in der Nähe, mittelst einer beim Hebdomadarius vom Rector unterschriebenen, schriftlichen Erlaubniß, gestattet. Zweimal im Jahre, kurz vor Ostern und Michaelis, sind drei Wochen hindurch die großen Examina, in welchen die Alumnen erst anderthalb Wochen hindurch, unter Aufsicht schriftliche Aufgaben in allen Fächern des gelehrten Unterrichts, sowohl in Prosa, als Versen, ausarbeiten, worauf sie zwei Tage mündlich geprüft und dann im Kreise der Lehrer und Lernenden öffentlich censirt werden. Hieran schließt sich die allgemeine Censur und Versetzung. Fast alle Alumnatstellen sind Freistellen, theils königlichen, theils städtischen, theils sonstigen Patronats.

Nur von 20 Stellen wird ein jährliches Kostgeld von 21 Thaler 26 sgr. entrichtet. Diese Stellen sind zunächst für die Inländer, namentlich für die Bewohner der Provinz Sachsen bestimmt. Doch hat das königl. preußische Ministerium, außer den obigen, noch 20 halbe Koststellen gestiftet, für die ein jährliches Kostgeld von 80 Thaler gezahlt wird; und welche in Ermanglung der Inländer auch an Ausländer ertheilt werden können. Desgleichen können Inländer wie Ausländer als Extraner (deren Zahl nicht über 20 steigen darf) aufgenommen werden, das heißt solche Schüler, welche vermöge eines Privatübereinkommens als Hauszöglinge (jedoch unter gleichen Gesetzen wie die Alumnen) bei einzelnen Lehrern wohnen und von Seiten der Anstalt nur das Beneficium des Unterrichts genießen. Als Maximum ist, inclus. von 20 Extranerstellen, vom königl. Ministerium die Zahl der Schülerstellen auf 200 festgesetzt, von denen 100 vom königl. Provinzial-Schul-Collegium, 80 von Städten der Provinz, vom Domcapitel zu Naumburg, vom Rector und einigen Familien vergeben werden. Die Gesuche um Alumnatstellen werden bei den respectiven Behörden 3 Monate vor Ostern oder Michaelis

eingereicht und müssen von einem Geburts- und Taufscheine, einem Gesundheitsattestat, einem Schein über die in den beiden letzten Jahren vollzogene Vaccination, endlich auch von einem Schul-, oder nach Umständen Privatzeugniß über sittliche Führung, Fleiß und Kenntnisse, begleitet sein. Die nächste Aufsichtsbehörde für die königliche Landesschule ist in allen Beziehungen, sowohl des Schulwesens, als der Administration, das königliche Provinzial-Schul-Collegium zu Magdeburg; nächst diesem das hohe königliche Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, welches dieser Anstalt in verschiedenen Beziehungen eine unmittelbare Kenntnißnahme und Aufsicht widmet.

Unter den Schulfesten verdienen die sogenannten Bergtage erwähnt zu werden, deren einer im Mai, der andere im August fällt; an welchen Tagen Nachmittags der Cötus der Alumnen mit Musik und Gesang das Fest eröffnet, sich dann auf die Höhe des Knabenberges begiebt, wo der Nachmittag in Gemeinschaft der Lehrer und ihrer Familien und vieler Besuchenden von auswärts, in heiterer Lustbarkeit hingebracht wird. Ferner das Geburtsfest Sr. Majestät des Königs, welches Vormittags durch eine solenne Versammlung, worin einer der Lehrer die Festrede hält, Mittags durch ein Festmahl der Alumnen, wie auch der sämmtlichen Lehrer und Beamten mit ihren Frauen, Nachmittags und Abends durch gemeinschaftliche Lustbarkeiten im Schulgarten, Vogelschießen, Musik, Feuer u. a. heiter begangen wird. Auch der Weihnachtsheiligenabend, an welchem den nicht zu den Ihrigen verreisten Schülern im Speisesaal eine Festbescheerung angerichtet wird und der Neujahrsabend, an welchem eine frohe Gesellschaft nebst Ball die ganze Pforte, Alumnen, Lehrer und Beamte nebst ihren Familien vereinigt. Ernster Art jedoch ist das sogenannte Ecce, welches allen im Laufe des Jahres verstorbenen Schülern und Angehörigen der Pforte, Abends beim allgemeinen Todtenfeste im November und auch einzelnen besonders werthen Pförtnern gleich nach ihrem Ableben dargebracht wird. Auch wurde in diesem Jahre das hundertjährige Receptions-Jubiläum Klopstocks, so wie der Tag, an welchem Friedrich der Große vor hundert Jahren die Regierung antrat, durch einen Schul-Actus, sehr feierlich begangen.

Das Lehrer-Personal besteht gegenwärtig aus dem Rector, dem geistlichen Inspector und noch 8 Professoren, 4 Adjuncten, einem Cantor und Musikdirector, einem Lehrer der Zeichnenkunst, einem Tanzlehrer, einem Schreiblehrer und einem Lehrer der Gymnastik. Der erste im Jahre 1543 angestellte Rector war Mag. Johann Gigas und die Zahl der Rectoren bis 1840 beträgt 26. Unter diesen haben sich in neuerer Zeit die Herrn Geisler, Ilgen, Lange und der gegenwärtige Rector, Herr Dr. Kirchner, große Verdienste erworben.

Von den Pastoren, deren vom Jahre 1545 bis 1840 45 (von M. Gutbier an 1646, hießen sie geistliche Inspectoren) hier gewesen, war der erste evangelische Geistliche: Balthasar Kempf. Schüler sind

seit Gründung der Anstalt in Allem 9640 aufgenommen worden. Die Schule besitzt einen sehr bedeutenden Umfang von Ländereien, Weinbergen, Waldungen, Gütern, Mühlen und Vorwerken, von denen die Waldungen von einem königl. Oberförster und 4 Förstern administrirt werden; alles Uebrige aber, theils in Erbpacht, theils in Zeitpacht gegeben ist.

Zum Schulamte Pforte gehören 21 Ortschaften mit 17 Kirchen, 9 Pfarrstellen und 13 Schullehrerstellen, worüber der Rector nebst dem Hausinspector das Patronat hat, welche auch, in Verbindung mit den resp. königl. Superintendenten die Kircheninspection führen. Für die Kirche zu Pforte selbst besteht Letztere aus dem geistlichen Inspector, dem Rector und Hausinspector. Die jährlichen Einkünfte der Anstalt belaufen sich auf circa 42,000 Thaler, welcher Summe der Ausgaben-Etat in der Regel gleich kommt. Die Anstalten für die Rentverwaltung, das Bauwesen, die Hausöconomie, die ärztliche Aufsicht, Speisung, Verpflegung und Bedienung der Alumnen, erfordern ein ziemlich zahlreiches Personal von Beamten, sowie von Unterbedienten. Dem Rechnungswesen steht ein königl. Commissionsrath und Rendant vor, welchem ein Controleur zur Seite gegeben ist; dem Forstwesen ein königl. Oberförster; dem Bauwesen ein königl. Kreisbauinspector, wohnhaft zu Weißenfels; der Hausöconomie der königl. Hausinspector, welcher auch die Aufsicht über die Rechts- und Eigenthumsverhältnisse der Anstalt und ihrer Güter führt und zugleich mit dem Rector die Ortspolizeibehörde bildet. Für die ärztliche Behandlung und Pflege der Alumnen ist ein königl. Schularzt und ein Chirurgus angestellt. Die Speisung und Verpflegung der Alumnen, welche jährlich zwischen 11 bis 12,000 Thaler kostet, besorgt der Pachter der pfortischen Oeconomie. Von Unterbeamten sind 4 Aufwärter, deren Dienstlocal gleich auf dem Coridor der Alumnen ist, ein Thorwärter, ein Krankenwärter, ein Waschmann, der zugleich Schreiber auf dem Rentamt und Polizeidiener ist und einiges weibliches Dienstpersonal angestellt. Auch sind für die Bedürfnisse der Alumnen eine Anzahl verschiedener Handwerker aus Naumburg in Pforte accreditirt und die nöthigen Bücher werden, nach einer mit einer soliden Handlung getroffenen Uebereinkunft, für einen möglichst billigen Preis angeschafft. Unter der preußischen Regierung hat sich die Anstalt vieler großer Wohlthaten zu erfreuen gehabt. Manches im Inneren und Aeußeren wurde verbessert, die öconomische Verwaltung und Verpflegung vortheilhaft umgestaltet und sonst noch so manche treffliche Einrichtungen getroffen.

Es gereicht dieser Schule gewiß zur Ehre, daß sie, sowohl in älterer als neuerer Zeit, so manchen berühmten Mann unter ihren Zöglingen aufweisen kann. Die vorzüglichsten derselben sind folgende: Dr. David v. Pfeifer rec. 1544, churfürstl. sächs. Kanzler und geheimer Rath. Dr. Philip Camerarius, rec. 1548, Sohn des berühmten Joachim Camerarius. M. Erasmus Schmidt, rec. 1585, Prof.

der griechischen Sprache und Mathematikus zu Wittenberg; vorzüglich berühmt durch seine große Ausgabe des Pindaros. M. Joh. Rhenius, rec. 1591, Lehrer an der Thomasschule in Leipzig, Herausgeber des sonst allgemein gebrauchten Schulbuches, der Donat. Dr. Paul Röber, rec. 1599, Generalsuperintendent und Professor der Theologie zu Wittenberg. Dr. Christ. Lange, rec. 1600, Superintendent und Professor der Theologie zu Leipzig. Aug. Büchner, rec. 1604, Prof. der Poesie und Beredtsamkeit zu Wittenberg. J. Georg Gravius, rec. 1645, zuletzt Prof. der Beredtsamkeit zu Utrecht und Historiograph des Königs von England. J. Georg v. Eckardt, rec. 1687, Prof. zu Helmstädt. M. Christian Spöttchen, rec. 1702, Rector an der Kreuzschule zu Dresden. Dr. Joh. Aug. Ernesti, rec. 1722, Rector der Thomasschule in Leipzig und Dr. der Theologie, Herausgeber des Homer, Kalimach und Cicero. Dr. J. Adolph Schlegel, rec. 1735, Generalsuperintendent zu Hannover. Friedrich Gottlieb Klopstock, rec. 1739, der berühmte Sänger des Messias. M. L. Heinrich Tschucke, rec. 1760, Rector der Fürstenschule zu Meißen. Joh. Gottlieb Fichte, rec. 1774, zuletzt Prof. der Universität zu Berlin. Prof. Dr. Biener, rec. 1762, Krug, rec. 1782, Dissen, rec. 1798, Lange, rec. 1789, Weiske, rec. 1796, Messerschmidt, rec. 1788, Hofrath Böttiger, rec. 1772, Kirchenrath Döring, rec. 1772, Rath Frenzel, rec. 1784, Director des Gymnasiums zu Eisenach. Hofrath Thiersch in München, rec. 1798, Eichstädt, Döderlein, Kind, Mitscherlich, Hugo, beide Ranke, Dr. v. Ammon, Dr. Hedenus, Nobbe, Schilling, Krehl, Spitzner, Braune und Ehrenberg.

C. J. Oldendorp.

Gorsleben bei Sachsenburg.

Zwei und eine halbe Stunde südlich von Frankenhausen und eine halbe Stunde von Sachsenburg in derselben Richtung, hart an der Unstrut, liegt das Dorf Gorsleben, an welchem gewiß mancher Wandrer vorübergeht, ohne es zu ahnen, daß er an alterthümlichen Merkwürdigkeiten, an dem Schauplatz beachtungswerther geschichtlicher Begebenheiten und klangreicher Sagen vorbeischreitet.

Ueppige Wiesen und fruchtbare Felder umgeben das friedlich und freundlich hier liegende Dorf, dessen Niederung von der nahen Schmücke (einer durch den Paß von Sachsenburg unterbrochenen Fortsetzung der Hainleite) gleichsam beherrscht wird und deren Gesichtskreis auf der nordwestlichen Seite durch die ehrwürdig herabblickenden Ruinen der Sachsenburg und der Hackischen Kemnate, höchst romantisch geschlossen wird. Schon die eben erwähnte Schmücke weckt, bei näherer Bekanntschaft, beachtenswerthe, schauerliche vorzeitliche Erinnerungen in uns; denn eine Menge auf derselben bemerkliche, zum Theil untersuchte Grabhügel bestätigen die Meinung, daß dieser Berg einst der Begräbnißplatz alter germanischer Völkerstämme gewesen, wie es auch wohl nicht unwahrscheinlich ist, daß der Name Schmücke von den damals auf derselben gefeierten Festen herrühre, wenn derselbe nicht vielleicht von der schönen Aussicht herrührt, die sich von ihrem Rücken nach allen Seiten darbietet. Ferner empfängt uns in der Umgegend die altgermanische Mythe und Fabel; wenn wir nämlich beachten, daß auf dem ohnweit des Harraßer Stiegs gelegenen Stufenberge und dem darunter befindlichen Spendenberge, unsere heidnischen Vorfahren den Götzen Stuffo verehrten und ihre Opfer darbrachten *); und wenn wir demjenigen Theil der Gorsleber Flur, welcher die Osterlänge heißt, das Drachenthal nennen hören und

---

*) Vollardi de sacris Mühlhus. D. I. et Sched de Diis Germanis Syng. III. C. II. 12, 13.

davon folgende Mähr erfahren: „Es habe in der Schlucht eines sich dort erhebenden Berges ein Drache gehaust, welcher Felder und Fluren, Heerden und Dörfer verwüstete, wenn ihm die benachbarten Orte ihren Tribut zu zahlen verabsäumten. Geschahe aber diese Abtragung pünktlich, so bewies er sich auch dankbar und war oft so mildthätig, silbernes Geräth, Wein und Wildpret für vorhabende Hochzeiten und Kindtaufen zu verleihen, wenn man nur kühn genug war, ihn in seiner Höhle freundlich darum zu begrüßen. — Oft aber soll er auch Menschenopfer gefordert und einen besondern Appetit auf Kinderfleisch gehabt haben.*) Wegen der geschichtlichen Thatsache, auf die sie sich begründet, noch schauerlicher ist die Kunde, welche die Benennung der auf der entgegengesetzten Seite an die Sachsenburger Flur grenzenden Hexenwiese nachweist, nach welcher nämlich im Jahr 1675, Elisabeth Esperstedtin aus Bilzingsleben wegen angeschuldigter Zauberei und Bündniß mit dem Teufel, lebendig verbrannt wurde.

Wollen wir eine Ableitung des Namens versuchen, welchen wir in den ältesten Schriften Georgislauva, Georgisleuva, späterhin Georgisleba, Georgisleuben, noch später Gierschloiben, Gorschlebe, Gorisleben und endlich Gorsleben geschrieben finden, so läßt sich wohl mit Gewißheit annehmen, daß er aus dem Namen Georg und dem Worte **louva, leuba, leba** 2c. (welches eine Hütte, ein Haus bedeutet) zusammengesetzt sein müsse. Welcher Georg aber Veranlassung dazu gab, dürfte schwerlich geschichtlich nachzuweisen sein. Roth in seinem Thüring. Chronicon gedenkt jedoch folgender idillisch-romantischen Begebenheit aus dem neunten Jahrhundert, welche wohl zur Entstehung des Ortes, wie auch zu dessen Namen Veranlassung gegeben haben könnte.

In den dichten Waldungen, die sich von Beichlingen nach Sachsenburg zogen, jagten die mächtigen Grafen von Beichlingen zum öftern, und der Jüngste der damals lebenden Grafensöhne, Namens Georg, liebte vorzüglich die Vogelbeitze. Er besaß einen schönen abgerichteten Habicht, zahm und gehorsam, dabei ein trefflicher Fänger. Einst aber hatte sich derselbe doch verflogen und der Graf harrte lange vergebens der Wiederkehr des sonst so zuverlässigen Lieblings. Er wurde immer besorgter und durchsuchte die Gegend nach allen Richtungen. Nach langem vergeblichen Umherstreifen, was er schon aufzugeben im Begriff stand, sahe sich Graf Georg auf die erfreulichste Weise bei dem Austritt aus einem dichten Gehölz überrascht, denn am Rande eines aus dem nahen Bergesabhang silberhell hervorsprudelnden Quells saß eine Dirne, den vermißten Vogel streichelnd auf dem Schooße haltend. Von dem so unerwartet als malerisch-reizenden Anblick wie von Zaubermacht gefesselt, stand der Jüngling lange im entzückenden Anschauen versunken, und als er endlich auf die

---

*) Chron. Thür. a Sebast. Rothmag.

Dirne zuschritt, sie bei seinem Anblick zwar erschrak, doch schnell wieder gefaßt, seinen Gruß mit liebenswürdiger Unbefangenheit erwiederte, da stand er aufs neue lautlos und sich an dem lieblichen Anblick weidend, vor der reizenden Erscheinung. Aus einem frisch blühenden schön geformten mit dunkelblonden Locken malerisch umwallten Gesicht blickten ihm ein Paar sanft strahlende, fromme, himmelblaue Augen zutraulich und gutmüthig an, das schönste Ebenmaaß war über den ganzen Körper verbreitet, dessen Reize der einfache, aber nette ländliche Anzug erhöhete. — Und wie es das freundliche unbefangene Auge verbürgte, so beantwortete das Mädchen die Frage des Grafen, wie sie zu dem Vogel gekommen?

„Das arme Thierchen" — berichtete sie — „habe schwer verwundet und am Flügel blutend hier im Gebüsch gesessen und gestöhnt und gezittert, so daß sie es, als sie beim Wurzelsuchen in seine Nähe gekommen, gehört und den Vogel aufgefunden habe; — geduldig habe sich derselbe von ihr fangen und die Wunde mit frischem Quellwasser reinigen lassen." — Der Graf dankte der schönen Mitleidenden mit Freundlichkeit, als er aber des Vogels Verwundung prüfte, und wahrnahm, daß ein Pfeil durch das Flügelgelenk gegangen war, erglühete er in Zorn auf den unbekannten frevelhaften Schützen; doch ein Blick auf das holde Mädchen und ihre gutmüthige Beschwichtigung, daß der Frevel doch wohl nicht absichtlich geschehen sein werde, stimmten ihn augenblicklich wieder mild und es war ihm als ob eine innere Stimme ihm züflüstere: des Habichts Mißgeschick werde ihm zum Heil gereichen. Zutraulich ließ er sich auf dem Rasensitz neben dem Mädchen nieder und bemühte sich durch Fragen ihre Verhältnisse zu erforschen. — Mit kindlicher Offenheit erzählte sie, während sie dem Vogel heilenden Wurzelsaft in die Wunde träufelte: sie heiße Artra, sei die Tochter des Hirten zu Heltron (Heldrungen) und suche auf den benachbarten Höhen und im Thale am Quell Kräuter und Wurzeln, wovon ihr Vater Balsam und andere heilende Mittel bereite. —

Des Grafen Blicke hatten während dieser Erzählung in Artra's seelenvollen Augen mit nie empfundenem Wonnegefühl gelesen, und es wurde ihm schwer sich von ihr zu trennen. — Sie mußte ihm versprechen, den Quell öfters zu besuchen, wenigstens in jeder Woche dreimal, als wie oft auch er sich dort einfinden werde. Zugleich bat er sie, seinen Habicht mitzunehmen und vollends wieder herzustellen, wofür er ihr einstweilen einen silbernen Solid (ohngefähr 1 Thlr. 4 gr. nach jetzigem Gelde) in die Hand drückte, und ohne Artra's Weigerung zu berücksichtigen, sprang er auf und verschwand schnell in dichtem Gebüsch.

Ohne der großen Scheidewand zu gedenken, die zwischen ihm und Artra lag, erwartete der Graf mit sehnender Ungeduld den nächsten bestimmten Tag, an welchem er sie wieder bei der Quelle finden würde, und lange schon harrete er daselbst, als sie mit dem Habicht auf der Hand aus dem Gebüsch trat und ihn lächelnd mit den Worten begrüßte: „Ihr habt mich letzthin mit dem schönen Silberstück gewaltig erschreckt, Herr Ritter, aber Dank sei Eurer Großmuth, ich

konnte meinem kranken Vater Hülfe dadurch verschaffen und noch blieb genug übrig, um für Euern Habicht Fleisch zu kaufen, der, wie Ihr seht, auch schon den Flügel nicht mehr so sehr schleppt."

Georg dankte ihrer Sorgfalt und bald saßen sie wieder im traulichen Gespräch nebeneinander auf dem weichen Rasen am Quell. Er hielt des Mädchens Hand dabei in der seinen und mit jedem Worte, mit jedem Blick wuchs des Jünglings Neigung, welche auch Artra bald mit der lieblichsten Unbefangenheit und Unschuld erwiederte. —

So wurden diese Zusammenkünfte am Artra'sbrunnen (wie ihn Georg nannte) Monate lang fortgesetzt und nur die Gewißheit des Wiedersehens erleichterte jedesmal die Trennung. Sie hatten bald von Moos und Gesträuch eine Laube neben dem Quell erbauet, welche Artra's Hand nun stets zum Empfange des Geliebten mit Bändern und frischen Blumen schmückte. Eines Tages war dies jedoch unterblieben und der Graf fand Artra in Thränen. Klagend verkündete sie ihm, daß man ihren Vater grausam aus Heltron verstoßen wolle, weil er, alt und schwach, seinen Dienst nicht mehr wie früher verwalten könne.

„O meine Artra!" — rief der Graf, das Mädchen zärtlich umschlingend, aus, — „ist es weiter nichts, was Dich beunruhigt, da will ich bald helfen; — schon morgen sende ich Arbeiter hierher, daß sie nicht fern von unsrem Quell ein Haus zimmern, worin Dein Vater geruhig seine letzten Tage verleben kann." Und so geschahe es alsobald, denn der Graf spornte die Arbeiter zur Eile an; und ehe noch der Winter über die Gebirge strich, wohnten Vater Tobald und Artra in Georgs nettem Jagdhause, wo letzterer täglich einsprach.

Hier schweigt zwar unser Chronist von Georgs und Artra's fernerem Schicksale, erwähnt jedoch, daß in jener Gegend, welcher die Georgislauwa (Georgs-Haus) den Namen gab, nach und nach mehrere Hütten angebauet worden seien.

Läßt sich dies Alles auch nicht verbürgen und nachweisen, so ist doch gewiß, daß noch jetzt ein Brunnen unter dem Namen der Artersche Brunnen hier vorhanden ist, welcher wohl früher Artra's-Brunnen geheißen haben kann. Ferner zeugt eine Feldmarke, weiter herein das Altendorf genannt, von einem früher dort gelegenen Orte, dessen Bewohner späterhin, wahrscheinlich um dem Wasser näher zu kommen, sich an der Loßa und Unstrut ansiedelten, wo das jetzige Gorsleben liegt, während sie die verlassene Stätte das Altendorf nannten. Daß sie dicht an dem Arme der Unstrut, welcher die Loßa heißt, anbaueten, beweisen übrigens die Ruinen der St. Johannis-Kirche, welche nur wenig Schritte vom Ufer gelegen sind.

Sonst wäre auch die Entstehung des Namens Gorsleben von dem Cistercienser-Nonnenkloster zu Frankenhausen abzuleiten, indem das in Gorsleben gelegene Nonnenkloster ein Collegiatstift des Frankenhäuser Klosters war. *)

---

*) Vergl. Müldneri historische Nachrichten von dem Cistercienser-Nonnenkloster St. Georgii zu Frankenhausen 1744.

Von der oben erwähnten St. Johannis-Kirche, deren Erbauung nicht nachzuweisen ist, sind nur noch wenig Reste zu sehen, denn es wurden leider im Jahr 1802 die damals noch übrigen Umfangsmauern beinahe bis zur Erde abgetragen, und, ob es gleich nicht an Material fehlte, die Steine zur Aufführung der Pfarrgartenmauer verwendet. Diese Kirche konnte, ihres beschränkten Raumes wegen, nur wenig Menschen fassen, als daher in späterer Zeit sich die Ortseinwohner durch Ansiedelungen vermehrten und sogar das vorerwähnte Nonnenkloster gestiftet wurde, bauete man zu diesem Kloster noch eine dem heiligen Bonifacius geweihete Kapelle. Bedeutende Ueberschwemmungen, die mehrere Jahre noch vor 1400 hinter einander statt fanden, nöthigten oft die Kirchgänger zu St. Johannis an dem Gottesdienst in der Capelle zu St. Bonifacii auf längere Zeit Theil zu nehmen. — Die St. Johannis-Kirche hatte durch jene Fluthen zu sehr gelitten, und es wurde deshalb 1400 der Anfang gemacht, die Klosterkirche zu erweitern. Die Inschrift eines Steins am Glockenthurm: **Sit Nomen Dei benedictum. An. D. N. MCCCCXV,** zeigt das Jahr der Vollendung an. — Die Kirche St. Bonifacii, deren kleinere Hälfte die alte im gothischen Styl erbauete Kapelle ist, versammlet nun seit vier Jahrhunderten die ganze Bevölkerung des Ortes und kann in diesem heiligen Gebrauch noch viele Jahrhunderte stehen, so dauerhaft und fest ist sie gebaut, und so wohl bis jetzt erhalten. Sie enthält schöne Verzierungen im Innern, Schnitzwerke, Bildnisse, Inschriften selbst aus dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts. Außer der ältern an einem Pfeiler befindlichen Kanzel ist noch eine zweite über dem Altar angebracht, welche im Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts von den Herren von Germar unter Widerspruch der übrigen Gemeindeglieder erbauet wurde, weil sie aus ihrem Betstuhl den Prediger auf jener dem Bogenpfeiler angefügten Kanzel nicht sehen konnten. Nach Entscheidung eines damals darüber geführten Processes, werden noch jetzt Sonntags- und Festpredigten von der vorderen Kanzel, Leichenpredigten jedoch von der über dem Altar befindlichen gehalten.

Nicht zu befremden kann es sein, daß sich an die Trümmern der gänzlich verfallenen St. Johannis-Kirche schauerliche Spukgeschichten und andere Sagen knüpfen, wovon jedoch nur Nachstehendes der Mittheilung werth sein dürfte. Zuerst die Sage von der wandelnden Nonne, welche sich an die Geschichte des mehrgenannten Cistercienserklosters zu Gorsleben anreiht und deren auch Müldner in seinen historischen Nachrichten gedenkt. Wir theilen sie hier mit, wie sie sich noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Aller Munde befand und von der Mehrzahl fest geglaubt wurde.

Nicht lange vor Aufhebung des Nonnenklosters zu Gorsleben starb, von einem Fieber hinweggerafft, Schwester Beatrix, eine noch junge aber sehr fromme Nonne, in Gebet und Buße. — Ohngefähr erst fünf Jahre befand sie sich im Kloster, welches sie gegen den Willen ihres Vaters, eines Herrn von Holckendorf, der auf dem

Sattelhofe Schilva ein wildes und rohes Leben führte, gewählt hatte. Die arme Beatrix hatte nach dem Tode ihrer älteren Schwester, einer sanften und klugen Jungfrau, der sie ihre Bildung verdankte, viel bittere Kränkungen von dem Vater erfahren müssen, welchen die Schwester größtentheils von dem Vermögen ihrer verstorbenen Mutter erhalten hatte, was jedoch schon vor ihrem Tode zugesetzt war, so daß sie Beatricen nichts hinterlassen konnte; der Vater aber brauchte bei seinem wüsten Leben weit mehr, als das, was von dem Sattelhofe, den er mit einigen Vettern gemeinschaftlich besaß, auf seinen Theil kam.

Mit kindlicher Sanftmuth ertrug Beatrix des Vaters böse Launen, aber, selbst Mißhandlungen ausgesetzt, erlag ihr schwacher Körper. Während ihrer Krankheit nahm die Unordnung im Hause immer mehr zu, und Herr von Holckendorf, sich um die leidende Tochter gar nicht bekümmernd, kehrte jetzt oft mehrere Tage lang gar nicht in sein Haus zurück.

Wenn auch Beatrix mit Freuden einem nahen Tode entgegen sahe, so widerstand doch die Jugendkraft demselben; sie genaß und erblühete auf's Neue in frischer jungfräulicher Schönheit. Kaum gewahrte dies der rohe Vater, so entwarf er auch einen Plan, auf Kosten der Tochter seine Geldverhältnisse zu verbessern. Der junge Wolf von Bergk, einer seiner Cumpanen und großer Wüstling, der ansehnliches Vermögen besaß, auch Holckendorf oft Vorschub leistete, sollte eine erwünschte Beute an der schönen Beatrix finden, wobei er nicht leer auszugehen gedachte.

Bergk wurde in Folge dieses Planes oft in das Haus gezogen und gar bald entbrannte der junge Sünder in heißer Begier zu Holckendorfs lieblicher Tochter, welche jedoch mit entschiedenem Abscheu seinen Zudringlichkeiten auswich. Dergleichen Sträuben nicht gewohnt und eifrig bemüht, sein sinnliches Ziel zu erlangen, bemächtigte sich unwillkührlich ein Gefühl des Wüstlings, ganz verschieden von dem, welches er bei seinen bisherigen Buhlerinnen empfunden hatte; er entbrannte in feuriger Liebe und so sehr er auch früher gegen den Ehestand geeifert hatte, warb er bei Holckendorf um der Tochter Hand. Dieser lachte laut auf, da er den Antrag nicht für Ernst hielt, Bergk aber versicherte bei allen Teufeln die Aechtheit seiner Neigung und erhielt sofort das väterliche Jawort.

Beatrix verlor alle Fassung bei der Mittheilung dieses Antrages, der Vater aber hatte kein Ohr für der Unglücklichen Vorstellungen gegen diese schreckliche Anmuthung und für ihr Flehen, sie damit zu verschonen, er zwang der Zitternden und halb Betäubten das Versprechen ab Bergks Gattin zu werden.

Als sie nun allein in ihrem Kämmerlein sich wieder zur Besinnung erholt hatte, trat ihr das schauderhafte Geschick, eines solchen Wüstlings Gattin zu werden, mit allen Schrecknissen vor die Seele; sie zerfloß anfangs in Thränen, bald aber gewann sie die Fassung wieder, und rasch schritt sie zur Ausführung eines Entschlusses, der ihr als das einzige Rettungsmittel erschien. Mit Hülfe eines treuen

Dieners entfloh sie noch in derselben Nacht mit des Vaters Pferden und eilte von Angst getrieben nach dem Kloster Gorsleben, wo sie der Aebtissin, ihrer nahen Verwandtin, ihr Leid klagte. Diese nahm sich der Bedrängten an und bestärkte sie in dem Vorsatz, hier den Schleier zu nehmen.

Als jedoch nach überstandenem Noviziat, mit dem Augenblick der Einkleidung das Thor zwischen Beatrix und der Welt zugefallen war, und ob sich die Himmelsbraut gleich mit voller Seele in den überirdischen Regionen heimisch zu machen bestrebte, ergriff sie doch oft mitten im heißen Gebet ein tiefer Kummer. Sie hatte dem Vater das Versprechen geleistet, Bergks Gattin zu werden, ein Versprechen, das, obwohl es ihr unter jenen Umständen abgezwungen war, doch immer ein Versprechen blieb, das, nicht erfüllt, sich jetzt gespenstig in ihre heiligsten Gefühle mischte und sie an die Sünde des Wortbruchs mahnte. — Hierzu gesellten sich noch Gewissensbisse darüber, daß sie den Vater auf eine Art, die mit den Kindespflichten in so großem Widerspruch stand, verlassen habe. — Die Tröstungen der Aebtissin blieben fruchtlos, Beatrix versank mit jedem Tage in tiefere Schwermuth und es gab Stunden, in welchen sie völlig sinnverwirrt erschien. Kein wohlthätiger Schlummer berührte in den langen martervollen Nächten ihre tief eingesunkenen Augen, die düstern Wände der engen Zelle schienen ihr immer näher zusammen zu rücken; sie floh aus derselben wie ein geängstetes Wild und ihre Fußtritte hallten zum Schrecken der übrigen Nonnen bei nächtlicher Stille auf dem Coridor oder in den dunklen Kreuzgängen des Klosters wieder.

Auf Veranlassung der Aebtissin wurde die arme Geisteskranke unter Aufsicht gestellt. — Schwester Theodosia, eine geprüfte, verständige Dulderin, nahm sich ihrer an, und vermochte sie es auch nicht, sie ganz zu heilen, so gelang es ihr doch, ihr gequältes Herz einigermaßen zu beruhigen. Doch nach zwei Jahren starb Schwester Theodosia und mit ihr auch Beatricens Geisteslicht; sie sank aufs neue und verstärkt in ihren vorigen Wahnsinn zurück, ihr Geschrei tönte nur schauriger in jeder Nacht und störte die Ruhe aller Klosterbewohner. Oft entfloh sie ihren Wächtern und heulte in den Kreuzgängen oder störte die Hora in der Kapelle; so wie sie auch oft in dem nahe gelegenen Garten umher irrte und so schon als Lebende allgemein gefürchtet wurde. Nichts war natürlicher, als daß, nachdem der Tod ihr Leiden geendet hatte, nach dem damaligen Glauben ihr Geist auch jenseits keine Ruhe fand, vielmehr als wortbrüchig gegen den Vater wieder auf die irdischen Stätten zurückkehrte um die Sünde vollends abzubüßen, für welche sie auf Erden keine Absolution hatte erlangen können. Bald verbreitete sich die schauerliche Kunde, daß sie noch als Nonne die Mauern des Klosters durchirre und von Vielen war sie bald gehört und gesehen worden, wie sie im Sterbekleide, die Hand auf das Herz gelegt, den Kopf zur Erde gesenkt, in Coridor und Kreuzgang, im Garten und an der Kapelle gewandelt, und dann mit einem widernatürlichen Geschrei verschwunden war. Selbst lange nach der Aufhebung des Klosters erhielt sich noch der

Glaube an diesen Spuk; man wollte noch immer einstimmig Hora singen hören, noch immer eine weiße Gestalt wandeln sehen, wobei Thüren und Fenster ohne irgend eine natürliche Veranlassung auf und zu flogen; ja man hörte oft einen Wagen auf den Hof rollen, sahe ein Frauenzimmer aussteigen und schnell war Alles dem Auge wieder entschwunden. — Als späterhin ein neues Gebäude auf dem Klosterraum errichtet wurde, fand man den Eckstein siebenmal verrückt und ein spöttelnder Meister stürzte beim Bau des Gerüstes den Hals. Oft störte die wandelnde Nonne um Mitternacht die Schläfer durch Klopfen und Pochen, selbst Pferde sollte sie losgebunden haben, welche man am Morgen so erhitzt fand, als hätten sie die Nacht hindurch schwere Lasten gezogen.

Doch verhallt sind diese schauerlichen Erzählungen beinahe in dem Munde der jetzigen Generation, nur von den Lippen ergraueter Mütterchen tönen sie noch in den Spinnstuben, wie ein schwaches Echo vorzeitiger Anklänge in die Ohren der furchtsam näher zusammen rückenden Jugend und sollten sich bisweilen noch Nachtwandlerinnen in jenen classischen Räumen sehen lassen, so möchten es wohl schwerlich in irgend einer Beziehung Nonnen sein. —

Doch wenn uns die wandelnde Nonne nur als ein Gebild der völlig unverbürgten Sage erscheint, so liefert uns Gorsleben noch eine andere ächt romantische und als Thatsache documentirte Geschichte, welche zugleich die Vermuthung zur größten Wahrscheinlichkeit erhebt, daß in der mehrerwähnten verfallenen St. Johanniskirche Schätze verborgen gelegen und durch geheime Nachgrabungen gehoben worden sein mögen.

Nach einem in dem Pfarrarchiv zu Gorsleben befindlichen Protocoll vom 17. April 1827, besahe sich eine Gesellschaft die Merkwürdigkeiten der Bonifaciuskirche, und bei dieser Gelegenheit wurde zufälligerweise hinter einem ganz in der Ecke der Thurmhalle festgenagelten alten Bilde, eine in Pergament gewickelte und geschnürte Schrift aufgefunden, welche ich nicht anstehen darf, meinen geehrten Lesern wörtlich mitzutheilen; sie lautet:

S. B. C.

1) „Wenn Moder mein Gebein frißt, und Du einst diese Schrift auffindest, wer Du dann auch sein mögest, denke mit Leben meiner armen Seele, die hier ein Bekenntniß ausschüttet, was nit seyn sollt, der Gegenwart zu Nutz, die es alsbald verdammen wird, das Best hinwegnehmen und meiner spotten macht nit Schalksminen, vielmehr soll solch mein Bekenntniß und Offenbarthun, so meines Gottes Wille es ist, frommen denen, die weit nach uns sein werden, sich allen Vorthel, Beyspiel und Lehre nehmende und daraus schauende; wes Arges der Teufel und seine Cumpanen die Wege schlichen.

2) Es hatten, nehmlich damit ich weit zurückgehe in der Geschichte, und was nachher zu wissen dient, die Herren Grafen von Beichlingen Friedrich und Gerhardt dem Hochwürdigen Abt Sybold das

Dorf Gorisleben als ein Sitzthum, so weit es ihnen Anno 1338 abgegeben und ein groß Recht übern Ort eingeräumt, was nachher und wie es komme braucht und mißbraucht worden ist, auch deshalb wegen mehreren Besitzern nit selten Hader entstanden ist.

3) Solch Vorfall hat aber mein lieber Confrater und würdiger Pfarrer Ganglof Waldenbeck als freundlich und verständlich niederschrieben, was mit großer Lust ich lese, da er aber als Historicus in seinem Compendio nit gedacht dessen, was ich nun erzähle und nach und nach berühren werd, weil es mehr eigen und geheime Sachen betrifft, auch meist nach seinem Tode sich zugetragen, so hab ich es über mich nommen, meinen lieben Schwestern und Brüdern, so in später Zeit leben, ein Bild von Engeln und Teufel + + + und meinen harten Kämpfen zu lassen.

4) Ich lebte damalen noch auf der Vikarey als aus Italia zurückkehrte Hr. Georg Sado von Germar, mit seiner lieben Tochter Stella 15 Jahr alt. Dieser gute Herr hatte vor vielen Jahren seine Gattin in Italia gefreiet.

5) und sie sodann auf sein hieriges am Wasserwechsel liegendes kleines Sitzthum bracht.

6) Als aber nach einigen Jahren die Italienerin von argen Heimweh befallen krankte und siechte und nicht Ruhe fand in unserer trüben Luft, gab Herr Sado alsbald ihren Bitten nach und führte sie mit der 9 Jahr alten Tochter hinweg nach ihrer villam, wo sie nach 5 Jahren starb, und suchten nun Vater und Tochter mit großen Schatz an Gold und Edelsteinen beladen ihre Heimath wieder auf.

7) Und war damalen wie sie kommen gerad mein sehr lieber und treuer Confrater der Herr Pfarrer Waldenbeck am Fieber hier lägerich, deswegen ich mit der Bitte angegangen wurde, zu Hr. Sado zu kommen, da ich denn auch nicht weilte, hingieng und mit großer Liebe und Verehrung, als ich nit erwarten mocht, angesehen und empfangen worden und ein schön Zutrauen von Stund an zwischen uns Wurzel faßt.

8) Hr. Sado dem eine gewisse Schwermuth befallen, bedurfte oft geistlichen Trostes um so mehr als damalen große Neuerungen in der Kirche vorgegangen und Lutheri Lehren allwegen sich ausbreiteten, er aber nicht von alter Lehr und Glauben lassen wollt, auch immer viel Gräuel-Scenen wegen derley Umwälzung am Tages-Gespräch waren und ich ihm immer vorsagen mußt, daß Lutheri Lehre das eben nit wollt, sondern blos argen Mißbrauch und Sudel steuern sollt, daß aber von den Anhängern, so müßig, sichtig, und hölzige Töpfe wären, gleich alles auf die Spitz stellt würde, und so Unheil statt Frieden käme, so war die gar lieblich aufblühende Tochter Hr. Sados Stella gar mit meiner Meynung, und tröstete mit fein gläubigen Worten, wie vom heil. Geist angewehet, und ich nit so nachsprechen kann, ihren

lieben Vater, damit er Ruhe möcht in sein Herz gießen, und sich nit allzusehr zerstreuen lassen von der Welt Händeln, sodann der rechte wahre Glauben und die rechte wahre Kirche in den Herzen sich anbauen müßt, über welche nit hat Gewalt ein Mächtiger auf Erden, sondern der allmächtige Gott und seine Heiligen im Himmel.

9) So gieng eine lange Zeit in guten Vertrauen und Verträglichkeit, woran auch mein theuerer Herr Pfarrer Theil nahm, dahin, als ein gewisser Christoph von Aldendorf sich viel bei Hr. Sado der Tochter Willen zu schaffen machte, welche aber vermeint, daß das nit der Mann für sie sei, und sogar wenig Reden an ihn setzte, aber doch Sanftmüthigkeit und um des Anstandes willen selbigen schonte.

10) Als aber gedachter von Aldendorf dringlicher worden, hat sie mir ihr Herz aufschlossen, und mir mit heitern Worten gesagt, wie schon ein Bild darin hänge, dem sie Liebe gelobt, denn als ihr Hr. Vater mit ihr Schäfts halber nach der Mutter Tode sich fast ein Jahr in der Stadt aufgehalten, hätt' ein junger Edelherr aus Thüringen genannt Erwin von Hausen, welcher in des Kaisers Heer bey einem wallonischen Kürasier-Regimente als Lieutenant in den Ort standen, mit ihr Bekanntschaft macht und wär als Landsmann alle Tag in ihre Wohnung kommen, und wär sie oft allein mit ihm im Zimmer und Garten gewesen und hätten Freud an einander funden und große Liebe fast also daß sie sich Treue schworen auf immerdar.

11) Wie der Abschiedstag kommen, wär Hr. Erwin eine große Strecke Wegs mit ritten, am ersten Ruheplatz aber dem Vater sein Begehren offenbaret, welcher auch nichts absonderliches gegen aufbringen können.

12) Hr. Erwin wäre sodann unter Zusage in 5 Jahren ins Vaterland zurückzukommen mit dem Gelübte, Eid und Händedruck, was alles sie ihm erwiedert, von ihr schieden.

13) Nachdem hat sie mich beten, Hr. Aldendorf auf schickliche Weise von seinem Vorhaben abzulenken, daß sie mag Ruhe haben vor ihm.

14) Konnt aber nit sogleich an ihn kommen, sindemal er mich wenig achtet, und oft hämischen Blicks anschauete.

15) Endlich hab aber meiner natürlichen Furchtsamkeit ein End macht, und ihn vorstellt, wie das Fräulein Stella nit konnt eingehen auf seine Anträge, weil sie durch feyerlich Gelübte anders gebunden, was ein Edelherr zu gut schätzen müßet.

16) Wider Vermuthen war Hr. von Aldendorf ganz freundlich, dankt auch vor die Nachricht, verhieß auch abzustehen von seiner Neigung, aber das war eitel Schein, denn ihm wohnte im Herzen der Schalk.

17) In dieser Zeit nun war 1539 noch ein sehr verarmter von Adel, Hr. Friedemann von Harras aus dessen Stamm vor vielen Jahren die Vikarey fundirt worden, hierherkommen, welcher sich bei Hr. Herzog Heinrich bittent erwürket, die Einkünfte und Nutzungen solcher Vikarey auf der ich saß auf seine Lebzeit zu genießen, weshalb ich, als solch Fürstl. Befehl mir bekannt worden, alsbald gern darauf resignirte, inmaßen Hr. Waldenbeck fort und fort siechte und mir Zuspruch geschah, solch Stelle nach seinem Tode zu erhalten.

18) Wie es denn auch gar nicht lange dauerte, daß mein lieber Bruder und Freund aus dieser Welt zu seiner Himmelsfreude geschieden ist, wornach ich Pfarrer worden.

19) Als nun gedachter Hr. Friedemann von Harras schon ziemlich bejahrt mit einer noch jugendlichen Frauen auf der Vikarey Einzug gehalten, hat sich auch alsbald Hr. von Aldendorf bey ihn eingethan, und ist um die Frauen herumgegangen, so daß Fräulein Stella anjetzt Ruhe vor ihn hatte und seiner gänzlich los zu seyn glaubte, zumalen er sich nur ganz fern ihr nahete.

20) Hr. Friedemann von Harras hat aber solch Fürstliche Gnade nit lange genossen, sondern ist darauf plötzlich verschieden, und hat dann die Wittib von neuen beym Hr. Herzog Mauritio Bitte eingelegt solche Vikarey Nutzung auf ihr lebelang gnädig zu überlassen, was ihr auch brieflich zugesichert worden, mit dem Bemerk, daß nach derselben Tode die Vikarey wieder der Kirche anheim fallen sollte.

21) Hr. Aldendorf hatt darauf des Harras Wittib gefreiet und hat eben nit schön Verwaltung auf dem überlassenen Sitzthum trieben, sondern ist gar liederlich umgangen, weshalb auch die Einkünfte nit zureichten und er Pfiff und Schlenker im Kopf trug.

22) Hr. Sado am meist aber das edle Fräulein Stella, welche insgeheim viele Arme unterstützt hat, und Segen spendet, auch Kranke heimsucht und Trost geben wo sie konnt, harrte jetzt sehnlich der Zeit, wo der Freund aus fernen Land kommen sollt, da die Frist ablaufen war.

23) Und als wir einstmals auf den Berg an das Holz gangen, als wo Hr. Sado einen Thurm aufbauen lassen, gewahrt das Fräulein von der Zinne unten am Dorf auf dem Wege von Eltesleben her zween Reiter kommend, und sieht von einem Helm einen hohen Helmbusch wehen, und ihr ahnet, es sey Erwin sein Wort zu lösen.

24) Alsbald bittet sie uns mit heimzukehren, eilt aber immer voraus, daß wir nit folgen konnten, und als wir endlich ins Zimmer treten, ja da hat Hr. Erwin ihre Hand faßt und beide waren stumm vor heller klarer Freude, die wie Abendschimmer wie Regen Tröpflein unter Thränen Perlen aus den blauen Augen leuchtete.

25) Nun war große Lust alltag auf Hr. Sados Sitzthum.

26) Hr. Erwin daß er seinen Abschied aus des Kaysers Heer genommen und nun im Vaterland bleiben wollt auf seines Bruders Rittersitz zu Ebenheim, oder auch hier, wenn es Hr. Sado erlauben möcht und Stella sein Ehegemahl werden wollt, worin aller Sinn gern stand.

27) Es war aber derweilen Hr. Aldendorfs Frauen verstorben und seine Renten nach Wegfall der Vikarey Nutzungen nit wohl aussehend, weshalb ihn Hr. Sados Vermögen gar sehr am Herzen lag, und er ungern vernahm, daß ein Bräutigam ankommen.

28) Wie er nun ein arger Pfaffenfeind war und ein gottloser Kirchenverächter, also geschah auch, daß durch seine Beihülfe wegen unwichtiger Deutung eines alten Vertrags mit dem Kloster Oldisleben mit der Zustimmung der Obern zu Sachsenburg die Vikarey der Kirche abermalen vorenthalten war, wobei Hr. von Aldendorf wohl einen Schwenzelpfennig erhalten haben mag.

29) Wollte aber gerne das alles ihn verzeihen, wär sein Schalksherz dabei in Ruhe blieben, und hätte nit gar arge Pläne geschmiedet, wie mit Wehmuth und innersten Schmerz gleich denken werd.

30) Ach es war ein schön Zeit auf welch ein gar fürchterlich Nacht folgen sollt.

31) Hr. Sado besaß nehmlich pachtweiß einen Garten, früher ein Kirchhof und der Kirche gehörig, oben an Wasser gegen das Pferdte-Rieth über, in welchen die alte verfallene Kirche in Schatten von Rüstern und Erlen steht, welchen Platz Fräulein Stella allzusehr liebte, da sie ihren Vater bittend vermocht, mit dem Besitzer des Gartens einen freien Vergleich abzuschließen.

32) Dorthin ging das Fräulein die alte Kirche besuchend sehr oft.

33) Allda ist ein Kreuz untern Hochaltar von wundersamen Steinen aus dem Jesusbilde, vor welchen sie nit selten kniete, und neues Heil für ihre Seele erflehete.

34) Eben so wandelte sie bisweilen mit ihrem Herzensfreund Erwin nach jenen Garten, und blieben oftmalen bis zu später Nachtzeit.

35) Nun war eines Tages Hr. Erwin, da ihn das Fräulein wegen einiger Unpäßlichkeit nit geleiten konnt, allein hingangen.

36) Gegen Abend kam ich zu Hr. Sado, wo mich das Fräulein bittet, ihren Freund da es schon spät in Herbst und dunkel, an ihrer Statt abzuholen.

37) Ich gehe dann und nehme Hr. Erwins Knecht mit, konnten Hr. Erwin aber nit sogleich im Garten finden, auch auf unsern Ruf keine Antwort erhalten, treten dann in die Kirchenbogen, und erblicken bey Mondschein, der durch die Spalten fällt, Hr. Erwin am Boden liegen ohne Leben.

38) Alsbald fällt aber ein Schauber über mich, faß ihn an, und greif überall in Blut, so daß wir bald gewahren, wie Hr. Erwin ohne Leben.

39) Als eil ich in Schreck und Schmerz zurück, stürz zu Hr. Sado, und will ihm heimlich melden, aber das Fräulein war böser Ahnung, fragt, was ist meinem Erwin, meinem trauten Freund begegnet? Und ich konnts weiter nit bergen vor großer Angst das Unglück, da wird sie still und bittet mich, mit ihr zu gehen, und eilet in die Kirche.

40) Alle Müh war ohne Erfolg, die Leich war in den Gartenthurm getragen, Stella will nit von ihm, ließ sein Grab mauern in der Kirch und darinn legen und vorsetzen ihres Freundes irdische Hülle.

41) So war alle Hoffnung zertrümmert, und Niemand weiß von wannen es kommen, und auf was Weise es kommen, das Fräulein wußt sich jedoch in ihr Schicksal mit frommen Herzen zu fassen, klagte auch nit zu sehr, wandelte aber alltäglich zum Grabe, das ihren Freund barg.

42) Hr. Sado starb bald darauf und sein Hr. Bruder nahm Sitz in Gute, wo das Fräulein auch blieb, und war eine große Freundin der Armen.

43) Kaum aber war ein halb Jahr vorüber, da kam Hr. Aldendorf und macht sich allerley Geschäft um das Fräulein, sie aber wollte nit von ihm wissen, und lehnte allemal seine Anträge ab, das mocht Hr. Aldendorf nit recht seyn, doch behielt er immer freundliche Miene, und bat das Fräulein um ein Darlehn was sie nit versagt.

44) Nach dieser Zeit wurde das Fräulein krank, schwach und immer schwächer, so, daß sie vermeint, der gute Gott werde sie hinweg nehmen aus dieser Welt. Sie vertheilte deshalb ihre Schätze und bat mich, ihren Willen zu besorgen.

45) Einen Theil überließ sie ihres Hr. Vaters Bruder, einen Theil den Armen, einen Theil der Kirche, welchen sie mir allzugleich zur Verwahrung übergab, ehe aber alles confirmiret, ist Fräulein Stella aus diesen Erdenthal schieden zur ewigen Freud und nahm Hr. Barthol von Germar alles in Besitz außer 9000 Goldgulden, welche ich schon hatte, und ich nit sagte.

46) Obgleich nun das Kloster Oldisleben Anno 1525 in Bauerntrubel zerstört worden, wobey viele alte schöne Nachrichten über Gorisleben, welche dorthin kommen, verloren gangen, so anmaßten sich doch die Obern jenes Orts auch jetzt noch allerley Rechte, und verlangten einen großen Theil von der seel. Stella Reichthum, schickten auch als Legaten, welcher sie vorher erst aufhetzte und dazu spornirt hatte, Hr. Aldendorf, der aber darüber mit Hr. Barthol von Germar so in Hader gerieth, daß der Letzte ihn den

Degen durch den Leib rannte, worüber groß Unheil entstanden und Hr. Barthol flüchtig wurde auf einige Zeit.

47) Deshalb und weil ich das Geld gar nit sicher glaubt bey solch bedenklicher Zeit, da auch die Amts Obern gegen die Kirche feindlich gesinnt, habe ich mir einen Vertrauten aus der Gemeinde erwählet, einen gar verschwiegenen Mann Namens Chilian Großen und das Geld mit dessen Beyhülf, zwischen Hr. Erwins und Fräulein Stella's Gräber in der Johanniskirche in die Erde gesenkt, da es jetzt von keinem Nutz seyn konnte.

48) Schon während des Arbeitens, was wir bey Lampenschein in der Nacht vornahmen, ächzet und seufzt Große gar tief und war nachher von immer mehr Angst befallen. Auf mein Befragen was ihn ankommen, seufzt er abermalen, fragt sodann, ob er gehalten sey, einen gezwungenen Eid zu halten? ohne meine Antwort darauf sagt er weiter, ach ich bin in großen Zwiespalt mit meinen Gewissen, mag auch die Hölle mein Lohn seyn, hier auf diesen Platz habe ich die Mörder des Hr. Erwin gesehen. Was! rief ich bestürzt, was! erzähle Unglücklicher! und Jener sagte mit Zittern:

49) Ich gehe einstmalen vor der Kirche hier vorbey, höre Menschenstimmen ganz dumpf, Furcht fällt über mich, als ich Gott im Gebet anrufe, daß er mir Stärke giebt, alle Furcht zu überwinden und trete unter seinen Beystand in die Halle, da scheint der Mond durch die zerbrochenen Bogen, und ich erblicke den schändlichen Aldendorf mit einen Gesellen, wie sie mörderisch über Hr. Erwin herfallen.

50) Alsbald entfährt mir ein Schrey, die Mörder schrecken auf und faßt mich Aldendorf am Schlund und drohet mir den Hals zu drehen, wo ich nit gleich stumm würde wie ein Fisch.

51) Darauf packen mich beyde, lassen Hr. Erwin in Blut liegen, und schleppen mich in ein entlegen Haus, das den Mordgesell Caspar Roße gehörig, halten über mich langen Rath, ich aber zittere in Todes Angst, nachdem spricht Aldendorf zu mir:

52) Schlechter Hund dein Leben sollt du haben, wenn du schwörst nit zu verrathen auf keine Weise was du sehen und was wir gethan, willst du aber nit schwören, so fährst du gleich zum Teufel † † †.

53) Was sollt ich thun in großer Herzens Angst, sollt ich hinfahren in meiner Sünd, was konnt auch alzumalen mein Todt nutzen und entschloß mich, den Eyd zu thun, wenn ich frey ausgehen dürfte.

54) Alsbald hab ich, wie er mir vorsagt, schwören müssen bey den dreyeinigen Gott auf die Wunde Christi und was ich sonst zu meinen Heil glaubte, nichts zu sagen von irgend einen und sollte des Himmels Seeligkeit nit schmecken und den Teufel † † †. Die ganze Hölle sollte Macht über mich haben, in meinen Ster-

beſtündlein jeder Troſt verſchwinden und alle erdenkliche Angſt auf mich fallen, wenn ich anders thät, als ſie mir geheißen.

55) So hab ich ſchworen und mein Gott jetzt habe ich den Eyd brochen.

56) Alsbald fieng er ſtärker an zu zittern, ich führte ihn heim, saß die ganze Nacht vor ſeinem Bett ließ mir das Geſagte wiederholen, ſchrieb es auf und ſprach ihm Troſt zu, und in der 4ten Morgenſtunde iſt er ruhig auf ſein Bekenntniß verſchieden.

57) Hab darauf zu Caspar Roße geſchickt und war derſelbe in ſelber Nacht kurze Zeit nach Großen auch ſtorben, und hatten ſeine Kinder ſagt: er hat einen Geiſt ſehen.

Dies iſt die unglückliche Geſchichte
Gott gebe Frieden Allen.

A. M. F. N.

gez. **Fahrenbruck.**
P. L.

Dieſer merkwürdigen Schrift war noch das in ſchlechtem Latein abgefaßte Teſtament deſſelben Geiſtlichen beigefügt, deſſen Ueberſetzung hier auch noch folgen möge.

Teſtament.

Im Namen der h. untheilbaren Dreieinigkeit! Der Friede und die Gnade Gottes ſei mit Euch allen!

S. B. L.

Wenn meine Gebeine ſchon längſt verweſet ſein werden, und Du, wer Du auch ſeiſt, dieſe von der Mauer verborgene Schrift auf dem Boden finden wirſt, dürfteſt Du vielleicht nicht daran denken, für meine Seele, welche die gegenwärtige Bekanntmachung erläßt, zu beten. Und doch könnte dieſe Bekanntmachung den Anweſenden ſehr nützlich ſein, wenn ſie dieſelbe nicht zu verſpotten geneigt wären. Daher möchte mein Geſtändniß und meine Kundmachung vielmehr mit Gottes Hülfe den ſpäten Nachkommen nützlich ſein.

1) Gehe, frommer Chriſt, in die, von Wieſen und Gärten umgebenen Mauern der St. Johanniskirche, welche auf dem rechten Ufer des bei Gorsleben ſtrömenden Fluſſes auf einer Erhöhung liegt, und Du wirſt auf dem Boden neben dem Altar unter dem ſteinernen Kruzifixe zwei Grabmäler erblicken. Zwiſchen ihnen, mit einem magiſchen Deckel verſchloſſen, liegt in einem Dreifuße ein großer Schatz von Edelſteinen vergraben, welchen die edle Tochter Sado's von Germar Namens Stella ſterbend zurückgelaſſen hatte. Grabe im Namen der Dreieinigkeit das Grabmal auf, doch mit der Vorſicht, die links und rechts liegenden Gebeine zu ſchonen, damit Du nicht die Manen erzürneſt. Von dem Dir mit Gottes Hülfe zu Theil gewordenen Schatze mache drei Theile, den einen behalte ſelbſt, den zweiten gieb den Armen, den dritten

der Kirche. Da Stella so testirt hat, so hüte Dich das Testament zu brechen, damit Dich nicht Strafe treffe.

2) Dann wende Dich, Du Glücklicher, nach dem Thurm der St. Bonifaciuskirche, welche weiter unten etwas links liegt; gehe hinein und Du wirst auf der Mittagsseite einen beschriebenen Stein finden: zähle aus diesem Winkel 9 Schritte gegen Westen und schlage neben der Mauer ein: da wirst Du meine goldene Kette ausgraben, welche Du behalten kannst.

3) Komm nun, geneigter Leser, und folge mir stumm nach dem Orte, den ich Dir bezeichnen will, wo herrliche Kleinodien von großem Werthe verborgen sind. — Steige auf dem Fußwege nach Heldrungen auf den Weinberg dessen Spitze Schmücke genannt wird; linker Hand nach dem Walde zu suche einen Grabhügel von großem Umfange, wo eine große mit dem Zeichen **X. E** $\frac{\pi}{+}$ g † bezeichnete Eiche steht. Unter diesem Hügel wirst Du erblicken die goldenen mit Edelsteinen besetzten Armbänder der Tochter Sado's von Germar, der edlen Stella, welche wegen der Bosheit der jetzigen Zeit vergraben worden sind.

Ach es war eine mit verdorbenen Sitten und schändlichen Lastern erfüllte Zeit.

Gottes Gnade sei mit Dir.

Amen.

Es wurden nach Auffindung dieser Documente auf eingeholte Befehle polizeiliche Nachgrabungen an den bezeichneten Stellen angestellt. Anstatt der gehofften und beschriebenen Schätze fand man durcheinander liegende Todtengebeine, eine kupferne lange Nadel, einen elfenbeinernen Haarnestel, eine grüne Perle ꝛc. woraus mit Gewißheit geschlossen werden kann, daß bereits früher mehr als eine nachsuchende Hand hier beschäftigt gewesen. Uns bleibt daher nichts, als die rege Theilnahme an jenen Ereignissen und die Bestätigung der Ueberzeugung, daß in unsrem Thüringerlande an vielen ganz unbedeutend scheinenden Orten, eine Fülle des reichhaltigsten Stoffes zu Romanzen und Novellen verborgen liegt, von welcher in den betreffenden Orten selbst oft Niemand eine Ahnung hat. — Wer übrigens durch Gorsleben nicht ganz mit auf den Weg gehefteten Blicken wandert, den muß die alterthümliche Bauart nicht allein der Bonifaciuskirche, sondern auch mehrerer andern Gebäude aufmerksam darauf machen, daß hier manche vorzeitliche Erinnerung aufbewahrt sein müsse, deren es noch eine weit größere Anzahl geben würde, wenn nicht die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges und mehrere bedeutende Feuersbrünste so manches Zeichen von Gorslebens Alter und ehemaliger Bedeutenheit vernichtet hätten. So haben es die Flammen nur erst in der neuesten Zeit veranlaßt, daß das Dorf, außer Kirche, Pfarrei, Schule und einigen Rittergütern, beinahe ganz neu aufgebauet ist. — Es befinden sich nemlich sechs Rittergüter hier, unter welchen jedoch eine große Abstufung des Grundbesitzes

statt findet; übrigens besteht der Ort, mit Ausschluß dieser Rittergüter, der Pfarrwohnung und der Schulen, jetzt aus 121 Feuerstätten, und hat landesherrliches Patronat, wie auch fast durchgängig dergleichen Gerichtsbarkeit, also dermalen Königlich Preußische, indem einigen der Rittergüter die Jurisdiction nur über eine kleine Häuserzahl zusteht.

Endlich ist Gorsleben noch merkwürdig als der Geburtsort eines berühmten Gelehrten; nemlich des berühmten Musikers und großen Chronologen Sethus Calvisius, welcher hier am 21. Februar 1556 geboren ward. Sein Vater war ein armer Tagelöhner und seine Mutter bekleidete nach des Gatten Tode das Amt einer Hebamme. Sein unwiderstehlicher Trieb für Kunst und Wissenschaft fand in der großen Armuth kein Hinderniß; an zwei berühmten Lehranstalten, in Schulpforte von 1592 bis 1594, und dann bis an seinen Tod 1615 an der Thomas-Schule in Leipzig bekleidete er die Stelle eines Classenlehrers und Cantors und hinterließ besonders durch seine chronologischen Schriften einen unvergänglichen Ruhm. Sein Bild in Oel gemalt, ein Geschenk des Leipziger Magistrats, welches lange Zeit in der Kirche aufgehangen gewesen, eilte, vom Moder hier und da verzehrt, der Vernichtung entgegen, ist aber im Jahr 1819 von dem Mahler Herrn Beck in Cölleda in seiner vollen Aehnlichkeit auf frische Leinwand übergetragen worden und befindet sich wieder an seiner vorigen Stelle.

Andere merkwürdige Begebenheiten, deren, gleich anderen Orten auch Gorslebens Geschichte anfüllen, als z. B. Kriegs-, Hungers-, Feuers- und Wassersnoth, ansteckende Seuchen und außergewöhnliche Sterblichkeit unter Menschen und Vieh, sind in den Kirchenbüchern und in einer besondern vom Herrn Bürgermeister Kirchheim in Cölleda angefertigten Chronik von Gorsleben enthalten, welcher wir auch einen großen Theil des Inhalts gegenwärtiger Schilderung verdanken, deren Verfasser sich selbst mehrere male an Ort und Stelle befand und sich jedesmal sowohl von der äußerst angenehmen Lage des Ortes besonders angezogen, wie auch von einem ganz eigenthümlichen romantischen Geist durchschauert fühlte.

Möchten uns auch noch von mehreren geschichtlich merkwürdigen Punkten Thüringens, mit gleich freundlicher Bereitwilligkeit Notizen gegeben werden, als uns hier durch gütige Vermittlung des Herrn Pastor Weiske zu Sachsenburg die Willfährigkeit des Herrn Bürgermeister Kirchheim zu Cölleda gewährte, für welche wir uns dankbar verpflichtet fühlen.

Friedrich von Sydow.

Wernigerode.

Fern ragt ein Schloß, bedacht mit dunkeln Schiefern
Auf Bergeshöh', wo Park sich paart Terrassen,
Die Aussicht hemmen weite Wäldermassen,
Des Harzes Eichen, Tannen, Fichten, Kiefern.

Dorthin schweift oft mein Geist mit immer tiefern,
Wehmüthigern Gefühlen, seit verlassen
Vom Jugendhauch, die Wangen mir erblassen,
Mich Furchen bald dem Altar überliefern.

Denn nicht werd' ich hinan nun wieder steigen,
Wo ich der Hirsche Rudel scheucht' als Knabe,
Das Frettchen fing und in die Kammer sperrte.

Ach, als zum letzten Mal mit schwanker Gerte
Und klirr'ndem Sporn ich dort gewandelt habe,
Durchschauert Ahnung mich wie Geisterreigen.

Schloß Wernigerode von Fr. Raßmann.

Es war im Juni. Die Erde prangte wie ein üppiges, vollendetes Weib in ihrer schönsten Blüthe, das dunkle Laub der Bäume flüsterte wunderbar, aus dem Dickicht schlugen einzelne Klänge an mein Ohr wie der Sang träumender Nachtigallen, die aufsteigende Sonne warf ihre ersten, rothen Lichter in die frischgrünen Blätter der Büsche und Gesträuche, und die Wipfel der Bäume glühten bereits in goldenem Feuer, als ich in einiger Entfernung Wernigerode vor mir erblickte. Den Vordergrund bildeten lachende Fluren, wogende Saatfelder, duftende Wiesen, einsame, im Gebüsch idyllisch

versteckte Gebäude; — den Hintergrund die prächtigen Wälder, die gewaltigen Bergriesen des Harzes. Auf grünem, thaublitzenden Sammtgrunde ruhten die Häuser der Stadt in stillem Gottesfrieden und schlangen sich eng und traulich um den Schloßberg, hinter welchem sich, obwohl er von bedeutender Höhe ist, noch höhere bewaldete Berghäupter emporgipfelten. Einladend und wirthlich lag die Stadt an dem Busen des Gebirgs und als ich durch die Straßen schritt, regte sich auf denselben schon munteres Leben, denn es herrscht hier viel Verkehr. Wegen der herrlichen Alpenkräuter, welche auf den benachbarten Bergen wachsen, ist die Viehzucht in einem vortrefflichen Zustande, es wird Bier gebraut, Branntwein gebrannt, Tuch und Zeug gewebt, Taback und Cichorie bereitet, mit Korn und Holz gehandelt, während Andere ihren Unterhalt durch Holzhauen, Holzfuhren, Kohlenbrennen und auf den Berg- und Hüttenwerken verdienen. Hengstenberg (in seiner geograph.-poet. Schilderung der deutschen Lande) sagt von dem Gewerbfleiße der Stadt und der Umgegend:

Am Harze liegt ein liebes Land,
Es heißt Wernigerode;
Von Stolberg wird sein Graf genannt,
Ihm fließen Ilf' und Bode.
Der Brocken, wo am ersten Mai
Die Hexen tanzen sollen,
Ist sein, so wie der Wiesen Heu,
Des Eisens Schacht und Stollen.

Das ebne Land erzeugt viel Korn;
Viel Oel wird hier geschlagen.
Viel Wild trinkt aus des Waldes Born,
Wo hohe Fichten ragen.
Da wird viel Branntewein gebrannt,
Da sind der Bäume viele,
Da webt man wollenes Gewand,
Da klappert manche Mühle.

Viel Regsamkeit erhält die Stadt auch durch die zahlreichen Beamten, da in Wernigerode eine gräfliche Regierung, ein Consistorium, eine Kammer, ein Forst-, Berg- und ein Steueramt ihre Sitze haben.

Die Stadt selbst, welche ungefähr 900 Häuser und 6000 Einwohner zählt und von der Holzemme bewässert wird, hat wenig Merkwürdiges aufzuweisen. Unter den Kirchen verdient die Frauenkirche einen Besuch, da sie ein treffliches Gemälde von Bernhard Rhode, einen Christus am Kreuze, enthält. In der Sylvesterkirche findet man manches alte, denkwürdige Monument des Wernigeröder Grafenhauses; und das Kloster, welches sonst bei dieser Kirche blühte,

muß in großem Ansehen gestanden haben und reich dotirt gewesen sein, denn als der Magistrat zu Nordhausen mit dem unfern von jener Stadt belegenen Kloster Himmelgarten in Streit gerathen war, trug Papst Benedict XII. dem Dechanten dieses St. Sylvesterklosters auf, beide Theile zu verhören und einen Vergleich zwischen ihnen zu stiften, welcher auch im Jahre 1340 wirklich zu Stande kam. (cf. Leuckfeld: Kloster Marienberg p. 127.)

Das Waisenhaus ist sehr wohl eingerichtet und enthält eine nicht unbedeutende Sammlung von Naturalien, besonders Mineralien, welche der Harz selbst geliefert hat, und Konchilien. — Von den Wirthshäusern sind dem Fremden der schwarze Hirsch in der Vorstadt Nöschenrode, das deutsche Haus in der eigentlichen Stadt und der weiße Hirsch am Markte zu empfehlen. Der schwarze Hirsch wird auf gräfliche Rechnung verwaltet. — Dicht am Fuße des Schloßberges liegt der Lustgarten, der, durch die Humanität des erlauchten Besitzers, Jedermann offen steht. Ein großes Gebäude, welches sich in demselben befindet, enthält, außer einem reichhaltigen Naturalienkabinete, eine Bibliothek von 40,000 Bänden, in welcher man manches seltene Buch, besonders aber eine ausgezeichnete Sammlung verschiedener Bibeln und eine große Menge Gesangbücher antrifft. Von den Bibeln sollen gegen 2000 besondere Ausgaben vorhanden sein. Der übrige Theil der Bibliothek enthält größtentheils ältere theologische und historische Werke. — Ein anderes bemerkenswerthes Gebäude in diesem Garten ist das Orangeriehaus, mit einem schönen großen Saale, in welchem man ein langausdauerndes Echo erzeugen kann.

Manches rühmlichst bekannten Mannes gedenkend, der hier lebte, an Rassmann, den Freund der Musen, an Schröder, den wackern Geologen, an Seegemund, den Herausgeber der Hirtenstimme, und an Delius, von dem wir eine gründliche Untersuchung über die Harzburg und über den Götzen Krodo besitzen, stieg ich auf dem mit Bäumen besetzten Wege den hohen Schloßberg hinan und stand nach einem halben Stündchen auf dem Gipfel des Berges. —

Wer nach Wernigerode kommt und auch nicht die Absicht hat, das Innere des Schlosses zu besichtigen, welches 900 Fuß über der Meeresfläche und 400 Fuß über der Stadt liegt, verabsäume wenigstens nicht, den Schloßberg zu ersteigen. Er wird sich für seine Mühe reichlich belohnt finden. Wohl blicken in Deutschlands Gauen viel tausend Schlösser und Burgen von Felsen und Bergen in die Thäler herab; aber wenige dürfen, wenn der Streit Lage und Aussicht betrifft, mit dem Schlosse zu Wernigerode in die Schranken treten! — Kommst Du auch noch so ermüdet vor dem Schlosse an und Du wirfst den Blick hinab in die Tiefe, so wirst Du überrascht, entzückt dastehen. Die Aussicht ist unbeschreibbar schön. Zwischen den glänzenden Wiesen wallen, wie Meereswogen, grünliche Saaten, funkeln die silbernen Streifen der Bäche und Teiche, flimmern die Thurmspitzen der friedlichen Dörfer, und weißes Nebelgewölk zieht an den grünen Waldhöhen dahin.

Ragende Bergeszinnen mit wolkenumlagerter Spitze,
Oedes Felsengeklüft, unübersehlicher Wald.
Dort die Hirtenthale mit silbernen Bächlein bewässert,
Und vom Schellengeläut weidender Kühe durchtönt,
Aecker, wo stachligte Gerste mit bebendem Roggen dahinwogt,
Lichter Hafer begrenzt bräunliches Furchengestreif.

Dicht zu den Füßen des Beschauers liegt die Stadt, dahinter breitet sich ein überaus gesegnetes Land aus, und die fleißig angebaute Ebene nach Halberstadt hin macht einen besonders erfreulichen Eindruck. Fruchtfelder, Dörfer und Städte, Wiesen und Gehölze, wechseln ununterbrochen mit einander ab. Wendet man sich aber plötzlich auf die entgegengesetzte Seite, so fällt der Blick auf die ernsten, riesigen Harzberge und auf den mächtigen, frei daliegenden Brocken, der aus dem Hintergrunde stolz herüberblickt. An eine der jenseitigen Höhen lehnt sich die Kolonie Friedrichsthal, deren Dächer zwischen dem dunkeln Grün recht freundlich herüberblicken und sich in einer langen Reihe in das Thal hinaufziehen.

Hat man sich an der köstlichen Aussicht, welche mit der der Schlösser von Ballenstedt und Blankenburg um den Vorzug streitet, erquickt, und man wünscht das Innere des Schlosses zu sehen, so meldet man sich bei der Ausgeberin. Das Schloß nimmt sich mit seinen drei Thürmchen recht stattlich aus, ist aber, da es seine alte Form noch hat, wie alle alten Schlösser, sehr unregelmäßig. Keine Façade, keine Fronte ist zu sehen, — nichts als Winkel, Vorsprünge, kleine und große Fenster. Unter allen Gemächern, welche dem Fremden gezeigt werden, ist keines merkwürdiger, als der Speisesaal, welcher eine vollständige Bildergallerie des gräflich stolberg'schen Geschlechts enthält. Da das Schloß keinen Brunnen besitzt, so wird schönes Quellwasser in einem irdenen Röhrenzuge aus dem Gebirge herbeigeführt. Diese Wasserleitung ist im Jahr 1730 angelegt und obwohl ihr erster Wasserfangkasten, welcher nahe an der Elbingeröder Grenze und unfern der Heerstraße liegt, in gerader Linie kaum ¾ Meilen entfernt ist, beträgt doch der Lauf, welchen das Wasser wegen der vielen Krümmungen zu nehmen hat, von da bis auf den Schloßhof, 3856 rheinl. Ruthen, oder beinahe zwei Meilen.

Schloß und Stadt verdanken, wenn man den alten Geschichtschreibern trauen darf, ihren Ursprung den Grafen von Reinstein. — Einstmals lebten auf dem Regensteine, wie ein alter Chronikenschreiber erzählt, (cf. Abels Sammlung ungedruckter Chroniken p. 53), neun Brüder, und da es oft Zwiespalt unter ihnen gab, verließen zwei davon, Dietrich und Conrad, das väterliche Schloß, wandten sich in diese Gegend, und Dietrich baute das Schloß und hieß der Obergraf, Conrad aber siedelte sich im Thale an und wurde der Untergraf genannt. Von diesen beiden stammen alle übrigen Grafen von Wernigerode ab. Andere nennen einen Bruno, Sohn Dietmar I. von Blankenburg, als den Stammvater dieses Geschlechts. — Sie standen immer in besonderem Ansehen und Eginhard erwähnt

schon die Grafen von Wernigerode, so wie die von Stolberg, unter den Kampfgenossen des tapfern Sassenfürsten Wittekind. Auch Rethmeier führt sie in seiner Chronik unter den Harzgrafen an, zu denen er, außer Wernigerode, Blankenburg, Arnstein, Mannsfeld, Wipper, Stolberg, Hohenstein und Lutterberg zählt. Die Grafen von Wernigerode waren ferner der Ehre fähig, zu den Vierfürsten oder Vierherren und zu Gaugrafen erwählt zu werden, auf welche Auszeichnung nur noch Anhalt, Ballenstedt, Gibichenstein, Homburg, Kalenburg, Quedlinburg, Ringelheim und Winzenburg Anspruch machen konnten. Später standen sie bei Kaiser Heinrich dem Finkler in besonderem Ansehen und wurden zu allen Reichsversammlungen und Ritterspielen gezogen. Im Jahr 1199 erstürmt ein Hermann von Wernigerode, als Kriegsmann Philipps von Schwaben, die Burg Lichtenberg, und befreit Goslar dadurch von einer Hungersnoth. Auch später wird er oft als ein tapferer Kämpe erwähnt. — Ein Graf Gebhard von Wernigerode kommt mit seinem Sohne Conrad in einer Urkunde vom Jahr 1260 vor, in welcher Friedrich von Donnersleben dem Kloster Marienborn zwei Hufen Landes verehrt. (cf. Lucäe Grafensaal p. 125 — 28.) — Graf Conrad trägt im Jahr 1268 dem kräftigen Otto IV. von Brandenburg seine Besitzungen als Lehen an, seit welcher Zeit die Grafen, mit geringer Unterbrechung, brandenburgisch-preußische Lehnsträger bleiben. — Im Jahr 1281 bringt ein Graf Gebhard seine Tochter Hedwig ins Kloster und schenkt demselben 40 Mark Silbers (cf. Meybom's Chronik von Riddagshausen. P. III. p. 2369.) — Im Jahr 1283 befehdet Heinrich von Wernigerode den Herzog Heinrich den Wunderlichen von Grubenhagen und verbrennt ihm, mit Hülfe des Grafen Heinrich von Reinstein, das Kloster Stederburg. — Im Jahr 1302 fangen Conrads Söhne, Albert, Friedrich und Gebhard, Streitigkeiten mit dem Kloster Walkenried an, nehmen selbigem Vieh und Getreide weg und beunruhigen es, bis sich der Papst ins Mittel schlägt und die Mißhelligkeiten schlichtet. — Später gerathen sie in Streit mit dem Erzbischofe von Magdeburg und im Jahr 1381 verliert, wie der Pirnaische Mönch erzählt, ein Graf Conrad eine Feldschlacht gegen den Erzbischof, wobei er 71 Pferde einbüßt und mit 30 seiner Getreuen gefangen genommen wird. — Auf ähnliche Weise werden die alten Herren von Wernigerode noch mehrere Male erwähnt, was wir aber, um nicht langweilig zu werden, unerwähnt lassen müssen.

Unter der Regierung Kaiser Wenzels, der sich wenig um das, was in seinem Reiche vorging, bekümmerte, und nur seinen Vergnügungen lebte, wurde der Adel übermüthig und jeder Ritter waltete auf seiner festen Burg wie ein König. Kein Wanderer ging ungefährdet seinen Weg, kein Bürger wagte sich ungeneckt aus den sichern Mauern der Stadt, kein Kaufherr zog unberaubt seine Straße, und um die bereits herrschende Verwirrung noch zu vergrößern, lag der Adel unter sich selbst in beständiger Fehde, und ein jeder, der sich beleidigt und gekränkt glaubte, schaffte sich mit eiserner Faust selbst ein Recht. — Um dem beständigen Rauben, Morden und Brennen

ein Ende zu machen, schlossen Adolf, Erzbischof von Mainz, Albert, Bischof von Halberstadt, die Herzöge Otto, Friedrich und Albert von Braunschweig und Lüneburg, Busso, Graf von Reinstein, Günther, Graf von Stolberg, die Grafen von Mannsfeld, Dietrich von Wernigerode und viele andere Ritter und Herren einen Bund und setzten unter einander fest, daß derjenige, welcher sich von ihnen in Zukunft des Raubens schuldig machen würde, ohne Ansehen der Person, die schimpfliche Strafe des Stranges erleiden sollte. Obgleich alle Versammelten diesen allgemeinen Landfrieden beschworen hatten, ritten doch viele mit dem festen Vorsatze heim, das Versprechen nicht zu halten. Besonders hatte Dietrich von Wernigerode wenig Neigung, auf seiner Burg wie ein Einsiedler zu leben und zuzuschauen, wie Andere auf der Landstraße Geld und Gut erwarben und sich wohl dabei befanden. Er hatte immer den Lieblingsspruch damaliger Stegreifritter im Munde geführt:

> Ist auch mein Schloß nicht groß und schön
> Und leer Gewölb' und Speicher,
> Brauch ich vom Thurm nur umzusehn,
> Und wer ist dann noch reicher?
> Ich denke über Feld und Hain
> Der einz'ge Herr und Fürst zu sein,
> Und daß die Unterthanen mir es glauben,
> Will ich sie, eh' ein Andrer kommt, berauben.

Und nun sollte er sich ruhig halten? Sollte nicht mehr seine Kurzweil treiben mit Bürgern und Bauern? Das wäre ein Leben gewesen, ärger als der Tod. — Es wurde ihm bald zu eng im Schloß und er versammelte seine Lehensleute und den lärmenden Haufen der wilden Knappen um sich her und überfiel, ohne Absagebrief, Blankenburg, stürmte das dortige Schloß, beraubte es, trieb allen Muthwillen in der Stadt und kehrte, mit reicher Beute beladen und froh des gelungenen Wagstückes, auf seine Burg zu Wernigerode zurück.

Der Bruch des beschwornen Landfriedens brachte aber die übrigen Bundesgenossen in die größte Bewegung; sie kamen erzürnt zusammen, übertrugen dem Erzbischof Albert von Magdeburg, dem Herzoge Otto von Braunschweig und einem Grafen von Hohenstein die Untersuchung der Sache und luden den Grafen Dietrich von Wernigerode vor ein freies Feldgericht, unweit des Schlosses Heimburg. Keck trat Dietrich, am Tage Mariä Magdalenä des Jahres 1390 vor die Richter und Beisitzer, welche alle seine Freunde und Bekannte waren, hörte die Anklage ruhig an und gestand ohne Weiteres, was er gethan. Doch kaum war das Geständniß über seine Lippen, so spaltete das Schwert des Ritter Hanns von Bleicherode, welcher einer der Beisitzer war, das Haupt des Schuldigen, und die Uebrigen sprangen hinzu und hingen den Gerichteten mit dem Zaume seines eigenen Rosses an einen Baum. (cf. Abels Sammlung un-

gedruckter Chroniken p. 199.) — Eine Vertheidigung des Grafen Dietrich hat ein alter Historiker, Engelhusius übernommen. (S. **Heineccii antiquit. Goslar. lib. IV. p. 361.**)

Ihm sehr unähnlich war sein Nachkomme, vielleicht gar sein Sohn, Albert **IV.**, ein überaus frommer, gottesfürchtiger und gelehrter Herr, der im nahegelegenen Kloster Himmelpforte von Jugend auf erzogen worden war und im Jahr 1411 zum Bischofe von Halberstadt erwählt wurde, aber schon 1418 daselbst starb, wo er auch hinter dem Chore begraben liegt.

Dieser Albert **IV.** war nach einigen Chronisten (s. Halberstädter Chronik von Winigstadius) der Letzte von den alten Grafen von Wernigerode aus der Reinstein'schen Linie. Es herrschen aber darüber sehr verschiedene Meinungen, da Einige sagen, daß der letzte Graf „Heinrich" geheißen habe, welcher erst im Jahr 1429 gestorben sei, während Andere behaupten, der Wernigeröder Stamm sei schon im zwölften Jahrhundert erloschen. Den Hauptanlaß zu dieser großen Meinungsverschiedenheit, gab ein Grabstein in der St. Sylvesterkirche, welcher folgende räthselhafte Inschrift enthielt:

> **Nabort M. Schreven ver C. Troe X. dabey negen**
> **Starf Henrich Greve der van Stalberg leve neue**
> **Van Warnirode starf Henrich leste Erve dode**
> **Do was de Hire sunte Erasmi vire**
> **Up Fridach wende na Vesper was ydt sin Ende**
> **Der Seelen sine si God guedig ane Piene.**

Die größte Wahrscheinlichkeit haben wohl diejenigen für sich, welche das Erlöschen des alten Stammes in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts setzen und zwar in das Jahr 1429. — Die Grafschaft kam nun auf folgende Weise an Stolberg. Graf Botho **VI.** von Stolberg, welcher zuerst eine Gräfin von Hohenstein, dann eine Gräfin von Wernigerode zur Gemahlin hatte, wurde von seinem Vetter, Heinrich von Wernigerode, dem Letzten seines Stammes, am Martinsabend des Jahres 1417, in Erbhuldigung genommen. Als Heinrich nun im Jahr 1429 starb, folgte ihm Botho oder Bodo **VI.** von Stolberg. Botho **VIII.** oder der Glückselige (geb. 1467, gest. 1538), hatte zur ersten Gemahlin die Elisabeth, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen, und nach ihrem Tode vermählte er sich mit Anna, der Tochter des Grafen Philipp von Königstein und Epstein im Nassauischen, welche ihm, da ihre drei Brüder starben, die große rheinländische Erbschaft zubrachte, nämlich die Schlösser und Herrschaften Königstein, Rochefort, Epstein, Münzenberg, Breuberg, und Aigmont. Der Sohn dieses Bodo, Heinrich der Aeltere, († 1572), wurde Stammvater der stolberg'schen Rheingrafen. Diese Linie theilte sich durch seine zwei Söhne Ludwig Georg und Christoph in zwei Aeste. Ludwig Georg starb aber 1618 und der Zweig hörte mit seinem Sohne Vollrath auf. Christoph starb 1638 und durch seine Söhne kam die Rheinlinie in die

Harzlinie. Von ihr blühen jetzt zwei Hauptlinien, die ältere und die jüngere. Die ältere Linie ist die zu Wernigerode, deren Stifter Heinrich Ernst ist, welcher 1672 stirbt. Seine Söhne, Ernst († 1710) und Ludwig Christian († in demselben Jahre), bildeten die Linien zu Stolberg=Wernigerode und Stolberg=Gedern, im Großherzogthum Hessen. Die letztere Linie, Stolberg=Gedern, wurde im Jahr 1742 gefürstet, erlosch aber im Jahr 1804 im Mannsstamme und von der ältern Hauptlinie besteht also die Wernigerödische allein. Mild herrscht dieses Geschlecht noch heute über das etwa 2 Q. M. lange und 2 Q. M. breite Land, in dem eine Stadt, ein Flecken, zehn Dörfer, fünf Rittergüter, elf herrschaftliche Vorwerke, fünf Forstreviere, über siebzig Mühlen, mehrere Eisenhütten, Kupferhämmer und Papiermühlen liegen, und welches ein Waldrevier von 55,000 und ein Feldrevier von 49,000 Morgen enthält. Außerdem gehören zur Grafschaft: der unter hannover'scher Hoheit stehende Hohensteiner Forst (südlich auf dem Harze, welcher ein Theil der alten Grafschaft Hohenstein ist, von welcher dem Grafen von Stolberg=Stolberg das platte Land oder das Amt Neustadt gehört), und verschiedene Herrschaften in Schlesien, im preußischen Sachsenlande und in der Wetterau. Dem jetzigen Grafen wird feiner Kunstsinn, besondere Liebe zur Musik und eine lobenswerthe Sorgfalt für Prediger und Schullehrer nachgerühmt.

Die Umgebungen von Wernigerode sind überaus schön und romantisch. — Gleich hinter dem Schlosse sind die Höhen mit ihren Waldungen zu einem Thiergarten eingerichtet, in welchem sich einige niedliche Lusthäuser befinden, die eines Besuches werth sind. — Der Denkstein, welchen man in diesem Garten sieht, ist auf folgende Veranlassung errichtet worden. Eine Gräfin von Stolberg=Wernigerode lustwandelte einst unter den schattigen Bäumen des Wildgartens, als ein wüthender Hirsch aus dem Gebüsche stürzte, und auf die nicht wenig erschrockene Dame eindrang. Nur mit Mühe erwehrte sie sich eine kurze Zeit des ungestümen Thieres und ihr Verderben schien unvermeidlich. Im entscheidenden Augenblicke schaute der Graf, der Gatte der bedrängten Frau, aus dem Fenster, sah die Gefahr, in welcher sein geliebtes Weib schwebte, griff nach der Wand, riß ein geladenes Gewehr herab und wagte, mit klopfendem Herzen, aber mit sicherer Hand, einen wahren Tellsschuß. Die Büchse knallte, der Hirsch brach zusammen und nach wenigen Augenblicken lag die Gräfin in den Armen des liebenden und geliebten Gatten. Zum Andenken an diesen Glücksschuß wurde jenes Denkmal gesetzt.

Die Grafen von Wernigerode werden auch anderweitig als wackere Waidmänner gerühmt und haben, wie die Helden des Alterthums, manches Ungethüm, welches die Gegend unsicher machte und Menschenleben gefährdete, mit eigner Hand erlegt. Die Umgegend von Wernigerode birgt nämlich nicht nur das scheue Reh, den flüchtigen Hirsch oder den borstigen Eber; — auch der Luchs und besonders der grimmige Wolf sind oft gesehene Gäste an den Höhen und in den Schluchten des Brockengebirgs. Erst im Jahr 1817 wurde

an den Sonnenklippen ein Luchs, den man schon mehrere Jahre gespürt hatte, erlegt. Er war männlichen Geschlechts, von der Spitze der Schnauze bis an den Schwanz, 3 Fuß 5 Zoll lang und wog 53 Pfund. — Wölfe haben sich sehr oft gezeigt und die glänzendste und feierlichste aller Wolfjagden neuerer Zeit, welche sich mit einem idyllischen Feste endigte und die sogar den Pegasus einiger namhafter Dichter in Bewegung setzte, fand vor 42 Jahren statt.

Die erste Vermuthung, daß ein Wolf am Harze sich wiederum aufhalte, sagt Benzler aus Wernigerode, (der diese Jagd in von Wildungens Jagdtaschenbuche beschreibt), entstand schon im Juli 1797, da nämlich eine Heerde Rindvieh, die in dem hohen Gebirge weidete, einmal Nachts um 12 Uhr in der größten Unruhe und am ganzen Leibe zitternd, nach dem Viehhofe, die Schluft, gerannt kam. Der dort wohnende Hirte fand am andern Morgen nicht weit von da, wo das Vieh gelegen hatte, ein Stück zerrissen und angefressen, und ein anderes halbtodt zwischen den Felsen. Sowohl der Förster des dortigen Reviers als auch der Hirte behaupteten, daß dies Wölfe gethan hätten, und berichteten es auch so an die gräfliche Kammer. Man stellte Jagden an, spürte aber gar nichts. Indessen war die lügenhafte Fama sehr geschäftig und machte aus dem Wolfe Bären und andere furchtbare Thiere. Der gräfliche Forstmeister widersprach aber dieser Behauptung in öffentlichen Blättern, um die Wälder nicht unsicher zu machen.

Schon waren alle Gerüchte wieder verschwunden, als ein Förster den Wolf wirklich am Brocken spürte. Der Forstmeister von Hagen sah selbst die Spur und da er sie gleich für die eines Wolfes erkannte, so setzte er die ganze Jägerei in der Nähe in Thätigkeit. Man spürte ihn hier und da, fand oft zerrissenes Wild, doch konnte ihn nie ein Jäger zu Gesicht bekommen, ob er sich gleich Weibern, Fuhrleuten und Holzhauern oft zeigte. Vom 22. März an wurde nun die Jagd mit allem Eifer betrieben und auch die beiden ältesten Herren Grafen von Wernigerode zeigten sich dabei sehr thätig. Der häufig gefallene frische Schnee gab fast jeden Morgen neue Hoffnung, den Räuber einkreisen zu können, aber diese Hoffnung erlosch nach dreitägiger fruchtloser Mühe fast ganz. Am 23. März endlich, da Nachts wieder ein schöner Spürschnee gefallen war und die ganze Jägerei aus Ilsenburg, Stapelnburg, Hasserode, Wernigerode und Schierke, nach Tags zuvor gemachtem Plane, das Gebirge durchstreifte, war ein Jägerbursche so glücklich, den Wolf am Pfortenberge, eine Stunde von dem gräflichen Jagdhause Plessenburg, einzukreisen. Der Ort, wo der Wolf, gesättigt von einem in der vorigen Nacht zerrissenen Spießer, steckte, ließ sich gut umlappen; deswegen wurden nun gleich alle Geräthschaften hierzu, auch noch mehrere Schützen und Bauern bestellt, während ein Förster noch einmal den Wolf umkreisete und bestätigte. Um zwölf Uhr waren schon einige Wagen und Schlitten voll Lappen und Netze von dem gräflichen Jagdzeughause dort. Der junge Graf sowohl, als die sämmtliche Jagdgesellschaft, welche sich schon sehr verstärkt hatte, nahmen voller

Eifer Lappen und Netze auf die Schultern und umstellten so mit der größten Geschwindigkeit und in tiefster Stille den ganzen Berg. Um zwei Uhr war dies geschehen und nun wurden 32 Schützen und eben so viel Jagdleute so um den Berg herumgestellt, daß in einer Entfernung von 80 Schritten jedesmal ein Schütze, und zwischen diesen immer ein Bauer zu stehen kam. Nun ging ein Förster und ein Jagdmann der in den Wald gehenden Spur nach, um den Wolf loszutreiben, traf ihn aber schon im Jagen herumtrabend an. Unter einem Felsen hatte er vom mächtigen Schmause unbehülflich und träge gerastet. Bald kam er einigen Schützen schußmäßig, wurde aber gefehlt und rannte nun im Jagen wie rasend hin und her. Wenn er vor die Lappen kam, stutzte er und kehrte schnell um. Nach anderthalb Stunden kam er endlich gerade auf den Grafen Ferdinand los. Dieser ließ ihn nah genug herankommen, legte kaltblütig an, schoß und — der Wolf stürzte, — raffte sich aber wieder auf und verschwand hinter den Felsen. — Beim Anschusse hatte er wie ein Fuchs genäßt. — Man ging der mit Schweiß bezeichneten Spur nach und fand den Räuber 100 Schritte davon todt in den Schnee hingestreckt. Das Abfeuern der Gewehre verkündigte dem Wild den Tod seines Feindes. Alle Schützen waren bald bei dem Zeugwagen versammelt, empfingen den glücklichen und frohen Jäger mit allgemeinem Halloh und einer dreimaligen Salve, wovon Berge und Felsen prächtig widerhallten, und führten ihn dann im Triumphe nach Ilsenburg, dem Wohnorte des Forstmeisters, wo er auf's Neue mit Freudenschüssen begrüßt wurde.

Der Wolf war von ausgezeichneter Größe und wohl genährt, fast 3 Fuß hoch und von der Spitze des Rachens bis an das Ende der Lunte 5 Fuß 6 Zoll lang. Er wog 79 Pfund und mußte schon sehr alt sein; denn von seinen 2 Zoll hoch hervorstehenden Fangzähnen, die ganz gelb und schwarz waren, fehlte ihm einer der untern. Er hatte sich wahrscheinlich aus den Ardennen hierher verlaufen.

Die Freude, daß der Wolf erlegt und noch dazu von dem geliebten Grafen Ferdinand erlegt worden, war so allgemein, daß sogleich von allen Orten Glückwünsche in Prosa und in Versen einliefen. Besonders zeichneten sich die Halberstädter Dichter Gleim, Fischer und Klamer Schmidt aus.

Um der Jägerei seine Freude und seinen Dank für die bei der Wolfsjagd gehabte viele Mühe und Arbeit zu bezeugen, veranstaltete der Graf Ferdinand am 29. März ein kleines Fest, wozu er die sämmtliche Jagdgesellschaft auf Mittag, Nachmittag und Abend einlud. Die Jäger begaben sich im Zuge nach dem Festhause; ihnen folgten die Schützen, welche bei der Wolfsjagd zugegen waren, und auf diese — sechzehn junge, als Schäferinnen überaus nett gekleidete Mädchen, die von jeder Schäferei dem Sieger ein Lamm zur Dankbarkeit darbrachten. — Ein Jäger überreichte dem Grafen den Wolfsbalg nebst folgenden Versen:

Hier ist der Balg vom Ungeheuer,
Das Ferdinand erlegt;
Der Jäger zollt ihm seinen Dank,
Der Hirsch beim sichern Weidegang,
Und friedlich bringt der Hirten Schaar
Zur Dankbarkeit ein Lämmchen dar.

An der Stelle, wo der Wolf fiel, wurde ein Denkmal gesetzt, und der bisher sogenannte Pfortenberg, erhielt den Namen Wolfsberg.

Besteigt der Wandrer den Pavillon, den Blockshornberg, ja, eine jede andere Höhe um Wernigerode, so sieht er die herrliche Landschaft in stets veränderter Schönheit. Besonders verdient eine südöstlich gelegene Bergkuppe, „die zwölf Morgen" genannt, einen Besuch, von der ein Adlerblick in die Gegend die gehabte Mühe schön belohnt. — Einen sehr angenehmen Spaziergang gewährt auch das Katharinenthal, so wie das Thal von Hasserode. Dieses Dorf, welches mit dem Dorfe Friedrichsthal zusammenhängt, enthält ungefähr 160 Häuser und 700 Einwohner und war um die Burg der alten Herren von Hasserode her gebaut. Diese Herren von Hasserode waren Erbmarschälle des Stiftes Halberstadt. Das Thal, in welchem das Dorf liegt, erfreut eben so sehr durch seine romantische Schönheit, als auch durch die Industrie der Thalbewohner, welche in den zahlreichen Mühlenanlagen an der Holzemme sichtbar ist. Hier liegt auch ein sehenswerthes Blaufarbenwerk, eine Privatbesitzung und in der Nähe sind auch noch Ueberbleibsel des Augustinernonnenklosters Himmelspforte, welches 1525 im Bauernkriege zerstört worden ist.

Für den Freund des Bergbaues sind die Eisengruben des Harten- und des Büchenbergs anziehende Punkte, denn der Eisenstein wird hier auf eine ganz eigenthümliche Weise gewonnen. Da das Gestein fast zu Tage steht, so hat man große und weite Gruben, welche vulkanischen Kratern gleichen, und von denen einige hundert Fuß tief und 600 Fuß breit sind, in den Berg hinein gearbeitet. Die Gruben sind übrigens so ergiebig, daß alle Schmelzöfen der Gegend reichlich versorgt werden können. Das ebenfalls am Büchenberge gewonnene Braunsteinerz wird weit, besonders nach Petersburg, versandt.

Der Freund stiller Waldeinsamkeit und ernster, schauerlicher Gegenden scheue nicht den Gang an der Holzemme hinauf, bis zu dem unheimlichen Orte hin, wo dieses Gewässer entspringt. Du wanderst lange fort und tief in den Wald hinein und kein menschliches Wesen kömmt Dir freundlich grüßend entgegen. Es ist, als ob das Treiben der Menschen hunderte von Meilen hinter Dir läge. Nur die Bewohner des Waldes hausen hier ungestört und zeigen sich, schnell wieder verschwindend, zuweilen Deinen Blicken.

Offen liegt vor Dir der stille
Haushalt da der wilden Thiere.

Welcher Friede, welche Fülle,
In dem schattigen Reviere.

Mit der Elster tauscht der bunte
Häher Neuigkeiten aus.
Reineke mit dichter Lunte
Liegt am Eingang seines Bau's.

Zierlich säubert mit den Pfoten
Lange sein Gesicht, der treue.
In den Gründen flieh'n des rothen
Wildes Rudel, schnelle, scheue.

Je weiter Du aber wanderst, desto wilder wird die Gegend; schwarzer Tannenwald umgibt Dich, zerrissene Klippen, die Teufelsburg genannt, starren empor, Du schaust nicht ohne Schauder hinab in „die steinerne Renne," in welcher die Holzemme schäumend dahintobt.

Von den Klippen wie verzweifelnd
Stürzt der Wildbach in die Tiefe,
Und er brauset in den Schluchten,
Ob er bang nach Hilfe riefe.

Da läßt es sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die himmelhohen Tannen flüstern wie mit tausend Zungen, seltsame Bergblumen schauen Dich mit brennenden Augen an, einzelne Sonnenstrahlen flimmern spielend hin und her und die Wellen rauschen dazu in sonderbaren Tönen. — Höher hinauf, an dem Verstecke, wo die Holzemme ihren Ursprung nimmt, wird es gar unheimlich. Die Gegend verwildert, ungeheure Felsblöcke liegen umhergestreut, feuchter Moosgrund hindert Dein weiteres Vordringen, die Gegend wird ungangbar und verdient den Namen der Hölle, den sie führt, mit vollem Recht. — Du trittst den Rückweg wieder an und wenn Du die wilde Waldgegend hinter Dir hast und die vom milden Abendsonnenschein bestrahlte Ebene vor Dir erblickst, ist Dir zu Muth, als wärest Du aus einer finstern Höhle wieder an das freundliche Tageslicht getreten, und Du blickst in die Gegend mit neuem Wohlgefallen hinaus.

An den schon erwähnten Bergrücken, „die zwölf Morgen", lehnt sich ein kegelförmiger Berg, auf welchem einst die Haarburg stand. Zwei tiefe Graben allein sind es, welche das Vorhandensein einer Burg auf dieser Höhe bezeugen. Die Geschichte ihres Ursprungs und Untergangs liegt in nächtliches Dunkel begraben und nur eine wunderbare Sage klingt noch aus grauer Vorzeit in unsere Tage herüber, die uns Folgendes verkündet:

Der Berg, welcher die Haarburg genannt wird, und dessen Scheitel nur einen geringen Umfang darbietet, trug in längst verklungener Zeit eine Veste, die, nach Art der ältesten Burgen, nur in einem einzigen, mächtigen Thurme bestand. Auf ihr hausten die ältesten Herren von Wernigerode. Der Berg aber, auf welchem jetzt das Schloß Wernigerode liegt, war damals noch unbebaut.

Jahrhunderte lang hatten sich die Bewohner der Haarburg in den grauen, verwitterten Mauern des Thurmriesen glücklich gefühlt, als endlich ein Graf Bodo von Wernigerode in demselben hauste. Ihm wurde eine starke Nachkommenschaft zu Theil, der Thurm ward schier zu enge für all die Kinder und das Gesinde, und oft wurde der Wunsch in ihm rege, eine geräumigere Wohnung zu besitzen. An einen Anbau durfte er, bei dem kleinen Umfange des Bergscheitels, nicht denken, und als er eines Abends mit seiner Gattin vor dem Burgpförtchen saß und in die herrliche Gegend hinausschaute, sprach er zu seinem Weibe, indem er mit der Hand nach dem Berge zeigte, auf welchem jetzt das Schloß steht: „Was meinst Du, wenn wir da drüben wohnten? Der Berg ist geräumig und es wäre Platz auf ihm zu Thürmen und Thoren, zu geräumigen Sälen und Zimmern, ja selbst eine Capelle könnten wir bauen, und um das Alles auch noch einen Graben ziehen, daß wir sammt unsern Kindern Raum genug hätten und der Freunde beherbergen könnten, so viel ihrer ankämen. Was meinst Du? Ich muß ernstlich darauf sinnen, mich anderswo anzubauen, denn hier ist länger nicht mehr unseres Bleibens!“

Die Burgfrau gab ihrem Gatten vollkommen recht, beide sprachen noch mancherlei über diesen Gegenstand und trennten sich erst, als tiefes Dunkel in den Thälern ruhte und Luna leuchtend über die düstern Berge emporstieg.

Die Nacht war schön und die Gräfin mochte noch nicht ruhen. Sie öffnete ein Fenster und schaute hinauf nach der glänzenden Scheibe des Mondes, versank in Gedanken und merkte nicht, daß Minute auf Minute dahinschwand und Mitternacht mit ihren Eulenfittigen bereits über ihrem Haupte schwebte.

Da trat aus einem Winkel des Gemaches, mit leisen, unhörbaren Schritten, ein seltsames Wesen, ein kleines Männlein mit einem alten, faltigen Greisenantlitz, einem langen, grauen Barte, aber freundlichen nicht unangenehmen Zügen. Es war gekleidet in einen grauen Rock, hatte einen kleinen, spitzzulaufenden Hut auf dem Häuptlein und einen Stab in der Hand. Geräuschlos näherte sich die Gestalt der sinnenden Gräfin, blickte eine Zeit lang, wie still erfreut, in das vom sanften Mondlicht umspielte Antlitz der milden Frau und zupfte sie endlich mit den kleinen Händchen leise am Gewande. Erschrocken wandte sich die Gräfin, erblickte aber kaum die Gestalt des grauen Männleins, als sich ihre Bestürzung verlor. Sie erkannte nämlich den zwar selten erscheinenden, aber stets nur Gutes bringenden Burggeist und sprach daher mit sanfter Stimme zu ihm: „Was willst Du von mir, Du guter Geist?“

„Ich sahe Dich zu so später Stunde und so betrübt hier sitzen", entgegnete der Zwerg mit feiner, wohlklingender Stimme, „und kam herbei, nach Deinem Kummer zu fragen. Welch Leid liegt auf Deinem Herzen?"

„Mich quält kein Leid!" sprach die Gräfin lächelnd. „Nur ein Wunsch bewegte meine Seele!"

„Und der wäre?" frug der Zwerg gespannt.

„Mein Gatte", sprach die Gräfin, „wünschte diese Veste auf jenen geräumigen Berg da drüben; er behauptet, wir könnten hier nicht länger wohnen und ich muß ihm, nach reiflichem Ueberlegen, vollkommen recht geben!"

„Gefällt es Euch nicht mehr hier?" sprach der Zwerg mit schnell verdüsterten Mienen." Ihr Menschen seid doch recht ungenügsam! Jahrhunderte lang haben Eure Vorfahren hier froh und glücklich gelebt, nun wollt Ihr den alten Thurm verlassen, der Euch so lange geschützt und geschirmt. Ihr seid recht undankbar. Hätte ich gewußt, daß Euch weiter nichts bekümmert machte, ich wäre nicht aus meinem Verstecke herausgekommen! — Doch, es ist schon spät; sucht Euer Lager uud gehabt Euch wohl!

Der Geist verschwand und die Gräfin folgte dem Rathe des Zwerges, aber unruhige Träume umgaukelten das Haupt der Schlummernden und phantastische Bilder zogen vor ihrem innern Gesicht vorüber. Es war ihr, als sehe sie, vom Fenster herab, den Zwerg aus der Pforte des Thurmes schreiten, zum gräulichen Riesen emporwachsen, mit den Händen allerlei seltsame Zeichen und Bewegungen in die Luft machen, und mit gewaltiger Stimme, welche das Rauschen des Waldes und das Brausen der Luft übertäubte, die Worte aussprechen: „Rutsche fort! — Rutsche fort!" — Und kaum waren diese Worte aus seinem Munde, so wurde die Haarburg von unsichtbaren Gewalten aus ihren Grundfesten gehoben und hoch hinein in die Luft geführt, so hoch, daß die Gräfin vom Schwindel ergriffen wurde und — vor Schreck erwachte. —

Als sie die Augen aufschlug, war es bereits hell, aber die Sonne erst kaum über die Berge emporgestiegen. Sie konnte also nur kurze Zeit geschlummert haben, fühlte sich aber überaus wohl und vollkommen gestärkt, verließ deshalb das Lager, kleidete sich an und trat an das Fenster, um die frische Morgenluft einzuathmen; aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie die Stadt Wernigerode dicht unter sich erblickte, und bei näherer Betrachtung fand, daß der alte Thurm der Haarburg in der verflossenen Nacht auf den Berg gezaubert worden sei, welchen ihr Gewahl zum künftigen Wohnsitze so feurig gewünscht hatte. — Sobald die erste Ueberraschung vorüber und die Burgfrau ruhiger geworden war, eilte sie zu ihrem noch schlummernden Gatten, führte denselben an das Fenster und weidete sich an seiner Bestürzung und grenzenlosen Freude.*) Voll dankbaren Herzens riefen

---

*) Diese Sage steht wahrscheinlich mit der schon erwähnten ehemaligen Besitzung des Stolberger Hauses, mit der Herrschaft Rutschefort oder Rochefort, wel-

sie nach dem wohlwollenden Geiste, aber er erschien nicht und hat sich nimmer auf dem neuen Schlosse zu Wernigerode sehen lassen. Wohin er sich gewendet, ist nicht bekannt geworden, doch wird in der Gegend viel erzählt von wohlthätigen Geistern, die schon oft den Unglücklichen trösteten, den redlichen Armen reichlich beschenkten und ihm vergrabene Schätze oder reiche Erzadern zeigten.

Nicht weit von der Stadt befindet sich in einem Thale eine Vertiefung in steinigem Erdboden. Dieselbe wird das Weinkellerloch genannt und es geht die Sage von großen Schätzen, welche darin vergraben liegen sollen.

An einem schönen Sommerabende saß ein junger Schäfer einsam im Walde und hütete seine Heerde. Der Jüngling war fromm und bescheiden und spielte auf seiner Schalmei eine schöne, fromme Weise und als er, da die Dämmerung einbrach, sich eben erheben und seine Schafe heimtreiben wollte, bemerkte er nicht ohne einiges Erschrecken, einen alten Mann mit grauem Barte, der in geringer Entfernung von ihm stand und genau zugehört zu haben schien. Eilig wollte der Schäfer davon; aber der Greis trat zu ihm, ergriff ihn bei der Hand und sprach: „Fürchte Dich nicht, sondern folge mir getrost. Du bist arm, ich weiß es wohl, und darum will ich Dir Schätze zeigen, von denen Du nehmen kannst, so viel Dir gefällt.“

Der Alte wandte sich zum Fortgehen und der Schäfer ließ den Hund bei der Heerde und folgte ihm erwartungsvoll und zitternd nach. Sie waren nur eine kurze Strecke gegangen, als sich plötzlich vor ihnen der Boden aufthat, in den sie eintraten und in die Tiefe hinabstiegen, bis sie zu einem Gemache gelangten, in welchem die größten Schätze von Gold und Edelsteinen aufgehäuft lagen. Der Schäfer suchte sich unter den vorhandenen Kostbarkeiten einen Goldklumpen aus, so groß er glaubte ihn fortbringen zu können, und indem er ihn mit vieler Mühe emporhob, sprach eine Stimme aus der Tiefe: „Bringe das Gold dem Goldschmied in Wernigerode, der wird Dich reichlich belohnen!“ — Der alte Mann aber, der ihn hereingeführt, ergriff ihn bei der Hand, führte ihn auf demselben Wege, den sie gekommen, wieder heraus und der Schäfer ging, tausendmal dankend, von dannen, brachte das Gold, wie ihm geheißen war, zu dem Goldschmied und erhielt eine starke Summe Geldes dafür. Erfreut trug er es zu seinem alten Vater, der sich über das unverhoffte Glück nicht wenig freute, zugleich aber seinen Sohn aufforderte, noch einmal in die Tiefe zu steigen. Der junge Schäfer antwortete: „Ja, das will ich wohl thun, ich habe so in der Eile meine Handschuhe darin liegen lassen, aber mir graut allein; wollt Ihr aber mitgehen, so will ich es nochmals wagen!“

---

che im Ardennerwalde liegt und bis zur französischen Revolution ein Eigenthum der Grafen war, in irgend einer Beziehung.

Der Vater zeigte sich dazu bereitwillig und als die Nacht hereinbrach, machten sich beide auf, fanden die Stelle und den geöffneten Boden und gelangten zu den unterirdischen Schätzen. Alles lag noch wie das erstemal, auch die Handschuhe des Schäfers lagen da. Vater und Sohn luden nun so viel in ihre Taschen, als sie zu tragen vermochten und gingen dann wieder aus der Tiefe heraus. Der Eingang aber schloß sich hinter ihnen mit lautem Krachen zu.

Als sie daheim gesund angekommen und am andern Morgen erwacht waren, ließ der alte Schäfer nicht nach, bis sein Sohn einwilligte, ihn noch einmal an den schätzereichen Ort zu begleiten. Mit Einbruch der Nacht traten sie den Gang an, aber so sehr sie auch spähten, sie fanden keine Spur. Schon schickten sie sich an, den Wald zu verlassen, als ihnen der alte Mann entgegentrat, welcher den jungen Schäfer zum ersten Male geführt, der mit unwilliger Stimme also sprach: „Thor, hättest Du Deine Handschuhe nicht mitgenommen, sondern unten liegen lassen, so würdest Du auch zum dritten Male den Eingang gefunden haben, denn dreimal sollte er Dir zugänglich und geöffnet sein; nun aber ist er Dir auf immer verschlossen."

Er verschwand und der alte Schäfer ging mit seinem Sohne unverrichteter Sache heim. (cf. Grimm's deutsche Sagen Bd. I. p. 405 und 6.)

Einstmals lebte ein anderer Schäfer zu Wernigerode. Derselbe hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben und hoffte, damit seine alten Tage erheitern zu können. Nun wohnte aber in der Gegend, zwischen Halberstadt und Wernigerode, ein Graf, der war böse und raubgierig, und weil er wußte, daß der Schäfer Geld hatte, trat er unvermuthet in dessen Hütte und lieh es ihm unter Bitten, Versprechungen und Drohungen auf nur ganz kurze Zeit, wie er sagte, ab. Allein so oft der Schäfer nachmals auch zu ihm ging und ihn darum mahnte, erhielt er von dem Grafen jedesmal schnöde und abweisende Antworten. — Auf einmal verschwand der Graf und es hieß, er wäre gestorben in fernen Landen. Der Schäfer schlich betrübt umher und klagte über seinen Verlust, denn die Erben und Hinterlassenen des Grafen wollten von seiner Forderung nichts wissen und jagten ihn, als er sich meldete, die Burg hinab. Da geschah es, daß, als er zu einer Zeit im Walde war, eine Gestalt zu ihm trat und sprach: „Willst Du Deinen alten Schuldner sehen, so folge mir nach!"

Der Schäfer folgte und ward durch den Wald geführt bis zu einem hohen, nackten Berge, der sich alsbald vor beiden mit Getöse öffnete, sie aufnahm und sich wieder schloß. Innen war Alles ein Feuer. Der zitternde Schäfer erblickte den Grafen, sitzend auf einem Stuhle, um welchen sich, wie auch an den glühenden Wänden und auf dem Boden, tausend Flammen wälzten. Der Sünder schrie: „Willst Du Dein Geld haben, Schäfer, so nimm dieses Tuch und bringe es den Meinigen; sage ihnen, wie Du mich im Höllenfeuer

sitzen gesehen, in dem ich bis in Ewigkeit leiden muß!" — Hierauf riß er ein Tuch von seinem Haupt und gab es dem Schäfer und aus seinen Augen und Händen sprühten Funken.

Der Schäfer eilte mit schwankenden Füßen, von seinem Führer geleitet, zurück, der Berg that sich wieder auf und verschloß sich hinter ihm. Mit dem Tuche ging er dann auf des Grafen Burg, zeigte es und erzählte, was er gesehen; worauf sie ihm, ohne weiteres Weigern, sein Geld gaben. (cf. Grimm l. c. p. 371 — 73.)

Der bekannte Dr. Bruckmann (in seiner Beschreibung der Bergwerke p. 479.) erzählt, daß man, wenn man sich nur Mühe geben wolle, in der Gegend um Wernigerode viel Silber und Gold einsammeln könne. Er sagt: „Wenn Du von Wernigerode gen Berenberg gehst und zwei Sägemühlen vorbeipassirt bist, so steht eine Buche, die ist abgestümmelt. Lehne Dich mit dem Rücken daran und siehe nach Abend, so wirst Du vier oder fünf Schritte von dem Baume ein Loch finden, darinnen schwarze Kohlenerze, welche Gold und Silber halten. Es ist auch ein gelber Lehm da, welcher Gold hält. — Gehst Du aber von Wernigerode nach dem Brocksberge, nach dem Klosterberge und nach Drübeck, so halt Dich rechts vom Brocken gegen das Thal zu und Du wirst an einem Baum diese Zeichen B. 7. angeschnitten finden. Drei Schritte davon liegt großes Gut, sieht aus wie Weizenkleie, ist aber Gold und Silber!"

C. Duval.

Schönburg
bei Naumburg an der Saale.

Mag der Zeiten Sturm die Pracht verweh'n,
Menschenfrevel, was da ist, verkümmern,
Eitler Glanz im eig'nen Nichts vergeh'n;
Wahre Schönheit ist noch schön in Trümmern.

Wenig Landstriche bieten dem naturbefreundeten Wanderer einen so mannichfachen Wechsel von Genüssen, als unser Thüringen; und wenn auch in dem Geschmack an den Naturschönheiten, wie bekannt, eine bedeutende Verschiedenheit statt findet, so ist beinahe nirgend in einer solchen Mannichfaltigkeit für dessen Befriedigung gesorgt, tritt beinahe nirgend die Schönheit so vielseitig hervor. — Jeder der zahlreichen Höhenzüge, jedes Thal, jede Aue, jedes Ufergebiet der Thüringen durchströmenden Gewässer zeigt sich in einem anderen Character; in **einem** Punkte nur ist sich die Natur überall gleich; — **sie ist überall schön!** — Aber nicht der schaffenden Kraft dieser unübertrefflichen Bildnerin allein verdankt das Thüringerland seine wechselnden Reize; auch der Mensch legte, bald unwillkührlich vom Bedürfniß, bald von sinnigem Verschönerungstriebe angeregt, Hand an dieses großartige Gemälde und wirkte mit seinen mannichfachen Lebenszwecken für dessen Vollendung; — er legte Burgen, Warten und Schlösser auf steilen Felsen, auf grünbelaubten Waldhöhen und Uferhügeln an, — gründete Klöster, Kapellen und Kirchen an den schönsten Punkten; erbauete auf den Ebenen, an den Abhängen und in den Thälern Städte, freundliche Dörfer und wirthbare Gehöfte; machte urbar, cultivirte und verschönerte, und trug so mit nimmer rastender Thätigkeit die jeder Anforderung entsprechenden Abwechselungen in das natürliche Leben. — Zur Würdigung aller dieser Bilder aber, zur sinnigen Beglaubigung der Be-

deutenheit alles Dessen, was der Blick erschaut, und zur Befriedigung des Forschertriebes, der mit seinem woher? und wie? — mit seinem wenn? und warum? vor allem Sichtbaren verweilt, schrieb die Geschichte den Text, den belehrenden, wie den unterhaltenden. — Mit ihm im Gedächtniß oder in der Hand, vervielfältiget sich uns der Genuß jener Schönheiten, indem sich ihnen das Merkwürdige beigesellt, Jahrhunderte mit ihren inhaltreichen Ereignissen an unserem Erinnerungsspiegel vorüberziehen und uns bei dem Beschauen der alterthümlichen Denkmale und bei Beachtung der wichtigen Veränderungen, wovon sie Zeugen waren, angenehm und nützlich beschäftigen. — Besonders anziehend sind diejenigen Ueberbleibsel aus der Vorzeit, an welche, während sie mit ihrem Anblick den Reiz der Natur erhöhen, sich heroische und romantische Beziehungen knüpfen; und vorzüglich reich an dergleichen theils noch erhaltenen und bewohnten, theils in Ruinen zerfallenen Erinnerungszeichen ist das herrliche Saalthal, namentlich von Jena herein bis jenseit Naumburg.

Mag Sicherheit, Nothwehr und Raubsucht die Veranlassung zu Erbauung der meisten Ritterburgen und Bergvesten gewesen sein; in genanntem Thale führt uns die Geschichte vor die Ruine einer Burg, welche ihre Entstehung einem Motiv ganz anderer Art verdankt, einem zwar verbotenen, aber um desto feurigeren und interessanteren Liebesverständniß. Es ist dieß die eine Stunde von Naumburg nach Weißenfels zu, dicht an der Saale auf einem Berge gelegene umfangreiche Ruine der Schönburg. —

In ihren Trümmern noch imponirend und majestätisch, ragt sie über das friedlich und malerisch um sie her gestreute Dörfchen gleiches Namens heraus; ihre weitläufigen Räume sind noch zu erkennen, aber jene Pracht und jener Glanz, mit welchen sie in das reizende Thal, in die Spiegelfläche der Saale hereinschauete, welchen sie ihren Namen: „Die schöne Burg" verdankte, sind längst Opfer der Vergänglichkeit geworden; und wäre nicht die Wohnung eines Försters an die verwitterten Ueberreste angebaut, so würden wenig menschliche Fußtritte darin widerhallen, denn der Wanderer weidet sich von fern an ihrem Anblick und läßt ihnen beim ersten Erschauen mit voller Ueberzeugung ihr altes Recht widerfahren, indem er sie eine schöne Ruine nennt. — Wir aber wollen, ehe wir der Schönburg Vergangenheit in's Auge fassen, bei dem dort wohnenden Förster einsprechen, sie in ihrem gegenwärtigen Zustand betrachten, und uns über das, worüber uns der Augenschein in Zweifel läßt, seiner Erläuterung bedienen:

Ein noch ziemlich erhaltenes Thor führt in den ersten Burghof, in welchem an der Stelle der jetzigen Försterwohnung sonst Ställe und Wirthschaftsgebäude standen, und wo sich noch der unabsehbar tiefe Brunnen befindet, aus welchem das Wasser mittelst eines Tretrades heraufgebracht wird. — Von hier aus tritt man durch das früher mit einer Zugbrücke versehen gewesene Thor in den zweiten Burghof, in dessen linker Ecke sich der hohe, noch ziemlich erhaltene

Thurm erhebt. — Beide Burghöfe sind mit herrlichen fruchttragenden Obstbäumen bepflanzt, von deren Segen sich jedoch die in dem alten Gemäuer nistenden Raubvögel einen großen Theil zueignen. — Die noch immer haltbare Ringmauer der Burg ist mit wohlgedeihenden Weinstöcken bezogen.

Von einem in der Wand angebrachten steinernen Altan genießt man schon die freundlichste Aussicht. Doch, das Ziel der höchsten Schönheit will erstrebt sein; deshalb lasse man sich von der Riesenhöhe des Wartthurmes nicht abschrecken; man ersteige ihn, und reich belohnt wird man sich beim ersten Blick auf das ringsum ausgebreitete reizende Naturbild sehen. Am Fuße der Höhe, auf welcher man sich befindet, treiben die plätschernden Saalwellen ihr Spiel; — auf der einen Seite das thurmreiche Naumburg, buschbewachsene Felsen, üppig grünende Wiesen, mit kleinen freundlichen Landhäusern besäete Weinberge und Gärten; — zunächst gegenüber die Burg Goseck und nach Weißenfels hin aus laubgrüner Hülle zahlreich hervorschimmernde Dörfer und Mühlen, — bilden ein Rundgemälde, wie man es wohl anderwärts großartiger und ausgebreiteter, aber nirgends freundlicher und reizender sehen kann.

Graf Ludwig von Thüringen, der Springer, dessen, so wie seines unerlaubten Verhältnisses zu Adelheid, der Ehefrau Pfalzgraf Friedrichs von Sachsen, in den Artikeln Giebichenstein, Reinhardtsbrunn und an anderen Orten mehrfach erwähnt ist, erbauete die Schönburg im Jahr 1062, — Pfalzgraf Friedrich residirte auf der Weißenburg (jetzt Zscheiplitz) oft aber hielt er sich auch in seiner nicht fern davon gelegenen Burg Goseck auf. — Um nun seiner geliebten Adelheid recht nahe zu sein, sich durch Zeichen mit ihr unterhalten, ja sie vielleicht auch im Geheim sprechen zu können, führte Ludwig Goseck gegenüber und nur eine halbe Stunde davon entfernt, seine Schönburg auf; wohl mag er auch die Absicht damit verbunden haben, der Geliebten, deren Besitz ja das Ziel seiner Wünsche und seines Strebens war, einen schönen Aufenthaltsort zu begründen; außerdem mochte wohl auch seine Prachtliebe, welcher er bei seinem Reichthum nach Belieben huldigen konnte, einen Theil an diesem glänzenden Baue haben. Aus den Trümmern ergiebt es sich jedoch auch, daß die Schönburg zugleich nach damaliger Weise, wohl befestigt und geschirmt gegen feindliche Anfälle war, und ihre Geschichte beweist es, daß sie auch später bei manchen Anfällen tapferen Widerstand leistete. Daß sich indeß Ludwig und Adelheid, nachdem ihre verbrecherischen Wünsche mittelst eben solcher That in Erfüllung gegangen waren, auf der Schönburg ihres frevelhaft errungenen Glücks erfreuet hätten, davon schweigen unsere Nachrichten, und wir finden Adelheid als Ludwigs Gattin erst auf der Wartburg wieder. — Vielleicht waren es schon die Vorboten nachheriger Gewissensbisse, welche die Gefallenen abhielten, die Früchte einer bösen That so nahe von dem Orte zu genießen, an welchem sie verübt worden war. —

Ludwigs mit Adelheid erzeugter Sohn Otto, war nach seinem Tode Herr der Schönburg; er war aber auch zugleich Bischof in

Naumburg und hatte daselbst seine eigentliche Hofhaltung. Allein der Apfel Otto war nicht weit von dem Stamme gefallen, er war ein Weltkind, huldigte dem schönen Geschlecht noch auffallender als sein Vater; um nun dieser Neigung ganz ungestört nachhängen zu können, hielt er sich am liebsten auf der Schönburg auf und brachte so des Vaters schwärmerische Träume, die ihn bei der Erbauung der Burg erfüllten, in vollem Sinne zur Ausführung. — An der Spitze seines zweideutigen Hofstaates zu Schönburg stand Marie Kostebotha, (Kospoth) zwar nur eine Silberdienerin, die jedoch in dem Vertrauen des Erlauchten Herrn so hoch stand, daß er in ihrer Nähe seiner bischöflichen Gelübde gewiß zum öftern vergaß. — Marie, so gefällig sie sich dem Herrn Bischof wohl zeigen mochte, hatte aber einen Geliebten, einen armen aber wackern jungen Ritter, Namens Heinrich von Kroppen, welcher Otto's Gunst und Zutrauen besaß. — Beide Liebende faßten mit dem Versprechen sich zu ehelichen, den Vorsatz, gemeinschaftlich den Bischof für die Erreichung ihrer Zwecke in Anspruch zu nehmen, und Marie wußte mit besonderer Klugheit jede trauliche Stunde dazu zu benutzen, Heinrichs Verdienste ins beste Licht zu stellen. — Als ihr aber Otto entdeckte, daß er eine Reise nach dem gelobten Lande zu machen entschlossen sei, da spannte sie alle Segel der Ueberredungskunst und brachte es auch endlich dahin, daß Heinrich zu Belohnung seiner geleisteten Dienste im Jahr 1140 einen bedeutenden Theil der Schönburgischen Schloßgüter zu Lehen erhielt. — Im Jahr darauf erbauete er sich einen Edelhof, an welchem noch im Jahr 1632 die in Stein gehauene Jahrzahl der Erbauung zu lesen war, und verheirathete sich im Jahr 1145 mit Marie Kostebotha, wogegen Otto um so weniger etwas einzuwenden hatte, da er seine Reise in das gelobte Land im folgenden Jahre wirklich antrat, seine Geliebte aber zuvor gern versorgt wissen wollte. Der Bischof fand auf dieser Reise den Tod.

Am Schönburgischen Schloßberge wurden mehrere Jahre nachher von einem Hirten Silberminen entdeckt. Otto's Nachfolger, der Bischof Wichmann von Naumburg (ein Graf Meran) verschrieb Bergleute und der hier betriebene Bergbau lieferte ansehnliche Ausbeute; mehrere Bergleute fanden sich herzu, bekamen Arbeit und wünschten bei den guten Aussichten zur Fortdauer des Unterhalts, sich am Burgberge von Schönburg anbauen zu dürfen. Aus unbekannten Gründen gab der Bischof dies jedoch nicht zu. Dagegen gestattete Heinrich von Kroppen den Bergleuten, sich bei seinem Edelhofe anzusiedeln, woraus ein Dorf mit Namen Ober-Kroppen entstand, welches erst im 30jährigen Kriege nebst einem andern eben so entstandenen, etwas tiefer an der Wethau gelegenen Dorfe Nieder-Kroppen seinen Untergang fand. Heinrich wurde durch eine Grube, die er auf eigene Kosten betrieb, zum reichen Manne, und starb im Jahre 1189, bald nach ihm auch seine Gattin; beide wurden in der Schloßkapelle auf Schönburg begraben; ihre Nachkommenschaft aber hielt sich bis 1584, in welchem Jahre die Familie ausstarb.

Der Bergbau kam unter der Regierung des Bischof Berthold **II.** von **1185** bis 1200, immer mehr in Flor. Er ließ auf Schönburg eine Münze anlegen, bei welcher neunzehn Arbeiter und Diener angestellt wurden; und von den daselbst ausgeprägten Solidis und Bracteaten trifft man noch hier und da in Münzkabinetten einzelne Exemplare an. Im Jahr 1727, bei Niederreißung der Kirche des Dorfes Schönburg wurden mehrere dergleichen Münzsorten im Grundsteine und Thurmknopfe gefunden, welche man sämmtlich wieder in den Thurmknopf der neuen Kirche legte. Der Aufwand des Bischof Berthold zeugt für die gute Ausbeute jenes Silberbergwerkes, denn im Jahr 1196 machte derselbe mit einem Gefolge von 44 Personen eine Reise auf eigene Kosten ins gelobte Land; später auch eine ähnliche Reise nach Rom, nach welcher er seine Würde niederlegte und in der Pfalz von seinem Vermögen lebte.

Der anderwärts mehr erwähnte unnatürliche und für Thüringen so höchst nachtheilige Krieg zwischen dem Landgrafen Albrecht dem Unartigen und seinen Söhnen, welcher Theuerung Hungersnoth und Pest in seinem Gefolge hatte, brachte auch der Schönburg Elend und Noth; die lange betriebenen Silberbergwerke erlagen, der Weinbau wurde gestört und die Zahl der Bewohner verringerte sich bedeutend. Auf der Burg selbst zwar schienen alle diese Uebel keinen Einfluß zu üben, denn der Bischof Johann **I.** aus der Familie von Miltitz, ein gar lebenslustiger Mann, der die bischöfliche Würde bisweilen gern an den Nagel hing, verweilte oft jubelnd und zechend mit seinen lustigen Kumpanen daselbst, und wie er gelebt, so starb er auch im Jahr 1352, denn bei einem Banquet, was er zur Feier seines Namenstages gab, traf ihn der Schlag, als er eben mit zwei Frauen zugleich tanzte. — Der Passau'sche Mönch Lange sagt in dieser Beziehung von ihm: „Mortuus est non in ecclesia sed in chorea." — Wir werden auf dieses geistliche Weltkind bei der Beschreibung von Saaleck wieder treffen.

Nach dieser Zeit war die Schönburg ein Eigenthum der Familie von Schenk zu Saaleck, Bädra und Tautenburg, welcher wir anderwärts begegnen werden. Auf welche Weise diese Familie zu dem Besitz gelangte, ist nicht zu ermitteln, daß sie sich aber in demselben befand, ist durch den Umstand bewiesen, daß Rudolph Schenk von Tautenburg, Dechant des Stifts Naumburg und Nachfolger des eben erwähnten lustigen Bischofs Johann im Jahr 1355, die Schönburg mit allem Zubehör dem Stifte Naumburg schenkte.

Wo das Unnatürliche und Gräßliche waltet und herrscht, da muß das S ch ö n e vergehen; so erging es auch in dem mehrerwähnten Bruderkriege der Schönburg. Die böhmischen Söldner, welche Herzog Wilhelm durch den bekannten Apel von Vitzthum für schweres Handgeld hatte anwerben lassen, hatten sich diese reizende Gegend besonders zum Schauplatz ihrer schändlichen Grausamkeiten ausersehen. In Folge einer Erklärung des damaligen Bischofs Peter von Schweinitz gegen das Benehmen des Herzogs Wilhelm fielen die wüthenden Rotten feindlich in das friedliche Thal, brannten die

wehrlosen Dörfer nieder, plünderten und verjagten die unglücklichen Bewohner, verheerten und verwüsteten, was ihnen im Wege lag. Auch unsere Schönburg traf im Herbst 1446 dieses Schicksal. Die geringe Anzahl der Bewohner konnte den stürmenden Feinden keine andere Vertheidigung entgegen setzen, als die Thore zu verschließen; daher wurde die Burg bald auf Leitern erstiegen, kein Menschenleben blieb verschont, das Vieh wurde fortgetrieben, und als Alles rein ausgeplündert war, stieg die verheerende Flamme zum Himmel empor. Die ganze Burg brannte aus, und nur die Stärke der Mauern und die beiden hohen Wartthürme, deren einer bis jetzt noch stehen geblieben, widerstanden dem vernichtenden Elemente. Mit Entsetzen erfüllte der Anblick des gräßlich schönen Schauspiels die Bewohner des nahen Naumburgs, aber Schrecken und Furcht, daß der Stadt ein ähnliches Loos fallen möchte, verhinderte den Bischof etwas zur Rettung zu unternehmen; und so mußte denn jener stolze Bau, an dessen Begründung eine verbrecherische Absicht ohne Zweifel den größten Theil gehabt hatte, nach Jahrhunderten von Verbrecherhänden seine Zerstörnng finden, die Verhältnisse einer schreckenvollen Zeit der unversöhnlichen Nemesis ihr selten ausbleibendes Vergeltungsrecht ausüben helfen.

Zu groß war die Verwüstung der Schönburg, als daß an die Möglichkeit eines Wiederaufbaues zu denken gewesen wäre; sie mußte daher, nach fast vierhundertjährigem Bestehen in ihren Ruinen liegen gelassen werden. Es wurden nur einige Ställe und Gesindewohnungen auf der Brandstätte erbauet und einem Verwalter die Administration der Burggüter übergeben. — Das Domkapitel zu Naumburg fand es jedoch für vortheilhaft, die Schönburg mit allen dazu gehörigen Grundstücken an das Georgenkloster in Naumburg zu verkaufen. Von diesem wurde der Anbau mehrerer Häuser unter und an dem Burgberge begünstigt und den Anbauern viele zur Burg gehörende Grundstücke abgetreten, als wodurch das, ebenfalls durch den Krieg beinahe ganz zerstörte Dorf Schönburg sich wieder erholte. In der, wie schon erwähnt, an der Burg angebaueten Wohnung, fand ein Jäger seinen Aufenthalt, dem die Aufsicht über die Holzungen und die Jagd übertragen wurde, dessen Nachfolger im Dienste noch jetzt daselbst hausen.

Auf die bereits zerstörte Schönburg konnten die späteren Kriege keinen weiteren Einfluß haben. — Nur Zeuge mußte die alte hohe Warte sein, von den Gräueln, welche Tilly's Heere in ihrer Umgebung verübten; geschehen mußte sie, die ehemalige feste Schutzwehr der Umgegend es lassen, wie die wilden Horden im August 1632 alle Einwohner der beiden Dörfer Kroppen aus ihren friedlichen Wohnungen vertrieben, die Ställe und Scheuern mit Pulver füllten, brennende Pechkränze und Lunten in die Gehöfte warfen und so beide Oerter von Grund aus zerstörten. Nur die Stellen, wo sie gestanden, weiß man noch anzugeben. Und auch in neuerer Zeit mußte die verfallende Schönburg das tumultuarische Geschrei aufgeregter Kriegsvölker, die sich, singend und fliehend durch das Thal drängten,

in ihren öden Räumen verhallen, sich zu wiederholten malen von nahem Geschützesdonner erschüttern lassen.

Nicht günstig war die Geschichte der Schönburg den Freunden von Spuk- und Geistergeschichten, von Gnomen-, Zwerg-, und andern Wundermährchen, da sie nichts dieser Art berichtet, selbst Erlinde, die Nixe der Saale, hat sich von dem wilden und leichtsinnigen Treiben auf derselben fern gehalten. Aber ganz frei von wunderbarer und abenteuerlicher Beziehung konnte eine so alterthümliche Ruine nicht gelassen werden, und vermochten es romanhafte und abergläubige Schwärmer nicht einen für ihre Zwecke passenden Stoff ausfindig zu machen oder eine ansprechende Sage in die Geschichte zu verweben; so konnten es lustige Vögel nicht unterlassen, den Ort, wo früher nach sicheren Nachrichten so manche leichtfertige Kurzweil getrieben worden, in ihrer Weise zu benutzen. Es wurde nämlich erdichtet: Oben zwischen dem alten Gemäuer auf der Schönburg sitze Jonas an einem steinernen Tische, durch welchen ihm, wie dem Kaiser Friedrich Barbarossa auf dem Kyffhäuser, der Bart gewachsen sei; — dieses Mährchen trugen lose Vögel besonders gern mit großem Ernst zur Leipziger Messe vorüberziehenden jungen, unerfahrenen Handelsleuten vor und gaben sich alle Mühe, ihre Neugier rege zu machen; — die Leichtgläubigen, welche sich hierzu verleiten ließen, wurden nun von den Erzählern auf die Burg geleitet; so wie sie aber in deren Ringmauern eingetreten waren, schloß sich schnell hinter ihnen das Thor und sie wurden nicht allein von den Verführern verspottet, sondern mußten sich auch, ehe ihnen das Thor wieder geöffnet wurde, zur Entrichtung eines Lösegeldes verstehen, welches dann zu gemeinschaftlicher Zeche verwendet wurde. Doch dürfen wir diesen Schwank wohl unbedenklich um wenigstens hundert Jahre zurück datiren, denn unter den jetzt zur Leipziger Messe bei der Ruine von Schönburg vorbeiziehenden Kaufleuten und anderen Reisenden möchten wohl nur wenige in jene Falle gehen; also muß sich die Schönburg schon unter den vorzeitlichen Ueberresten zu seltenen sagenleeren Ausnahmen zählen lassen. Wir aber scheiden von ihr mit freundlich wehmüthigem Eindruck und mit dem Wunsche, daß sie der Zeit noch lange trotzen und selbst in ihrem die Vergänglichkeit laut verkündenden Zustande, dem lieblichen Saalthale zur Zierde dienen möge.

Friedrich von Sydow.

Die Burg Stecklenberg.

Wer von Suderode herauf die große Lauenburg am Unterharze besteigt, die wir schon kennen gelernt haben, kann nicht umhin, auch den Stecklenberg zu betreten und den Blick an die dasige Burg zu heften, denn wie ein riesiges greises Brüderpaar, das im wilden räuberischen Kampfe seine Jugendkraft verschwendet hat, nun, zwar im Gemüthe noch immer rauh, am Körper aber altersschwach in einem versteckten Erdenwinkel seinem ruhmlosen Ende entgegensieht, so liegen nahe beisammen einsam und verödet auch die morschen Ueberreste dieser beiden Burgen in einer waldigen Gebirgsschlucht und leicht erkennt man, welches Handwerk ihre Bewohner oft getrieben haben mögen. Waren sie einst aber ein Schrecken der Gegend, so sind sie jetzt ein Sammelplatz heiterer Gesellschaften, wie der Leichnam des erschlagenen Feindes auch nicht mehr gefürchtet sondern darnach oft lustig umtanzt wird. Die Stecklenburg liegt tiefer als die Lauenburg, und wenn die Aussicht daher fast dieselbe wie auf jener ist, so wird sie deshalb doch von den amphitheatralisch=umschließenden Bergzügen, als weniger frei, auf eine schmälere Durchsicht nur beschränkt. Der Reinstein, Halberstadts Domthürme und viele in Nebel verschwimmende Dörfer sind die letzten dem Auge erreichbaren Punkte. Davor erheben sich die Teufelsmauer mit einigen Häusern des freundlichen Dorfes Weddersleben, Quedlinburgs Münzenberg, sein Schloß, seine vielen Thürme und eine mit Gebüsch und Feldern anmuthig abwechselnde Landschaft. Dem Vordergrunde sich nähernd an der Mündung des Thales liegt aber das große von Pappeln und Weiden umgürtete Dorf Neinstedt, bis die frischen rothen Ziegeldächer des kleinen Dorfes Stecklenberg aus grünem Gebüsch im engen Thalkessel zu unsern Füßen so freundlich und gleichsam überraschend das Auge fesseln. Das etwa aus 50 Häusern nur bestehende Dorf schmiegt sich so eng an den steilen buschigten Burgberg, daß man aus seinen Gärten schon die Trümmer bald ersteigen kann, und leicht zu erkennen ist es hier, wie die ältere Burg dem

jüngeren Dorfe in den sich unter seinem Schutze ansiedelnden Dienstmannen seine ersten Bewohner gab.

Der Berg, auf welchem die Stecklenburg sich erhebt, gleicht wie alle solche Berge einem Kegel, der nur auf der südwestlichen Seite durch einen schmalen Rücken mit dem dahinter liegenden höhern Berge der Lauenburg verbunden ist. Hier war auch der vermittelst einer Brücke über den Burggraben führende Eingang in das Innere der Veste. Außer dem tiefen und breiten Graben war die Burg noch durch eine hohe und starke Ringmauer befestigt, und den Eingang schützte besonders der nicht weit davon in östlicher Richtung stehende etwa 70 Fuß hohe viereckige Thurm. Uebrigens war sie von keinem großen Umfange und die an der Ringmauer entlang aufgeführten Gebäude hatten nur einen geringen Raum für den Schloßhof übrig gelassen.

Wer zuerst auf diesem Berge eine Burg erbauet hat, ist eben so in Dunkel gehüllt als das Jahr, wann dies geschah, doch aus aufgefundenen Bracteaten eines geistlichen Herrn im Schutte läßt sich ein hohes Alter vermuthen. Wie sie in ihren Schicksalen und überhaupt in allen ihren Verhältnissen der Lauenburg wohl stets sehr verbunden gewesen sein mag, so wird wahrscheinlich auch zwischen ihrer und der Lauenburg ersten Erbauung wenig Zeit dazwischen liegen. Unter den Burgen, die sich dem Kaiser Friedrich I. unterwarfen, wird sie nicht genannt, obgleich der Lauenburg in alten Urkunden um jene Zeit gedacht wird. Doch kann sie damals entweder gerade in Trümmern gelegen oder einen Besitzer mit jener gehabt haben. In der Mitte des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gehörte sie bereits zu den Besitzungen des Stifts Quedlinburg, die sich ununterbrochen bis über den Ramberg ausdehnten, und ihre Bewohner waren dem Stifte deshalb zinsbar. Einer derselben — er soll ums Jahr 1211 gelebt haben — weigerte sich einst hartnäckig, diesen Zins zu zahlen nnd wollte der Herrschaft des Stiftes sich somit entziehen. Da rief das Stift den Bischof von Halberstadt um Hülfe an, und dieser sprach über den Ungehorsamen den Kirchenbann aus. Aber der trotzige Burgherr achtete wenig auf diesen Fluch, sondern sagte oft spottend bei jeder Gelegenheit: „Ihr mögt lange bannen, ehe ihr mir eine Rippe im Leibe entzwei bannt." Die fromme Burgfrau war aber aus Gottesfurcht und Furcht vor den Dienern der Kirche andern Sinnes, und da es ihr durch Bitten nicht gelingen wollte, bei ihrem rauhen Gemahl einen friedlichern Entschluß hervorzurufen, so mußte es auf ihr Geheiß der Burgkaplan versuchen, den Starrsinn des der Hölle Zueilenden zu brechen. Dieser nahm die günstige Gelegenheit wahr, je nachdem er seinen Herrn kannte, ihm die schwache Seite abzugewinnen. Bei einem heitern Mahle, als die Becher lustig klangen, hielt er ihm seine große Schuld vor. Der Ritter ließ sich aber das nichts kümmern, sondern lästerte desto frecher, die Kirche und ihre Diener verhöhnend, und leerte im kecken Uebermuthe seinen Humpen auf des Bischofs Gesundheit. Da strafte der Himmel selbst, denn

kaum, daß er getrunken, so sank er todt zu Boden. Ein Schlagfluß mußte den doppelt Erhitzten gerührt haben. Welchem Geschlechte er angehörte, ist nicht erwähnt, doch werden in diesem dreizehnten Jahrhundert gegen das Ende die reichen und mächtigen Ritter von Hoym als Inhaber von Stecklenberg schon genannt. So schenkten die Brüder Bertram und Siegfried von Hoym nach damaliger Sitte Viel an Stifter und Klöster und gaben 1287 auch dem Marienkloster auf dem Münzenberge bei Quedlinburg 2 Höfe in dem jetzt nicht mehr stehenden Dorfe Biklingen, wofür in der Klosterkirche an ihrem Sterbetage zu ewigen Zeiten Seelenmesse gelesen werden sollte.*) Noch 1306 waren diese Besitzer. Späterhin gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts war sie in den Händen der Fürsten Bernhard V. und Otto III. von Anhalt,**) welche die Herren von Hadmarsleben wahrscheinlich damit beliehen hatten, wenigstens werden diese 1364 als Inhaber der Burg genannt. Die Fürsten von Anhalt, und besonders Fürst Bernhard, waren aber sehr kriegslustig und hatten vorzüglich viel Streit mit den Grafen von Schwarzburg. Es fanden auch viele Räubereien im Harze statt, wobei sie nicht ganz schuldlos gewesen sein mögen. So war auch Stecklenberg zu einer Raubburg herabgesunken, denn die Hadmarsleben befehdeten von hier aus unaufhörlich die Gegend und vor Allem die Bürger von Quedlinburg. Da griff sie der Erzbischof Dietrich von Magdeburg in Verbindung mit den Quedlinburgern und Halberstädtern an, erstürmte die Burg und brach sie ab. Auch Graf Günther von Schwarzburg, Erzbischof von Magdeburg rächte sich an Bernhard und dessen Bruder, dem Bischof Rudolf von Halberstadt, für frühere Unbill, wozu besonders die Räubereien der Burg Stecklenberg die Veranlassung gegeben hatten. Bald darnach kamen die Schutthaufen wieder in die Hände derer von Hoym und diese ließen die Burg wieder aufbauen. So war sie 1608 noch Eigenthum dieser Familie.***) Einer daraus hatte es durch Bitten vom Magistrate in Quedlinburg erlangt, aus dessen Waldungen am Ramberge so viel Holz zu seinem Bedarfe zu holen, als ein Esel tragen konnte. Persönliche Verhältnisse hatten gewiß zu dieser seltenen Bevorrechtung Anlaß gegeben, und sie sollte ohne Vererbung an die Person bloß nur gebunden sein, so daß man spätern Mißbrauch nicht gefürchtet hatte. Allein wie das oft mit solchen unbestimmten Einräumungen geht, es wird ein Recht daraus gemacht. Der Esel ging täglich nach dem Ramberge und kehrte schwer beladen zurück, und um dem ein Ende zu machen, mußte sich der Magistrat

---

*) Die wüste Dorfmarke liegt im Amte Gernrode, und nur die Biklinger Warthe erinnert mit ihrem Namen jetzt noch an das ehemalige Dorf.

**) S. Spaziergänge durch Anhalt pag. 185.

***) S. das Harzgeröder geschriebene Saal- und Lagerbuch von 1608.

bequemen, das der Familie eingeräumte Recht solcher durch eine jährliche Zahlung von 240 Thlr. wieder abzukaufen. Rechnet man den Werth des Holzes und Geldes in jenen Zeiten, wie groß mag das Bedürfniß da gewesen sein? Da keiner spätern Zerstörung gedacht wird, so mögen die jetzigen Ueberreste der Burg wohl noch von jenem Wiederaufbau herrühren. 1677 wird ein Oberstlieutenant Wolldeck von Arneburg als Pfandinhaber von Stecklenberg erwähnt, der auch die Lehn beim Stifte Quedlinburg muthete. Da sie späterhin aber wieder als Hoymsches Eigenthum aufgeführt wird, so mag sie von der in dieser Gegend reich begüterten Familie bald wieder eingelöst sein, bis dieses Geschlecht ausstarb. Jetzt gehört sie wie das Dorf und die Königl. Domaine zum Preußischen Fürstenthume Halberstadt, und das Gut mag aus den letzten Besitzthümern der Burg zusammengesetzt sein. In Schriften wird sie bisweilen noch erwähnt, aber Wichtiges nicht weiter von ihr erzählt. Als Julius Bernhard von Rohr, der 1736 seine Merkwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes schrieb, den Stecklenberg besuchte, stand die Burg schon leer und war ihrem Verfall nahe, doch gab es noch einige bewohnbare Zimmer. „Im Uebrigen, sagte er, ist es ein ganz wohl gebauetes „massiv und steinernes Gebäude und erkennt man wohl, daß ehedem „mehr Gebäude hier gestanden haben müssen, die aber endlich eingegangen und vermuthlich eine Hofhaltung hier müsse gewesen sein, „inmaaßen gleich hinter diesem Schlosse, wie man noch ziemlich eigentlich erkennen kann, ein Obstgarten angelegt gewesen, der aber „jetzt sehr wild aussiehet." Weil sie also damals schon unbewohnt war und man zur Führung der Landwirthschaft unten im Dorfe bequemere Gebäude aufgeführt haben mochte, geschah sicher nichts zu ihrer Erhaltung und sie zerfiel bloß vom Zahne der Zeit zernagt; denn sollte man zur Erhaltung weitläuftiger Gebäude, die ursprünglich zum Schutze bestimmt waren, in spätern friedlichern Zeiten aber als überflüssig und in Kriegsnoth nicht mehr als genügend erschienen; auch damals nicht weiter benutzt werden konnten, Ausgaben noch machen? So weit war der Sinn für romantische Schönheit damals noch nicht ausgebildet, daß man dafür keine Kosten gescheuet hätte. Das ist die schöne Frucht der höhern geistigen Ausbildung unserer Tage. Am längsten hat sich die Burgkapelle erhalten, weil in Ermangelung einer Kirche im Dorfe noch bis 1740 Gottesdienst darin gehalten wurde, also Manches zu ihrer Besserung auch wohl geschehen sein mochte. Auch von ihr macht uns von Rohr noch eine kleine Schilderung. „Auf diesem Schlosse, fährt er fort, sieht man „die Kirche, welche noch von den römisch-katholischen Zeiten her ist, „und wird in selbiger des Sonntags Nachmittags Gottesdienst gehalten, sie fängt aber auch allbereits an sich ihrem Untergange zu „nähern. In dieser Kirche habe ich von Antiquitäten nichts wahrnehmen können als ganz saubere Gemälde von allerhand biblischen „Geschichten, welche man hin und wieder antrifft. Weil ihr Raum „ziemlich enge, so scheint sie wohl in den alten Zeiten blos eine „Schloßkapelle gewesen zu sein, in welcher die auf diesem Schloß

„befindliche Gemeinde den Gottesdienst abgewartet." Alle diese Notizen von Rohrs werden auch durch die Aussagen alter Leute bestätigt, die dasselbe von ihren Eltern noch wollen gehört haben. 1750 ward die Kapelle aber abgebrochen und von den Steinen die Kirche unten im Dorfe erbauet, und da man einmal mit dem Niederreißen den Anfang gemacht und dieß wegen Kostenersparung sehr ersprießlich auch die Steine sehr gut befunden hatte, so riß man späterhin noch ein, was brauchbare Steine gab und benutzte sie nicht bloß zum Bau einiger Wirthschaftsgebäude des Gutes im Dorfe, sondern umfaßte selbst damit einen großen eine halbe Stunde davon entfernt liegenden Garten bei Neunstedt, dessen Mauer davon erbauet ward. Am längsten hat allen Angriffen der Thurm getrotzt. Schon seit 50 Jahren droheten viele Risse seinen Einsturz, aber dennoch stand er als Wohnsitz vieler Dohlen und Schwalben bis vor wenig Jahren mit seinem Schieferdache und seiner knarrenden Wetterfahne vollständig da. Da entriß ihm etwa ums Jahr 1834 ein heftiger Sturmwind sein schirmendes Dach, und mit Donnergepolter stürzte zugleich die obere Hälfte der westlichen Mauer ein, so daß nun durch die ungehindert einwirkenden Elemente sein gänzlicher Einsturz um so schneller zu befürchten steht. Aber auch diese über die grünen Baumwipfel herüberragenden Thurmtrümmer geben der Landschaft von fern noch einen reizend schönen romantischen Charakter. Will man die übrigen Bruchstücke der Burg einzeln noch betrachten, so bemerkt man östlich vom Thurme ein an ihn sich anschließendes hohes und langes Stück Mauer mit vielen gewölbten Fensteröffnungen. Dieß ist der letzte Rest der Schloßkirche, an welche sich auch die andern Gebäude noch anreihten; wenigstens läßt ein am Ende hoch hinauf ragender Schornstein dieß vermuthen. Dann sieht man noch eine hohe Giebelwand im Norden, zwei Grundmauern, die parallel nordöstlich laufen und ein fast gänzlich nach Norden sich ziehendes Trümmerstück. Dieß sind die letzten Reste aller frühern Schloßgebäude. Nach Süden und Westen hin sind bis auf ein geringes Mauerstück am Eingange alle genauen Spuren von Gebäuden verwischt und wenige Schutthaufen nur übrig geblieben. Einen lieblichen Contrast von Zerstörung und Leben, von Vergangenheit und Gegenwart bietet vor dem Haupteingange ein kleiner Garten dar, den ein Schullehrer im Dorfe ehedem sich hier anlegte, und den nun alle seine Nachfolger im Dienste stets wiederbekommen haben. Der wirkliche Burggarten scheint jenseits des Wallgrabens südlich gelegen zu haben. Der tiefe Graben ist jetzt großentheils verschüttet, wozu in südlicher Richtung vorzüglich der eingestürzte Thurm noch viel mitgewirkt hat. Von der Ringmauer stehen aber gerade auf dieser Seite noch die dauerhaftesten und festesten Theile. — Wie schon erwähnt, so war noch vor wenig Jahren diese Burgruine im Sommer häufig der Zielpunkt heiterer Geselligkeit, während die in ein undurchdringliches Dornengestrippe wie gebannte höhere Lauenburg wie ein böser Dämon neidisch aus ihrer Einsamkeit von oben darein sah. Da fiel es einem alten aber noch rüstigen Invaliden Schmidt aus Thale in seiner na-

türlichen romantischen Gefühlsweise ein, da oben zwischen den Trümmern der Lauenburg mit seinem gleichgestimmten Weibe sich anzusiedeln, die letzten Tage ihres Lebens in ihrer kinderlosen Einsamkeit beschaulich zu beschließen, und jedem Gaste, der sie besuchen würde, mit freundlichem biedern Gruße und einfacher kräftiger Kost entgegen zu treten. Nach eingeholter Erlaubniß vom Quedlinburger Magistrat, dem die große Lauenburg jetzt gehört, wurden die Dornen schnell weggeräumt, ein bequemer Pfad gebahnt, und nicht gar lange dauerte es, so stand von wenigem ersparten Gelde ein aus den alten Schutthaufen der Burg erbauetes Haus da, das dem alten Invaliden ein glückliches Obdach und genügsamen heitern Gästen einen herrlichen Aufenthalt darbot. Seit der Zeit wallt Alles hinauf nach jenem erhabenen Hochaltar der Natur, wo die an Gottes Segen und Wohnsitzen der Menschen reiche und kostbare Landschaft wie eine große in Andacht versunkene Gemeinde in dem erhabenen frischen Tempel der Natur vor uns liegt, und kaum, höchstens von oben herab, widmet der Wanderer dem zum zweiten Male nun verlassenen Stecklenberge noch einen betrachtenden Blick. — Doch es sind der Punkte noch mehrere, die, wenn man einmal hier weilt, man nicht unbeachtet und unbesucht lassen darf, und Vieles davon hat man dem nachdenklichen thätigen Schmidt zu verdanken, der mit größter Bereitwilligkeit Nachweisung und zu den entferntern Punkten selbst gern den Führer abgiebt. Vor allem muß ich hier das reizende Wurmthal anführen, das in südwestlicher Richtung von der Lauenburg eine Stunde entlang gegen den Harz sich hinaufzieht, und in den malerischsten Felsengruppen ein würdiges Seitenstück zum Bodethal bei der Roßtrappe und zum Steinbache unsern derselben darbietet. Ersteigt man von dort aus die Lauenburg wieder, so gelangt man schon hoch am Berge in einer Schlucht zu dem reinsten silberklarsten Quell, der auch ehedem den Bewohnern der Lauenburg den kostbarsten Labetrunk wahrscheinlich gegeben hat. Nun kommt man zur Lauenburg selbst und zwar zu dem südwestlichen Theile, der die große Lauenburg genannt wird, und nach seinen riesigen Thurmtrümmern zu urtheilen, die eigentliche Festung gewesen sein muß. Der Thurm ist jetzt, so viel es nach seinen Ueberresten sich thun ließ, mit Balken und Gerüsten wieder ausgebauet, und bietet auf seiner Zinne die kostbarste Aussicht dar. An seinem Fuße aber sind Plätze geebnet, Treppen gebauet, Schutt hinweggeräumt, Lauben und Gartenanlagen gemacht, so daß, wer vorher das Dornendickicht je durchdrang, jetzt diese Räume nicht wieder erkennen würde. Nur zu deutlich hat es sich bei diesen Umschaffungen erwiesen, daß die Lauenburg im heißen wilden Kriegssturme ihren Untergang gefunden hat, denn überall, wo nur die Hacke und die Schaufel im Schutte gewühlt, ist man selbst in bedeutender Tiefe nicht bloß auf Menschen- und Thierknochen gestoßen, sondern hat des verrosteten Eisens und darunter Pfeile, Speere und andere Waffen besonders im Thurme gar viel gefunden. Auch einige seltsame Geldstücke und Zierrathen sollen darunter gewesen sein. Wendet man sich östlich und durch-

schreitet hier den tiefen Burggraben, der den Bergrücken durchschneidet, so gelangt man zur östlichen Kuppe dieses Rückens, auf welcher die kleine Lauenburg gestanden hat. Auch hier sieht man unter hohen Buchen versteckt noch Reste von einem Thurme und Gebäuden. Vielleicht war sie eine minder feste Vorburg und Wohnung der Lauenburger, weil ein Graben sie von dem größern und festern Theile absondert. Obwohl diese königliches Eigenthum ist, so hat man dem unermüdlichen Schmidt doch auch hier aufzuräumen Erlaubniß ertheilt, und sein Werk ist es, daß man ein gut erhaltenes Gewölbe jetzt wieder betreten kann. Wendet man auf dem bequem geebneten Pfade sich dann wieder zum Stecklenberge zurück, so schreitet man an dem Berge unter der kleinen Lauenburg an einer in Felsen gehauenen verschütteten Wölbung vorüber. Allem Anscheine nach war dieß die Oeffnung eines unterirdischen Ganges, der entweder die beiden Lauenburgen oder diese selbst mit dem Stecklenberge verband, weil er dahin sich hinabzusenken scheint. Auch soll unter dem Berge sich irgendwo hier ein Soolquell befinden, ähnlich dem Behringer. Wo so wie hier die Natur selbst das Schöne mit dem Nützlichen verband, sollte da die Gegend nicht werth sein, ihr einige Stunden sinniger Betrachtung und des Nachdenkens zu widmen? — Doch wir scheiden für jetzt aus diesem reizenden Naturpark.

Nachträge,

entlehnt dem Harzgeröder Saal- und Lagerbuche vom Jahre 1608.

Schon vor dem Jahre 1047 besaßen die Hoyms Güter im Dorfe Polckendorff, welche die Grafen von Stolberg ihnen abkauften. Polckendorff jetzt eine in Acker verwandelte wüste Dorfstätte lag zwischen Harzgerode und Neudorf.

1507 belieh Friedrich von Hoym, eines ältern Friedrichs Sohn, den Rath zu Harzgerode mit dem Holz, der Rosenberg genannt, zu Mannlehn auf Valtin Zapprauces Leben. Der Zins ist gewesen ein Fuder Kohlen nach Stecklenberg oder Ermsleben zu liefern. (Beide Orte müssen daher sich in ihren Händen befunden haben und von ihnen bewohnt gewesen sein.)

1518 wird ein anderer Friedrich von Hoym als minorenner Sohn eines bereits verstorbenen Magnus von Hoym genannt. Von Magnus wird gesagt, daß ihm die Hälfte des großen Steinberges im Harzgeröder Amte gehört habe. Auch war er mit Gütern der Herzöge von Braunschweig beim Dorfe Allrode beliehen, die später nach seinem Tode an Anhalt abgetreten wurden. Friedrichs Vor-

mund Heinrich von Stammer, Domprobst zu Tibus und Domherr zu Halberstadt, belieh aber 1518 den Rath und die Gemeinde zu Harzgerode mit dem Rösel= oder Rosselberge und mit der Obermühle auf einen Paurgroschen jährlichen Wasserzinses.

1585 tritt der Cämmerer Christoph von Hoym den Stolberg=Pfandschilling Bernrode mit allem Zubehör mit der Grafen Bewilligung an den Fürsten von Anhalt ab.

1608 besitzt Wilhelm von Hoym als Erbenzinsgut einen freien Hof zu Aberode mit 9 Hufen Landes und einer großen Wiese zu Tilckerode

Ferner ist er von den Herrn von Rödern beliehen mit der Wüstung Elbingen, bestehend in zwei Höfen mit zwei Hufen Landes, einem Berge, drei Wiesen, der halben Gemeinde, noch eine Hufe Landes, drei Holzflecken und zwei Grasetheilen. Die wüste Dorfstelle, die er zu Grase benutzt, will er wieder bebauen, doch trägt man wegen der Feuerung für die Leute und wegen der Waide Bedenken es zu gestatten. Er erbenzinst diese Güter den Rödern, die von Anhalt damit beliehen sind.

Außerdem werden 1608 als Hoymsche Güter genannt: „Das Hoymische Küchenholz im Harzgeröder Forst, der Hoymische Schönberg oder das Hoymische Hölzlein, vielleicht auch das Hoimersrad.

W. Schönichen.

Das ehemalige Cistercienserkloster Sittichenbach.

Die oft gemachte Bemerkung, daß die Mönche der alten Zeit, trotz ihres Gelübdes der Enthaltsamkeit und strengen Lebensweise, doch recht gut gewußt, sich für die sonstige Abgeschlossenheit von den Freuden der Welt dadurch zu entschädigen, daß sie ihre Wohnsitze, die Klöster, in meistens romantischen und fruchtbaren Gegenden anlegten, oder, wenn dies nicht der Fall war, doch durch die fromme Freigebigkeit ihrer weltlichen Nachbarn und Beichtkinder sich wenigstens von irdischen Nahrungssorgen frei zu erhalten verstanden, diese Bemerkung findet einen neuen Beleg auch in der Lage, dem Umfange und der reichen Dotation des frühern Klosters Sittichenbach vom Orden der grauen Cisterciensermönche. In der Mitte nämlich zwischen Eisleben und Allstedt und einige Stunden von Querfurt entfernt, liegt es am Fuße eines mit Eichen- und Buchenwald bedeckten Berges, jedoch immer noch höher als die umliegenden Oerter Groß- und Kleinosterhausen, Rothenschirmbach und Bornstedt, gleich einer reichen, freundlichen Villa, abseits von jeder frequenten Landstraße, ein Tusculum für den des Stadtgewühles Ueberdrüßigen, ein Paraclet für den die Einsamkeit Suchenden, den keine Sehnsucht oder Hoffnung an die Welt noch bindet, oder der mit der letztern grollend, sie zu vergessen strebt, für den thätigen, erwerbslustigen Landwirth aber eine ergiebige Kornkammer, die seine Mühe und seinen Fleiß schon bei leidlich günstiger Witterung wohl belohnet. Umgeben ist dieses ehemalige, jetzt eine der besten königl. preuß. Domainen bildende Kloster zunächst von Gärten und Obstanpflanzungen, welche unter andern recht gute Kirschen liefern. Sodann breiten sich unmittelbar anstoßend nach Osten, Süden und Westen die weitläufigen Ländereien der Domaine bis an die Feldmarken von Rothenschirmbach, Osterhausen und Bornstedt aus. Auf der Nordseite liegt jener Wald, von dem ein nicht unbeträchtlicher Theil zum Kloster

gehört und von dem auf der Höhe des Berges ein großes Stück zur Domaine gehöriges Feld eingeschlossen wird. Von dieser nördlichen und nordöstlichen Waldanhöhe aus hinter dem Kloster genießt man eine weite Aussicht nach Mittag hin bis zum Schlosse Allstedt und sieht dazwischen die Dörfer Groß- und Kleinosterhausen, Einsdorf, Mittelhausen, Wolferstedt und das Kloster Naundorf, die 5 Stunden südlich liegenden Berge der Finne begrenzen den äußersten Horizont. Mehr gegen Abend erblickt man die Ortschaften Holdenstedt, Klosterroda, den Thurm von Bornstedt und weit im Hintergrunde, an der Grenze der schönen „goldenen Aue" den alten, sagenreichen Kyffhäuserberg. Links im Osten liegen die Orte Rothenschirmbach und etwas südöstlich Winkel, und an dieser Grenze der Fernsicht ziehen sich nach Süden hinab die Waldhügel der sogenannten Querfurter Wüste. Im Norden ist natürlich die Aussicht verschlossen durch den mehrerwähnten Wald.

Das innere Gehöfte der Domaine nun wird durch Scheunen und Ställe, welche fast mitten hindurch gehen, in zwei große Theile geschieden. Hart an der Einfahrt von Osterhausen her findet man außerhalb zuerst das zu der Domaine gehörige kleine und in Verfall gerathene Gasthaus, dann innerhalb links das gut aufgeführte Wohngebäude mit einem alten Thürmchen am hintern Flügel, durch welches man auch in die obere Etage gelangen kann. In der Ecke links an der Einfahrt sieht man eine kleine Fichtenanpflanzung mit einem Pavillon, der eine Aussicht ins Feld nach Mittag und Abend zu bietet. Rechts sind Ställe und jene Scheunen; gerade aus stößt man auf ein kleines, isolirt neben einer malerischen Gruppe junger Birken stehendes Wirthschaftsgebäude und weiter im Hintergrunde auf das ehemalige Amthaus, nebst der Wohnung des jetzigen Frohndieners; ganz hinten aber steht noch eine Schmiede zwischen zwei diese ganze Seite einschließenden Gärten, wovon der eine ein Obstgarten mit einer Wasserkunst und der jetzt noch gangbaren Kapelle, der andre aber ein weitläufiger Gemüse- und Blumengarten ist, und welche beide durch die aus dem nördlichen Waldberge kommende Quelle bewässert werden. Diese Quelle, die bei ihrem Austritt aus dem Garten durch einen Teich geht, treibt sodann gleich eine Mühle, neben welcher außerdem noch eine Windmühle steht. Hinter dem Wohngebäude sind wiederum Ställe mit einem besondern Hofe und auf der Nordseite daselbst stehen Scheunen, vor ihnen aber liegt sehr angenehm ein mit Pappeln umpflanzter Teich, der in jener Quelle seinen Zu- und Abfluß hat. Durch eine Thorfahrt zwischen diesen Scheunen hindurch gelangt man zu dem am nördlichsten liegenden dritten Gehöfte der Schäferei mit einem Obstgarten und dem anstoßenden alten Brauhause. — Gegenwärtig gehören zu der Domaine Sittichenbach ungefähr 1500 Morgen Ackerland, mehre Wiesen und Teiche in der Nähe der Dörfer Groß- und Kleinosterhausen, dazu im Helmenriede hinter den Dörfern Nicolausrieth und Schaafsdorf über 3 Stunden entfernt, an 100 Morgen Wiesen, endlich noch die schon erwähnte Waldstrecke. Bedeutende Naturalzinsen, welche das

Kloster aus der Umgegend bezog, sind meist abgelöst worden, und nur Ackerfrohndienste der nächsten Ortschaften geblieben.

Antiquarisch-historische Bemerkungen.

Von dem ehemaligen berühmten Cistercienserkloster Sittichenbach, das anfänglich auf der Höhe des Berges am Walde lag, (siehe davon weiter unten), ist jetzt nichts Erhebliches mehr zu sehen, als die Kapelle im hintern Garten nach dem Walde zu, doch auch diese nur in größtentheils renovirter Gestalt. Abwechselnd einen Sonntag um den andern hält in derselben der Pfarrer von Großosterhausen Gottesdienst mit den dermaligen Bewohnern Sittichenbachs, die außerdem noch in erstern Ort eingepfarrt sind. Ferner finden sich noch in dem jetzigen Brauhause alte Kellergewölbe, deren äußere Mauern schon auf ihr hohes Alter schließen lassen, da man an ihnen noch Merkmale mittelalterlicher Bauweise sieht, unter andern z. B. große Mauersteine, in welche menschliche Gesichter oder sonstige Figuren eingehauen sind. Auch erinnern noch unterirdische Höhlungen oder Gänge von jenen Kellern aus an die alte Klosterzeit und Mönchssitte. Wie weit jedoch diese Gänge unter der Erde fortlaufen, hat man noch nicht untersucht. Nicht minder sind noch zu bemerken etliche Grabsteine mit den darauf eingehauenen Ritterbildnissen, wahrscheinlich ehemaliger Aebte aus fürstlichen Häusern, welche sich um die Kapelle herum vorfinden. Man nimmt übrigens an, daß außer dieser noch erhaltenen Kapelle noch etwa 3 andere in dem Umfange des Klosters sich befunden haben, wovon allerdings noch Spuren sichtbar sind, so z. B. an dem oben erwähnten Gasthause vor dem Eingange, an dem Thurme im jetzigen hintern Wohngebäude und an dem Frohndiener- und Amthause im Hintergrunde des ganzen Gehöftes.

Ueber den Namen des Ortes Sittichenbach bemerken wir vornehmlich Folgendes: Der Mönch von Pirna, ein alter Chronist, sagt: Sittenbach ein Cistersiercloster bei osterhawsen 2 Meile von Querffort, aldo ins closter ist ein schöner bron, do sal wunderlich ein Sittich am refir gesessen, danne der tittel georsacht: Sittich in der bach. *) Dieselbe Ableitung des Namens nimmt auch der Chronist Leuckfeld an, **) und sie gewinnt noch größere Wahrscheinlichkeit dadurch, daß sowohl im Wappen des Klosters, als auch auf einer nach Schamelius ***) ehedem

---

*) Siehe bei Menk. T. II. fol. 1602.

**) Dessen Antiqq. Walckenriedenses. p. 60.

***) Schamelius: Historische Beschreibung des ehemaligen Cistercienserklosters Sittichenbach.

aufgefundenen Münze ein Vogel eingeprägt gewesen ist. Und noch jetzt sind über der Hausthüre des Wohngebäudes zwei Vögel abgebildet, welche freilich neuerer Arbeit sind, aber doch auch für die gleiche Ansicht der spätern Erbauer und Besitzer dieses Hauses in Betreff des Namens von Sittichenbach sprechen. Was nun unter Sittich, Sittig oder Psittig eigentlich für ein Vogel zu verstehen sei, läßt sich bei der selbst in unsern Tagen so großen Verschiedenheit und leider sich so häufig nach persönlichen Ansichten und Gutdünken modificirenden zoologischen Nomenclatur schwerlich mit Sicherheit angeben. Denn Papageien, was doch psittacus zunächst bedeutet, können es füglich nicht gewesen sein, da sie ein ganz anderes Vaterland haben, obschon die Erbauer des jetzigen Wohnhauses nach dem erwähnten Bilde der Vögel über der Thüre, diese Ansicht gehabt zu haben scheinen. Jedenfalls wäre es eine Gattung Vögel gewesen, welche man entweder damals bei der mangelhaften Ausbildung der Naturgeschichte, vielleicht blos des Gefieders wegen zu den Papageien zählte und wir erlauben uns, dabei an den in dieser Gegend oft vorkommenden Pirol oder Pfingstvogel oder vielleicht auch an eine Specht- oder Heherart zu denken. Einige wollen indeß den Namen auch ableiten von der angeblichen Stifterin des Klosters, welche Psittige geheißen habe.*) Doch ists wohl wahrscheinlicher und zugleich auch historisch verbürgter, daß dies Mönchskloster auch von Mönchen erbaut worden ist. Sodann soll auch die bei dem Orte befindliche Quelle schon vor der Anlegung des Klosters Sittig geheißen und dem letztern den Namen gegeben haben. Am annehmlichsten bleibt uns daher wohl die angeführte Meinung des Mönchs von Pirna, wenn auch so manche Schreibart des Namens in den verschiedenen Urkunden dies nicht völlig zu bestätigen scheint; wissen wir doch, welche Veränderungen und Verunstaltungen der Name vieler andern Oerter im Laufe der Zeit erlitten hat. Die gangbarste Orthographie des Namens ist doch immer: „Sittichenbach und nächstdem Sichem oder Sychem. Außerdem lesen wir: Sedebecke, Sechtienbeche, Settichenbeche, Schezembecke, Sitringebach, Sedesebeck u. s. w."

Gegründet wurde Sittichenbach von dem schon im zwölften Jahrhundert berühmten und reichen Kloster Walkenried, zugehörig dem in Frankreich im Jahre 1098 vom heiligen Robert gestifteten Cistercienserorden, dessen Mönche graue Röcke trugen (weshalb sie auch öfter die „grauen Mönche, grauen Brüder", genannt wurden), über welche sie eine schwarze Kutte zogen. Ferner trugen sie auch eine Art rother Schuhe, und das Haupthaar war bei ihnen zu einem Kranze geschoren. Weil das Kloster Walkenried sehr weitläufige Besitzungen hatte, legten die Vorsteher desselben zur bequemern und genauern Verwaltung ihrer Güter hier und da Kolonieen, d. h.

---

*) Siehe Francke: Historie von Mannsfeld.

neue Klöster an, welche natürlich unter der Inspection und Abhängigkeit von Walkenried verblieben. So schickte denn im Jahre 1141 der Abt Heinrich von Walkenried den Prior seines Klosters mit einigen Mönchen hierher, um ein neues Kloster aufzuführen und selbiges mit den Mönchen als deren Abt zu beziehen.*) Die oberste geistliche Jurisdiction hatte über dieses neu gestiftete Kloster, so wie auch über Walkenried selbst, der Bischof von Halberstadt, in dessen Sprengel beide lagen. Dieser erste Abt von Sittichenbach, Volcuinus mit Namen, richtete das Kloster gut ein und unter seiner langjährigen Aufsicht (er starb 1172) erhielt dasselbe schnell einen bedeutenden Ruf, so daß ihm bald auch reiche Schenkungen gemacht wurden, wie z. B. vom Grafen Burchard von Querfurt, der ihm 1268 die „Pfarre zu Pfeffelda (später Mönchpfiffel genannt, siehe diesen Artikel) nebst manchen schön liegenden Gründen" vermachte. Viele vornehme Leute übergaben sehr bald den Mönchen von Sittichenbach ihre Kinder zur Erziehung, was bei dem damaligen Mangel an Schulen, und da die Mönche insgemein die ausschließlichen Inhaber und Pfleger der Wissenschaften waren, leicht begreiflich wird. So wurden z. B. die drei Söhne des Grafen von Querfurt, Gebhard **VI.** daselbst erzogen. Auch manche vornehme Leute traten nach damaliger Sitte als Mönche in dies Kloster ein, worunter namentlich zu erwähnen der Bischof Conrad von Halberstadt, Edler von Crossig, welcher 1209 nach Niederlegung seines Amtes im „Kloster Sittichenbach Profeß gethan, sich mit Gebet und Bücherschreiben beschäftigte, 1226 starb und daselbst auch begraben liegt."**)

Die unter dem ersten Abte Volcuinus herrschende gute Zucht und Sitte unter den Mönchen ging indeß nach seinem Tode bald verloren, weshalb der Abt Conrad **III.** von Walkenried im Jahre 1349 eine Reform des Klosters veranstaltete, in Folge deren dasselbe wiederum zu seinem frühern guten Rufe gelangte, wie dies unter andern daraus hervorgeht, daß kurz darauf ein sehr reicher Presbyter, Johann Witzhahn von Nordhausen, demselben „wegen der neuen guten Ordnung" mehre Güter vermachte.

Das weltliche **jus advocatiae** über das Kloster Sittichenbach stand von Anfang an den Grafen von Mannsfeld zu. Als aber der Graf Gebhard aus diesem Hause 1362 mit dem Bischof Ludwig von Halberstadt in Streit gerieth, und dieser in Verbindung mit seinem Bruder, dem Markgrafen Friedrich dem Strengen, die mannsfeldische Stadt Eisleben verheerte, und auch mit seinen Kriegsleuten nach Sittichenbach kam, zwangen diese beiden Brüder den Abt Hermann, sie als Schutzherrn seines Klosters anzuerkennen. Graf Gebhard aber zog ganz erzürnt auf Sittichenbach los, und noch

---

*) Siehe Schamelius am angeführten Orte und **Leuckfeld: Antiqq. Walkenried.**

) **Leuckfeld am andern Orte.

mehr gereizt durch den Widerstand der Klosterbewohner, eroberte, verbrannte und zerstörte er es von Grund aus, ließ den Abt Hermann erst durchprügeln, dann an einen Balken aufhängen, mit Feuer sengen, und jagte die Mönche sämmtlich fort. *) Dieses zerstörte Kloster war höchstwahrscheinlich dasselbe, von dem man auf der Höhe des Berges hinter dem jetzigen Sittichenbach noch sehr unscheinbare Mauerüberreste findet. Wegen dieser Frevelthat in den Bann gethan, fühlte sich Graf Gebhard bewogen, im darauffolgenden Jahre 1364 zur Wiederherstellung des Klosters „3000 Schock Groschen" zu geben, und erhielt auch dann das jus advocatiae wieder. Dies neu erbaute Kloster lag nun, wie ziemlich deutlich aus den Urkunden hervorgeht, an der bequemern und freundlichern Stelle am Fuße des Berges, wo jetzt die Domaine noch liegt. Die weltliche Gerichtsbarkeit blieb von da an bei den Grafen von Mannsfeld bis zur Zeit der Reformation in Sachsen. Als im Jahre 1525 nämlich der bekannte Bauerntumult ausgebrochen, und der berüchtigte Thomas Münzer auch die Bauern und Bergleute in der Gegend von Eisleben und Mannsfeld zum Aufstande verleitet und unter andern auch mehre Drohbriefe an die Grafen von Mannsfeld geschrieben hatte, sammelten sich die Aufrührer in hiesiger Gegend, plünderten das Kloster Sittichenbach, und verbrannten das in der Nähe liegende Holzzelle. Da umzingelte der Graf Albrecht II. von Mannsfeld diesen Bauernhaufen bei dem Dorfe Osterhausen mit 60 Reitern, und es wurden über 200 Bauern niedergehauen, die übrigen aber verjagt. Die Leichen der Erschlagenen begrub man an der sogenannten „großen Linde" bei dem nahen Dorfe Rothenschirmbach und bezeichnete dies große Grab mit rohen Steinen, worauf allerhand Ackerwerkzeuge abgebildet waren, **) und wo man in neuester Zeit mancherlei alte Geräthschaften, Waffen und viele Gebeine ausgegraben hat. — Obwohl die Grafen von Mannsfeld gleich anfangs für die sächsische Reformation durch Luther waren und die neue kirchliche Ordnung der Dinge gar bald öffentlich in ihrem Gebiete einführten, so blieben doch die Mönche von Sittichenbach bis zum Jahre 1539 ungestört bei der Ausübung ihres katholischen Gottesdienstes und ihrer Mönchsgebräuche, was seinen Grund darin hatte, daß der Cardinal, Erzbischof Albert von Magdeburg, der zugleich Bischof von Halberstadt und somit oberster geistlicher Vorgesetzter des Klosters war, sich gegen alle Reform in seinem Sprengel sträubte und hierin auch von dem weltlichen Lehnsherrn der Grafen von Mannsfeld, dem Herzoge Georg zu Sachsen eifrig unterstützt ward. Als aber der letztgenannte unversöhnliche Feind unsers Luthers im Jahre 1539 mit Tode abging, führte sein Nachfolger Herzog Heinrich zu Sachsen, in allen seinen Ländern, also auch

*) Leuckfeld a. a. Orte.

**) Leuckfeld a. a. Orte.

in Thüringen, das ihm gehörte, die Reformation ein, und so mußten jetzt auch die Mönche zu Sittichenbach ihr Kloster mit dem Rücken ansehen. In dem nun säcularisirten Kloster ward sogleich von Seiten dieses Herzogs eine Commission zur Visitation der Kirchen und Schulen im Kreise Thüringen eingesetzt, welche ihre Versammlungen hierselbst fast ein ganzes Jahr lang hielt, und von der die Oerter Osterhausen und Rothenschirmbach nebst andern der Superintendur Sangerhausen einverleibt wurden.

Nicht lange nach dieser Säcularisirung des Klosters erlitt dasselbe eine gänzliche Plünderung und Verheerung. Es lag nämlich ein gewisser Ernst von Hacke seit längerer Zeit schon mit dem Grafen Albrecht VII. von Mannsfeld in Streit, und als im Jahre 1547 nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg an der Elbe Kaiser Karl V. auch diesen eifrigen Anhänger der Reformation, Albrecht von Mannsfeld, in die Acht und seiner Güter und Besitzungen für verlustig erklärte, fiel jener Ernst von Hacke mit 200 Reisigen, 70 Hakenschützen und 500 Bauern in das mannsfeldische Gebiet ein, eroberte unter andern die Stadt Querfurt, welche Albrecht gehörte, bedrückte die Unterthanen des Grafen auf unmenschliche Weise und ruinirte auch Sittichenbach. Seit dieser Zeit wurden auf der Stelle des bisherigen Klosters nur Oeconomiegebäude aufgeführt, und nachdem es etwas später chursächsisches Besitzthum geworden, brachte zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein gewisser Ludewig von Wurm auf Wolkramshausen Sittichenbach käuflich und erblich an sich, gab es jedoch um eines ärgerlichen Prozesses willen, den er gegen den Pfarrer von Osterhausen verlor, bei seinem Tode wieder an Chursachsen zurück, bei dem es fernerhin verblieb. Vom chursächsischen Hofe ward daselbst eine Gerichtsbarkeit eingesetzt, und die nunmehrige Domaine oder das „Amt Sittichenbach" durch einen herrschaftlichen Amtmann verwaltet. *)

Die Reihenfolge der Aebte von Sittichenbach oder Sichem ist lückenhaft; diejenigen, von welchen uns Nachrichten zu Gebote stehen, sind aber folgende. Volcuinus, auch Volquinus oder Wilkinus war, wie schon gesagt, der erste Abt und zugleich der Gründer des Klosters im Jahre 1141. Nach ihm wird bis 1250 kein Abt mit Namen aufgeführt, obschon im Allgemeinen des „Abtes von Sichem" in etlichen Urkunden Erwähnung geschieht. So wird unter andern eines vom Jahre 1209 gedacht, der noch einmal 1238 als fungirender Abt des Klosters vorkommt. Er war im erstern Jahre auf einem Convente zu Walkenried mit zugegen, wo der Kaiser Otto IV. von Braunschweig dem Kloster Walkenried mancherlei Privilegien ertheilte. Nach diesem wird unter 1250 der Abt Hermann I. angeführt, der wegen seiner Gelehrsamkeit in großem Rufe stand, so daß unter andern der Graf von Querfurt seine Söhne zu

*) Leuckfeld a. a. Orte.

ihm in Erziehung gab. Ein anderer Abt war Friedrich, welcher 1323 lebte und in einer Urkunde von diesem Jahre „Dominus Friedericus de Stolberg, abbas in Sichem“ genannt wird, also wohl aus dem gräflich stolbergischen Hause abstammte. Nächst ihm kennen wir Hermann II., unter dem jene Verwüstung des Klosters durch Gebhard von Mannsfeld stattfand, wobei er umkam und deshalb von seinem Orden als heiliger Märtyrer verehrt wurde, dessen Tag der 25. October war. Noch heutigen Tages finden sich in Nischen neben dem Haupteingange des neuen Wohngebäudes zwei kleine steinerne Mönchsfiguren, von denen die eine, mit einer Art von Bischofsstabe, wahrscheinlich einen Abt vorstellt, die andre eine schmucklose Mönchstracht hat. Man hat diese beiden Bildnisse aus früherer Zeit aufbewahrt und zum Theil wieder davon abgebrochene Stücke ergänzt, und es wird noch jetzt erzählt, daß vorüberreisende Mönche dem erstern Bildnisse besondere andächtige Aufmerksamkeit ja sogar Verehrung widmeten, was die Annahme rechtfertigt, daß dies Bild den Abt Hermann II. den Heiligen vorstellen soll. Ferner lesen wir in den Chroniken noch von einem Abte Johannes I. im Jahre 1399; sodann von Sylvester I., dessen Name auf einer ehemals im Kloster aufgefundenen Münze vorkommt, jedoch ohne Jahreszahl. Man hat von dieser Münze auf das damalige Münzrecht der Aebte zu Sittichenbach geschlossen, welches Privilegium aber durch kein vorhandenes Diplom verbürgt wird. Außer den schon genannten war noch Georgius Abt zu Sittichenbach um 1480; er hatte unter andern einen Streit mit dem Grafen Bruno von Querfurt wegen einiger Güter, und eben so mit der Gemeinde Rothenschirmbach um einiger Morgen Wiesen willen, worüber die vollständige Vergleichsurkunde noch vorhanden ist.*) Endlich wird unter den Aebten von Sittichenbach und zwar als der letzte von allen Johannes II. erwähnt im Jahre 1515, der zweimal das Kloster Pforta visitirte und auch einen Abt daselbst erwählte und installirte, welches Recht den Aebten von Sittichenbach zustand. Wie das Kloster Sittichenbach eine Colonie von Walkenried, so war es selbst wieder die Mutter von drei namhaften Klöstern, nämlich von Lewin in der Mark Brandenburg, Pucha an der Mulde und von Grünhayn im Erzgebirge in Sachsen.**)

An sich zwar nicht von Bedeutung, doch als historische, an einen großen deutschen Namen erinnernde Notiz ist eine noch vorhandene Urkunde vom Kaiser Rudolph von Habsburg, ausgefertigt zu Erfurt im Jahre 1290, worin dieser wegen seiner vielen Kriege in Geldnoth sich befindende Fürst von den Klöstern zu Erfurt, Walkenried und nebst andern noch auch von Sittichenbach eine Beisteuer forderte oder eine Contribution erhob, wofür er mancherlei Privile-

---

*) Siehe bei Menk: Script. Tom. 1.

**) S. Schamelius a. a. Orte.

gien ertheilte. Sodann ist auch nicht zu übergehen, daß Sittichenbach durch den im Jahre 1364 zu Allstedt auf Veranstaltung des Churfürsten Rudolph II. von Sachsen unter freiem Himmel gehaltenen Gerichtstag als ein bis dahin, wie es scheint, streitiges Besitzthum wieder zur Pfalz Sachsen und in derselben zur Pflege des „Hauses Allstedt" gehörig erkannt wurde, woran dem Churfürsten Rudolph viel gelegen zu haben scheint, da er alles aufbot, um die Rechtsansprüche der Pfalz Allstedt an dies reiche Kloster in bester Form zu begründen. Das hierüber ausgefertigte weitläufige Diplom auf Pergament geschrieben und mit 24 Siegeln beglaubigt soll sich, nach Leuckfeld in seinen Antiqq. Alstedensis noch im Original vorfinden.

Zu der, wir möchten sagen engern oder innern Chronik des Klosters Sittichenbach ist zu rechnen, daß die Mönche daselbst neben andern nützlichen Beschäftigungen auch die damals so beliebte aber sehr zwecklose angebliche Kunst der Alchymie trieben, wodurch sie dem Glauben des Volkes nach ihre Reichthümer sehr vermehrt, so daß sie einst, bei Gelegenheit eines feindlichen Angriffes auf das Kloster, einen großen Schatz an Golde zu vergraben genöthigt gewesen seien. Noch heutigen Tages geht die Sage davon um und bezeichnet namentlich eins jener erwähnten Kellergewölbe im Brauhause als den Ort, wo dieser Schatz verborgen liege, bedeckt mit einem Bilde von Stein, das einen Mönch mit einem Löwen vorstelle. Wer dieses Bild auffindet, soll auch so glücklich sein, den Schatz zu heben. Der Chronist Schamelius erwähnt des Berichtes eines Beamten von Sittichenbach aus dem siebzehnten Jahrhundert, worin dieser umständlich jenes steinerne Bild beschreibt, und welches er sowohl als auch ein in der Alchymie erfahrener Freund für eine solche geheimnißvolle „figura chymica" erklärt. Auch wurde nach demselben Berichte diese Figur von einem damals als Alchymist besonders renommirten Erfurter Mönche für das symbolische Merkzeichen eines großen, im Kloster verborgenen Schatzes angesehen. Als Beleg von der sonderbaren Geheimnißkrämerei dieser Alchymisten erlauben wir uns, kürzlich die Beschreibung und Deutung dieses Bildes zu geben. Das Ganze ist ein Quadrat, in dessen Mitte ein gleichschenkeliger Triangel eingegraben ist, der sich oben in einen Scepter endigt. Unten auf der Basis dieses Triangels liegt ein Löwe ausgestreckt, hinter ihm kniect ein Mönch, mit der einen Hand ein Buch haltend, das zugleich mit auf dem Löwen ruht, drei Finger der rechten Hand aber emporhebend wie zum Schwure. Jener Mönch aus Erfurt deutete dies Bild also: „Der Scepter zeiget an, daß der Schatz so im Kloster versteckt liegt, eines Königreichs werth ist, der Löwe deutet an die Tinctur oder den Stein der Weisen, („lapidem philosophorum"), der Frater hinter dem Löwen ist die Person, welche diesen lapidem phil. verfertiget und dies zugleich durch einen Eid betheuert, der Triangel aber bedeutet, daß der Schatz fest verwahret und so leicht nicht zu heben sei."

Von einem noch jetzt vorhandenen Erdloche an dem Berge nach Rothenschirmbach zu soll nach dem Berichte desselben Mannes noch zu seiner Zeit ein unterirdischer Gang weiter in den Berg hineingeführt und die Mönche von da die gelbe Erde bezogen haben, woraus sie ihr Gold bereiteten. — Schließlich sind auch noch die häufigen Gespenstererscheinungen zu erwähnen, welche im Kloster und seiner Umgebung sich gezeigt haben sollen. Bald waren es Processionen von Mönchen, die „am hellen Mittage" mit vorgetragenem Crucifix umgingen, aus einem alten Keller kamen und in demselben wiederum verschwanden, bald einzelne Mönche, die sich in den verschiedenen Gebäuden und im Hofraume sehen ließen, bald auch war es ein lautes Getümmel, wie von unsichtbarem Kriegsvolke und was dergleichen mehr ist.

Reinecke.

Der Klingbrunnen und die Wolfsgruben am Rande des Hainichs.

Eine der bemerkenswerthesten naturhistorischen Erscheinungen im herrlichen Hainichwalde ist der sogenannte Klingbrunnen. Er liegt unmittelbar neben dem Seebacher Forsthause, eine Viertelstunde über dem Dorfe Cammerforst, auf der Ostseite des Hainichs, nicht weit von der Straße, welche aus der kornreichen, ergiebigen Ebene von Langensalza und Mühlhausen über einen unbedeutenden Höhenzug in das eisenachische Bergland führt. Eine Nebenstraße geleitet den Wanderer ebenfalls durch die kühlen Buchenhallen des Hainichs in das liebliche, reizvolle Werrathal.

Der Klingbrunnen ist mit einer viereckigen Blochstürze von 40 Fuß im Umfange umgeben. Tausendjährige Eichen neigen ihre Laubkränze auf ihn herab, und wie graue Mährlein der Vorzeit flüsterts und webt es über geheimnißvollen, mystischen Tiefen. Der gewaltige Brunnen ist bis zu einer Tiefe von 24 Fuß gemauert, und die Basis dieser Mauer bildet harter Kalksteinfelsen, der sich nach der Tiefe zu immer mehr und mehr verengt, weiter unten sich aber wieder zu erweitern und einen ungeheuren Kessel zu bilden scheint. Dieses bemerkt der Beschauer, wenn er ein Bündel Stroh anzündet und in die schwarze Nacht des Brunnens hinabschleudert. Dieser Versuch gewährt ein über alle Erwartung furchtbar schönes Schauspiel. Wie ein vom Nachthimmel sich herabsenkendes feuriges Meteor fährt das brennende Stroh sausend und pfeifend hinab, und aus unergründlicher Tiefe blitzt dann das silberne Wasser herauf; zugleich schlägt ein dumpfes Murmeln und Grollen, wie fernes Gewitter, an das lauschende Ohr, oft von einem Schalle unterbrochen, der einem aus der Ferne zu uns herübertönenden Pelotonfeuer nicht unähnlich ist. Endlich schwimmt das Strohbund verglimmend auf dem Wasser, aber das seltsame Brausen und Knackern dauert wohl noch gegen fünf Minuten lang fort.

Ein hinabgeworfener Stein braucht über eine Minute Zeit, ehe er den Wasserspiegel erreicht; ehe dies geschieht, vernimmt man einen ungeheuren Knall, wie von einer abgeschossenen 24pfündigen Kanone; der Knall wiederholt sich, wenig schwächer, in Zeiträumen von 3 bis 4 Secunden, acht= bis zehnmal, worauf er immer dumpfer und dumpfer wird. Endlich scheint es ruhig in der Tiefe, da kehrt der Knall plötzlich noch einmal mit seiner frühern Stärke zurück und dann hört man ein Geräusch, das dem Rauschen eines fernen Waldbaches gleicht.

Sei es nun, daß die hinabgeworfenen Gegenstände vielleicht an hervorragende Felsenzacken, wovon freilich das Auge nichts wahrzunehmen vermag, anprallen und dadurch, indem sie wie von einer Stufe zur andern springen, diese seltsame Musik hervorgerufen wird; sei es, daß andre bisher unerforschte Ursachen dabei zu Grunde liegen: stets bringt das in so verschiedenen Variationen und Modulationen heraufquellende Geräusch ein sonderbares Gemisch von Grauen und Wohlgefallen in der Seele des Beobachters hervor, daß er sich, wenn die ersten donnernden Schläge erschallen, krampfhaft an dem sichernden Geländer festhält, und dann, wenn es wie ferne vom Winde verwehte Nachtmusik erklingt, ruhiger und lauschend sich in die bodenlose Tiefe hinabbeugt.

Sonderbar ist es, daß man die Tiefe des Brunnens zu verschiedenen Zeiten verschieden gemessen hat; denn bald gab das Senkblei 186, bald 156, bald 210 Fuß an.

Der zeitige Förster, dessen Vater vor ihm das Forsthaus schon dreißig Jahre bewohnt hat, behauptet, daß in einem Zeitraume von circa 40 Jahren wenigstens 25 Fuder Steine, 1000 Eichenblöcke, 50 Schock Strauchholz und gegen 40 bis 50 Klaftern Wurzelstöcke in den Brunnen geworfen worden; dessen ungeachtet hat man noch nie eine stabile Abnahme der Tiefe verspürt. Sollten diese Füllmaterialien vielleicht durch unterirdische Kanäle abgeführt werden? — Schwerlich! In diesem Falle würden sie an irgend einem andern Orte zum Vorschein kommen müssen, Niemand aber weiß sich dessen zu erinnern.

Die unterste Tiefe des Brunnens scheint mit mehreren periodischen Quellen der Umgegend in Communication zu stehen. Einen Beweis davon liefert die in der Nähe des Dorfes Nazza hinter dem Hainich befindliche Quelle. Wenn diese versiegt, dann hält der Besitzer der bei Cammerforst liegenden, oft feiernden Mühle sein Ohr lauschend über den Klingbrunnen. Rauscht es darin und plätschert es, als fielen dicke, schwere Regentropfen auf das grüne Laubdach der Bäume, sieht ferner der Müller das Wasser des Brunnens durch die Nacht blinken: dann eilt er freudig heim, denn in Zeit von einer halben Stunde schon füllt sich dann die zwischen der Gelberieder-Mühle und dem Brunnen liegende Quelle des Mühlbaches, und bald kann der Müller das Rasttag haltende Mühlwerk beschäftigen.

Dem Wanderer eröffnet sich vom Klingbrunnen aus eine reiche, wunderliebliche Aussicht. Man blickt in einen flachen Kessel, dessen

Westrand in sanften Erhebungen das Hainich bildet. Nördlich begrenzt der Horizont das Eichsfeld, an welches sich die kleinen, bewaldeten schwarzburgischen Hügelketten schließen. Im Osten erheben sich in dämmernder Ferne die der Schmücke und Finne anliegenden Hügel, und die Südseite des Kessels schließen die Thüringer Berge ein.

Eine herrliche und mit den mannigfaltigsten Reizen reich ausgestattete Ebene!

Auf den Kesselrändern schwimmt bläulich und abgrenzend der Ferndust; lange schmale Streifen Hochwaldung ziehen sich hier und da durch üppig prangende Fruchtfelder, und gleich silbernen Bändern schlängeln sich große und kleine Bäche, von freundlichen Weiden- und Erlengrün eingefaßt, durch grüne duftende Auen.

Bilder, die den Beschauer mächtig, unwiderstehlich ergreifen und mit dem Psalmisten ausrufen lassen: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel? Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güte!

Fragt der freundliche Leser nach der Zeit der Anlegung des Klingbrunnens und nach der Veranlassung dazu, so kann ich leider keine Auskunft geben, da nicht eine einzige Urkunde sich darüber ausspricht, ja, nicht einmal eine Sage in dem Munde des Volkes noch davon erklingt.

Daß der Brunnen alt, sehr alt ist, scheint dadurch begründet zu werden, daß auch die bejahrtesten Männer der Umgegend sich nicht erinnern, jemals nur ein Wort über die Anlegung desselben von ihren Großeltern gehört zu haben; was aber die Veranlassung dazu gegeben haben mag, am Saum des Waldes einen Brunnen mit einem unverhältnißmäßigen Aufwande von Zeit, Mühe und Kraft anzulegen, bleibt um so mehr ein Räthsel, wenn man bedenkt, daß der Brunnen wegen seiner gewaltigen Tiefe nicht benutzt werden kann und, seit Menschen denken können, nie benutzt worden ist. Des Forsthauses wegen kann die Anlegung auf keinen Fall geschehen sein, da die Erbauung desselben der neuern Zeit angehört, und es entsteht daher bei mir die Vermuthung, daß der Brunnen zu dem, 1000 Schritte nach der Ebene zu gelegenen Kloster „Gelberied", welches der Sage nach, der jedoch jede historische Unterlage fehlt, im Hussitenkriege 1428 durch Procopius zerstört worden sein soll, gehört, und daß der Wasserstand des Brunnens früher höher gewesen aber durch vulkanische Einflüsse späterhin sich gesenket hat.

Eine Viertelstunde südwärts vom Klingbrunnen entfernt liegen, ebenfalls am Ostrande des Hainichs, acht Gruben.

Wolfsgruben

oder „schwarze Löcher" nennt der Landmann diese, einem umgekehrten Zuckerhute ähnlichen Vertiefungen; doch führt jede Grube auch noch einen speciellen Namen und die größte heißt: „Pappenheims Kutte."

Daß diese Vertiefungen nicht durch Einfluß unterirdischen Wassers oder durch vormalige vulkanische Einwirkungen entstanden sein können, dafür zeugt die Regelmäßigkeit, mit welcher sie alle ohne Ausnahme gestaltet sind. Eben so wenig aber können sie, ihres Namens ungeachtet, zum Fang der vormals hier häufig umherschweifenden Wölfe eingerichtet worden sein, da ihre Form dazu nicht zweckmäßig genug erscheint.

Sie haben meistens eine Tiefe von 60 Fuß und am obern Rande einen Umfang von 70 Schritten. Die Seiten der Gruben sind mit hohen Eichen, Buchen und einigem Strauchholze bewachsen, weshalb ein undurchdringliches Dunkel den untern Theil derselben beherrscht.

Merkwürdig ist es, daß im ganzen Hainichwalde keine Spur weiter von dergleichen Löchern sich findet.

Verschiedenartige Sagen, die mehr oder weniger Glauben verdienen, sind von diesen sogenannten Wolfsgruben im Umlaufe. So erzählt man sich z. B., daß diese Vertiefungen nach der Schlacht bei Leipzig 1631 dem General Pappenheim nebst einem Häuflein versprengter kaiserlicher Truppen zum Haltpunkte und zur Verbergung vor dem nachsetzenden Feinde gedient haben sollen. Eine andere Sage geht tiefer in das graue Alterthum zurück und behauptet, daß diese Gruben heilige Opferplätze der heidnischen Thüringer und vorzugsweise der „Bogks", den schwarzen bösen Geistern der Unterwelt, geheiligt gewesen wären, und daß die Priester derselben in der schauerlichen Waldnacht dieser Opferplätze durch das Blut geschlachteter Feinde und durch Beschwörungen die erzürnten Götter versöhnt und dadurch mancherlei Plagen von dem Lande abgewendet hätten.

Dieser Sage steht indeß der Umstand entgegen, daß in keiner dieser Gruben die entfernteste Spur von Opfersteinen und sonstigen Geräthschaften zu entdecken ist, obschon das Schauerliche dieser Oerter und die Lage derselben uns an die Beschreibung ähnlicher Opferplätze von ältern Schriftstellern lebhaft erinnert.

Wir stehen also hier abermals vor einem geheimnißvollen Gemache, dessen dicht verschleierter Eingang uns keinen Blick in das Innere gestattet; doch wollen wir uns damit trösten, daß der Zufall vielleicht einst noch dieses, so wie manches andere Räthsel lösen wird.

Nachtrag.

Heute, den 14. Mai, machte der Verfasser vorstehenden Aufsatzes in den Nachmittagsstunden eine kleine Excursion. Der Weg, den er, in Gedanken versunken, eingeschlagen hatte, führte ihn bald an den Saum des Waldes und zwar in die Nähe des Klingbrunnens. Unmöglich konnte er vorübergehen, ohne der Brunnen-

nymphe einige Steine zum Opfer dargebracht zu haben. Der erste Stein, den er hinunterwarf, ließ nicht eher einen Ton hören, bis derselbe den Wasserspiegel erreichte, und dann war der Schall accurat so, als wenn man eine Kugel mit voller Kraft auf eine hohl liegende Metallplatte wirft; nach acht Secunden ließ sich ein zweiter ähnlicher aber dumpferer Ton hören, worauf Alles ruhig war. Beim Hinabschleudern des zweiten Steines, der wahrscheinlich vielmals gegen die Seitenwände sprang, ließ sich in ungleichen Intervallen 16mal ein heller nachhallender Klang vernehmen und nach einigen Secunden wurden ebenfalls wieder zwei solcher Töne, wie beim ersten Steine, hörbar. Ein starker Sprühregen veranlaßte den Verfasser, eilig den Rückweg anzutreten und die Beobachtungen für heute einzustellen.

Carl Rümpler.

Der Meiseberg im Selkethal*)
mit seinen Umgebungen, Dammersfelde und Burgsrod.

Wie ein neben dem morschen Stamme der gefällten Eiche saftvoll und kräftig aufschießendes junges Reis, so erhebt sich jugendlich frisch das Jagdschloß Meiseberg, den ehrwürdigen Ruinen der alten Burg Anhalt gegenüber. Weithin glänzt es mit seinen schimmernden weißen Mauern und Giebeln über die grünen Gipfel der Berge, auf deren einem an den nördlichen Lehnen des Selkethales es selber aufgesetzt ist. Seinen heiteren Character gab ihm sein heiterer Erbauer, der Fürst Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg, der ihm auch keinen andern Namen als den des Berges gab. Er ließ es im Jahre 1770 auf dem hohen steilen Meiseberge aufbauen, und machte es zu einem seiner Lieblingsplätze. Es ist ein massiv aufgeführtes zweistöckiges Gebäude von mäßigem Umfange und deshalb kein eigentliches geräumiges prachtvolles Jagdschloß sondern ein Jagdhaus ganz seiner Bestimmung angemessen. Aeußerlich und innerlich ist es einfach aber freundlich wie die frische Waldgegend, die es beherrscht. Unter seinen verschiedenen Zimmern ist das anmuthigste und interessanteste ein kleines Dachstübchen oben im Giebel, das auch sein Erbauer zu seinem Sanssouci sich erwählt hatte. Hier schweift das Auge über viele Bergkuppen und über den gekrümmten Lauf der Selke hinüber nach dem hoch liegenden Harzgerode, nach des Rambergs Gipfel, der vielbesuchten Victorshöhe und selbst der alte Brocken läßt in einer Einsenkung des Gebirgskammes sein greises Haupt vom Auge entdecken. Um ganz ungestört in diesem Stüb-

---

*) Von Ballenstedt liegt er 1¼ Stunde, vom Mägdesprunge 1¼ Stunde entfernt.

chen zu verweilen, ward die Treppe so eingerichtet, daß, wer sich oben befindet, solche nach sich ziehen kann und nun von den übrigen Bewohnern des Hauses abgeschieden ist. „Doch es ist gewiß, sagt die Verfasserin der Harzbilder, W. v. S., und zumal bei einem Landesherrn, der in seiner schönen Seele eine thätige und zärtliche Sorgfalt für das Wohl seines Landes nährt, daß: man nie weniger allein ist, als gerade wenn man allein ist.“ Hier verweilte der Fürst oft viele Stunden und noch jetzt wird sein Ruhebette und sein schlichter Sessel dort gezeigt. Die übrigen Gemächer, ein kleiner Saal mit Nebenzimmern im obern Stockwerk, sind einfach und geschmackvoll mit guten Kupferstichen, Jagdstücke von Ridinger darstellend, behängt, so wie noch manche andere Verzierungen an Trinkgefäßen auf waidmännischen Humor und Frohsinn hinweisen. Auch einige große herrlich prangende Hirschgeweihe sieht man wie Raritäten aus dem verschollenen goldenen Zeitalter des edeln Waidwerks hier in unsere jagdstillen Tage hereinragen. Naht man sich diesem Jagdhause, von welcher Seite man will, so verkündigen die anschlagenden Jagdhunde dem Fremdlinge schon von fern den Charakter dieses Waldsitzes, denn es wohnt noch immer ein Jäger dort, obwohl es vom jetzigen Herzoge nicht weiter als Jagdhaus benutzt wird. Es ist daher jetzt mehr ein Gasthaus und angenehmer Sammelplatz für heitere Naturfreunde, weshalb dem Bewohner auch nachgelassen ist, Speise und Trank an jene zu verabreichen. Besonders wird es häufig von zahlreichen Gesellschaften aus Ballenstedt, Quedlinburg und der Umgegend besucht, und noch vor Kurzem diente es zum Festlocale einer seltenen Feier, des hundertjährigen Buchdruckerjubiläums, zu dessen Nachfeier der Buchhändler Basse in Quedlinburg den Meiseberg erwählt hatte. In 16 Wagen kamen am 19. Juli d. J. Mittags um 12 Uhr gegen 100 Personen, alle mit Festschleifen von weißem Atlasbande geschmückt, an. Es war ein imposanter Anblick. Nach vorher schon getroffenen Anstalten wurde gespeist und der Nachmittag mit Gesängen und Spielen ausgefüllt. Als man aber auch das Abendessen und zwar im Freien eingenommen und es mit vielen Toasten gewürzt hatte, begab sich die fröhliche Gesellschaft in derselben Ordnung und in der heitersten Stimmung nach ihrem Wohnorte wieder zurück. Nach dem Selkethale führt ein gut geebneter Fußsteig hinab.

Ehe wir diesen kleinen Tempel der Diana aber ganz verlassen, müssen wir noch einen Blick auf einige mehr oder minder interessante Punkte der Nachbarschaft werfen. Wir gehen das Selkethal hinauf. Unter dem Meiseberge liegt außer der Leimufermühle die 1838 erst vom Müller Bergmann neu angelegte Sägemühle. Bei Ausgrabung der Radestube zeigten sich als seltsame Erscheinungen 13 Fuß tief unter der Oberfläche nicht nur viele Granitgeschiebe aus dem Friedensthale*) und von der Erichsburg, die man auf der Höhe im

---

*) cf. Tom. I. pag. 160.

ganzen Selkethale bisher noch nicht entdeckt hat, sondern man fand in dieser Tiefe auch eine Streitaxt von Urgrünstein und nicht weit davon ein wenig noch abgenutztes großes Hufeisen eines Ritterpferdes von dünnem Eisen, dessen Form aber ein hohes Alter vermuthen ließ. Ein noch darin befindlicher Nagel lieferte den Beweis, daß auch der Huf, wahrscheinlich also auch das Pferd dort vermodert sein müsse. Es wurden noch mehrere kleinere Hufeisen von den sogenannten Klepperpferden altdeutscher kleiner Race gefunden.

Weiter hinauf folgen dann die zum Mägdesprunge gehörigen Hämmer. So wie der Hütten des Mägdesprunges in alten Schriften schon 1678 gedacht wird, so hat im Jahre 1739 auch eine Papiermühle dort gestanden, die aber wieder eingegangen ist. Als wir das Kloster Hagenrode und den Hüttenort Mägdesprung (Tom I. pag. 160.) beschrieben, erwähnten wir auch das alte Kloster und Dorf Dagmarisfelth am Wege nach Ballenstedt.*) Dort den Faden der Erzählung nicht abbrechend verschwiegen wir im Hinblick einer spätern Nachholung die nachfolgenden Schicksale der wüsten Dorfmarke. Jetzt, wo wir vom Meiseberge aus, dem sie sehr nahe liegt, leicht dorthin einen Abstecher machen können, wollen wir das Schuldige nachholen.

In Trümmern liegend mochte Dorf und Kloster Dagmarisfelth, viele Jahrhunderte hindurch von Wald und Dickicht überwachsen und die Stätte kaum im Namen noch bekannt gewesen sein, da wählte sie Fürst Victor Friedrich von Anhalt-Bernburg im Jahre 1758 zur Anlegung einer Stuterei. Nach wenigen Jahren verschwand aber diese Anstalt schon wieder, und die Gebäude wurden zur Landwirthschaft eingerichtet, weshalb man den Wald rings umher ausrottete. Fürst Friedrich Albrecht ließ durch Rodungen die Zahl der Aecker ohne die 75 Morgen Wiesen bis auf 180 Morgen vermehren, und erbauete in einiger Entfernung noch Wohnungen für die Arbeiter des Vorwerks. Die letzteren wurden jedoch um das Jahr 1807 etwa wieder abgebrochen. Gegen das Jahr 1787 wurde es zu einer Schweizerei gemacht und einer Schweizerfamilie Namens Sommer in Pacht gegeben. Die Producte, als Butter, Käse rc. auf Schweizerart zubereitet, waren von ausgezeichneter Güte und weit umher berühmt, doch es schien, als sollte der Mutter Gottes alter Ausspruch noch immer in Kraft bleiben und den Menschen hier keine dauernde Stätte errichtet sein. Ueber 50 Jahre hatte das Vorwerk Dammersfelde gestanden, da wurde seine Wiederaufhebung beschlossen, weil man durch Berechnung finden wollte, daß der Boden als Forstgrund einträglicher wie jetzt als cultivirtes Ackerland sein werde. 1816 fing man daher an, die leicht hingestellten Gebäude einzureißen, und schon nach zehn Jahren war keine Spur von Menschenwohnungen mehr anzutreffen. Die ganze Fläche, selbst wo die Gebäude gestan-

*) Es liegt im Amte und Forstreviere Gernrode 1¼ Stunde von der Stadt Gernrode, 1¾ Stunde von Ballenstedt und 1 Stunde von Harzgerode entfernt.

den hatten, würde mit Nadelholz bepflanzt, und nur eine etwa zwanzigjährige Tanne bezeichnete noch die Stelle des Gartens beim Hause. Im Vorsprunge ihres Alters wird sie immer die junge Tannensaat überflügeln und der Tradition, die Alles nun wieder aufbewahren muß, zu Hülfe kommen müssen, bis auch ihr morscher Stamm gesunken, von einem sinnigen Forstmanne durch einen frischen Ersatzbaum vielleicht wieder ergänzt ist. Von der Sommerschen Familie, die hier lange Zeit als treue biedere Schweizer lebten, starben einige Glieder, und haben ihr Ruheplätzchen unfern der Gebäude auf einer Wiese gefunden. Die bemoosten Grabhügel sind ohne weitere Erinnerungszeichen nur von einem leichten Zaun umgrenzt, doch den besten Denkstein haben sie durch ihre Biederkeit sich selbst gesetzt, denn wie die Natur hier schlicht und einfach und ohne drohende Gefahr, so war auch ihr Herz offen, treu und ohne Falsch. Mögen sie da sanft ruhen, wo bald im dunkeln Schatten hoher Tannen außer von den Vögeln in den Baumwipfeln und von dem flüchtigen Wildprett im hohen Grase jetzt selten die Töne eines Geschöpfes noch laut werden. Geheiligt haben sie den Boden selbst, heilig wird er jedem bleiben, der hier die Wahrheit erwägt, um gut und glücklich zu sein, braucht man nicht in Pallästen zu leben, und vielleicht wird die Sage den Segen von dieser Stätte dem betrachtenden Wanderer mitgeben.

Doch wir lenken unsern Schritt zu einer andern wüsten Marke noch. Sie heißt Burchardsrod jetzt kurz nur Burgsrod genannt und liegt tief im Walde nach Ballenstedt hin. Bezeichnete die Volkssage allein im Namen des Forstortes diese frühere Wohnung von Menschen, so könnte man leichter Zweifel erheben; allein in aufgefundenen Spuren menschlicher Anwesenheit sowohl wie in einem alten Flurbuche vom Jahre 1608 wird, doch ohne weitere Angaben, der Platz bestimmt als eine wüste Stätte eines verschwundenen Ortes bezeichnet. War es ein Kloster, war es ein Dorf, wer will es und kann es bestimmen, da keine Ruinen oder Urkunden oder Sagen noch weiter etwas von ihm erzählen? So steht die Erde unter dem Gesetze des Wechsels und nur Glaube, Liebe und Hoffnung heben den Menschen darüber hinaus.

W. Schönichen.

Die Sage von der Teufelsmühle auf dem Ramberge,

nebſt noch einer Sage vom Mägdeſprunge als Anhang.

An das Ungewöhnliche grenzt vorzüglich für den ungebildeten Verſtand ſo leicht das Wunderbare, und eben daher mag es gekommen ſein, daß faſt mit jedem in die Augen ſpringenden Felſen, mit jeder Höhle, jedem Abgrunde, jeder ſonderbaren Naturbildung unſeres lieben Harzes die Vorzeit in ihrer kindiſchen Denkweiſe auch eine in das Wunderbare ſchweifende Sage damit verknüpft hat. So iſt es vermuthlich auch mit der Sage von der Teufelsmühle auf dem Ramberge. Erſteigt man dieſen langgedehnten 2120 Fuß hohen Bergrücken, ſo werden dem aufmerkſamen Blick des Beobachters die Menge der zerſtreuet umherliegenden Granitblöcke*) ſicher nicht entgehen, wodurch dieſer Berg dem Urvater Brocken nur im verjüngten Maßſtabe ſo ſehr ähnelt. Welches Naturereigniß ſie umhergeſtreuet hat, wer will's enträthſeln? Unwahrſcheinlich iſt es aber nicht, daß, wie vielleicht auch auf dem Brocken, auch hier ein rieſiger Felſenkegel einſt in die Wolken emporſtarrte. Allein durch eine unbekannte Gewalt ſtürzte er herab, und ſeine Trümmer wurden durch ihr eigenes Gewicht und durch mitwirkende Elemente weit über den Berg verſtreuet. Für dieſe Meinung ſprechen wenigſtens in Etwas die auf ſeiner Spitze hier und da wie der Rock dieſes Felſenkegels aus der Oberfläche noch hervorragenden größern auf einander ge-

---

*) In dem Granit, der hier ſeinen öſtlichen Endpunkt auf dem Harze hat, befinden ſich auch Quarztrümmer mit eingeſprengtem Schörl. Ueberhaupt iſt der Berg für Geognoſten, Mineralogen und Botaniker eine gute Fund grube.

thürmten Granitmassen, von denen die größte und imposanteste wohl an 30 Fuß hohe, eben die Teufelsmühle genannt wird. Ob nun nach einiger Meinung diese wie von Menschenhand aufgeschichteten Granitquadern vor einem Jahrtausend und darüber den heidnischen Sachsen zum Opferaltar gedient haben, an welchem sie dem Götzen Ramm verehrt hätten, ist ohne weitere hinweisende Spuren wohl eben so schwer mit Bestimmtheit zu ermitteln, wie überhaupt die Verehrung eines solchen Götzen bei ihnen erst sicher nachgewiesen werden muß. Weil mit der Einkehr des Christenthums in diese Gegenden der Teufel so oft aber die Stelle heidnischer Götzen eingenommen und ehedem auch am spätesten eine nicht unbedeutende Rolle auf dem Harze gespielt hat, (vermuthlich weil das Heidenthum am längsten und hartnäckigsten sich dort hielt) so wäre es übrigens jedoch wohl denkbar. Diese substituarische Vermuthung über den Teufel, zugleich den Sieg des Christenthums über das Heidenthum mit andeutend, könnte man aber auch darin noch entdecken, daß der Teufel in allen Sagen, worin er eine Rolle mit bekommen hat, mehrentheils als ein betrogener und überwundener erscheint, woher sprichwörtlich auch wohl noch jetzt unsere armen und dummen Teufel herrühren mögen. Was zur Sage, die wir erzählen wollen, Anlaß gegeben hat, ob ein wirkliches Factum, lassen wir dahingestellt sein. Wir geben sie, unbekümmert der kleinen Abweichungen, die jede wiederholende Darstellung derselben gleichsam characterisiren, wie sie in ihren Hauptzügen am bekanntesten ist.

Ein armer Müller, so heißt es, der in der Nähe eine Mühle besaß, die ihm aber trotz alles Fleißes wenig einbrachte, wollte, wie es noch heut zu Tage vieler Leute blindes Streben ist, und wäre es mit Aufopferung ihres guten Rufes und guten Gewissens, durchaus reich werden. Manches Luftschloß mochte er deshalb schon gebauet haben, und zu diesen gehörte auch der Wunsch, auf des Rammbergs Spitze eine Windmühle zu besitzen; denn hier, meinte er, könne es ihr niemals an Wind mangeln, und goldene Berge müßten deshalb verdient werden; doch wie dies möglich machen, ohne Geld und ohne Credit, der damals nicht so viel als jetzt verlangt und gegeben ward? Ein innerer Kampf war nicht zu vermeiden, zumal der Teufel schon längst einen angehenden tüchtigen Jünger in ihm erkannt und keinen unbedeutenden Einfluß auf ihn schon ausgeübt hatte. Der Teufel fand also, wie so manchmal mit seinen Einflüsterungen, auch hier Eingang, und der Müller richtete mit ihm folgenden Contract auf: „Der Teufel soll bis nach Mitternacht zum ersten Hähnenschrei auf des Rambergs Spitze nach einem Risse eine schöne große Windmühle fertig gangbar und tadellos erbauet haben, wobei noch 12 Müllermetzen Gold an den Müller mit einbedungen werden, dafür gehört der Müller nach 30 Jahren dem Teufel mit Leib und Seele als Eigenthum an.

Dem Teufel kam zwar solcher Bund
Entsetzlich theuer vor,

Was half's, er zahlt in selb'ger Stund'
Das Gold in g'wicht'gen D'or.
Denkt Herr, wie viel mag das wohl sein,
Denn Müllermetzen sind nicht klein.

Der Vertrag ward nun mit Blut unterschrieben, mit einem höllischen Siegel bedrückt, und der Teufel machte sich flink an den Bau. Werkstücke wurden schneller noch als mit den jetzigen Eisenbahnen von seinen schwarzen Gesellen ihm vom Brocken gebracht und aufgethürmt. Unter furchtbaren Schlägen sanken mit Krachen die tausendjährigen Eichen, und unter dem rastlosen Hin- und Hereilen einer geschäftigen zahlreichen Höllenbrut stieg zur Verwunderung ja selbst zum Schrecken des Müllers so schnell eine Mühle empor, wie sie niemals besser und schöner erbauet sein mochte. Da wurde dem Müller, der die Unmöglichkeit eines solchen Baues in dieser Kürze geglaubt und den Teufel um das im Voraus gezahlte Geld zu prellen gehofft hatte, doch bange, es möchte um ihn geschehen sein, und er sann in seiner Herzensangst auf eine neue List. Die Mühle, bedung er sich noch aus, müsse ihm aber auch vertragsmäßig übergeben werden, und zu diesem Zwecke holte er flugs zu seinem Beistande noch einen Innungsmeister, was ihm der gutmüthige Teufel auch nachließ.

Dieß war der erste Grübelkopf
Den je die Welt geseh'n,
Nichts war ganz recht nach seinem Kopf,
Und war es noch so schön,
Nun kurz er war ein Recensent
Wie ihn seit diesem keiner kennt.

Fertig stand die Mühle zur ausbedungenen Zeit da, und hohnlachend freuete sich der Teufel seines gelungenen Fanges, dem Müller aber lief es eiskalt über die Haut und das Gold brannte ihn in den Händen. Da vermißte der Innungsmeister sammt dem Müller noch einen Stein, auch diesen brachte Herr Urian noch mühsam angeschleppt; nun war die Mühle in vollem Gange, aber der krittelnde Innungsmeister hatte doch Vieles zu tadeln, während der schlaue Müller unbemerkt den lockern Läufer wieder löste, daß er den Berg hinabrollte. Hurtig wollte der Teufel ihn wieder zurückholen und von Neuem befestigen, da krähete der Hahn im nahen Müllergehöfte. Fröhlich sprang der Müller ob der gelungenen List empor, während der Teufel zähneknirschend und wild tobend sein ganzes Werk wieder zertrümmerte. In seiner Wuth sich betrogen zu sehen, schleuderte er die Werkstücke über den ganzen Berg und begrub auch den höhnenden Müller darunter. Die aufgeschichteten Quadern sind also der letzte Rest jenes Teufelswerkes, und die zerstreuet umherliegenden zeugen von dieser im Zorn vollbrachten Zerstörung. Damit aber der

Mensch auch für die späteren Zeiten noch eine Warnung erhielte, sein Brod sich nicht auf unredliche Weise, wenn es ihm scheinbar auch gelänge, sondern nur auf geradem Wege verdienen zu wollen, so pflanzte der Genius der Menschheit diese Sage auch noch auf die spätern Geschlechter fort, und so lange diese Felsen den Elementen Trotz bieten, so lange wird sie gewiß auch sich unter den Bewohnern jener Gegend erhalten.

Der schönen Aussicht wegen erbaute im vorigen Jahrhundert ein Fürst von Anhalt=Bernburg auf diese Felsen aus Balken einen Altan, der auch die Teufelsmühle hieß; allein baufälligkeitshalber wurde dieser 1805 schon wieder eingenommen, und man sieht jetzt nur als letzte Spuren davon noch die Löcher, in welchen die bindenden und stützenden eisernen Klammern eingefügt waren. Der spätere, jetzt Victorshöhe getaufte größere Balkenthurm ist aber etwas weiter hin auf der höchsten Kuppe des Berges, der Sultanskopf genannt, aufgeführt worden, und die jetzt noch sogenannte Teufelsmühle oder die aufgethürmten Granitmassen, welche die Sage als letzte Trümmer jenes Teufelswerkes bezeichnet, sind der romantische Hintergrund einer schönen Perspective, zugleich aber auch — der Schlupfwinkel von unzähligem Otterngezücht und anderer häßlichen Teufelsbrut dieser Gattung. Schließlich bemerke ich, wollte jemand gern wissen, ob jemals auf diesem Bergrücken eine Windmühle gestanden habe, so kann ich ihm sagen, daß bei dem etwa erst 130 Jahre alten Dorfe Friedrichsbrunnen eine solche einmal gestanden aber von heftigen Windstürmen bald wieder zerstört sein soll, weshalb erneuerte Versuche hierzu späterhin unterblieben sind.

Einer andern Sage, die, wenngleich eigentlich den Mägdesprung, doch den Ramberg auch mit betrifft, gedachten wir schon unter jenem Artikel. Weil sie aber verschieden erzählt wird, und wir gedachten Ortes nur die eine Erzählungsweise wieder gegeben haben, so möge es dem gütigen Leser nicht unwillkommen sein, wenn wir auch die andere Darstellungsart hier noch nachfolgen lassen.

Zwei Hühnentöchter, so lautet sie, die Freundschaft mit einander geknüpft hatten, suchten einander und traten spähend auf die Zinnen der Berge. Da erblickte die eine, die Tochter eines mächtigen Königs, die andere auf des Rambergs breitem Rücken, und zwar in Gefahr, und flink mit jugendlich raschem Blut suchte sie die Thäler überspringend zu dieser Höhe zu gelangen. Ein Bauer, der in der Nähe pflügte, konnte sich des Lächelns nicht erwehren, daß die kühne Jungfrau auch das breite und tiefe Selkethal zu überspringen wähnte. Wie Eva's Töchter überhaupt aber nichts weniger als Spöttelei vertragen können und im leicht gereizten Zorne schnell zu strafen pflegen, so mußte der arme Bauer auch seinen Spott schnell büßen; denn plötzlich nimmt die Riesin den Spötter sammt dem Pfluge und seinen beiden Pferden in die Schürze, und springt mit

einem Sprunge über das Thal und zu der Freundin hin. Der Bauer nebst Zubehör entwand sich nun zwar glücklich den Falten ihrer Schürze wieder, und war froh, wohlbehalten den Erdboden wieder zu berühren; doch mag er sicher nach keiner zweiten Lustreise der Art sich gesehnt haben; auch war der Ansatz der Riesin zu dem Sprunge nach dem Ramberge herüber so gewaltig, daß sie in dem Felsen die Fußspuren zurückließ, wie solche noch heutiges Tages auf der Stelle zu sehen sind.

W. Schönichen.

Nachträgliche Bemerkungen

zu

der Beschreibung von Schönburg.

So erwünscht es mir gewesen wäre, und so viel Mühe ich mir deshalb gab, glückte es mir doch nicht, zu recht gründlichen und ausführlichen Nachrichten über die keineswegs unwichtige Geschichte der Schönburg zu gelangen, und erst jetzt, nach erfolgtem Druck, sind mir aus einer höchst achtbaren Quelle mehrere Bemerkungen über diesen Gegenstand zugekommen, welche ich nicht ermangele, theils zur Vervollständigung, theils zur Berichtigung hier mitzutheilen:

Es sollen zu Schönburg 10 — 12 Dörfer gehört haben, welche nicht nur in einer Urkunde vom Jahr 1278, sämmtlich, sondern auch in vielen andern Urkunden einzeln benannt, aber bis auf ein einziges, Possenhain, sämmtlich eingegangen sind. Von den Dörfern Orblitz und Ober- und Unterkroppen, welche letztere in der Beschreibung erwähnt wurden, haben sich die Namen noch in den davon benannten Mühlen erhalten. — Daß die Bischöfe von Naumburg sich öfter, und besonders in der schönen Jahreszeit, in Schönburg aufgehalten, bestätiget sich nach diesen Ergänzungen, aus mehreren von ihnen hier ausgestellten Urkunden. — Der Verfall des Schlosses Schönburg soll bald nach der Säcularisation des Stiftes (Naumburg) schon begonnen haben; und die ehemals zur Domaine gehörigen Grundstücke sind an die Bauern vererbt worden, von der ganzen ehemaligen Schloß-Oeconomie aber sind nur noch die Forstgrundstücke vorhanden, welche durch den in der Beschreibung erwähnten Förster verwaltet wer-

den. — Die in mehreren Quellen sehr detaillirt angegebene Existenz von nicht unbedeutenden Bergwerken bei Schönburg, wird in diesen letzten Nachrichten geradezu für eine Erdichtung erklärt; und es würde mir in Bezug auf diese Unrichtigkeit sowohl, wie auch, wenn noch andere eingeschlichen sein sollten, höchst erwünscht gewesen sein, wenn mir diese autentischen Notizen in Folge meiner früheren angelegentlichen Bitten, zur rechten Zeit zugekommen wären.

Friedrich von Sydow.

Ebeleben.

Wenn der der Gegend unkundige Wanderer die Kunststraße von Sondershausen in südwestlicher Richtung verfolgt und auf die Anhöhe kömmt, an deren Fuße das Dorf Gundersleben liegt, so ist er der Meinung, der Berg, auf dem er sich befindet, werde sich in gleicher Höhe und ohne merkliche Unterbrechung wenigstens bis zur Stadt Mühlhausen hinziehen, deren Umgegend sich dem spähenden Auge bereits in dunkler Ferne zeigt. Aber wie sehr fühlt er sich überrascht, wenn er vom Rande jener Anhöhe aus plötzlich unter seinen Füßen eine weit verbreitete Ebene überschaut, die ihm einen um so reizenderen Anblick gewährt, je weniger er sie hier erwartet hat. Die Ebene ist rings von sanft aufsteigenden Bergen umschlossen, belebt durch einen Fluß, die Helbe genannt, der sich durch dieselbe schlängelt und gegen Süden den Fuß eines Orts bespült, der amphitheatralisch aufsteigend auf seiner Spitze ein Schloß zeigt, das freundlich über den Ort hinwegschauet und eine lachende Aussicht über die ganze Gegend darbietet. Das Ganze vereinigt sich zu einem malerisch schönen Bilde, in dessen Hintergrunde der unkundige Beschauer ein freundliches Städtchen zu erblicken glaubt, das sich, umgeben von blühenden Gärten und lachenden Fluren in diesen anmuthigen Winkel verloren habe, um durch eine glückliche Mischung des Städtischen mit dem Ländlichen zu einem heitern, durch angenehme Abwechselung versüßten Lebensgenusse einzuladen. Und dieser freundliche Ort ist Ebeleben, ein drei Stunden von Sondershausen gelegener Marktflecken, der wahrscheinlich von der höchst fruchtbaren Ebene, an welcher er liegt, zum Theil seinen Namen hat. In alten Büchern und Schriften wird derselbe auch Ebeleiben, Ebeleuben, Ebeleybin genannt. Ueber das Alter des Orts schweigt die Geschichte; doch kann man aus triftigen Gründen annehmen, daß der erste Anbau desselben in die grauen Zeiten des Heidenthums fällt. Denn achtet man auf die Sagen, so war nicht bloß Ebele-

ben, sondern auch das kaum 500 Schritte davon liegende kleine Dörfchen Markfußra schon zu der Zeit bewohnt, als Bonifacius (718) nach Deutschland kam, um hier die Heiden zu Christen zu machen. Er zertrümmerte, wie die Sage meldet, unter andern Heiligenbildern auch das Bild der Göttin Jecha. Doch das Volk hierdurch gereizt bedrohte den Frevler mit Tod und Verderben. Nur durch die Flucht entging er der Gefahr. Der wüthende Haufe verfolgte ihn bis auf die Anhöhe über Gundersleben und stieß ihn hier zum Berge hinab, der von jener Begebenheit lange Stußfurth genannt wurde, bis er später den Namen Ganseberg erhielt. Erst auf der an der Nordseite von Markfußra gelegenen Wiese sammelte der Bekehrer seine zerstreuten Anhänger wieder und hielt an das herzuströmende Volk eine so kräftige Rede, daß Viele sich entschlossen, zu der neuen Lehre überzutreten. Zum Andenken an diese frohe Begebenheit legte der fromme Mann auf der Stelle, wo er gepredigt hatte, den Grund zu einer Kirche, die von ihm den Namen Bonifaciuskirche erhielt, so wie die Wiese noch jetzt die Bonifaciuswiese heißt, ob sie gleich schon lange nicht mehr als Wiese, sondern als Ackerland benutzt wurde. Und die Trümmern dieser Kirche waren noch 1272 vorhanden, wo der damalige Herr von Ebeleben Albert das Nonnenkloster zu Markfußra stiftete und zum Bau der Walpurgiskirche und des Klosters die Steine jener alten Kirche benutzte. So berichtet wenigstens M. Misenus, der 1571 Prediger in Ebeleben wurde und eine Kirchenmatrikel hinterließ, zu welcher er alle Nachrichten über die Geschichte Ebelebens sammelte, die ihm Urkunden oder Sagen darboten.

Doch außer diesen Sagen haben wir noch andere Gründe, die es wahrscheinlich machen, daß Ebeleben schon in den frühesten Zeiten ein ansehnlicher Ort war. Die Lage des Orts ist zu günstig und einladend, und die Fruchtbarkeit des umliegenden Bodens zu vorzüglich, als daß sich nicht schon früh Ansiedler hier sollten eingefunden haben. Werden doch schon im elften Jahrhundert Orte der Umgegend genannt, die, obgleich in jeder Hinsicht viel unvortheilhafter gelegen, doch damals schon in ihrer Blüthe bestanden und zum Theil sogar durch historische Merkwürdigkeiten bezeichnet wurden. So nahm z. B. in Niederspier der Kaiser Heinrich IV. 1075, nach der Schlacht bei Langensalza, sein Hauptquartier. Denn hier war es, wo er seinen Thron aufrichten und die gefangenen Fürsten der Sachsen und Thüringer im Angesichte seines siegreichen Heeres vorüberführen ließ. Waren nun solche an sich unbedeutende Orte damals schon so blühend, wie vielmehr muß es da Ebeleben gewesen sein, das durch seine höchst vortheilhafte Lage einen unbestrittenen Vorzug vor allen Dörfern der Umgegend hat. Selbst die großen Reichthümer, durch welche sich die Herrn von Ebeleben schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert auszeichneten, müssen zum Beweise dienen, daß sie schon in den frühsten Zeiten im Besitze dieses schönen Rittergutes waren. Denn ein so anerkannt blühender Wohlstand läßt sich nicht in kurzer Zeit gewinnen.

Wenn übrigens die Geschichte von den Herrn von Ebeleben vor dem dreizehnten Jahrhundert nichts berichtet, so mag dies vielleicht darin seinen Grund haben, daß sie sich überhaupt weniger durch die Künste des Kriegs, als des Friedens bemerkbar zu machen suchten. Sie führten aller Wahrscheinlichkeit nach ein stilles, friedfertiges Leben, erhöheten ihren Wohlstand durch eine kluge Bewirthschaftung ihrer Güter, zu welchen schon frühe nicht bloß Ebeleben gehörte, sondern viele andere Besitzungen in der Nähe und Ferne. Daher kam es auch, daß die Ebeleber wegen ihres Reichthums überall im Rufe standen und bei allgemeiner Achtung einen so großen Credit besaßen, daß sie fast überall als Zeugen und Bürgen genannt werden, wo Geldangelegenheiten verhandelt und Verträge abgeschlossen wurden. Und dieser große Reichthum der Familie machte es auch dem Ritter Albert möglich, schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts seinen frommen Eifer durch wahrhaft großartige Schenkungen und Stiftungen zu beurkunden. Schon im Jahr 1265 schenkte er dem Kloster zu Volkenroda seine Ville Billeben mit allen Emolumenten und Einkünften, daß das Kloster dieselben, sowol bei Lebzeiten, als nach dem Tode des Schenkenden zu gewissen, in der Schenkungsurkunde bestimmten wohlthätigen Zwecken verwenden sollte. In dieser Urkunde werden zugleich noch seine Gattin Jutta, seine Söhne Albert, Ludolf, Albert und Heinrich, und seine Tochter Adelheid als Theilnehmer an dieser Schenkung genannt. Hierauf stiftete er 1287 das Kloster zu Markfußra und stattete es gleich anfangs mit so reichen Schenkungen an liegenden Gütern, Zinsen und andern Emolumenten aus, daß man schon davon einen sichern Schluß auf die große Wohlhabenheit der ganzen Familie machen kann, da sie ihrem frommen Eifer so große Opfer zu bringen im Stande war. Doch Alberts Sorge für sein und seiner Angehörigen Seelenheil war so groß, daß er schon 1306 eine neue Stiftung machte. Er schenkte nämlich dem Kloster Volkenroda abermals jährlich 4 Mark, wovon an jedem der 17 Altäre desselben bei der Messe ein Licht von $1\frac{1}{4}$ Pfund unterhalten werden sollte. Für das hohe Ansehen der Familie Ebeleben muß auch der Umstand sprechen, daß Alberts Bruder, Heinrich, sogar auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben wurde. Alberts Söhne nahmen auch an den Kriegen ihrer Zeit thätigen Antheil. 1305 zogen sie dem Landgraf Friedrich mit dem Biß gegen die Eisenacher zu Hülfe und halfen ihm die Wartburg entsetzen. Auch in Rücksicht der Frömmigkeit standen sie dem Vater nicht nach; denn schon 1311 machten die beiden Ludolfe dem Kloster Markfußra neue Schenkungen. Uebrigens muß Albert kurz vor 1308 gestorben sein; denn von diesem Jahre findet sich eine Urkunde, nach welcher dieselben Ludolfe das vom verstorbenen Vater verschenkte Billeben mit 300 Mark wieder einlösten. Aus diesem Kaufbriefe, der von Friedrich mit dem Bisse confirmirt wurde, so wie aus einer Urkunde von 1344, nach welcher die Gebrüder Ludolf und Otto von Ebeleben dem Kloster Volkenroda ihre Zinsen von Körner verkauften, geht übrigens her-

vor, daß Albert nach dem Jahr 1268, außer den bereits genannten 4 Söhnen, wenigstens noch 2 erzeugt haben muß, Ludolf und Otto. Dieser letztere wird auch in einer Urkunde von 1369 nebst zwei Vettern, Ludolf und Apel als Gutsbesitzer von Körner angeführt.

Als Zeitgenosse der Vorigen wird auch ein gewisser Dietrich von Ebeleben genannt, der 1305 Zeuge war, als Günther XV. von Schwarzburg seine Güter zu Sebergen an das Kloster Ilmen verkaufte. Wie dieser aber mit Albert verwandt war, das wird nicht gesagt. Ueberhaupt schwebt von dieser Zeit an über der Genealogie der Ebeleber ein Dunkel, das sich erst gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts aufzuhellen beginnt. Zwar sagt Zedler in seinem großen Universallexicon, dieser Dietrich nebst seinem Bruder Georg wären Söhne eines gewissen Hans von Ebeleben gewesen, und mit beiden habe sich die Familie in zwei Linien gespalten, indem sich die von Georg auslaufende Nebenlinie auf den Gütern Domsten (wahrscheinlich Dammstein), Cammerstein und Colnbach bis zu ihrem, im vierten Gliede erfolgten Erlöschen fortgepflanzt habe. Als den letzten dieses Stammes nennt er den Andreas, der sich mit Dorothea von Draschwitz aus Otterwisch vermählte und 1614 Hauptmann der Landmiliz in Freiberg, zuletzt aber Domherr des Stifts Merseburg war. Mit ihm erlosch seine Linie, da er keine männliche Nachkommenschaft hinterließ. Wenn aber Zedler als Sohn jenes Dietrichs einen gewissen Apel nennt, der erst gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte, so scheint der allzu große Zwischenraum zwischen beiden die Richtigkeit dieser Angabe zweifelhaft zu machen. Noch eher könnte dies der Apel sein, der unter 1369 angeführt wird und später mit seinem Bruder Otto Zeuge war, als Günther von Schwarzburg 1396 seiner Gemahlin Anna das Leibgedinge bestimmte. Dieser Apel scheint ein Enkel Alberts gewesen und gegen das Jahr 1416 gestorben zu sein. Er hatte sich nämlich für eine Schuld des Grafen Heinrich von Schwarzburg verbürgt und nach seinem Tode trat 1417 Seyfart von Bendeleben, als Bürge für ihn ein. Ohne mich also hier auf eine genealogische Untersuchung einzulassen, die aus Mangel an sichern Nachrichten doch zu keinem bestimmten Resultate führen könnte, will ich die Ritter von Ebeleben in der Reihe aufführen, wie sie von den Chronisten genannt werden.

Unter den Nachkommen Alberts scheinen sich besonders Ludolf und Otto wichtig gemacht zu haben; wenigstens werden sie häufig als Theilnehmer an wichtigen Verhandlungen angeführt. So war Ludolf Zeuge, als Graf Heinrich von Hohnstein 1330 das Schloß und die Stadt Schlotheim kaufte. Besonders erscheint Otto als ein wahrer Ehrenmann, der sich und seinem Hause durch ritterliche Tugenden ein hohes Ansehn und einen allgemeinen Credit erwarb. Einen Beweis dafür gibt Paul Jovius in seiner Chronik von Käfernburg. Er führt hier bei einen Kaufhandel, den Heinrich von Sbeergen 1362 mit dem Kloster zu Ichtershausen abschloß, un-

fern Otto nebst dem Ritter Fritz von Wangenheim als Zeugen an und setzt hinzu: „Hier ist in Acht zu nehmen, daß obgedachte beide von Adel „Edle Herren" (Nobiles) genannt werden, welcher Titul sonst zu der Zeit nur Grafen und Freiherren zugeeignet ward, daher zu vermuthen, wie rittermäßige Leute und in was Dignitäten, Würden und Ansehen sie dieser Landen gewesen." — 1393 borgten die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg vom Herrn von Hopfgarten 400 Mark löthigen Silbers und stellten Ludolf und Otto von Ebeleben als Bürgen.

Nach diesen nennt Jovius einen jüngern Otto, der ebenfalls in hohem Ansehen stand und besonders von den Grafen von Schwarzburg in den wichtigsten Angelegenheiten gebraucht wurde. Daher nannten sie ihn auch in einem Schulddocumente von 1411, in welchem dieser Otto als Bürge aufgeführt wird, ihren „lieben Getreuen." In gleicher Angelegenheit diente er denselben auch 1412. 1417 trat Graf Heinrich von Schwarzburg die Stadt Stalburg im Voigtlande, welche er pfandweise vom Könige Wenzel erhalten hatte, an verschiedene Herren von Adel für 2000 rheinische Gülden ab, wobei der „Gestrenge und Erbare" Otto von Ebeleben ebenfalls als Bürge genannt wird. Noch mehr sprechen folgende Fälle für den hohen Credit des Mannes. 1417 wurde Graf Heinrich von Schwarzburg von seinem Lehnsherrn beschuldigt, bei der Lehnsmuthung das Dorf und Schloß Almenhausen verschwiegen zu haben. Doch diese Beschuldigung erledigte sich durch die bloße Versicherung Otto's, daß dies Gut immer ein lehnsfreies Eigenthum der Grafen von Schwarzburg gewesen sei. Eben so verschaffte er 1420 dem Grafen Bernhard von Reinstein, der wegen eines feindlichen Einfalls in das Gebiet des Bischofs von Merseburg in Lützen gefangen gehalten wurde und die zu seiner Loskaufung festgesetzte Summe von 800 Mark nicht bezahlen konnte, durch seine Verbürgung die Freiheit wieder.

Hierauf tritt abermals ein Apel auf. Dieser Name scheint ein beliebter Familien-Name bei den Ebelebern gewesen zu sein; auch waren alle, welche denselben führten, ausgezeichnete Männer, die sich theils durch kriegerischen Muth, theils durch Staatsklugheit und diplomatische Gewandtheit hervorthaten. Die Chronisten scheinen sie hin und wieder verwechselt zu haben; daher will ich diesen zum Unterschiede von dem bereits genannten und den noch folgenden Apel II. nennen. Er tritt zuerst in dem traurigen Bruderkriege auf, den von 1446 an der Kurfürst Friedrich gegen seinen Bruder den Herzog Wilhelm von Sachsen führte. Apel vertheidigte 1451 das Schloß Dornburg gegen den Herzog, mußte sich aber ergeben und wurde einige Zeit gefangen gehalten. Wenn Iselin in seinem allgemeinen Lexikon Glauben verdient, so war es wahrscheinlich unser Apel, der diesen Krieg besonders anfachte. Er stand in Diensten des Kurfürsten und bestärkte denselben in seinen feindseligen Gesinnungen gegen den Bruder. Wie sehr er übrigens auch bei den Grafen von Schwarzburg im Ansehen stand, geht daraus hervor, daß Graf

Heinrich XXVI. die Gemahlin desselben, Beata, würdigte, bei seinem sechsten Sohne, Günther, 1455 Pathenstelle zu vertreten. 1460 verkaufte Apel mit Zustimmung seiner Gemahlin Beata und seines Sohnes Christoph 2 Vorwerke mit 12 Hufen Landes in Körner an das Kloster Volkenroda. 1461 ging er mit dem Herzoge Wilhelm von Sachsen ins gelobte Land; doch muß er von da glücklich zurückgekehrt sein; denn er wird später noch mehrmals sehr ehrenvoll erwähnt. Als Graf Heinrich von Schwarzburg 1471 die über seinen Vetter Balthasar II., Leutenberg. Linie, geführte Vormundschaft abgab und von diesem die schriftliche Bestätigung der vorigen, zwischen beiden Linien bestandenen Verträge verlangte, Balthasar aber, weil er als Unmündiger noch kein Petschaft hatte, diesem Verlangen nicht genügen konnte, so wurde dieser Vertrag durch Apels Vermittelung auf Hand und Mund abgeschlossen. Ueberhaupt scheint Apel II. dem Schwarzburgischen Hause in den wichtigsten Angelegenheiten als geheimer Rath gedient zu haben. So wurde 1481 Graf Heinrich wegen einer, den Nordhäusern zugefügten Unbilde nach Weimar geladen, um sich hier persönlich zu rechtfertigen. Doch der Graf schickte Apel II. nach Weimar, und dieser wußte durch seine diplomatische Gewandtheit den Herzog völlig für seinen Herrn zu gewinnen. Zu Apel II. Zeiten ereignete sich auch bei Ebeleben ein kriegerischer Auftritt, der als ein merkwürdiges Beispiel von dem gesetz- und zuchtlosen Geiste jener Zeiten angeführt zu werden verdient. Als 1446 der sächsische Bruderkrieg ausbrach, so benutzte Heinrich XXVI. denselben, um gewisse, durch ältere Verträge begründete Ansprüche auf die Besitzungen Günthers XXXII. geltend zu machen. Er verband sich deshalb mit dem Herzog Wilhelm und kriegte folglich auch mittelbar gegen den Kurfürst selbst. Die Fehde war blutig und wurde endlich 1451 durch Vermittlung des Kaisers Friedrich III. zum Vortheile Heinrichs XXVI. ausgeglichen. Heinrich kehrte nun nach Sondershausen zurück und entließ hier seine Bundesgenossen und Mitstreiter, unter welchen sich auch die Gebrüder Berld und Heinrich von Oldershausen befanden. Nachdem sie den noch rückständigen Sold von 800 Gülden empfangen hatten, zogen sie ab. Des Grafen Kriegsleute, geblendet durch diese große Summe Geldes, faßten den kühnen Entschluß, sich desselben durch List und Gewalt zu bemächtigen. Sie legten sich deshalb bei Ebeleben in einen Hinterhalt, und als die Herrn von Oldershausen ohne alle Besorgniß der Straße daherzogen, wurden sie hier plötzlich überfallen, überwältigt und zur Herausgabe des Geldes genöthigt. Graf Heinrich, zu dem sie zurückkehrten, entschädigte sie zwar für diesen Verlust, der Räuber aber konnte er nicht habhaftig werden, denn diese waren mit ihrer Beute entflohen.

Apel II. hatte, wie bereits gemeldet worden ist, einen Sohn, Christoph, der 1476 mit dem Herzog Albrecht von Sachsen ins gelobte Land ging. Zedler macht denselben fälschlich zu einem Bruder Apels; aber es war ohne Zweifel der bereits oben genannte Sohn desselben. Nach diesem folgen 7 wackere Ritter von Ebeleben,

die Zedler ebenfalls, ganz gegen alle historische Wahrscheinlichkeit, für Söhne Apels II. ausgiebt. Die Geschichte nennt uns nur einen Sohn Apels, der 1460 bereits mündig war. Apel muß sich also schon vor 1440 verheirathet haben und konnte mithin nicht außerdem noch 7 Söhne haben, welche ihn zum Theil weit über 100 Jahre überlebt hätten. Auch hier zeigt sich also eine Lücke in der Geschlechtsfolge der Ebeleber, die vielleicht am besten ausgefüllt wird, wenn man den Sohn Apels, Christoph als den Vater der nachfolgenden 7 Brüder annimmt. Uebrigens durchlebten diese 7 Männer sämmtlich die merkwürdigen Zeiten der Reformation und nahmen an den Ereignissen derselben theils mehr, theils weniger lebhaften Antheil; ja einige hatten sogar auf die Leitung der damaligen Kriegs- und Staatsbegebenheiten einen entscheidenden Einfluß. Ich will sie hier der Reihe nach aufführen mit Beifügung alles Merkwürdigen, was ich über ihre Lebensverhältnisse gefunden habe.

1) Andreas Caspar, Amts-Hauptmann zu Zörbig und Bitterfeld auf Ebeleben.

2) Christoph. Dieser machte dem Hause Ebeleben besonders Ehre, indem er sich sogar einen historischen Namen erwarb. Er stand in Diensten des Herzogs Georg des Bärtigen von Sachsen und wurde von diesem sehr hoch geachtet. Daher wurde er auch schon 1536 als Oberster dem Kaiser Carl V. gegen den König von Frankreich, Franz I. zu Hülfe geschickt. Nach Georgs Tode (1539) blieb er in Diensten des Herzogs Heinrich, so wie später des Kurfürsten Moritz. Dieser schätzte ihn ebenfalls sehr hoch und benutzte ihn als einen eben so tapfern Krieger, als gewandten Geschäftsmann zu allen wichtigen Unternehmungen. So mußte er z. B. nebst Bastian von Wallwitz die Stadt Leipzig gegen den Kurfürsten Johann Friedrich vertheidigen. Auch auf die Lenkung des Schmalkaldischen Kriegs hatte er einen sehr bedeutenden Einfluß. Denn als sich der Kurfürst Joh. Friedrich nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg den 24. April 1547 dem Kaiser mit Verlust seiner Kurwürde gefangen gegeben hatte, war dessen Bundesgenosse, der Landgraf Philipp von Hessen entflohen, um sich so der Gewalt des Kaisers zu entziehen. Unterdessen war Carl V. nach Halle gezogen, und hier gab sich Moritz, der Schwiegersohn Philipps, alle Mühe, um für den Entwichenen milde Bedingungen zu erwirken. Der Kaiser, der des Kriegs überdrüssig war, zeigte sich auch nicht abgeneigt zur Verzeihung, und aus seinen gegebenen Versicherungen glaubte man mit Bestimmtheit schließen zu können, daß er es auf Philipps Freiheit nicht abgesehen habe. Doch der Landgraf, der den versteckten Sinn des Kaisers besser durchschaute, war mißtrauisch und hatte auf der Rückkehr nach seinen Landen bereits Weißenfels erreicht. Christoph von Ebeleben, der ihm nachgeschickt wurde, um ihn zu einer Unterredung mit dem Kurfürsten nach Leipzig einzuladen, traf ihn bereits auf dem Wege nach der Heimath. Er ritt neben ihm her und wußte ihm so viele Hoffnungen zu milden Bedingungen zu machen, wenn er sich der Gnade des Kaisers

unterwerfen wollte, daß sich derselbe endlich entschloß, noch einige Zeit in Weißenfels zu bleiben und fernere Nachrichten abzuwarten. Diese versprach ihm auch Christoph entweder mündlich, oder schriftlich. Doch schon nach wenigen Tagen kehrte er wieder zurück und brachte dem Landgrafen nicht bloß einen Brief vom Kurfürsten, sondern fügte auch mündlich noch so viele Vertröstungen hinzu, daß sich Philipp endlich wirklich überreden ließ. Der Erfolg zeigte leider, wie richtig der Landgraf geahnet hatte. Die Gefangennehmung desselben erregte allgemeine Bestürzung und Erbitternng; doch am tiefsten erschütterte sie den edeln Christoph. Als ein ächter deutscher Mann, der keine Falschheit des Herzens kannte, hatte er dem Kaiser eine so unedle Gesinnung nicht zugetraut und deshalb dem Landgraf in der besten Absicht zugeredet, weil er einsahe, daß ihm der Besitz seiner Länder nur auf diese Art könnte erhalten werden. Aber jetzt, wo er sich so grausam getäuscht sahe, machte er sich selbst die bittersten Vorwürfe über seine arglose Leichtgläubigkeit und betrachtete sich als den Urheber dieses traurigen Ereignisses. Sofort verfiel er in Schwermuth, und der Kummer nagte so gewaltig an seinem Leben, daß er schon den 13. Juli 1547, nachdem er noch Mansfeld hatte berennen helfen, starb.*)

3) Nicolaus, wohnte in Ballhausen; vielleicht derselbe, der noch unter Kurfürst Christian II. als Schloßhauptmann zu Sangerhausen lebte.

4) Otto auf Hedersleben, welcher auf dem Beilager des Herzogs Heinrich zu Sachsen mit Chatharina, Prinzessin von Meklenburg, 1512 mit Heinzen von Ende turnirte.

5) Hans auf Ebeleben, hatte, nach dem Ebeleber Kirchenbuche, Magdalena, geborne Pflugin von Lamperswalda zur Gemahlin, mit welcher er zwei Kinder, Catharina und Albert, erzeugt hatte. Beide starben noch vor ihren Eltern, die Tochter 1559, der Sohn 1564. Sie liegen in der Kirche zu Ebeleben begraben, wo 2 Steine vor dem Altare ihre Ruhestätte bezeichnen. Schon 1565 folgte ihnen die Mutter im Tode nach; Hans selbst starb 1569 und wurde in derselben Kirche begraben, wo man noch jetzt sein und seiner Gemahlin Bild in riesenhafter Größe in Stein gehauen sehen kann. Der Pastor M. Justus Winter rühmt ihn in der Leichenrede, die gedruckt wurde und noch vorhanden ist, als einen großen Wohlthäter der Kirchen und Schulen; und in der That verdient er auch dieses schöne Lob; denn er war ein in jeder Hinsicht ehrenwerther und achtbarer Mann. Bei der größten Frömmigkeit war er doch aufgeklärt genug, den Vorzug der Lutherischen Lehre zu erkennen und 1544 die Reformation in Ebeleben einzuführen. Ueberhaupt war er ein Mann von vieler Bildung, ein Freund der Wissenschaften und Beförderer aller nützlichen Anstalten. Als er daher

---

*) S. Sleidani de statu religionis et reipubl. Carolo V. Caesare commentar. lib. 19.

1551 das Kloster zu Marksußra aufhob, ließ er sich leicht durch den Pfarrer Winter bestimmen, nach dem Beispiele anderer Fürsten und Herrn, einen Theil von den Einkünften desselben zu einer Erziehungsanstalt für arme Knaben zu verwenden. Dies war die Stiftsschule, welche bis 1829, also 278 Jahre in Ebeleben geblüht hat. Hans wird auch bei verschiedenen Staats-Ereignissen seiner Zeit als mitwirkend angeführt. So wurde er 1545 vom Grafen beauftragt, die im Schwarzburgischen zum Türkenkriege ausgeschriebenen Steuern einzunehmen. Ferner als Carl V. im Schmalkalder Kriege den Kurfürst Johann Friedrich und den Landgraf Philipp in die Acht erklärt und dem Herzoge Moritz die Achtsvollziehung übertragen hatte, forderte er die Harzgrafen auf, dem Herzoge Hülfstruppen zu schicken. Auch Graf Günther leistete diesem Befehle Folge und rüstete ein Fähnlein Fußvolk und 40 Reiter aus. Und dazu mußte Hans aus seinem Amte 25 Mann stellen und unterhalten. Eben so mußten die Ebeleber, als Günther 1552 die hohe Wart bei Keula wieder herstellen wollte, eine Steuer als Beitrag zu diesem Baue bezahlen. Hieraus geht deutlich hervor, daß Ebeleben schon damals gewissermaßen von Schwarzburg abhängig war.

6) Anton auf Ebeleben.

7) Apel III. auf Ebeleben. Auch dieser Apel war ein sehr ausgezeichneter Mann und nahm, als ein eben so tapferer Krieger, als gewandter Staats- und Geschäftsmann, an allen Ereignissen seiner so viel bewegten Zeit den lebhaftesten Antheil. Daß er selbst sehr gebildet und kenntnißreich war, und diese Eigenschaften auch an Andern schätzte und zu befördern suchte, zeigt sich schon aus der Art, wie er für die Erziehung seiner Söhne sorgte. Er hatte nämlich 3 Töchter und 2 Söhne, Christoph und Apel, welchen er eine höchst splendide und wahrhaft graßartige Erziehung gab. Er schickte sie zunächst nach Meißen auf die Schule, wo damals der so gelehrte und berühmte Schulmann Georg Fabricius Rector war. Aber noch berühmter als Schulmann war zu jener Zeit der Rector Sturm in Straßburg, der durch seinen weit verbreiteten Ruf alle fürstlichen und adligen Jünglinge, welchen es um eine gründliche classische Schulbildung zu thun war, nach dieser Stadt hinzog. Auch diese Schule mußten die jungen Herrn von Ebeleben besuchen, und nachdem sie hier ihren Schulcursus vollendet hatten, gab ihnen der Vater 1554 den Jacob Fabricius, einen Bruder des obengenannten Georg und höchst talentvollen und kenntnißreichen jungen Mann, zum Hofmeister, unter dessen Leitung sie eine Reise durch Italien, Frankreich, England und Holland machen mußten. Der große Aufwand, den diese Erziehungsart der jungen Herrn verursachen mußte, zeugt zwar von der feinen Bildung und dem hohen, fürstlichen Tone, der im Hause der Ebeleber herrschte, aber er macht es auch begreiflich, wenn sich die Familie nach 40 Jahren genöthigt sahe, Schulden halber das schöne Ebeleben zu verkaufen. Denn so reiche Quellen des Wohlstandes die Ebeleber auch in ihren vie-

len Gütern und Besitzungen haben mochten, so mußten doch diese endlich erschöpft werden, wenn alle Glieder der so zahlreichen und weit verbreiteten Familie einen gleichen Aufwand machten.

Daß Apel III. übrigens selbst ein gebildeter und viel gewandter Mann war, zeigt schon sein häufiger Verkehr mit den Fürsten seiner Zeit. Denn als Graf Günther XXXIX. 1494 die Amalia, die Tochter des Grafen Vollrath von Mansfeld heirathete und mit dem Schwiegervater den Ehevertrag abschloß, nahm unser Apel als Zeuge und Bürge an diesen Verhandlungen Antheil. Ueberhaupt war derselbe in alle Angelegenheiten der Grafen von Schwarzburg eingeweiht und diente ihnen als geheimer Rath. Als daher 1510 der Papst einem gewissen Johann von Heylingen die Probstei Jechaburg verliehen hatte, so schrieb dieser von Rom aus an unsern Apel und bat ihn um seine Verwendung in dieser Angelegenheit. Doch später sahe er sich genöthigt, klagbar gegen die Unterthanen des Grafen zu werden. Apel nämlich war Zeuge von den gräuelvollen Verwüstungen, welche 1525 die Münzerschen Räuberhorden in ganz Thüringen an Klöstern und Edelhöfen anrichteten. Von Mühlhausen, wo sie ihren Hauptsitz hatten, zogen sie durchs ganze Land und ließen überall die traurigsten Spuren der Verheerungen zurück. In Marksußra mißhandelten sie die Nonnen, plünderten das Kloster aus und zerstörten es fast ganz. Ein gleiches Schicksal hatte auch das Schloß Ebeleben. Dies plünderten die Barbaren nicht nur reine aus, sondern hatten auch wirklich die Absicht, es gänzlich zu zertrümmern. Paul Jovius erzählt in seiner Chronik von Schwarzburg, daß man die Spuren dieses verwüstenden Geistes noch zu seiner Zeit an dem Schlosse habe sehen können. Das Gewölbe der Hofstube habe auf einer starken hölzernen Säule geruht. Diese hätten die unsinnigen Menschen niederhauen wollen, um so den Einsturz des ganzen Gebäudes zu bewirken. Wirklich legten sie die Axt an und hatten der Säule schon viele kräftige Hiebe versetzt, als es ihnen endlich einfiel, daß sie auf diese Art leicht das Schicksal des Simson haben und sich unter den Trümmern des ganzen Gebäudes begraben könnten. Da sie nun zwar den Willen, aber nicht die Beharrlichkeit und Entschlossenheit des Simson hatten, so standen sie von dem Unternehmen ab; doch konnte man noch nach 100 Jahren die Spuren dieser Gewaltthat an der Säule sehen. Da sich die Ausgeplünderten beklagten, daß sich unter dieser Horde auch viele Schwarzburgische Unterthanen aus Greußen, Ehrich und andern Dörfern des Clingischen Amts befunden hätten, so erhob Apel deshalb Klage und verlangte vom Grafen Entschädigung. Aber er erreichte seinen Zweck nicht, weil er die Schwarzburger nicht namhaft machen konnte; auch wurde erwiesen, daß die Frevler meistentheils zur Mühlhäuser Bande gehört hätten; und da er deshalb bereits die Stadt Mühlhausen in Anspruch genommen hatte, so wurde er mit seiner Klage gegen die Schwarzburger abgewiesen.

Uebrigens wurde Apel wahrscheinlich durch die gerechte Erbitterung über diese empörenden Gräuelthaten bestimmt, sich den Truppen anzuschließen, die unter der Anführung des Herzogs Georg von Sachsen gegen Frankenhausen zogen, um den Thomas Münzer zu züchtigen. Dieser hatte sich bekanntlich vorher in Allstedt aufgehalten und durch seine Freiheitspredigten großen Anhang in der ganzen Umgegend gewonnen. Auch aus dem Schwarzburgischen, besonders aus Frankenhausen zogen viele Menschen nach jener Stadt, um den Schwärmer zu hören. Graf Günther hätte diesen Unfug gleich in seinem Entstehen durch kräftiges Einschreiten unterdrücken können. Allein durch eine unbegreifliche Nachsicht gab er dem Uebel nur noch mehr Nahrung, so daß die Bauern zuletzt so dreist wurden, ihren Grafen zu zwingen, sich mit Münzern zu verbinden. Der Schwärmer schrieb deshalb selbst einen unsinnigen Brief an Günthern, den uns Paul Jovius in seiner Chronik von Schwarzburg aufbewahrt hat. Deshalb war auch Georg so aufgebracht über den Grafen, daß er nach der, am 15. Mai 1525 erfolgten Schlacht bei Frankenhausen die Stadt erstürmte und für eine ihm rechtmäßig zukommende Eroberung erklärte. Auf die dagegen gemachten Vorstellungen erklärte er, daß Günther dies Verfahren als eine wohlverdiente Strafe betrachten müsse, da er das Uebel durch seine unverzeihliche Nachsicht erst bis zu der Höhe gesteigert habe. Georg behandelte die Stadt Frankenhausen auch so sehr als sein Eigenthum, daß er Apeln von Ebeleben als Statthalter in derselben zurückließ; auch verschenkte er an seine Getreuen mehrere Güter, Häuser und Männer in derselben. Auch Apel wurde dabei bedacht; und als endlich der Graf auf vieles Bitten und mehrseitiges Verwenden seine Stadt wieder bekam, so geschah es unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Ritter von Ebeleben die ihm gemachten Schenkungen behalten sollte. Georg bezog hierauf ein Lager bei Schlotheim, wo auch der Kurfürst Johann zu ihm stieß. Die Mühlhäuser schickten, nach dem Beispiele der Weinsberger, 1200 Frauen und Jungfrauen ins Lager, um für ihre Stadt Gnade zu erflehen. Allein die Fürsten waren unerbittlich. Sie rückten vor die Stadt und drohten, sie zu beschießen. Erst nach langen Unterhandlungen und vielen Bitten nahmen sie die Unterwerfung derselben auf Gnade und Ungnade an. Doch geschah dies unter sehr harten Bedingungen, unter welchen auch die war, daß die Mühlhäuser dem Adel allen durch den Münzerschen Unfug verursachten Schaden ersetzen sollten.*) Da geschah es denn wahrscheinlich durch den Einfluß, welchen Apel und dessen Bruder Christoph beim Herzog Georg hatten, daß die Mühlhäuser verurtheilt wurden, auch den Ebelebern einen neuen Flügel an ihr verwüstetes Schloß zu bauen. Dies Gebäude führt noch jetzt den Namen „des Mühl-

---

*) S. Galletti Geschichte Thüringens Bd. IV. S. 301.

häuser Hauses", und schließt den obern Hof des Schlosses von der Nordseite ein. Es hat 2 überragende Giebel, an deren vorderstem die Zahl 1530 steht, zum Beweise, daß in diesem Jahre der Bau desselben ist vollendet worden.

Apel III. scheint sich hierauf immer in Ebeleben aufgehalten zu haben; aber von seinen fernern Schicksalen und von dem Jahre seines Todes schweigt die Geschichte. Er scheint früher, als sein Bruder Hans gestorben zu sein. Nach dem Ableben dieses Letzteren (1569) übernahmen Apels Söhne, Apel IV. und Christoph, das Rittergut Ebeleben. Beide waren, wie sich schon aus der Art ihrer Erziehung schließen läßt, nicht nur sehr gebildete und kenntnißreiche Männer, sondern auch bieder von Charakter und geneigt, alles Nützliche und Gute nach Kräften zu befördern. Daher vermehrten sie 1578 das Einkommen des Pfarrers von Holzsußra durch eine Zulage von 4 Marktscheffeln Korn von den herrschaftlichen Zinsen, „weil er von seinem Dienste nicht leben könnte"; auch ertheilten sie 1593 in einer noch vorhandenen Urkunde der Gemeinde Ebeleben das Strafrecht in ihrer Flur.

Uebrigens mußten sie das Rittergut gleich anfangs mit vielen Schulden übernehmen. Die Ebeleber besaßen zwar sehr viele Güter, aber ihre Familie war zu zahlreich und weit verbreitet, und durch ihre theils näheren, theils entfernteren Verbindungen mit den Fürstenhäusern ihrer Zeit wurden sie zu einem Aufwande genöthigt, der die Einkünfte ihrer Güter überstieg. Daher mußten sie dieselben mit Schulden belasten. Besonders traf dies Loos das Gut Ebeleben, dessen Ertrag nicht mehr hinreichte, die Zinsen zu decken. Dies veranlaßte auch die Gläubiger, von welchen Melchior von Bodenhausen der wichtigste war, bereits beim Kurfürst August, also noch vor 1586, auf Sequestration des Ritterguts anzutragen. Der Kurfürst willigte auch in dies Gesuch und von der Zeit wurde Bodenhausen als eigentlicher Besitzer und Inhaber von Ebeleben betrachtet, und alle auf dasselbe Bezug habenden kurfürstlichen Mittheilungen und Anforderungen wurden an diesen gerichtet. So wurde er 1586 vom Kurfürst Christian I. durch einen gedruckten Befehl aufgefordert, wegen des Guts Ebeleben die Erbhuldigung zu leisten. Indeß auch die Sequestration entsprach den Erwartungen der Gläubiger nicht; vielmehr verlor dadurch das Gut immer mehr an seinem Werthe. Daher trugen sie 1589 bei demselben Kurfürsten auf den Verkauf desselben an. Dieser willigte nicht nur in dies Gesuch, sondern zeigte es auch den Grafen von Schwarzburg in einem besondern Schreiben an, „wenn sie etwa als Mitlehnsherrn den Vorkauf in Anspruch nehmen wollten." Denn wirklich waren diese schon seit 1372 Lehnsherrn von einem Theile der Ebeleber Güter, und nach einer Uebereinkunft mit Sachsen von 1478 mußten die Herrn von Ebeleben ihre Besitzungen zur Hälfte von Sachsen, und zur Hälfte von Schwarzburg zur Lehne nehmen. Die Gebrüder Apel und Christoph zögerten jedoch mit dem Verkaufe bis 1597, wo sie endlich zu Naumburg den 14. Mai das Rittergut

an Ascha von Marenholz für 100,000 Gülden verkauften. Doch die Grafen von Schwarzburg machten zu Folge ihrer lehnsherrlichen Rechte auf den Vorkauf Anspruch und wandten sich daher nicht nur an den Herzog Friedrich Wilhelm, als damaligen Vormund der churfürstlichen Kinder, mit einer feierlichen Protestation, sondern beriefen auch 1599 die sämmtlichen Gläubiger zu einer Versammlung nach Frankenhausen, in welcher ihnen auch das in Anspruch genommene Vorrecht zuerkannt wurde. Indeß auch Marenholz suchte seine Rechte geltend zu machen. Daher erhöhete er nicht nur jene Summe mit 20,000 Gülden, sondern leitete auch ein rechtliches Verfahren gegen die Grafen ein. Doch im Gange des Prozesses stellten sich die gegründeten Ansprüche der Grafen auf den An- und Vorkauf völlig heraus; und da sich dieselben auch in einer zweiten Versammlung zu Greußen 1601 zu jenem Mehrgebote verstanden, so wurden sie noch in demselben Jahre mit herzoglicher Bewilligung von sämmtlichen Gläubigern und Interessenten förmlich in Besitz des Ritterguts gesetzt. Caspar von Ebeleben ertheilte als mitbelehnter Agnat seine Einwilligung dazu in einer Urkunde vom 24. März 1603. Erst nach Apels Tode willigte auch Christoph ein und vollzog den Kaufbrief zu Sondershausen den 12. März 1616. In diesem verpflichteten sich die Grafen von Schwarzburg nicht nur zu der Kaufsumme von 120,000 Gülden, sondern auch zur Einlösung des Dorfs Bothenheilingen, welches an einen gewissen Friedrich Knorr für 6000 Gülden verpfändet war.

Nach diesen urkundlichen Angaben erhellt übrigens deutlich, wie sehr sich Heidenreich irrt, wenn er in seiner Historia des Hauses Schwarzburg S. 392 sagt: „Ebeleben ist nachhero denen von Schlotheim zuständig gewesen, denen es aber ob rebellionem eingezogen, und denen Grafen zu Schwarzburg verliehen worden.“ Ebeleben hat nie zu Schlotheim gehört; nach der oben angegebenen Urkunde waren Apel und Christoph noch 1593 im Besitz desselben, und mit dem Inhalte der angeführten Verkaufsurkunden stimmen auch alle alten Nachrichten überein, besonders die alte Kirchen-Matrikel von Ebeleben, welche zuerst M. Misenus verfaßte, der 1571 von Apel und Christoph als Prediger nach Ebeleben berufen wurde und mithin, da er erst 1618 starb, gerade in der Zeit lebte, wo der Verkauf der Herrschaft verhandelt und abgeschlossen wurde. Dieser deutet auf alle oben angegebenen Umstände bestimmt hin und verdient also vollen Glauben.

Noch bemerke ich von den letzten Besitzern und Verkäufern Ebelebens, daß Christoph kursächsischer Hauptmann war und in Weißenfels stand. Einer seiner Söhne, Georg, wird von Zedler als „Hofmeister des Frauenzimmers bei Herzog Johann Casimir zu Sachsen-Coburg“ angeführt. Apel IV. war kurfürstl. Sächsischer Landrath und heirathete 1571 Agnes von Werthern aus Wiehe. Aus dieser Ehe entsproß der letzte Stammhalter der Ritter-Familie Ebeleben, Johann Christoph auf Wartenburg, Herr des Amts

Mühlberg unter der Grafschaft Gleichen, auch des Rittersitzes Witzleben, welchen er auf Wiederkauf besaß. Er war geboren 1578, wurde Assessor beim Hofgerichte zu Wittenberg und 1638 Oberhofrichter. Er starb 1651 den 8. Nov. zu Dresden am Schlage. Da ihm seine Gemahlin, Agnes von Thorstadt, keine Kinder geboren hatte, so starb mit ihm das Geschlecht der Ritter von Ebeleben aus.

Das Wappen dieser Familie war ein in die Quere getheilter Schild, oben weiß und unten roth, auf dem Helme ein Fürstenhut, über welchem zwei weiße Streithämmer emporragten; die Helmdecken waren weiß und roth.

Was nun die Geschichte Ebelebens nach seiner Vereinigung mit Schwarzburg betrifft, so waren zunächst die Käufer dieses Rittersitzes die 4 Söhne Johann Günther I., Günther XLII., Anton Heinrich, Johann Günther II. und Christian Günther I. Wie sehr sich die Grafen dieser neuen Erwerbung freuen mochten, geht schon daraus hervor, daß Ebeleben von jener Zeit an immerfort der Wohnsitz einer gräflichen oder fürstlichen Familie war. Und sie konnten sich auch freuen, so wohlfeilen Kaufs zu einer so herrlichen Besitzung gekommen zu sein. Denn schon Ebeleben an sich war ein sehr angesehener Ort, mit einem unter sächsischer Hoheit stehenden Amte, zu welchem 5 Dörfer gehörten, Ebeleben, Marksußra, Holzsußra, Billeben und Bothenheilingen. Seit 1658 bestand hier auch ein eigenes Consistorium. Früher war das Amt der Diöcese Langensalza einverleibt; aber seit jener Zeit wurde das Verhältniß dahin abgeändert, daß die geistliche Inspection über das ganze Amt dem jedesmaligen Pfarrer von Ebeleben übertragen wurde. Dieser erhielt von jener Zeit den Titel eines Inspectors und hatte die volle Würde eines Superintendenten. Fürst Christian Wilhelm erlangte 1700 sogar das volle bischöfliche Recht im Amte, das sich Sachsen früher vorbehalten hatte. Auch der alljährlich in Ebeleben gefeierte Walpurgis-Markt, der lange Zeit gleichsam die Messe der ganzen Umgegend war, gab dem Orte eine besondere Bedeutung.

Die Grafen von Schwarzburg haben übrigens durch ihre Vorliebe für Ebeleben sehr Vieles zur Erweiterung und Verschönerung des Schlosses, besonders des dabei befindlichen Lustgartens gethan. Das Schloß war auch zu beschränkt für eine gräfliche Familie; denn es bestand zu jener Zeit fast nur aus dem alten Rittersitze, der den südöstlichen Winkel des Gebäudes ausmacht, nebst dem Mühlhäuser Hause. Daher suchten es die neuen Besitzer von Zeit zu Zeit durch Anbau zu erweitern. Dies that schon Christian Günther I., der gleich nach Abschluß des Kaufs nach Ebeleben zog und gewöhnlich auch daselbst wohnte. Als er daher 1612 die Rudolstädter Gräfin Anna Sibylla heirathete, führte er sie sogleich in diesem Landsitze ein. Hier wurden ihm auch alle seine Kinder geboren, und als seine Gemahlin 1623 starb, wurde sie in dem Ebeleber Erbbegräbnisse beigesetzt. Christian Günther that

sehr viel für Ebeleben und würde vielleicht noch mehr gethan haben, wenn er nicht durch den unglücklichen 30jährigen Krieg daran wäre gehindert worden. Ebeleben wurde durch diese Geißel besonders hart getroffen. Denn weil der Ort im Rufe der Wohlhabenheit stand, so kamen bald die Kaiserlichen, bald die Schweden, um Beute zu machen. Diese unseligen Plackereien nahmen am meisten den Grafen in Anspruch, so daß er nicht im Stande war, große Verbesserungen mit seiner neuen Besitzung vorzunehmen. Doch eine wohlthätige Einrichtung verdankt der Ort diesem Herrn. Der Weg aus dem Schlosse zur Kirche führte über den kleinen, bei der Kirche befindlichen Gottesacker, so daß die Herrschaften gewöhnlich über frische Gräber, Schädel und Todtenknochen steigen mußten, wenn sie ihre Andacht verrichten wollten. Dies war besonders der jungen Gräfin Anna im höchsten Grade zuwider. Daher bat sie ihren Gemahl, diesem Mißstande abzuhelfen. Der Graf versprach dies zwar, doch die Sache wurde verschoben, bis die Gräfin 1613 eines Töchterchens genas, dessen Kopf völlig einem Todtenschädel glich. Er war glatt und haarlos und blieb auch so bis zum Tode der jungen Gräfin (1652). Dies Mißgeschick beschleunigte die Ausführung des lang gehegten Wunsches. Die Gräfin kaufte aus eignen Mitteln ein Stück Land vor dem Orte, ließ es mit einer Mauer und der nöthigen Bedachung für die Leidtragenden versehen und schenkte es der Gemeinde zum Friedhofe. Zugleich wurde verordnet, daß sich auch die Einwohner von Marksußra dieses Gottesackers mit bedienen sollten. Ueberhaupt wurde dieses kleine Dörfchen nach der Reformation als eine eingepfarrte Ortschaft zu Ebeleben gezogen und verschmolz so mit demselben zu einer Gemeinde. Christian Günther erbaute auch das gräfliche Erbbegräbniß an der Kirche mit der Sacristei; das darüber befindliche herrschaftliche Kirchzimmer ließ Fürst Christian Wilhelm 1700 erbauen.

Da ich oben von den Bedrängnissen des Orts durch den 30jährigen Krieg gesprochen habe, so will ich hier nur 2 Beispiele davon anführen. 1632 hatte der kaiserliche General Pappenheim mit seinen Truppen das Eichsfeld besetzt. Da seine Reiter hier wahrscheinlich nichts mehr zu rauben fanden, vereinigten sie sich mit den ausgeplünderten eichsfeldischen Bauern und durchstreiften die ganze Umgegend, indem ein jeder einen Bauer hinter sich auf dem Pferde hatte. So kamen sie auch nach Ebeleben und verübten hier die empörendsten Gräuelthaten. Sie plünderten den ganzen Ort aus, besonders das Schloß, wo sie Alles zerschlugen und zuletzt noch 60 Eimer Wein auslaufen ließen. Vorzüglich mißhandelten sie die Weiber auf eine unmenschliche Art, so daß alle entfliehen mußten. Große Verdienste um den Ort erwarb sich damals der wackere Pfarrer Müller, der überall den Frevlern mit Entschlossenheit entgegentrat, bis er zuletzt mit seiner Tochter und einigen andern Frauenzimmern selbst mit fortgeschleppt wurde.*) Um so mehr war es zu beklagen,

*) S. Galletti Geschichte Thüringens 5. S. 354.

daß dieser brave Mann 2 Jahre darauf, ebenfalls durch Veranlassung des unseligen Kriegs, ein Opfer seines Berufseifers wurde. 1634 lag ein schwedischer Cornett in Ebeleben mit einer Schutzwehr, die aber, trotz ihrer Bestimmung, nicht die beste Mannszucht hielt. Daher hielt einst der Pfarrer eine scharfe Strafpredigt über die schlechte Aufführung der Soldaten. Der Cornett, welcher in der Kirche war, fühlte sich durch diese Predigt beleidigt und folgte daher nach dem Gottesdienste dem Prediger bis in seinen Hof nach, wo er denselben zur Rede stellte. Müller diente ihm mit nachdrücklichen Worten und reizte dadurch seinen Gegner so, daß sich dieser thätlich an ihm vergriff. Der Pastor, ein eben so beherzter als starker Mann, würde leicht den Sieg davon getragen haben, wenn nicht seine zur Unzeit besorgte Gattin herzugeeilt wäre und ihren Mann von hinten gefaßt hätte, um ihn einem so gefährlichen Kampfe zu entziehen. Dadurch bekam der Cornett Luft, riß schnell einen Spitzhammer unter den Kleidern hervor, und versetzte damit dem Pfarrer einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß dieser sogleich taumelnd zur Erde stürzte und 3 Tage darauf starb. Der Mörder entkam durch die Flucht.

Als 1642 Christian Günther I. starb und seine Söhne das Land unter sich vertheilten, fiel Ebeleben an Ludwig Günther. Dieser war 1621 in Ebeleben geboren und nahm auch hier sogleich seine Residenz, bis er sie 1669 nach Arnstadt verlegte. Der großen Vorliebe dieses Herrn für seinen Geburtsort verdankt das Schloß größtentheils seine gegenwärtige Gestaltung. Denn da er hier eine ordentliche Hofhaltung anlegte und eine besondere Regierung für seinen Landestheil einrichtete, so machte sich die Erweiterung der Schloßgebäude nothwendig. Daher errichtete er nicht bloß den südlichen Flügel des Schlosses mit dem schönen Schloßthurme, sondern verband auch das alte Ebeleber Haus durch ein neues Gebäude mit dem Mühlhäuser Hause, so daß das Schloß nun 2 abgeschlossene Höfe bekam. Das über dem Portale befindliche Gräflich-Schwarzburgische Wappen beweist, daß dieser Bau nicht früher durch die alten Besitzer geschah. Auch die Canzelei, der Marstall und wahrscheinlich auch das neben demselben stehende kleine Thürmchen waren sein Werk. Später wurde das Thürmchen mit den Zimmern des Schlosses durch einen hoch liegenden Bohlengang verbunden, der, durch hohe Lindenbäume dicht beschattet, den Herrschaften einen kühlen und anmuthigen Sommersitz und zugleich eine schöne Aussicht über die ganze Gegend gewährte. Doch nicht bloß für das Angenehme, sondern auch für das Nützliche sorgte der brave Graf. Daher ließ er die großen Teiche bei Ebeleben erneuern und frisch anlegen und wandte seine Sorgfalt auch dem Schloßgarten zu, der, von der Natur so sehr begünstigt, nur einer geringen Nachhülfe durch die Kunst bedurfte, um in eine der anmuthigsten Gartenanlagen umgeschaffen zu werden.

Nach ihm folgte im Besitze von Ebeleben zunächst sein Neffe Christian Wilhelm I., seit 1697 Fürst von Schwarzburg-Son-

dershausen, der es sich ebenfalls sehr angelegen sein ließ, diesen angenehmen Landsitz zu verschönern. Er machte sich besonders um die Kirche des Orts verdient, welcher er 1700 durch eine gänzliche Reparatur eine völlig neue Gestaltung gab. Diese Kirche, früher dem heiligen Bartholomäus geweiht, stammte aus sehr alten Zeiten ab. Wenigstens fanden die Prediger Misenus und Biel noch einige heidnische Denkmale in derselben, z. B. die Isis, den Pythischen Apollo u. s. w. Genau läßt sich übrigens das Alter des Gebäudes nicht angeben. Zwar befindet sich am Thurme ein Stein mit einer Inschrift, die aber durch Verwitterung unleserlich geworden ist. Schon dies zeugt für ein hohes Alter und beweist, daß wohl diejenigen mehr Glauben verdienen, welche in dieser uralten Mönchsschrift das Jahr 1055 erkennen, als die, welche das Jahr 1511 annehmen. Offenbar ist der Stein viel älter als der Thurm, der durch den Styl und die Frische seines Baues auf eine neuere Zeit hindeutet. Man sieht auch deutlich, daß der Stein erst später eingeschoben wurde. Wahrscheinlich fand man ihn unter dem Schutte des alten Gebäudes und wollte ihn auf diese Art der Nachwelt aufbewahren. Zur Zeit Christian Wilhelms war übrigens die Kirche halb verfallen, finster und unfreundlich. Daher erneuerte sie dieser Fürst, versah sie mit einer guten Bedachung, mit größern Fenstern und Thüren, und gab ihr im Innern eine bessere Einrichtung.

Was der Vater angefangen hatte, das vollendete der Sohn, der apanagirte Fürst August, welcher Ebeleben zu seinem lebenslänglichen Wohnsitze hatte und 1750 auch hier starb. Er war ein großer Wohlthäter des Orts; denn er gab demselben viel Nahrung und griff überall ein, wo Nützliches und Gutes zu befördern war. Ihm verdankt auch die Kirche ihre noch jetzt bestehende innere Ausschmückung, die Verbesserung der Orgel und des Geläutes. Eben so war er bemüht, dem Schlosse eine, dem damaligen Geschmacke angemessene und eines Fürsten würdige Ausschmückung zu geben. Durch ihn wurde auch Ebeleben das Stammhaus der jetzt regierenden Sondershäusischen Fürstenlinie; denn sein Sohn Christian Günther gelangte 1756 selbst zur Regierung. Dieser, in Ebeleben geboren und erzogen, bewies auch sein ganzes Leben hindurch eine besondere Vorliebe für seinen Geburtsort. Er verbrachte den größten Theil seines Lebens in Ebeleben und sagte oft selbst, daß er sich nie glücklicher fühle, als wenn er hier die erquickende Landluft athmen könne. Da er viel Sinn für Landwirthschaft hatte und das Bauen sehr liebte, so erhielt er das Schloß nicht nur in gutem Zustande, sondern bemühte sich auch, dasselbe immer mehr zu verbessern und zu verschönern und seinen Umfang durch neue Anbauungen zu erweitern. Besonders sorgte er für den Garten, der durch ihn eine ganz neue Gestaltung erhielt und eine Blüthe erreichte, in welcher ihn selbst Fremde mit Vergnügen sahen. Ihm allein verdankt derselbe seine noch jetzt bestehende Einrichtung und Anlage, die lieblichen Schattengänge, die trotz ihres alten holländischen Geschmacks doch immer höchst anmuthig sind, die Ausschmückung mit steinernen Stand-

bildern, die rauschenden Cascaden, die schönen, zum Theil sinn- und kunstreichen Springbrunnen, das großartige Gartenhaus, welches er 1774 erbaute, so wie die Gewächs-, Ananas- und Treibhäuser, in welchen unter andern 1793 und 94 2 Aloestauden zur Blüthe getrieben wurden. Außerdem bepflanzte er auch den großen Safransgarten, der später zu einer Fasanerie eingerichtet wurde, mit den edelsten Obstsorten.

Günther Friedrich Carl I., der dem Vater 1794 in der Regierung nachfolgte, hielt sich ebenfalls häufig in Ebeleben auf, besonders zur Zeit der Jagden, für welche der Ort, gleichsam der Mittelpunkt der ganzen Unterherrschaft, sehr günstig lag. Auch 1806, nach der Schlacht bei Jena, wurde der Fürst von den heranrückenden Franzosen aus diesem Schlosse verjagt. Wegen der großen Eile mußte das Gepäck zurückgelassen werden, welches den Plünderern in die Hände fiel. Da sein landesherrliches Verhältniß zu diesem Amte wegen der sächsischen Hoheit, unter welcher es stand, mehr ein mediatisirtes war, so wünschte er immer, von dieser Abhängigkeit befreit zu sein, besonders seitdem er in seinen übrigen Landen volle Souveränität erlangt hatte. Und auch dies gelang ihm durch eine mit dem Könige von Preußen getroffene Uebereinkunft, nach welcher ihm 1816 das Amt Ebeleben, mit Ausschluß des Dorfes Bothenheilingen, als ein völlig freies und unabhängiges Besitzthum überlassen wurde. Je älter er wurde, desto mehr gewann er die Ruhe und Stille des Landes lieb. Deshalb verlebte er zuletzt die meiste Zeit auf diesem Jagdschlosse und wurde auch hier von der Krankheit überrascht, an welcher er den 22. April 1837 starb. Auf sein ausdrückliches Verlangen wurde er auch am 25. April des genannten Jahrs in dem fürstlichen Grabgewölbe der Ebeleber Kirche beigesetzt.

Fr. Gerber.

Markfußra und die Stiftsschule zu Ebeleben.

Markfußra ist ein kleines, zum Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen gehöriges Dörfchen, das etwa 500 Schritte östlich unter Ebeleben, nicht weit von dem Flusse Helbe liegt.*) Der Ort selbst hat kaum 31, zum Theil sehr kleine Häuser, erhält aber dadurch Bedeutung, daß er zugleich einen fürstlichen Meierhof in sich schließt, in dessen ansehnlichen Gebäuden die Domäne Ebeleben ihre große Schäferei unterhält. Ueber das Alter des Dorfs läßt sich nichts mit Bestimmtheit sagen; doch hört man auf die Sage, so stand dasselbe schon zur Zeit des Bonifacius. Denn dieser hielt hier auf einer Wiese eine Predigt, die auf die Zuhörer einen so tiefen Eindruck machte, daß er zum Andenken an dies frohe Ereigniß auf der Stelle, wo er gepredigt hatte, eine Kirche baute, die eben so wie die Wiese selbst den Namen von ihm erhielt.**) Die Bewohner von Markfußra benutzten diese Kirche lange, und als dieselbe mit der Zeit in Verfall gerathen war, erbauten sie östlich hinter dem Meierhofe neben einer daselbst befindlichen Mühle eine neue, welche sie der heiligen Walpurgis weihten. Auch durch diese Weihung wollten sie wahrscheinlich noch das Andenken an ihren Bekehrer erhalten. Denn nach Paul Jovius in seiner Chronik von Käfernburg war die Walpurgis eine von den heiligen Jungfrauen, die den frommen Bonifacius aus England nach Deutschland be-

*) Falkenstein führt aus dem autor Thuringiae Sacrae an, Markfußra läge an einem Flüßchen, das in die Helbe fiele. Allein dies Bächelchen, die Clinge genannt, ist so unbedeutend, daß man es fast mit dem Fuße aufhalten kann.

**) Siehe die Geschichte Ebelebens in dieser Schrift.

gleiteten, um ihm bei seinem Bekehrungsgeschäfte beizustehen. Früher war Markfußra ein von Ebeleben ganz unabhängiger, selbst durch die Lehnsverhältnisse getrennter Ort; denn die Herrn von Ebeleben trugen denselben von den Grafen zu Gleichen zu Lehen. Erst nach der Reformation verschmolzen beide Ortschaften zu einer Gemeinde.

Dies an sich unbedeutende Dörfchen hat übrigens dadurch einen Namen in der Geschichte erhalten, daß 1287 der Ritter Albert von Ebeleben daselbst ein Cistercienser-Nonnenkloster stiftete, das sehr berühmt wurde und sich bei immer steigendem Reichthume über 260 Jahre erhielt. Dieser Albert war ein sehr frommer Mann, der aus Sorge für sein und der Seinigen Seelenheil schon früher bedeutende Schenkungen an das Kloster Volkenroda gemacht hatte.*) Indeß sein Eifer trieb ihn noch zu größern Opfern; er entschloß sich auch, seinen eigenen Meierhof zu Markfußra in ein Kloster zu verwandeln. Da dieser Ort ein Lehen der Grafen von Gleichen war, so wandte er sich 1272, noch vor Aufführung des Klosters, an diese, um die Lehnserlassung zu erlangen. Diese Herrn, von gleichem Eifer für Förderung frommer Werke getrieben, willigten gern ein. Die Urkunde über diese Lehnsentlassung findet sich in Falkensteins Thüring. Chronika S. 1267. Sie ist von 2 Grafen unterzeichnet, die beide den Namen Albert führten. Nun ließ unser Albert sogleich 10 gelehrte, adlige Jungfrauen aus dem Kloster Büren**) kommen und bald darauf auch noch 4 bürgerlichen Geschlechts aus Annrode. Da beide Klöster dem Cistercienser-Orden angehörten, so ging diese Ordensverbindlichkeit auch mit auf die neue Stiftung über. Während des Klosterbaues, der 2½ Jahre dauerte, unterhielt Albert jene 14 Nonnen auf seine Kosten. Er wies ihnen einstweilen die Walpurgiskirche an, die er von Grund aus hatte „renoviren" lassen. Unterdessen wurde der Bau des neuen Klosters mit allem Eifer betrieben, und da Alle, welche an diesem Werke arbeiteten, Ablaß erhielten, so fehlte es auch nicht an Händen zur Förderung desselben. Albert schlägt die hierauf verwendeten Kosten auf 25 Mark an. Gleich nach Vollendung des Baues nahmen die Jungfrauen Besitz vom Kloster und begannen ihr andächtiges Wirken.

Indeß noch fehlte der neuen Stiftung die höhere Bestätigung. Doch diese zu erlangen konnte dem frommen Albert nicht schwer fallen, da sein Bruder Heinrich Erzbischof von Mainz war; und

---

*) Man vergleiche hier den Artikel über Ebeleben in dieser Schrift.

**) In der Stiftungsurkunde steht fälschlich Burm. Büren und Annrode, zwei berühmte Klöster auf dem Eichsfelde, mußten einen großen Ueberfluß an frommen Jungfrauen haben, denn sie bepflanzten auch noch andere neue Klosterstiftungen, z. B. das Kloster Worbis.

da sich dieser 1287 zufällig wegen einer Friedenshandlung in Erfurt aufhielt, so begab sich der Stifter ebenfalls nach dieser Stadt und erhielt, gegen Erlegung von 10 Mark, die Confirmation seiner Stiftung. Bald darauf hielt der Kaiser Rudolph in dieser Stadt eine Reichsversammlung, an welcher, außer vielen hohen Geistlichen, auch ein päpstlicher Nuncius Theil nahm. Auch diese Gelegenheit benutzte Albert für seinen Zweck. Er wurde wegen seines frommen Eifers von der ganzen Versammlung mit Wohlwollen aufgenommen und erhielt, außer der kaiserlichen Bestätigung, von den 31 hier und in Mühlhausen anwesenden hohen Geistlichen noch vielen Ablaß für seine Nonnen, nämlich 31 Carenen*) und auf ein Jahr 400 Tage Ablaß. Dieser große geistliche Segen allein mußte den Stifter mit den besten Hoffnungen für sein Kloster erfüllen; denn er war ein unvertilgbarer Schatz, der, wohlbenutzt, zur unversiegbaren Quelle stets zuströmenden Reichthums werden mußte. Aber auch Albert selbst hatte es an einer reichen Ausstattung des frommen Hauses nicht fehlen lassen. Nach der Stiftungsurkunde schenkte er dem Kloster gleich bei der Stiftung viele Ländereien, Waldungen und Zinsfrüchte. Doch bei dieser ersten Schenkung ließ es der fromme Mann nicht bewenden. Denn gleich nach Vollendung des Klosterbaues fügte er „zur Beförderung seiner und seines Weibes Jutta und seiner Kinder Seligkeit" noch 60 Malter Früchte aus eignen Mitteln hinzu, und in seinem Testamente vermehrte er diese Schenkungen abermals mit 70 Malter Roggen, Weizen und Gerste, so Thalebra und Rockstädt liefern sollten, „damit die Nonnen nach seinem Tode den durch ihn verderbten Leuten etwas auszahlen und den Armen für seine Vergehungen Almosen reichen könnten."

Schon diese großen Schenkungen boten überflüssige Mittel, um 14 Nonnen anständig zu ernähren. Denkt man aber dazu den großen geistlichen Schatz, mit dem sie für alle Zeiten frei wuchern konn-

*) In der Urkunde heißt es: obtinui unam et triginta Carenam et annum et quadringentas dies Venalium, quas relaxant omnibus vere contritis et confessis singulis diebus, quibus dictae Ecclesiae Sanctimonialium manum porroxerint adjutricem. Also ein Opfer an die Kirche war die Bedingung, um diesen Ablaß für jeden einzelnen Tag zu erlangen. Carena ist nach Dufresne glossarium ad script. mediae et infimae latinitatis zusammengezogen aus quadragena und bezeichnet 1) ein Fasten von 40 Tagen; 2) das Recht, dieses Fasten zu erlassen. In dem letztern Sinne muß es in unserer Urkunde genommen werden. Die Carena war eine sehr harte Strafe, die nur wegen eines schweren Verbrechens von den höchsten Geistlichen auferlegt werden konnte. Sie war mit allen möglichen Entbehrungen verbunden. Daher war es auch sehr wichtig und eine ergiebige Quelle des Gewinns, wenn einem Kloster die Macht gegeben war, von dieser Strafe zu entbinden. Mithin wurde unser Kloster durch dies Geschenk sehr bevorzugt. Venalia beziehen sich nur auf leichtere Sünden, die durch Lösung eines Ablaßbriefs abgekauft werden konnten.

ten, ohne ihn je zu erschöpfen, so wie den Geist jener Zeiten, dem vorzugsweise der Glaube aufgeprägt war, daß nur Bereicherung der Kirchen und milden Stiftungen den Weg zum Himmel bahne, so darf man sich nicht wundern, wenn unser Kloster im Laufe der Zeit zu einem außerordentlichen Reichthume an Grundbesitz und Capitalvermögen gelangte. Auch fehlte es nicht an Gläubigen, die demselben immerfort neue Schenkungen machten. Dies thaten schon 1311 die beiden Söhne Alberts, Ludolf I. und II. Eben so verpflichtete ein Bürger aus Salza Namens Wigand die Städte Frankenhausen und Arnstadt durch ein überwiesenes Capital, dem Kloster Markfußra jährlich eine Mark löthigen Silbers auszuzahlen. Die Urkunde über diese Schenkung findet man in Heidenreichs Geschichte Schwarzburgs S. 157.

Doch den meisten Gewinn mochten wohl die frommen Jungfrauen von ihrem Ablaßhandel ziehen. Daher wurde auch sehr bald alljährlich zu Walpurgis, den 1. Mai, aus der Nähe und Ferne eine allgemeine Wallfahrt nach dem Kloster Markfußra angestellt, um hier Vergebung der Sünden zu erlangen. Wie groß die Menge des zuströmenden Volks sein mochte, kann man daraus schließen, daß sich den Bußfertigen auch bald Gewinnsüchtige zugesellten, welche diese zahlreiche Versammlung zum Handel benutzen wollten. So entstand der Jahrmarkt, früher Walper-Ablaß genannt, der auch bis in spätere Zeiten, nachdem das Kloster bereits aufgehoben war, alle Jahre auf der großen Wiese bei Markfußra gehalten wurde. Doch bei der oft unzählbaren Menge von Menschen, die sich größtentheils einem unmäßigen Genusse erhitzender Getränke hingaben, konnte es nicht an feindlichen Berührungen fehlen. Nach und nach entwickelte sich hieraus eine so große Unordnung, daß ganze Gemeinheiten gegen einander aufs Feld rückten und förmliche Schlachten lieferten, in welchen nicht selten mehrere Menschen erschlagen wurden. Da es nun schwer hielt, diesem Uebel auf offnem Felde zu steuern, so wurde der Markt nach Ebeleben verlegt, weil man hier die versammelte Menge eher übersehen konnte und auch kräftigere Mittel hatte, mit polizeilichen Maßregeln schnell einzuschreiten. Uebrigens mußte wohl dieser Jahrmarkt ein reicher Erwerbszweig für die Nonnen werden, indem er den Absatz ihrer Ablaßbriefe ungemein beförderte. Daher wurde auch das Kloster nach und nach so reich, daß es den Neid der Zeitgenossen weckte und häufige Raubangriffe auf seine Reichthümer veranlaßte, die sich um so öfterer erneuern mochten, da es dem einsam und abgeschieden gelegenen Hause an den nöthigen Mitteln fehlte, sich gegen solche Angriffe zu schützen. Selbst auf persönliche Mißhandlungen der Nonnen mochte es wohl mitunter bei diesen räuberischen Ueberfällen abgesehen sein. Da nun die frommen Jungfrauen nirgends hinreichenden Schutz fanden, so wandte sich die Aebtissin zuletzt an den Papst Clemens VI., und dieser sagte denselben durch eine eigene Bulle vom 5. März 1347 seinen Schutz zu. Sie ist an den Decan zu

Heiligenstadt gerichtet und macht diesem ausdrücklich zur Pflicht, sich des Klosters anzunehmen und es gegen die Anfälle, welche räuberische und frevelhafte Menschen sowohl auf die Nonnen selbst, als auch auf ihre Güter machen möchten, mit den Waffen der Kirche aufs kräftigste zu schützen. Die Bulle ist noch im Original vorhanden.

Doch gegen die Angriffe der Münzerschen Bande konnte sie weder geistliche noch weltliche Gewalt schützen; denn diese drang 1525 mit fanatischer Wuth herein, mißhandelte die Nonnen auf eine viehische Art, plünderte das Kloster rein aus und zerstörte es fast ganz. Da sich unter den Räubern auch viele Schwarzburgische Unterthanen befunden haben sollen, so nahm deshalb der damalige Herr von Ebeleben, Apel, den Grafen von Schwarzburg in Anspruch und verlangte Schadenersatz; aber er erreichte seinen Zweck nicht. Von diesem harten Schlage konnte sich das Kloster nie wieder erholen. Auch hatten die damals schon allgemein verbreiteten Grundsätze der Lutherischen Lehre den warmen Eifer der Hohen und Niedern für solche fromme Stiftungen abgekühlt. Daher schienen auch die Ritter von Ebeleben von jener Zeit an weniger Sorge für ihr Kloster zu tragen; und vielleicht hatten sie schon damals den Gedanken gefaßt, dasselbe aufzuheben und seine Güter einzuziehen. Wenigstens waren schon 1544, wo die Reformation auch in Ebeleben eingeführt wurde, 3 vacante Stellen nicht wieder besetzt worden, und da um diese Zeit eine pestartige Krankheit noch 3 Nonnen hinwegraffte, so hob Hans von Ebeleben 1551 das Kloster wirklich auf. Die noch übrigen Schwestern wurden bis zu ihrem Tode verpflegt.

Hans war ein sowohl von Seiten des Geistes, als des Herzens ausgezeichneter Mann, der eine für seine Zeiten hohe Bildung besaß und deshalb gern die Hand bot, wenn es sich um Förderung gemeinnütziger Zwecke handelte. Daher ließ er sich auch durch den damaligen Prediger von Ebeleben, Justus Winter, leicht bestimmen, nach dem Beispiele anderer Fürsten und Herrn einen Theil der eingezogenen Klostergüter zur Erziehung und Unterweisung einiger armen Knaben zu verwenden. Und so entstand 1552

Die Stiftsschule zu Ebeleben,

die bis zum Jahre 1829, also in einem Zeitraume von 278 Jahren vielen Jünglingen zur Bildung und Veredlung förderlich war und zur Zeit ihrer vorzüglichsten Blüthe unter den kleinern Erziehungsanstalten Deutschlands Epoche machte.

Hans nahm sofort 9 Knaben auf sein Schloß, welche hier frei unterhalten und von einem eigens dazu angenommenen Lehrer unterrichtet wurden. Um aber dem Institute einen unabhängigen Be-

stand zu sichern, ließ der Ritter sogleich ein altes, neben dem Schlosse gelegenes Gebäude, in welchem vormals ein Prälat gewohnt hatte, zur Schule einrichten, und schon 1553 wurde der erste Rector, damals Schulmeister genannt, mit seinen Schülern durch den M. Winter in dies Gebäude eingeführt. Da aber dies Haus sehr baufällig war, so wurde es 1557 von Grunde aus neu aufgeführt. Noch jetzt liest man an der östlichen Ecksäule desselben die Worte:

Erectae anno 1557 mense Junio die 26.

Da dies Haus in dem untern Geschosse nur 2 große Schulstuben nebst dem nöthigen Raume für Aufbewahrung des Holzes enthielt, im obern aber, außer den Schüler-Zellen, bloß eine kleine Stube mit 2 Kammern für den Rector, so läßt sich nicht denken, daß der Lehrer gleich anfangs für die Beköstigung der Schüler habe sorgen müssen. Denn dies hätte eine weitläufige Wirthschaft nöthig gemacht, zu der es im Hause durchaus am Raume fehlte. Nicht einmal für eine Küche war gesorgt, woraus man schließen kann, daß anfangs selbst der Lehrer seine Beköstigung vom Schlosse, oder vom Gute erhielt. Später mochte dies wohl den Herrn von Ebeleben lästig fallen; daher übertrugen sie dem Rector die Unterhaltung der Schüler gegen bestimmte Deputate, mit welchen er an das Gut gewiesen war. Der beschränkte Raum der Wohnung hätte daher schon früher eine Erweiterung derselben nöthig gemacht; aber erst 1657 wurde diesem Bedürfnisse durch den Anbau eines neuen Hauses, zur Wohnung für den Rector bestimmt, abgeholfen.

Wie sehr übrigens die Ritter ihr neues Institut begünstigten, geht schon daraus hervor, daß sie die Zahl der Schüler von 9 bis 15 erhöheten. Der Zweck desselben war, den Alumnen eine gelehrte Schulbildung zu geben; deshalb wurden sie auch nur dann aufgenommen, wenn sie fertig lesen und schreiben und im Lateinischen decliniren und conjugiren konnten. Den Elementarunterricht der neu aufgenommenen Schüler besorgte der jedesmalige Cantor des Orts, der überhaupt die Stelle eines Unterlehrers bei der Anstalt vertrat, und deshalb studirt haben mußte. Jeder Schüler konnte anfangs 6 Jahre im Stifte bleiben; später nur 5 Jahre. Neben einer gelehrten Schulbildung war besonders Religion und Sittlichkeit die Tendenz dieser Anstalt. Daher konnte man dieselbe mit Recht als die Fortsetzung des Familienlebens betrachten, bei dem der Rector den Vater machte und Alles mit seinen Kindern theilte, selbst die Mahlzeiten, und jeden ihrer Schritte beobachtete und leitete. Mit feierlichem Gesange und Gebete wurde jeder Tag begonnen und beschlossen; besonders war dies der Fall vor und nach Tische, und um auch während der Mahlzeit für Geist und Herz zu sorgen, wechselten hier Vorlesungen aus der Bibel und andern nützlichen Schriften mit dem Hersagen kernhafter Sittensprüche (sententiae aureae), und an be-

stimmten Tagen mußte auch ein Schüler einen historischen Vortrag über einen vom Rector aus der Geschichte gegebenen Zeitabschnitt halten. Kein Wunder also, wenn unter solchen Umständen ein großes Drängen nach der Stiftsschule war; daher fand sie auch 1601 wo Ebeleben an die Grafen von Schwarzburg verkauft wurde, eine vorzügliche Berücksichtigung. Denn damals wurde eine besondere Stiftungsurkunde über diese Anstalt aufgesetzt, und die Grafen mußten sich verpflichten, diese Stiftung für alle Zeiten unverändert zu erhalten. Zugleich behielten sich die Herrn von Ebeleben das Recht vor, 5 Stellen in dieser Anstalt besetzen zu dürfen; die 10 übrigen wurden den Grafen überlassen. Doch die alten Herrn scheinen sich in der Folge wenig um Ebeleben bekümmert zu haben. Daher wurden ihre 5 Stellen nicht weiter besetzt, so daß es bloß bei den 10 Schwarzburgischen Stellen blieb. Der leidige 30jährige Krieg hatte auch auf die Stiftsschule einen sehr nachtheiligen Einfluß, so daß man froh sein mußte, wenn sich der Lehrer nur mit 10 Alumnen erhalten konnte. An sich waren auch die verabreichten Deputate und Geldbeiträge nicht von der Art, daß man deshalb schon zur Zeit jenes Kriegs große Ansprüche an den Rector hätte machen können. Für Brod, Bier und Holz war hinreichend gesorgt, aber nur nicht für das Geldbedürfniß. Denn 148 Thaler 18 Groschen zur Besoldung und Beköstigung eines Lehrers mit 10 Schülern mochten für die Zeiten der ersten Stiftung genügen, wo 5 Thaler schon ein großes Kapital waren; aber den nachmaligen Zeiten entsprachen sie nicht mehr, die bei ihren gesteigerten Anforderungen und Bedürfnissen mit einer an das Gesetz der Stabilität gebundenen Schullehrerbesoldung sehr bald in das grellste Mißverhältniß treten mußten. Uebrigens mußte dieses Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe im Laufe der Zeit immer stärker werden und, da keine Abhülfe geschah, die endliche Auflösung der Anstalt nothwendig herbeiführen. Diese erfolgte auch 1829, indem der damals regierende Fürst Günther Friedrich Carl I. die Stiftsschule aufhob, ihren Fonds mit dem des in Sondershausen errichteten neuen Gymnasiums verband und den letzten Rector der aufgelösten Anstalt, den Verfasser dieser Nachrichten, als Professor bei jener neuen Schule anstellte.

Noch bleibt mir übrig, die Rectoren der Stiftsschule der Reihe nach anzuführen.

1) Anton Stange, der erste Rector des Stifts, wurde 1553 vom Pastor Winter eingeführt. Zu seiner Zeit veranstaltete der Kurfürst August eine allgemeine Kirchen- und Schulvisitation in allen sächsischen Ländern, die den Zweck hatte, dem geheimen Calvinismus entgegen zu wirken und die Einheit des evangelischen Glaubens wieder herzustellen. Die hiermit beauftragte Commission kam 1575 auch nach Ebeleben, wo ihr Stange seinen Lectionsplan vorlegte. Aus diesem geht hervor, daß die Stiftsschule gleich anfangs den Zweck

hatte, ihre Zöglinge für den Gelehrtenstand zu bilden. Denn das Lateinische und Griechische machten die Hauptgegenstände des Unterrichts aus. Es wurden die Briefe des Cicero, der Terenz und der Virgil gelesen. Stange starb 1578, und ihm folgte

2) Melchior Hammer, von dem wir weiter nichts wissen, als daß er 1616, im 37. Jahre seiner Amtsführung starb.

3) Marcus Paulus Jovius, eigentlich Paul Götze; war geboren zu Themar in Franken, wo sein Vater, Johann Götze, Prediger war. Seine erste Schulbildung erhielt er zu Schleusingen; als aber später sein Vater als Decan nach Sondershausen berufen wurde, vollendete er auf der Schule dieser Stadt seine Schulstudien unter dem Rector Stophius und begab sich dann nach Wittenberg, wo er sich 1598 den Magister-Grad erwarb. Götze war ein sehr gelehrter Mann, besonders ein tiefer Kenner der Geschichte. Daher wurde er bald nach seiner Rückkehr von der Universität als Conrector in Arnstadt angestellt und 1616 von da als Rector nach Ebeleben versetzt, wo er 16 Jahre lang mit rühmlichem Eifer wirkte und den 4. Juli 1633 starb. Er hat sich besonders durch seine historischen Schriften einen berühmten Namen erworben. Er nannte sich vor denselben Paulus Jovius, theils der Sitte der damaligen Zeit gemäß, theils aus Vorliebe für den 1552 verstorbenen berühmten italienischen Geschichtschreiber gleiches Namens. Götze hat von 39 merkwürdigen Orten Chroniken hinterlassen; doch sein vorzüglichstes historisches Werk war sein chronicon Schwarzburgicum, das noch jetzt als die Hauptquelle der Schwarzburgischen Geschichte betrachtet wird. Er selbst ließ keines seiner geschichtlichen Werke drucken; um so verdienstlicher war es daher, daß der Rector Schöttgen in Dresden dies merkwürdige Chronicon 1753 in seinen Diplomatarien abdrucken ließ.

4) Johann Schubarth wurde 1634 als Rector eingeführt. Zu seiner Zeit hatte Ebeleben die größten Drangsale durch den 30jährigen Krieg zu erdulden. Gleich nach dem Antritte seines Amts wurde sogar der würdige Pastor Müller von einem Schweden erschlagen. Schubarth starb 1649.

5) Johann Christoph Kayser geboren zu Greußen. Seine Schulstudien machte er auf dem Gymnasium zu Eisleben und studirte dann in Jena. Wegen seiner Geschicklichkeit wurde er früh als Lehrer in Arnstadt angestellt und von da 1650 als Rector nach Ebeleben versetzt, wo er bis 1691, also 41 Jahre, mit großem Segen wirkte. Denn er war nicht bloß ein geschickter Lehrer, sondern auch ein so guter und frommer Mann, daß ihn seine Schüler als ihren Vater

verehrten. Seine zweite Frau, welche ihn überlebte, hat sich durch ein Legat zum Besten der armen Schulkinder in Ebeleben ein bleibendes Denkmal gestiftet.

6) Johann Melchior Hoffmann, gebürtig aus Breitenbach, auf dem Thüringerwalde, war ebenfalls ein sehr geist- und kenntnißreicher Mann, dessen gemüthliche, lateinische Elegien noch spät mit Wohlgefallen gelesen wurden. Um so mehr war es zu beklagen, daß er durch immerwährende Kränklichkeit gehindert wurde, von seinen Kenntnissen den erwünschten Gebrauch zu machen. Er litt so am Podagra, daß er oft 8 bis 12 Wochen keine Schule halten konnte. Er starb 1720 in großer Armuth.

7) M. Joachim Bein aus Schernberg gebürtig, ebenfalls ein tüchtiger Lehrer, der in kurzer Zeit seine Schule von ihrem tiefen Verfalle zu einem ziemlich hohen Standpunkte zu erheben verstand. Seine Schüler lasen den Cäsar, Cicero, Virgil und Horaz. Um so mehr war es zu bedauern, daß er 1739 als Prediger nach Himmelsberg ging.

8) Johann Gottlob Mechtold gebürtig aus Urbach, wo sein Vater Prediger war. Als Hofmeister der Kinder des in Ebeleben lebenden Fürsten August bildete er sich zum guten Pädagogen aus und erzog auch als Rector viele brave Schüler, die sich später als brauchbare Männer im Staatsdienste auswiesen. Schade, daß er durch sein mechanisches Talent zur Alchymie verleitet wurde, die ihm viele Zeit und viel Geld raubte. Er starb 1766.

9) Ludwig Friedemann Gerber, geboren den 15. März 1739 zu Sondershausen, wo sein Vater Hoforganist und Kellerschreiber war. Er erhielt in seiner Vaterstadt unter dem Rector Reif seine Schulbildung und ging 1758 nach Jena, wo er Theologie studirte. Er besaß gründliche Kenntnisse in der lateinischen Sprache und der Geschichte und nahm 1766 das Rectorat in Ebeleben an, in welchem er auch so glücklich war, mehrere brave Schüler bis zur Universität auszubilden. Später wurde er durch fortwährende Kränklichkeit sehr in seiner Wirksamkeit gehindert. Er starb den 23. Febr. 1803 an der Brustwassersucht.

10) Friedrich Wilhelm Ernst Gerber, Sohn des vorigen Rectors und Verfasser dieser Nachrichten, durch deren Niederlegung er die heilige Pflicht der Pietät gegen ein Institut zu erfüllen glaubte, dem er seit einer Reihe von mehr als 50 Jahren durch die wichtigsten Lebensverhältnisse angehörte. Er ward geboren den 14. November 1776, erhielt seinen ersten Unterricht vom Vater und besuchte seit 1791 das

Waisenhaus zu Halle und das Gymnasium zu Gotha. 1796 ging er nach Jena, wo er Theologie und Philologie studirte. Schon 1798 mußte er seinem kranken Vater in seinem Lehramte beistehen. Hierauf wurde er zum wirklichen Rector ernannt und den 21. Januar 1801 von dem damaligen Inspector Giseke eingeführt. Er suchte nach Kräften das in Verfall gerathene Institut zu heben und war auch so glücklich, mehrere brave Schüler für die Universität vorzubereiten. So wirkte er bis zum Jahre 1828, wo die Stiftsschule aus Mangel an hinreichenden Unterhaltungsmitteln aufgehoben wurde. Gerber selbst wurde zu Ostern 1829 als Professor bei dem neu errichteten Gymnasium zu Sondershausen angestellt.

Fr. Gerber.

Herzberg.

Das Schloß blickt auf ein Meer
Von hohen Waldeskuppen,
Sieht frischen Wiesengrund
Mit Bach und Felsengruppen,
Sieht schönbebautes Land,
An Stadt und Dörfern reich,
Darin ein biedres Volk,
Dem bravsten Volke gleich.

Adolf Bube.

Mit Stolz und fürstlicher Majestät, noch völlig erhalten und mit Mauern und Thürmen wohl bewahrt, blickt Schloß Herzberg von hohem Felsen in das Thal herab und schimmert weit in die Ebene hinaus, der Landschaft eine köstliche Zierde. Ernst und Ehrfurcht erweckend horstet es auf der isolirt daliegenden Höhe, und der Hannoveraner, wenn er auf der Heerstraße, welche unten am Fuße des Berges hinläuft, daher wandert, bleibt sinnend stehen und schaut mit wehmüthigen Gefühlen hinauf zu der alten Burg, welche die Wiege und den Sarg manches Fürsten des Landes gesehen hat, so wie das häusliche Glück, das Leben und Treiben so manches Nachkommen von Heinrich dem Löwen.

Obwohl der zu den Füßen des Schloßberges liegende Flecken Herzberg mehrere Sehenswürdigkeiten aufzuweisen hat, wenden wir uns doch zuerst zum merkwürdigsten Punkte der Gegend, zum Schlosse.

Der Berg, auf welchem es liegt, eine der letzten Höhen des südwestlichen Harzes, steigt, von der Ebene her, allmählig empor, und fällt, gegen das Hochgebirge gewendet, steil in's Thal herab.

Auf dem höchsten, nordöstlichen Punkte dieses Felsens, der von drei Seiten her vom Thale durch steile Bergwände abgeschnitten ist, liegt das ziemlich weitläufige Gebäude stolz und sicher und schaut mit Herrschermiene auf Thäler und Wälder hernieder. Von dem Thale aus betrachtet, macht seine gegen Westen gerichtete, lange Fronte einen ganz besonders günstigen Eindruck und man starrt bewundernd hinauf zu dem gewaltigen Gemäuer, das, wie ein Adlernest auf die Felsenspitze gebaut, der Kühnheit und Kraft des Erbauers eine Lobrede hält.

Drei Wege führen zu der luftigen Höhe hinan. Der erste, bequemste und am meisten benutzte, besteht aus einer Steintreppe von 265 Stufen, welche, vom Flecken Herzberg aus, gemächlich in mehreren Winkeln und Absätzen bis zum Schlosse hinaufleitet und auf der man in den vordern Schloßhof gelangt. Der zweite Weg, oder der eigentliche alte Schloßweg, ist eine steile, hohle und gefährliche Fahrstraße, die zum äußersten Thore führt. Der Weg geht hier durch die beiden gewaltigen Burgthore hindurch, deren eisenbeschlagene Pforten einst dem mächtigsten Feinde Halt gebieten mußten. Zwischen starken Mauern, aus lauter runden Kieseln zusammengekittet, kömmt man alsdann auf den Turnierplan, der mit Schattenbäumen umpflanzt ist. Der dritte Weg, welcher sich von Süden her, wo der Berg am wenigsten steil emporsteigt, hinaufzieht, aber einen bedeutenden Bogen macht, wird der Leichenweg genannt. Er wurde angelegt, als die Mutter eines auf dem Schlosse wohnenden Amtmanns, Gieseke, im starren Winter gestorben war, und der Sarg auf dem eisblitzenden, steilen Schloßwege weder hinuntergefahren, noch hinunter getragen werden konnte. Auf diesem Wege sieht man einen großen, weißen Kalkstein, dem man den Namen „Freudenstein" und „Fräuleinstein" beigelegt hat. Woher diese Benennung entstanden ist, wird weiter unten erinnert werden. — In der Nähe dieses Steines ist ein Lust- und Gemüsegarten eingerichtet. —

Wir wählen den bequemsten Weg und steigen die 265 Stufen der Steintreppe hinan bis zu den Mauern des Schlosses. Mit Bewunderung betrachten wir das Material, welches zu demselben verwendet worden ist, denn sie bestehen ganz und gar aus lauter kleinen runden Bachkieseln, wie sie das Thal in unzählbarer Menge darbietet, welche durch einen festen Kitt mit einander verbunden sind. Wir treten in den Vorhof, wo noch die Stechbahn ist, und von hier gelangen wir durch einen Mauergang zu dem innern überwölbten Schloßthore. In der Eichenpforte befindet sich noch das Noththürchen, welches, enge und schmal, mit dem Uebersteigbrett versehen ist und noch jetzt denjenigen Bewohnern des Schlosses geöffnet wird, welche etwa zur Nachtzeit heimkehren. In diesem Thorgewölbe befinden sich die Amtsgefängnisse. Treten wir nun in den innern Hof, so ist von den Gebäuden, welche denselben einschließen, der östlich gelegene Flügel derjenige, an welchem der Zahn der Zeit am meisten genagt hat. Er wurde schon vor vielen Jahren zum Kornmagazine umgeschaffen. Die drei übrigen Flügel werden von Beamten be-

wohnt, und wenn man durch die langen Corridors und hohen Gemächer, besonders des westlichen Theils, wandelt, kann man sich leicht im Geist in die Zeit zurücksetzen, wo hier eine fürstliche Hofhaltung war. In dem nordöstlichen Winkel des innersten Burghofs, der ein großes, längliches Quadrat bildet, steigt ein in einem besondern Stile erbauter Thurm empor, der fast einem Minaret gleicht. Er verdankt den Herzögen Christian Ludwig und Johann Friedrich seine Erbauung.

Von besondern Merkwürdigkeiten findet sich wenig. Das Auge des Geschichtsfreundes wird durch Inschriften, Namenszüge, Wappen u. s. w., welche sich hier und da an Mauern, Thürmen und Thoren befinden, gefesselt. Das Archiv, in welchem sich sehr viele Actenstücke, besonders aus Herzog Georgs Zeiten, befinden, ist noch wenig benutzt und enthält des Merkwürdigen und Interessanten gewiß mancherlei. Theile einer künstlich gearbeiteten Wiege, welche gezeigt werden, werden für die Wiege König Georg II. ausgegeben. Ob dieser nachherige König von England, wie behauptet wird, hier geboren wurde, ist vielfach bestritten worden; aber doch wohl ohne Grund, da es keinem Zweifel unterworfen ist, daß er hier getauft wurde.

Was die nächsten Umgebungen anbetrifft, so senkt sich der Berg, gegen Abend, gleich von den Mauern des Schlosses steil zum Thale hinab und ist daher nur hier und da mit einzelnen Sträuchen und Gebüschen bewachsen; gegen Mittag aber zieht sich ein Laubhölzchen fast bis an die Burg heran, und die beiden übrigen Seiten, welche die steilsten und nach dem Flecken Herzberg gerichtet sind, umzieht der Schloßgarten, der aus schmalen Graswegen, die hier und da mit alten Bäumen bepflanzt sind, besteht. Der Naturfreund findet hier eine Merkwürdigkeit. Die große Weinbergschnecke, helix pomatia, hält sich nämlich, trotz Kälte und Wind, hier oben in den Kräutern und Moosen auf. — Die Aussicht von hier auf den tief unten liegenden Ort und dann hoch zum Gebirge hinauf, ist sehr schön. Freundlich liegen tief unten die Häuser von Herzberg, in der Tiefe klein und zierlich anzuschauen wie ein Weihnachtsgarten zum Spielzeug der Kinder. Dort liegt das weite Thal und die Sonne strahlt auf Millionen glatter Bachkiesel, welche den unübersehbaren Grund bedecken und zwischen denen der winzig scheinende Hirt seine Schafe weidet, die, von dieser Höhe gesehen, wie umherwimmelnde Ameisen erscheinen. Herrliche Höhen schließen das Thal ein und den Hintergrund bildet der Urwald. Von ihm her drängt sich, wie eine blaue Schlange, das schmale Silberband der Sieber, wälzt zu unsern Füßen in vielfachen Ringen ihre kleinen Wellen über den ebenen Kiesgrund, und läßt nicht ahnen, zu welchem schrecklichen Strome sie anschwellen kann, denn wenn der finstere Geist des Gebirges grollt, den Nebeln winkt, sie zu Wolken zusammenballt und unendlichen Regen herabstürzen läßt; so wird das Bächlein ein Strom, steigt mächtig empor und macht das Thal zum See. Wer die Wasserschlange so zorngeschwellt gesehen, der wird die große Holzbrücke,

welche sich in einem hohen Bogen über das unscheinbare, mattfließende Wässerchen weit hinaus auf das Trockene legt, gewiß nicht unnütz oder gar lächerlich finden. — Treten wir auf eine andere Stelle des Schlosses, blicken wir hin nach Osten, wo aus geringer Entfernung die grauen Felsenzacken der alten Burg Scharzfels herübergrüßen, oder nach Süden und Südwesten, so bieten sich neue und eben so schöne Landschaftsbilder dar.

Behaglich strecket dort das Land sich
In Ebnen aus, weit, endlos weit,
Mit Thürmen, Wald und Flur, und windet
Der Bäche Zier in's bunte Kleid.

Hier steigt es plötzlich und entschlossen
Empor, stets kühner himmelan,
Mit grünem Laub das Haupt umgossen,
Vertritt den Wolken ihre Bahn.

Bald hängt mein Auge freudetrunken
Hier an den Felsen schroff und wild,
Bald ist die Seele still versunken
Dort in der Ferne Räthselbild.

Wer der Erbauer des Schlosses gewesen, wer diesen Felsen schicklich fand, eine Veste darauf zu bauen, ist durch authentische Nachrichten nicht zu erweisen, denn das ältere Archiv wurde von einem Feuer verzehrt, welches im Jahr 1510 im Schlosse ausbrach und großen Schaden anrichtete. Wahrscheinlich legte ein Graf von Lauterberg oder Lutterberg, Werner, edler Vogt des nicht fern von Herzberg liegenden Klosters Pölde, im Jahr 1024, den ersten Grund dazu. Er war nämlich ein großer Jagdfreund und da er oft in dieser Gegend jagte, seine Burg aber etwas entfernt lag, so bauete er auf den hochstrebenden Felsen ein Jagdschloß, welches er Hirschberg, Hirzberg, nannte, woraus nachher Herzburg wurde. Sein Sohn Burchard vergrößerte es und machte es zu seinem und seiner Nachkommen beständigem Wohnsitze. Als die alten Lauterberg'schen Grafen in der Mitte des zwölften Jahrhunderts ausstarben, nahmen die Vormünder Heinrich des Löwen ihre Besitzungen, und also auch Herzberg, als eröffnete Lehen zurück. Später saßen Heinrich des Löwen Vögte darauf. Nach des tapfern Löwenherzogs Tode (1195) kam Herzberg, bei der Theilung des Landes unter seinen Kindern im Jahr 1203 an seinen Sohn, den Kaiser Otto IV., dessen Gemahlin nach Otto's Tode einige Zeit auf Herzberg, als ihrem Wittwensitze, wohnte. Im Jahr 1279 fiel Herzberg, nach dem Tode Herzog Albrecht des Großen, bei einer neuen Theilung des Landes, an Herzog Heinrich den Wunderlichen, der seine Hofhaltung oft wechselte und bald zu Grubenhagen, bald zu Osterode, bald zu

Rotenkirchen und Katlenburg, aber auch sehr oft hier zu Herzberg verweilte, und von dessen Nachkommen, besonders Grubenhagenscher Linie, es auch die gewöhnliche Residenz blieb. Der jüngste Sohn Heinrich des Wunderlichen, Wilhelm, stiftete eine eigene Herzberg'sche Linie, starb aber ohne Nachkommen. Der Bruder dieses Wilhelm, Ernst, welcher zu Eimbeck residirte, erbte die Besitzungen des Bruders; seine Witwe, eine geborne Gräfin von Eberstein, wohnte noch lange Zeit einsam in stiller Trauer auf dem alten Schlosse zu Osterode. Von Ernst's Söhnen bekam der vierte, welcher Friedrich hieß, Herzberg und Osterode als Apanage. Friedrich ward Vormund Erichs, des einzigen Sohnes seines ältesten Bruders Albrecht II., der zu Salz der Helden Hof hielt. Dieser Erich führte, als er mündig geworden war, im Jahr 1415 einen förmlichen Krieg um Scharzfels und Lauterberg mit dem Grafen Heinrich von Hohenstein, schlug ihn bei dem Dorfe Osterhagen, und nahm in dem blutigen Treffen drei Hohensteiner gefangen, die sich später mit 8000 Gulden auslösen mußten. Albrecht III., Erichs Sohn, setzte Herzberg seiner Gemahlin, einer gebornen Gräfin von Waldeck, zum Leibgeding aus. Ihm folgte Philipp I., der oft gepriesene Mann, welcher so glücklich war, das Fürstenthum Grubenhagen allein zu besitzen, sich im Jahr 1534 zu Luthers Lehre bekannte, und sich oft zu Herzberg aufhielt. Auch seine jüngern Söhne, Wolfgang und Philipp II., liebten den schönen luftigen Sitz zu Herzberg auf der freien, weitschauenden Felsenhöhe. Von dem Erstern erschien im Jahr 1593 eine neue Bergordnung; mit dem Letztern starb die Grubenhagen'sche Linie aus und zu Osterode ward Philipp im Jahr 1596 neben seiner ihm vorangegangenen Gemahlin Clara von Wolfenbüttel, begraben und Fürstenhut, Helm, Wappen, Siegel und Schwert ihm in das Gruftgewölbe mitgegeben (s. den Art. Osterode). Die Linien von Wolfenbüttel und Celle stritten sich jetzt eine Zeit lang um das erledigte Land, bis der Kaiser der Wolfenbüttler Linie im Jahr 1617 befahl, der Celle'schen das ganze schöne Besitzthum abzutreten.

In diese Zeit fällt der denkwürdige Vertrag zwischen den sieben Söhnen des Celle'schen Herzogs Wilhelm, deren Selbstentäußerung zum Besten der Landeswohlfahrt vielleicht nirgends ihres Gleichen gefunden, noch finden möchte. Herzog Wilhelm hinterließ nämlich sieben Söhne. Der älteste unter ihnen, Ernst, regierte zu Celle, und als er starb, hätte der zweite der sieben Brüder, Christian, sein Nachfolger sein müssen. Dieser aber berief seine Brüder: August, Friedrich, Magnus, Georg und Johannes zu sich und legte ihnen eine, von dem verstorbenen Bruder Ernst verfaßte Acte vor, welche eine Idee enthielt, die schon in Wilhelms, des Vaters Kopfe gekeimt hatte. Um nämlich die ewige Zersplitterung des Landes zu verhüten, hatte der verstorbene Ernst ein Hausgesetz entworfen, in welchem der Vorschlag gemacht wurde, daß nimmer wieder getheilt werden und daß jeder kommende Zuwachs von Land mit Lüneburg vereinigt bleiben sollte bis auf ewige Zeiten. Wer unter den Brüdern der Stammvater des neuen Hauses werden solle, möge durch's

Loos entschieden werden. Dieser Eine müsse sich dann standesgemäß vermählen, doch sollten die Successionsrechte der Erstgeburt dadurch keineswegs beeinträchtigt werden.

Was kaum zu erwarten gewesen war, geschah, — die Brüder waren mit dem Vorschlage zufrieden, den Herzogshut auf das Haupt eines ihrer Brüder zu drücken und unvermählt zu bleiben oder im Privatstande zu leben. Einige wollten sogar freiwillig vom Loosen zurücktreten, denn Herzog August war bereits heimlich mit der schönen Tochter des Amtmanns zu Ebstorf vermählt, und Herzog Georg liebte eine Unbekannte, die er erst kurze Zeit vorher auf dem Schlosse zu Herzberg hatte kennen lernen; Christian beredete aber Alle zum Loosen. Fünf silberne und eine goldene Kugel warf er in einen Helm und die Brüder zogen. Mit Entsetzen sah Georg die goldene Kugel, welche ihn zum Herrn des Landes machte, in seiner Hand, denn er glaubte, er müsse nun jener Unbekannten, die er so unaussprechlich liebte, auf ewig entsagen. Vom Canzler wurde nun, im Beisein der angesehensten Edelleute des Landes, das Document über dies merkwürdige Hausgesetz aufgenommen, welches die Brüder errichtet hatten nnd das einzig war und geblieben ist in der Geschichte deutscher Fürstenhäuser, welches mit Erstaunen das ganze gleichzeitige Europa als ein kaum glaubliches Opfer von fürstlicher Großherzigkeit der Eigenliebe und Selbstsucht gebracht, betrachtete, und welches der türkische Gesandte zu Paris ein Wunder der menschlichen Natur betitelte und zugleich laut den Wunsch aussprach, ein solches Fürstengeschlecht von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und wenn es am Nordpole wohnte.

Da Georg sein Lebens- und Liebesglück vernichtet glaubte, war er anfangs über alle Maßen traurig: aber das launenhafte Schicksal hatte es gut mit ihm im Sinne, und drückte ihm neben dem Herzogshute auch noch das Rosendiadem der Liebe in das dunkellockige Haar. Jene Unbekannte, welche er liebte, war ihm ebenbürtig, war Eleonore von Darmstadt, die Tochter Landgraf Ludwigs von Hessen, den die Bücher der Geschichte „den Getreuen" nennen. Sobald die ersten Regierungsgeschäfte beseitigt waren, eilte er nach Herzberg, wo die Geliebte noch weilte. *)

Ach! mit banger Sehnsucht blickt die Holde
Oft vom Söller nach des Thales Pfad;
Schild und Panzer glüh'n im Abendgolde,
Rosse fliegen, der Geliebte naht!

---

*) Diesen romantischen Stoff hat Blumenhagen, natürlich mit allerlei poetischen Zuthaten, zu einer historischen Novelle verarbeitet, die sich unter dem Titel: „Fürstenherzen, oder die Prinzen von Lüneburg", im sechsten Bande seiner gesammelten Werke, so wie im Taschenbuche „Rosen, auf 1829", befindet.

Ihm die treue Rechte sprachlos reichend
Steht sie da, erröthend und erbleichend;
Aber was ihr sanftes Auge spricht,
Sängen selbst Petrarch und Sappho nicht.

Bis zu dem großen, weißen Felssteine, der schon oben erwähnt ist und außerhalb des Burgthores liegt, auf dem Leichenwege, an dem Winkel der Straße, von wo man herabsehen kann auf den Flecken Herzberg, — bis zu diesem Felsstücke war sie ihm entgegengeeilt, und von seinen kräftigen Armen umschlungen, erfuhr sie Alles, was sich zugetragen hatte und der Stein wurde der Freudenstein genannt und heißt noch so bis auf den heutigen Tag.

Den Ort aber, wo er seine Anna Eleonore gefunden, liebte Georg von nun an wie seinen köstlichsten Edelstein, und als beide Liebende mit einander vermählt waren, nahmen sie ihre Residenz zu Herzberg und es wurde die Wiege der Kinder Georg's und das reiche Haus seiner Familienfreuden, der Schauplatz seiner stillen Freuden und Leiden. Herzog Georg wurde gar bald von Allen, die ihn kannten, für einen der tapfersten Kriegshelden des deutschen Landes gehalten, dessen Freundschaft Spanien und Dänemark, der Kaiser und der Schwedenkönig Gustav Adolf zu erwerben eifrig bemüht waren und welcher der Stammvater des Hannoverschen Churhauses so wie des englischen Königshauses geworden ist. Seine schöne Gattin gebar ihm hier auf Herzberg vier Söhne, die sämmtlich in der Geschichte Hannovers die bedeutendsten Rollen spielten. Auf Schloß Herzberg sah das Licht der zwar schwache, aber milde und gütige Christian Ludwig; hier standen die Wiegen der Herzöge Georg Wilhelm und Johann Friedrich, welche beide ein Paar ächt deutsche Männer wurden, Georg Wilhelm, der Lebensfrohe, aber Thätige und Gerechte, und Johann Friedrich, der Edle, aber etwas Strenge und Eigenwillige, der denjenigen, die ihm zuweilen Milde und gelinde Maßregeln anzurathen wagten, zu antworten pflegte: „Ich bin Kaiser in meinem Lande!" — Hier auf Schloß Herzberg wurde Ernst August geboren, der weise Staatsmann, der Freund der Wissenschaften und Künste, der den Churhut auf sein Haupt zu drücken wußte, dessen Sohn den Thron Großbritanniens bestieg, und der von vier Brüdern allein ausersehen war, Vater eines blühenden neuen Herrscherstammes zu werden, der mit seinem Ruhme die Erde anfüllte und mehr als einmal Europa's Schicksal entschieden hat. So sah Herzberg glänzende Tage, aber seine Blüthenzeit ging auch vorüber, denn als Herzog Georg im Jahr 1634 die Regierung des Fürstenthums Kalenberg antrat, welches durch Herzog Friedrich Ulrichs Tod dem Hause Lüneburg zugefallen war; so verlegte er seinen Sitz nach der schon damals ansehnlichen Stadt Hannover und erbaute daselbst das Residenzschloß. Da Herzog Georg und alle vier Söhne desselben nach einander in Hannover regierten, stand Herzberg von da an verlassen und verödet und wird nur noch einmal erwähnt, als Christian Ludwigs Wittwe hier einige Jahre zubrachte,

bis sie mit dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, ein zweites Eheband knüpfte.

Bis zum Jahr 1788 war das Schloß noch vollständig möblirt und verziert, wurde auch beständig von einem Castellan bewohnt, später ward es jedoch dem jedesmaligen königlichen Oberamtmann des Amtes Herzberg zur Officialwohnung eingeräumt.

Die Größe in ihrer Verfallenheit hat immer etwas, das das Herz beugt, und dies Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir hier das Jetzt mit dem Sonst vergleichen. — Manches Denkmal, welches die Burg noch aus ihrer Glanzzeit und von ihren unvergeßlichen Bewohnern aufzuweisen hat, betrachtend, verlassen wir das in vieler Hinsicht merkwürdige Schloß und steigen auf der schon erwähnten Treppe von 265 Stufen, welche zwischen alten Bäumen und wildem Unterbusch, an Felsenwand und tiefe Schlucht hingelehnt, dennoch mit Sicherheit bis zu dem Fuße des majestätischen Felsens hinunterträgt, zu dem Flecken Herzberg hinab.

Der Flecken Herzberg, welcher gegen 400 Häuser und über 2000 Einwohner zählt, ist nicht besonders ansehnlich. Die Bartholomäikirche des Ortes ist im Jahr 1593 vom Herzoge Wolfgang von Braunschweig=Grubenhagen erbaut, und enthält mehrere historische Merkwürdigkeiten. Unter andern Monumenten der fürstlichen Familie haben hier zwei Töchter Georgs, die Prinzessin Magdalene und die Zwillingsschwester von Ernst August, die Prinzessin Dorothea, reich verzierte Epitaphien von schwarz und weiß geädertem Marmor. Hinter dem Altare bewahrt man einen mit schwarzem Marmor ausgekleideten kleinen Taufstein, aus welchem Georg II., König von England, die christliche Weihe empfangen haben soll, und im Gruftgewölbe derselben Kirche ruhen zwei Särge, die für Kunstwerke der damaligen Zeit gelten können. Beide umschließen den Staub zweier tapferer Söhne des ersten Churfürsten Ernst August. Der eine, Prinz Friedrich August, fiel im Jahr 1691 als kaiserlicher Generalmajor in einer Schlacht mit den Türken, als er in einen Engpaß einzudringen versuchte, den die Feinde besetzt hielten. Sein Leib wurde den tieferschrockenen Eltern ohne Kopf hingebracht und soll noch unangerührt in dem festverschlossenen und unversehrten Sarge ruhen. Der andere, Prinz Christian, war kaiserlicher Obristwachtmeister, und ertrank im Jahr 1703, während des spanischen Erbfolgekrieges, bei Elchingen, unweit Ulm, in der Donau, nachdem sein Pferd erschossen worden war. Warum diese beiden Leichen hier beigesetzt worden sind, da die Residenz doch schon zu Hannover war, ist nicht bekannt.

Die Orgel der Kirche wurde der Gemeinde Herzbergs im Jahr 1596 geschenkt und zwar vom Herzoge Philipp II., welcher zu Herzberg residirte. Eine alte Inschrift, welche sich an der Orgel befindet, erzählt dies dem Beschauer.

Früher war noch eine zweite Kirche Herzbergs, die Nikolaikirche, im Gange; sie wurde aber schon seit langer Zeit nur zum Lesen der Leichenpredigten gebraucht.

Eine sehr sehenswerthe Anlage in Herzberg ist die Gewehrfabrik und durch sie ist der Ort in neuerer Zeit wieder zu einer Art von Berühmtheit gekommen, denn ihre Arbeiten brauchen eine Vergleichung, selbst mit den berühmtesten Productionen der Art, nicht zu scheuen, und sind deshalb für das Land höchst wichtig. Die Fabrikgebäude liegen am Fuße des Schloßberges und ein Arm der Sieber setzt die Maschinen in Bewegung. Die Wohngebäude mit Feueressen für Rohr- und Bajonnetschmiede, die Rohrschmiede, in welcher die Röhre gerundet und geschweißt werden, die Bohr- und Schleifmühle nebst dem Glühofen sind einer Besichtigung sehr werth. Ueber die Menge der vorhandenen fertigen Flinten, Bajonnete, Säbelklingen u. s. w. wird jeder Besucher der Fabrik höchst erstaunt sein. Sie wurde anfänglich auf königliche Kosten eingerichtet, zuerst bei dem damaligen Eisenhüttenwerke Lonau, ungefähr eine Stunde von Herzberg entfernt, dann (im Jahr 1736) wurde sie nach Neuhof bei Scharzfeld, und endlich hierher verlegt, weil das Lonauer Eisen nicht gut genug war. Im Jahr 1740 wurde sie ganz hierhergebracht. — Die Röhre und Bajonnete aus Eisen, welches von der Königshütte (s. den Artikel Scharzfels) hierher geliefert wird, werden zuerst mit doppelter Ladung probirt und unter funfzig Flinten springen gewöhnlich zwölf bis funfzehn. Diejenigen Läufe, welche die Probe ausgehalten haben, werden dann verschraubt, nach dem Kaliber gezogen, vom Rüstmeister visitirt, gezeichnet, mit Schlössern versehen, und völlig fertig gemacht. Springt eine Flinte beim ersten Schusse, so muß der Meister den Schaden tragen, springt sie aber erst beim zweiten, so hat die Fabrik den Verlust auf sich zu nehmen. Bis zur Zeit des ephemeren Königreichs Westphalen wurde sie auf königliche Kosten betrieben, da aber an einen Privatmann verpachtet und endlich an den jetzigen Fabrikherrn, Herrn Crause, verkauft, der immerwährend mehrere hundert Arbeiter beschäftigt. Die Arbeiten der Fabrik werden wegen ihrer Trefflichkeit gar sehr gepriesen und in der Gewerbausstellung zu Hannover wurden mehrere Arbeiten der Fabrik als wahre Kunstwerke angestaunt und gewannen auch die Preismedaille. Eine bestimmte Quantität der Waare nimmt die Herrschaft der Fabrik jährlich ab.

In Herzberg wohnen viele gute Messerschmiede, auch wird hier viel Wolle gesponnen und die Armenanstalten sind gut eingerichtet.

Johann Kial, bekanntlich einer der ersten deutschen Grammatiker, wurde hier geboren.

Unter dem Schlosse liegt ein herrschaftliches Vorwerk und zwei große Teiche, „der Jües oder Ghüs" und „der Ochsenpfuhl" genannt, wahrscheinlich Erdfälle, welche in dieser Gegend keine Seltenheiten sind. Der Jües oder Ghüs, an der Ostseite des Fleckens, ist überaus tief und bietet zuweilen die merkwürdige Erscheinung dar, daß aus seiner Tiefe verfaulte Tannenstämme hervortauchen, obgleich in der Nähe keine Tannen wachsen. Seine Mitte gilt im Volk für unergründlich, er ist fischreich und man will bei klarem Wetter altes Gemäuer in seinen Wassern gesehen haben.

Der Sage nach hauste hier vor grauen Jahren ein Graf, der ein wildes und gottloses Leben führte und da er sich, troß mancher Warnungszeichen, nicht zu Gott bekehrte, sandern nur nach seines Herzens Gelüsten lebte, so versank endlich unter Donner und Bliß sein Schloß in einen Erdschlund und Wasser stiegen empor und bedeckten geheimnißvoll die schaurige Tiefe.

Der andere Erdfall, der Ochsenpfuhl, liegt dicht an der Ostseite des Schloßberges und wird durch verborgene Grundquellen genährt, denn sichtbaren Zufluß hat er nur selten; er fließt ab in eine dunkle Schlucht des Felsens, und man weiß nicht, wo seine bedeutende Wassermasse bleibt. Sein Wasserstand ist immer derselbe, was wahrscheinlich durch verborgene Kalkschlotten bewirkt wird. Ueber die Entstehung des Wasserbeckens erzählt die Sage Folgendes:

Vor einigen hundert Jahren hatten sich, einer alten Sitte gemäß, am zweiten Feiertage des heiligen Osterfestes, die jungen Burschen und Mädchen auf der Wiese eingefunden, die sonst da grünte, wo sich jeßt die unheimlichen Wellen des Teiches ausbreiten. Rings umher waren Leinengezelte aufgeschlagen, in denen Alles zu haben war, was die Sinne begehrten, und rosige Jungfrauen lustwandelten oder schauten den kräftigen Jünglingen zu, die sich im Ringen und in andern Spielen übten. Während aber die Jünglinge noch miteinander kämpften,

Da waren lust'ge Musikanten,
Ganz unbemerkt herbeigeschlichen,
Es wurden die beliebt bekannten
Drehwalzer bestens aufgestrichen,

und — wie von Hüon's Zauberhorn bewegt, eilte Alles zum Tanzplaß, bald drehten sich die Paare jauchzend im lustigen Reigen und der Jubel der Fröhlichen wuchs von Minute zu Minute. Leider aber sollte das Vergnügen, für die lebenslustige Jugend nur allzubald, auf eben so unerwartete, als wunderbare Weise gestört werden. Es kam nämlich ein ungeheurer schwarzer Ochse des Weges daher. Das Gewühl und Gejauchz der Menge machte ihn wild, das Geschrei der ihn neckenden und verfolgenden Knaben verkehrte seine Wildheit in Tollheit und so erschien das riesige Geschöpf plößlich auf dem grünen Plaße und seßte die Versammelten in das tödtlichste Schrecken. Weiber, Mädchen und Kinder flüchteten im gefährlichsten Gedränge in die nächsten Höfe, hinter die Zäune oder auf die steilen Höhen; doch die kühneren jungen Burschen hemmten gar bald ihre im ersten Schrecken begonnene Flucht, bewaffneten sich mit jedem waffenähnlichen Werkzeuge, das nahe lag, sammelten sich wieder und schickten sich an, dem schwarzen Ungethüme, durch welches sie von der Wiese vertrieben worden waren, ihren Vergnügungsplaß wiederum abzukämpfen. Ihre Streitlust verwandelte sich aber zu starrblickender Ver-

wunderung, als sie das Treiben des tollen Thieres betrachteten. Dieser kümmerte sich nicht um die kampflustige, gegen ihn anrückende Menge, sondern tobte mit dem Gebrüll der schrecklichsten Wuth auf dem grünen Wiesengrunde umher, wetzte seine langen Hörner an den nächsten Baumstämmen und blies heiße Dampfwolken aus den weit offenen Nüstern. Mitten auf der Wiese hielt er endlich seinen Lauf an, senkte das breite Haupt, riß, mit den gewaltigen Füßen scharrend, den Rasen auf und stieß die Hörner tief in den Boden. Wüthender durch den Widerstand, den da liegendes Gestein seiner Gewalt entgegensetzte, ließ er nicht nach, zu wühlen, und Steine und Erde in die Luft zu schleudern, bis auf einmal vor ihm aus dem aufgebrochenen Boden ein dicker Wasserstrahl emporschoß, mehrere Fuß hoch sich zu einem sprudelnden Springbrunnen hob und in kurzer Zeit das trockene Erdreich um den Stier her mit rauschenden Fluthen bedeckte. Das Thier stand anfangs wie verwundert, dann schlürfte es mit gierigen Lippen aus dem Strudel, zog sich, wie das Wasser umher größer ward, langsam zurück und ließ sich endlich geduldig fangen und fesseln. Das Fest aber war und blieb verdorben und der Vergnügungsplatz der Herzberger Jugend war zerstört für alle Zeit, denn der Wasserquell blieb unerschöpft, der Strudel hörte nicht auf zu fließen, und in wenigen Tagen war der grüne Wiesengrund gänzlich ausgefüllt. Schon glaubten die nächsten Bewohner die Sicherheit ihrer Grundstücke gefährdet, aber die Gefahr wurde glücklicher Weise abgewandt, denn das Wasser hatte sich einen Ausgang geschaffen, so räthselhaft und außerordentlich, wie es sein Hervorquellen gewesen war. Es hatte sich eine Schlucht geöffnet, dicht unter dem Schloßberge, und so wenig man weiß, von wannen es kam, so wenig weiß man, wohin es geht. Das Wasser aber ward der Ochsenpfuhl genannt und heißt so bis auf den heutigen Tag.

Wenn man, am Jües vorüber, die Straße verfolgt, welche links ablenkt, so erblickt man ein nett aussehendes Försterhaus am eigentlichen Eingange des schönen Sieberthals. Etwas mehr zurück liegt am Berge das letzte Haus des Fleckens Herzberg, welches, so lange der Harz steuerfrei war, eine Eigenschaft an sich hatte, die man auch von mehreren andern auf Grenzen gelegenen Häusern rühmt. Dies Haus war nämlich eine Schenke und da es gerade auf der Grenzscheide zwischen dem Vorharze und dem eigentlichen Harze erbaut war, so brauchte man nur im Innern des Gebäudes durch eine, das Haus in zwei Hälften scheidende Wand in ein anderes Gemach zu treten, um auf der Seite nach dem Harze hin, den berühmten und allbeliebten Nordhäuser Kornbranntwein um ein ziemliches billiger zu trinken, als in dem Gemache nach dem Vorharze hin. Daß das Haus aus diesem Grunde gar fleißig besucht wurde, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Die Gegend um Herzberg hat in geognostischer Hinsicht ungemeine Aehnlichkeit mit der Umgegend von Osterode. Hier, wie dort, setzen die Flötzgebirge durch das Hauptthal durch und ziehen sich,

sammt der thonigen Dammerde, ziemlich hoch an den Harzgebirgen hinan, sind aber nicht bauwürdig. Gyps, Alabaster und Marmor findet man an der Sieber entlang, wo ganze Felsen aus diesen Steinarten bestehen. Der Marmor ist von besonderer Güte, überaus hart, und nimmt daher eine herrliche Politur an. Hauptsächlich findet er sich grau und weiß geädert, doch findet man auch einen fast ganz weißen, der nur wenige blasse graue Adern hat; ferner einen weißen, gelb punktirten, einen hellgrauen mit weißen Flecken und dunkelgrauen Adern, und andere Sorten mehr.

In den Mergelgruben, die sich in der Gegend von Herzberg befinden, werden sehr viele Versteinerungen angetroffen. Man fand sonst, und findet noch, große petrificirte Knochen in so großer Anzahl, daß man ganze Körbe davon einsammeln könnte. Die größten und merkwürdigsten darunter wurden von Kennern und Sachverständigen für Reste eines Rhinocerosskelettes gehalten. — Auch eine Viertelstunde unter Herzberg, dem Nylberge gegenüber, sind Knochen einer unbekannten, ausgestorbenen Thierart ausgegraben worden, unter andern ein Schienbein, welches eine Länge von fast zwei Ellen hatte.

Ehe wir die Gegend verlassen, machen wir noch einen Gang in das Gebirge hinein und zwar in das schöne Sieberthal, welches sich mehrere Stunden lang recht freundlich in die Berge hineinzieht und von keinem Freunde der Natur, welcher Herzberg besucht, unbesichtigt gelassen werden muß.*) Man findet sich wie umringt von den Waldgruppen und Felsenkuppen. Zur linken Hand steigt das rothe Gestein gerade auf gleich einer senkrecht gehauenen Wand und wendet sich dann zum Gebirg hinüber. Wie grünes Haargelocke das Haupt des alten Meergottes, so deckt dichter Wald die Scheitel der riesigen Felsen. Zur rechten Hand stürzt sich das Waldwasser vom Berge hernieder, silberfarben und klar bis zum Kieselgrunde, hier sich mit lautem Geräusch durch sein enges Bett zwängend und kleine Wasserfälle bildend, — dort sich ausdehnend, sich verflachend zu breitem Raume, und zum kleinen See austretend auf den Rasenplatz, welcher von niedrigem Tannengebüsch eingeschlossen ist und in warmen Tagen zum heimlichen Bade einladet. Aus den kleinen Silberwellen blicken in unzählbarer Menge wunderschöne, blaue Steinbrocken hervor, die den Neugierigen zu näherer Besichtigung herbeilocken, aber bei näherer Betrachtung sich nur als werthlose Hüttenschlacken darstellen. — Gar lustig ergeht es sich an dem murmelnden Wasser, das alle Mährchen und Heimlichkeiten des eben verlassenen Waldgebirges erzählen zu wollen scheint, und je weiter

---

*) Das Flüßchen Sieber entspringt am Bruchberge, in der Nachbarschaft der Oder. An der Sieber liegt, 1½ Stunden von Herzberg entfernt, das Dörfchen Sieber, welches 50 Häuser enthält und von Fuhrleuten und Holzarbeitern bewohnt wird. In der dortigen Schenke kann man fast immer gute Forellen erhalten.

wir fortschreiten, desto anmuthiger wird es um uns her. Jeden Augenblick ändert sich die Scene, jede Biegung der Steinstraße öffnet eine neue, möglichst schönere Ansicht. Heerden weiden am Ufer, Hirschrudel zeigen sich in der Ferne, — ein heiteres lachendes Idyll liegt vor Dir, dessen Grundton Ruhe und stiller ländlicher Friede ist. Doch bald wird die Scenerie großartiger. Jenseit des Wassers steigen mächtige Felsen hinan, ein zahlloses Heer schlanker Edeltannen tragend, die, den Wolken näher, immer kleiner für das Menschenauge werden, als wenn der Himmel, der ganz oben auf dem abgeschnittenen, geradlinigen Gipfel zu ruhen scheint, sie drücke und niederzwänge. Hoch erhebt sich die steile Wand, wie abgeschnitten, hängend in der Luft mit dem Prunkkranze des herrlichsten Gehölzes bedeckt. Kaum scheint es glaublich, daß ein Menschenfuß sich hinaufwagen möchte, und doch steigen an schönen Sommerabenden oftmals auf steilem Schlangenpfade dort fröhliche Gesellschaften hinauf und feiern am Rande der Felswand in reiner Luft gesellige Feste. Der breite rothe Sol und der zugespitzte Langfasz zeigen sich dann als Vorwächter der geheimnißvollen Gebirgswelt und ganz im Hintergrunde legt das Knollenpaar seinen breiten Felsenrücken gerade vor den Pfad, zwei grimmigen Riesen gleich im schillernden Sonnenlichte, welche an der Schwelle des eigentlichen Brockengebirgs mit drohenden Geberden Schildwacht halten und den Eintritt wahren. Freier wird der Geist, leichter die Brust bei jedem Schritte, den man tiefer in die Waldung thut, im feineren duftigern Blau glänzt der Himmel; wie ein kühler Labetrunk am heißen Mittage strömt die frische Zugluft durch die Schluchten zwischen den einzelnen Kuppen und Spitzen herein. Der König der Lüfte, der Bergadler, zieht über den höchsten Steinkuppen stolz dahin und immer häufiger zeigen sich auf besonnten Abhängen Rudel schlanken Hochwildes.

Wo die riesigen Felsenarme des großen Knollens, nach dem Abhange der rauschenden Sieber hin, vielfältige, labyrinthische Gänge umschließen, ist ein schmales Thal,

das Hörterthal.

Hoch bis zu den Wolken steigen die schroffen Seitenwände empor, welche mit dunkeln, thurmhohen Tannen bedeckt sind, welche mit geisterhaftem Rauschen das Thal erfüllen. Ein Bach rieselt über wild hingeworfenes Gestein, selten findet ein Sonnenstrahl Zugang in die Tiefe, selbst in den heißeren Sommertagen weht hier erfrischende Kühlung und tiefe Stille schwebt über dieser abgeschiedenen Gegend.

Nichts unterbricht das Schweigen
Der Wildniß weit und breit,

Als wenn auf dürren Zweigen
Ein Grünspecht hackt und schreit,
Ein Rab' auf hoher Spitze
Bemooster Tannen krächzt,
Und in der Felsenritze
Ein Ringeltäubchen ächzt.

Wie in einem Urwalde sind die Bäume in einander verschlungen, knorrige Wurzeln laufen wie Schlangen über den Weg, und Flechten und Kräuter bedecken in wildem Gewirre den Boden. Durch diese Wildniß wandert nur der kampflustige Keiler einsam seinen Weg und der kräftige Hirsch und das schlanke Reh nur treten zuweilen aus dem Dickicht und trinken von dem Wasser des Bächleins, welches das wilde Thal durchmurmelt.

Vor langen, langen Jahren wohnten in dieser Einöde auch Menschen; eine friedliche Hütte, in welcher glückliche Liebe ihr Nest gebaut hatte, stand unter dem Schatten der alten Bäume und wirthlicher Rauch stieg aus der Tiefe des Thales zum blauen Himmel empor.

In der Hütte wohnte ein junger Rittersmann, den namenloses Unglück aus seiner Heimath vertrieben hatte. Von falschen Freunden betrogen und verleumdet, aller seiner Besitzungen beraubt und selbst aus der Burg seiner Väter geworfen, war er gezwungen worden, dem Schauplatze seiner Jugendfreuden den Rücken zu wenden. Dennoch war er nicht ganz unglücklich, denn — was Feindes Wuth ihm auch geraubt, ein süßer Trost war ihm geblieben — sein holdes, erst kurze Zeit mit ihm vermähltes junges Weib begleitete ihn. Beide liebten einander grenzenlos und jedes Mißgeschick schien ihnen erträglich, wenn sie es nur vereint tragen durften. Doch in des jungen Mannes Herz war tiefer Menschenhaß eingezogen und er beschloß, in wilder Gebirgsgegend seine einsame Hütte zu bauen, wo er mit seinem Weibe leben könne, abgeschieden von dem Treiben der Welt und von den Menschen und ihren Leidenschaften. Der Zufall führte ihn in das Hörterthal und da es seinem menschenfeindlichen, verdüsterten Sinne gefiel, so beschloß er, hier seine Hütte aufzuschlagen.

In der That hätte er auch keinen bessern Wohnplatz wählen können, als diesen, denn mehrere Jahre vergingen und kein menschlicher Fuß betrat das wilde Gebirgsthal. Das Paar fühlte lange Zeit in stiller Selbstgenügsamkeit das größte Glück, welches nur die gegenseitig treu bewahrte Liebe kennt; doch auch hier drohete endlich ein finsteres Gewölk den sonnigen Horizont der Liebenden zu umdüstern.

Nicht weit von der einsamen Waldhütte, am Eingange des Hörterthales, da wo sich das Gebirge an die steile Wand anschließt, hatte ein herrlicher Hirsch, die Lust des Jägers und die Zierde des Waldes, seinen Stand. Der junge Ritter, dessen Namen die Sage nicht aufbewahrt hat, war mit dem Besitzer des Waldes bekannt

geworden, und dieser hatte ihm die Aufsicht über den Forst aufgetragen. Der neue Förster hatte beim Durchstreifen des Waldes den Hirsch schon öfters zu Gesicht bekommen, aber alle seine Bemühungen, ihn zu erlegen, waren vergeblich gewesen. Dennoch ließ er den Muth nicht sinken, erforschte mit vieler Mühe den Wechsel des Wildes und legte sich mit seiner Armbrust in den Hinterhalt. Lange Zeit verging und des Försters Augen blickten forschend umher, aber kein Hirsch erschien und schon begann die Qual der Ungeduld sich des jungen Mannes zu bemächtigen, als ein Geräusch in den Büschen die gesunkene Hoffnung des Jägers von Neuem belebte. Die Büsche rauschten, das trockene Reisig knisterte, die Zweige schwankten, — und schneller rollte das Blut durch des Waldmanns Adern, seine Pulse pochten, — und als sich das Knistern der dürren Ruthen näherte, als es mit leisem Geräusch auf dem trockenen Laube heranschlich, da konnte der feurige, beutelustige Jüngling nicht mehr an sich halten, die Sehne schwirrte, der Pfeil flog, und — die Gattin des unglücklichen Jägers lag bleich und unbeweglich auf dem harten Felsgesteine. In wilder Verzweiflung warf der Erschrockene das Geschoß weit von sich und flog zu der theuren Gattin, die er von seiner eigenen Hand gemordet glaubte. Doch wie groß war seine Freude, wie hallte sein Jubel durch den Wald und weckte die Echo, welche in den Felsen schlief, als das geliebte Weib die Augen öffnete, bald wieder zu sich kam und dem Bangenden versicherte, unversehrt zu sein. Neben ihr aber lag, vom scharfen Pfeile durchbohrt und getödtet, eine große Eule, welche von den Schritten der, ihren Gatten suchenden Frau aus ihrem Verstecke aufgescheucht worden war.

Lange hielten sich die Beiden umfaßt und dankten dem Höchsten auf das Innigste für die gnädige Abwendung der Gefahr. Hand in Hand kehrten sie dann zurück zu ihrer Hütte und das Schicksal schien von dieser Zeit an müde, sie zu verfolgen. Die Verhältnisse in der Heimath hatten sich im Laufe der Zeit geändert, die Vertriebenen kehrten auf die väterliche Burg zurück und von rosigen Kindern umspielt lebten sie noch lange in ungestörtem Glück!

C. Duval.

Sage von der Margarethenhöhle im Rauthal bei Jena.

Wandrer, siehst du wohl im Abendschimmer
Hoch auf jener Berge steilem Rand,
Dort die öden, wild umrankten Trümmer?
Eckartsberga ward das Schloß genannt.
Rühmlich war vor allen
Einst in seinen Hallen
Ritter Ehrich rings umher bekannt.

Er, der in der Jugend Kraft und Fülle
Muthig einst befreit das heil'ge Grab,
Lebte nun in abgeschied'ner Stille;
Seine Tochter war sein einz'ger Stab,
Denn vom Himmel flehte
Zärtlich Margarethe
Für den Vater Glück und Heil herab.

Einst sprach er: „Der Graf von Orlamünde
Hat zu seinem Weibe dich begehrt;
Und nach flüchtigem Bedenken finde
Ich durch diese Wahl mich hoch geehrt.
Doch dein dumpfes Schweigen,
Diese Blicke zeigen —
Ist vielleicht der Graf dir minder werth?"

Bleich und bebend sank sie ihm zu Füßen:
„O vergieb der Tochter, die gefehlt!
Nimmer kann ich mich dazu entschließen,
Denn schon lange hat mein Herz gewählt;

Und in sel'gen Stunden
Ward ein Band gewunden,
Das ich, Vater, dir bisher verhehlt.

Er ist nur aus niedrem Stand geboren —
Weh', du zürnest, wenn mein Mund ihn nennt!
Conrad hab' ich Treue zugeschworen;
Gut und bieder, wie mein Herz ihn kennt,
Ist er mir ergeben,
Und für's ganze Leben
Gilt dies Band, das nur der Tod einst trennt."

Ehrich rief erstaunt: „Was muß ich hören?
Für den Knappen hegst du Liebesgluth?
Willst den alten Adel tief entehren,
Der auf unsres Stammes Ahnen ruht?
Ha! eh' ich dies leide,
Eher treff' euch beide
Unversöhnlich meines Zornes Wuth?"

Conrad ward zur Burg hinausgetrieben;
Margarethe, die als einz'ger Stab,
Als der Trost des Alters ihm geblieben,
Stürzt' er tief in einen Thurm hinab.
Ohne sich der armen
Tochter zu erbarmen,
Ließ er sie in diesem offnen Grab. —

Doch es trotzt die Liebe reiner Seelen
Jeder Trennung, jeglicher Gefahr.
Conrad wußte sich hineinzustehlen,
Ließ, sobald es Nacht geworden war,
In den Thurm sich nieder,
Und es ruhte wieder
Herz am Herzen das geliebte Paar.

Täglich kam nun Conrad, wenn die Sonne
Kaum entwich; doch als ein Jahr entschwand,
Naht', im Blicke sel'ge Liebeswonne,
Einst ihm Margarethe, und gestand:
Unter ihrem Herzen
Rege sich mit Schmerzen
Ihrer süßen Liebe theures Pfand.

Mit Entzücken hört' er diese Kunde;
Doch um seine Vaterfreuden schien

Sich ein düstrer Gram seit jener Stunde,
Wie ein finsteres Gewölk zu ziehn.
„Wehe! neue Leiden,“
Rief er, „droh'n uns beiden;
Theures Weib, wir müssen eilig flieh'n.

Und dem Paar, das, unter Angst und Sorgen,
Aus dem Thurm bei Nacht geflüchtet war,
Bot, im fernen Rauthal, tief verborgen,
Eine Höhle sich zum Obdach dar;
Oed' und abgelegen,
Auf verwachs'nen Wegen,
Sicher vor Verfolgung und Gefahr.

Als ihm nun ein Knab' entgegenlachte,
Ging früh Morgens einst der Vater fort,
Kam nach Frauenprießnitz hin, und brachte
Einen Pater aus dem Kloster dort,
Der den Knaben weihe,
Segen ihm verleihe
Durch die Taufe, durch des Heilands Wort.

In des Rauthals Mitte stand, voll Schrecken,
Conrad still: „Von dieses Weges Spur
Hüte dich, je etwas zu entdecken!
Nie, und sei's auch das Geringste nur!
Bei der Kraft und Ehre
Des Allmächt'gen schwöre
Mir das heilig! — Und der Pater schwur.

Doch, als er die Mutter nun erkannte,
Brach, gelockt durch glänzenden Gewinn,
Der Verräther seinen Eid, und rannte
Mit der Botschaft zu Graf Ehrich hin.
Er und seine Mannen
Sprengten schnell von dannen,
Wuth im Blicke, mit verstörtem Sinn.

Abend war es; Berg' und Thäler schwommen
Schon in blauem Duft und Nebelflor.
Auf dem Gleisberg loderten die Flammen
Der Johannisfeuer hoch empor —
Als, auf seinem Rappen,
Ehrich mit den Knappen
Irrend in dem Rauthal sich verlor.

Spielend traf er Conrad mit dem Kinde:
„So entehrst du, niedrer Knecht, mein Blut?“
Weh! der Anblick schürte seine blinde
Zornesflamme, seines Hasses Gluth,
Statt sie abzukühlen. —
Kind und Vater fielen
Rasch als Opfer seiner blinden Wuth.

Auf sein Roß nahm er dann Margarethe,
Die, erstarrt, kein Leben mehr verrieth. —
Es begruben Hirten an der Stätte,
Wo der Vater mit dem Sohn verschied,
Beid', und in der Nähe,
Auf des Felsens Höhe
Pflanzten sie ein Kreuz, das man noch sieht.

Doch für Margarethen war verschwunden
Alle Hoffnung, jedes Lebensglück,
Und verletzt von tausendfachen Wunden,
Floh sie in die Höhle bald zurück.
Dort, mit bleichen Zügen,
Fand man sie einst liegen,
Sanft entschlummert, mit erlosch'nem Blick.

Am Johannisfest, beim Mondenscheine,
Sitzt sie jährlich noch, unfern der Gruft
Mit dem Kinde, auf dem grauen Steine,
Wo sie, in der stillen Abendluft,
Myrthenkränze windet,
Doch alsbald verschwindet,
Wenn im Dorfe zwölf der Seiger ruft.

Heinrich Doering.

Inhaltsverzeichniß des dritten Bandes.

Thüringen und der Harz.

Berichtigtes alphabetisches Verzeichniß der jetzt thätig theilnehmenden Herren Mitarbeiter.

Bechstein (Ludwig), Cabinets- und Oberbibliothekar in Meiningen.
Belani (H. E. R. pseud.), in Potsdam.
Bleichrodt, Bauinspector in Frankenhausen.
Braungard, Bürgermeister und Lieutenant a. D. in Quedlinburg.
Bube (Adolf), Oberconsistorial-Secretair in Gotha.
Buddeus (Theobald), stud. theol. in Gotha.
Bürk (August), Schriftsteller in Weimar.
Duval (C.), Litter. in Großbodungen.
Echtermeyer, Doctor in Halle.
Ende, Candidat der Theologie in Kloster Donndorf.
Gärtner, Justizamtmann in Hasselfelde.
Gerber, Director des Lyceums in Sondershausen.
Gottschalk, Hofrath in Dresden.
Grüning, Oberpfarrer in Ebleda.
Hahnemann (Robert), Gerichtsactuar in Triptis.
Heringen (Gustav von), Kammerherr und Consistorialrath in Coburg.
Hesse, Doctor, Hofrath und geh. Archivar in Rudolstadt.
Hofmeister, Pastor in Kleinschmalkalden.
Hoffmann, (Fr.), Hofprediger in Ballenstädt.
Hobbohn, Pastor in Biesenrode.
Kegel, Candidat in Teistungen.
Lessing, Adjunct in Kloster Donndorf.
Nebe, Pastor in Roßleben.
Nehse, Gastgeber auf dem Brocken.
Oldendorp, Professor in Schulpforte.
Pfister, Superintendent in Weißensee.
Reinecke, Candidat in Jena.
Rümpler, Cantor in Kammerforst.
Schönemann, Doctor, Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
Schönichen, Pastor in Bernburg.
Schöpfer, Doctor in Quedlinburg.
Schwerdt, Pfarrer in Neukirchen bei Eisenach.
Stamm, Professor in Braunschweig.
Storch (Ludwig), Doctor in Gotha.
Sturm (C. A. G.)
Sydow (Friedrich von), Major in Sondershausen, Redacteur des Werkes.
Trautmann, Candidat in Querfurth.
Wachter, Professor in Jena.
Ziegler, Candidat in Hasselfelde.

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Vierter Band,

mit 12 Abbildungen.

Sondershausen 1841.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

Der Brocken.

Von der wolkennahen Zone,
Von des Brockens hohem Throne
Hinzuschauen auf die Welt,
Welch' Entzücken, welche Wonne!
Groß und herrlich wie die Sonne,
Schön und lieblich, wie das Sternenzelt.

So drückte ein Reisender seine Gefühle bei dem Besuche des Brockens an einem heiteren Tage aus; mögen auch kommende Wallfahrer dieses Berges von gleichem Wetter begünstigt, und von gleichen Gefühlen beseelt werden. Diesen Wunsch voraussendend, wage ich es, von dem Brocken dasjenige im schlichten Gewande folgend mitzutheilen, was ich nach meiner sechsjährigen Wohnung auf demselben theils aus Erfahrung, theils aus verschiedenen Schriften davon weiß.

Lage und geognostische Beschaffenheit.

Der Brocken, mons bructerus, in der gewöhnlichen Volkssprache der Blocksberg genannt, gehört zu den bedeutendsten der norddeutschen Berge, und ist der höchste Gipfel des Harzes. Sein Name, wenigstens der lateinische soll von den Bructerern entstanden sein, welche vor grauen Jahren in der Nähe des Brockens gewohnt haben sollen. Wahrscheinlicher ist, daß der Brocken durch den Zahn der Zeit und die Stürme, denen er stets ausgesetzt war, vermuthlich auch durch Erdbeben, von seiner unbezweifelt früher bedeutenderen Größe bis auf seine jetzige Höhe immer mehr zusammengestürzt und

zerbröckelt ist, und hiervon den Namen Brocken erhalten hat. Daß aber die am Fuße des Brockens liegenden, zum Theil wunderbar aufgeschichteten verschiedenen Felsmassen, als der Scharfenstein, der Ilsenstein, die Hohenklippen, die Feuersteine, die Schnarcher, die Söseklippen oder das Sörsthor, die Achtermannshöhe, die Hopfensäcke und dergl. m., die sämmtlich über zwei Stunden von der Spitze des Brockens entfernt sind, früher mit dem Brocken zusammengehangen und ein Ganzes gebildet haben, ist, nach den tiefen Thälern zu urtheilen, welche diese Felsmassen von dem Brocken trennen, nicht wahrscheinlich; die Geschichte weiß auch davon nichts.

Der Brocken, ein Urgebirge von mächtigen Granitlagern, liegt unter 28° 17′ 1″ östlicher Länge und 51° 48′ 11″ nördlicher Breite und ungefähr vom Gothaischen Meridian 5 Minuten westlich, in der Grafschaft Wernigerode, und mit einem kleinen Theile des südwestlichen Abhanges in dem hannöverschen Fürstenthume Grubenhagen, und wird von den Harzstädten Wernigerode, Elbingerode, Hasselfelde, Benekenstein, Andreasberg, Altenau, Clausthal, Zellerfeld, Goslar und Neustadt-Harzburg umgeben.

Der Brocken hat oben eine ovale Fläche und besteht aus rothbraunem, weiß- und blaugrauem Granit, mit mehr oder weniger Glimmer und Drusen von krystallisirtem Feldspath und Quarz, welche im Granit sitzen und in den vermengten Stufen von Quarz und Spath oft Spuren von Kobalt enthalten. Beinahe rund herum um das Brockengebirge lagert auf dem Granit Hornfels, der an vielen Stellen durch Kieselschiefer, Grünstein oder durch Quarzfels ersetzt wird. Auch auf der Achtermannshöhe findet man Hornfels, und am nördlichen Fuße des Brockens, Glimmer und Gneusschiefer.

Dem Fuß des Brockens entspringen auf allen Seiten Flüßchen: im Norden die Peseke und der Kellbach, im Osten die Ilse und der Mönchbach, im Süden das schwarze Schluftwasser und die Bode, und im Westen die Ocker, welche durch tiefe Einschnitte die benachbarten Berge von dem Brocken trennen, jedoch nicht die Heinrichshöhe und den kleinen Brocken, welche mit dem großen Brocken unmittelbar zusammenhangen.

Die Oberfläche des großen und kleinen Brockens und der Heinrichshöhe ist theilweise zwischen den zahllosen über einander gestürzten Felsstücken mit aufgelösetem und zerbröckeltem Granit, gewöhnlich Heidesand genannt, und theilweise mit einer dünnen, schwarzbraunen Erdkrume von guter fruchtbarer Beschaffenheit bedeckt; daneben befinden sich nicht allein auf der Fläche des Brockens bruchige und mit einem aus verfaulten Vegetabilien entstandenen Boden, überdeckte sumpfige Stellen, vielmehr ist der ganze Brocken mit Bruch und Moor umgeben.

Der Brocken scheidet den Ober- von dem Unterharz; was von demselben im Westen liegt, heißt der Oberharz, und ist der höhere, größere und erzreichere Theil, was dagegen im Osten liegt, bildet den, an Fruchtbarkeit und Naturschönheit den Oberharz übertreffenden Unterharz.

Daß von Venetianern und andern aus der Ferne und Nähe kommenden Kurgängern in der Umgegend des Brockens z. B. im Morgenbrodsthale, im Kux= und Ockerloche, am Rauschwasser, Quitschenhäu, im Schuppenthale, an der steilen Wand u. s. w. wo verschiedene Figuren wie Mönche, mit und ohne bergmännischen Instrumenten in den Händen; Ringe, Kreuze, chemische Zeichen, als: ☉ (Gold) ☽ (Silber), Hände die nachweisen, wo Gold und andere feine Erze zu suchen u. dergl. m. eingehauen sind, Gold, Silber oder Edelsteine gefunden worden, ist sehr zu bezweifeln, und eben so auch der in hiesiger Gegend öfters für Wahrheit angenommene Gemeinspruch:

„Man wirft am Brocken oft mit einem Steine nach einer Kuh, der mehr Werth hat, als die Kuh selbst."

Sachverständige Geognosten, Hütten= und Bergbeamte haben diese und andere Stellen sowohl in früherer als neuerer Zeit mehrfach untersucht und nichts Erhebliches von Erzen oder kostbaren Steinen entdeckt. Vermuthlich sind obige Zeichen von arbeitsscheuen Leuten zum Betruge gemacht, und deren Erklärung an abergläubische, Gold suchende Faullenzer, die dadurch ohne viele Mühe bald reich werden wollten, als Geheimniß verkauft. Noch zu jetziger Zeit wird hier häufig nach den in der Nähe befindlichen Goldgruben gefragt, die Frager finden sich aber bei näherer Ueberzeugung stets getäuscht.

Höhe und Umfang.

Nach trigonometrischen Messungen beträgt die relative Höhe des Brockens gegen die Lage von Ilsenburg 235 rheinländische Ruthen; nimmt man die absolute Höhe, deren Basis die Nordsee ist, dann würde er eine Höhe von einer halben Stunde erreichen. Der verstorbene, verdienstvolle Kammerrath Kiß hat auf landesherrlichen Befehl im Jahre 1768 ebenfalls den Brocken trigonometrisch gemessen, dazu die Stadt Wernigerode zur Basis genommen, und nach wiederholter revidirter Messung eine relative Höhe von 5280 Wernigeröder Werkfußen und von dem Meeresspiegel eine absolute Höhe von 5018 Pariser Fuß heraus gebracht.

Laut dem Brockenbuche vom Jahre 1820 hat der Herr Major von Steinwehr in herzoglich Braunschweigischen Diensten, in der Nähe des Neustädter Thores vor Wernigerode die Höhe des Brockens gemessen, und nach trigonometrischer Berechnung eine Höhe von 4887 Pariser Fuß ermittelt, wobei derselbe die Höhe von Wernigerode nur auf 319 statt 614 Fuß angenommen hat, welche Messung mit der des Herrn Kammerrath Kiß ziemlich gleich kommt.

Diese beiden Messungen sind aber bis jetzt stets bezweifelt, da keine einzige von den mehrfach hier angestellten Barometermessungen

die ebenfalls unter sich sehr verschieden sind, jenen gleich kommt. Wenn indessen die bewährtesten sorgfältigsten Messungen der Höhe des Brockens, als:

3616 Pariser Fuß von Oesfeld (welcher fast drei Monate auf dem Brocken weilte),
3624 „ „ von Dr. H. W. L. Lachmann jun. in Braunschweig,
3633 „ „ von Lindenau, auf dem Seeberg nach Winkel-Messungen. (Allgemeiner Anzeiger der Deutschen 1820. Nr. 355),
3541 „ „ Professor Gauß,

zusammengerechnet worden, so ist per fractionem 3603 Pariser Fuß die Höhe des Brockens.

Ueber Barometer-, Thermometer-, Wind- und Wetter-Beobachtungen.

Nach den bisherigen Beobachtungen vom 1. Mai 1838 bis ult. December 1839 war der höchste Barometerstand 24″11,40‴, der niedrigste 23″6,06‴ und der mittlere 24″4,60‴. Die höchste Temperatur war in oben angegebener Zeit +19,8° R., die niedrigste —22,4° R. und die mittlere Temperatur vom Jahre 1839 ist +1,13 R, jedoch in den 6 Sommermonaten vom 1. Mai bis ult. October +6,24 R. über, und in den 6 Wintermonaten vom 1. November bis ult. April —3,99 R. unter Null.

Die stärksten Winde sind Südwest, Westsüdwest, West, Westnordwest und Nordwest, der herrschende und heftigste war bisher der Südwest. Der Wind, oder vielmehr der oft einem Orcan ähnliche Sturm, ist des Brockens und seiner Bewohner größter Feind, besonders im Winter; unglaublich große Schneemassen und Eisstücke holt derselbe aus den Thälern, treibt sie in hohen langen Massen auf der Brockenfläche von einer Stelle zur andern, und zwar so schnell, daß da, wo am Abend eine große Schneebank lag, dieselbe am darauf folgenden Morgen von dieser Stelle ganz verschwunden war, und sich 100 bis 200 Schritt davon entfernt, auf der entgegengesetzten Seite befand. Der Sturm hat hier solche Kraft, daß derselbe schwere Bauholzstücke und Bohlen von der Fläche genommen, sie mehrere hundert Schritte bergab geschleudert und zwei bis dreimal durchbrochen hat. Besonders schadet der Sturm den auf dem Brocken stehenden Bäumen, indem er deren Wachsthum durch das Abbrechen der Wipfel verhindert. Auch die Wohngebäude leiden durch denselben sehr, und es müssen an diese jährlich nicht unbedeutende Reparaturkosten verwendet werden.

Der Wind hat auch großen Einfluß auf das Wetter. Mit Bestimmtheit ist anzunehmen, daß der Südwestwind Regen, Schnee

oder Nebel, und der Nordwest kalten und rauhen Nebel bringt, bei ersterem bleibt das böse Wetter so lange, bis eine Wechselung des Windes statt findet, bei dem letzteren Winde dagegen steigt oder fällt der Nebel, oder zertheilt sich in Wolkengruppen, und es klärt sich gegen 9 bis 10 Uhr Morgens zu einer schönen Fernsicht auf. Nur selten kommen Abweichungen von dieser Regel vor.

Auffallend schnell entstehen bei dem geringsten Wechsel des Windes z. B. von West nach Südwest oder nach Nordwest, die Nebel; selbst wenn kein Wölkchen am ganzen Horizonte zu entdecken ist, beziehet sich die Brockenkuppe, wider Vermuthen, augenblicklich mit Nebel; und gewöhnlich, aber nicht immer, ist dieses der Vorbote von bösem Wetter, weshalb von den Landleuten der Umgegend das Sprichwort gebraucht wird,

„auf dem Brocken wird gebrauet, — oder der Brocken hat „die Mütze auf."

Durch den Ansatz der Eis-, Schnee- und Nebelmassen erhalten die Brockengebäude eine ganz unförmliche Gestalt. Diese starke Eisdecke auf und um den Gebäuden schützt dieselben sehr gegen die starken Winterstürme, denn schwerlich würden die Gebäude, ohne diese mehrere hundert Centner schwere Eisdecke den unglaublich starken, durch nichts gehinderten Windstößen widerstehen; auch schützt diese Decke vor starkem Frost im Gebäude, ja erwärmt sogar das Innere desselben.

Sehr selten ist Regen oder Schnee ohne Nebel, und der Nebel ist häufig so dick, daß man am Tage kaum drei bis vier Schritte weit um sich sehen kann, darum auch die nach dem Brocken führenden Wege durch in verschiedener Entfernung gesteckte Stangen bezeichnet sind, und es ist den Reisenden sehr zu rathen, bei solchem Nebel sich nicht zu weit von dem Brockenhause oder von den Stangenlinien zu entfernen, da es dann sehr leicht ist, sich zu verirren und es schwer hält, das Haus oder die Stangen wieder zu finden.

Das Klima auf dem Brocken ist rauh und kalt, jedoch sind sowohl im Winter als im Sommer recht angenehme warme Tage und immer reine, gesunde Luft. Der Winter währt freilich lange und kann man seine Dauer hier füglich von Mitte October bis Mitte Mai annehmen, aber auch im Juni, Juli und September ist öfters schon Schnee gefallen, der mehrere Tage liegen blieb, und mag wohl deshalb das Sprichwort entstanden sein, daß es auf dem Brocken im Winter kalt und im Sommer nicht warm sei.

Fürchterlich, nicht arg genug zu schildern, ist öfters das Wetter hier oben in den Wintermonaten, wirbelnde Schneemassen verdicken und verfinstern die Luft, nicht möglich ist es, einen Schritt vor sich zu sehen, und oft wird man bedroht zu ersticken. Bis auf den bloßen Leib dringt der Schnee durch die Kleidung, die oft noch durch den, dieses böse Wetter stets begleitenden Sturm zerrissen, oder dem Leibe entrissen wird. Gräßlich ist das Brausen und Heulen des Sturmes, alle nur mögliche, Schauder erregende Töne bringt der-

selbe hervor, selbst seine eigene Stimme hört man nicht, nur kriechend kann man sich fortschleppen, und wehe dem, den ein solches Wetter hier überfällt, und der nicht bald einen bergenden Ort findet, unerrettbar ist er verloren! Lasse es sich der Wandrer, welcher zur Winterzeit den Brocken besuchen will, zur Warnung dienen, bei einem solchen Wetter, das demselben sehr bald fühlbar wird, sobald er aus dem Gehölz in's Freie tritt, gleich wieder umzukehren.

Pflanzen und Thiere, die auf dem Brocken und in seiner nächsten Umgebung wachsen und leben.

Bis in's siebenzehnte Jahrhundert ist der Brocken oben ganz bewachsen gewesen, und nur durch fehlerhafte Stellung der Holzschläge, durch die dann einwirkenden Stürme ist derselbe von hochstehenden Bäumen so kahl geworden, daß jetzt keine Holzcultur mehr möglich sein würde. Es finden sich auf der Fläche des großen und kleinen Brockens wie auf der Heinrichshöhe, gar keine hoch stehende Bäume, und nur eine Viertelstunde abwärts fangen die Bäume an, sich größer und stärker zu zeigen.

Die Holzarten, als die Rothtanne Pinus abies, die Lerchenfichte Pinus larix, die Eberesche Sorbus aucuparia, die gemeine Birke Betula alba, die Brockweide Salix riparia, der Himbeerstrauch Rubus idaeus, die Brombeere Rubus fructicosus, die Johannis- und Ahlbeere Ribes rubrum et nigrum, wachsen zwar in Gruppen und einzeln, jedoch in sehr verkrüppeltem und verkümmertem Zustande auf dem Brocken. Ihre Aeste sind vom starken West- und Südwestwinde alle gegen Osten gekehrt; sie werden nach den Jahrringen zu urtheilen, sehr alt, tragen auch Früchte, welche aber wegen der zu früh eintretenden Kälte nicht reif werden. Die Anpflanzung der Krummholzkiefer oder des Knieholzes Pinus muglius, ist ebenfalls mehrmals, jedoch bisher ohne Nutzen versucht. Die junge Pflanze gedieh im ersten Jahre gut, allein im zweiten Jahre starb sie ab, wahrscheinlich vor den starken Stürmen und den rauhen Nebeln zu wenig geschützt.

Dagegen hat der Brocken eine verhältnißmäßig reiche und durch manche Seltenheiten ausgezeichnete Pflanzenwelt. Die Zahl der sichtbar blühenden Gewächse und der Farrenkräuter beläuft sich nach neuern Untersuchungen auf ohngefähr 110 bis 120 Arten.

Als dem Brocken eigenthümlich d. h. als Pflanzen, die weder im übrigen Harz noch in den Ebenen, zum Theil selbst auf keinem deutschen Gebirge, mit Ausnahme der Alpen, gefunden werden, sind Anemone alpina Windrose, Brockenblume, Hexenbesen, Hieracium alpinum (Halleri) Habichtskraut, Rumex arifolius Sauerampfer, Betula nana Zwergbirke, Salix bicolor zweifarbige Weide, Carex tetonica, Carex saxatilis, Carex livida Rietgräser, Poa

cenisia Rispengras, Polypodium alpinum, Polypodium alpestre Farrenkräuter auch Engelsüß, Lycopodium alpinum Büschel= auch Riesen=Bärlapp und außer diesen folgende seltene und interessante Pflanzen. Ranunculus aconitifolius Ranunkel auch Hahnenfuß, Andromeda polifolia Andromeda, Veronica alpina Ehrenpreis, Arnica montana Wohlverleih, Sonchus alpinus Gänsedistel, Empetrum nigrum Rauschbeere, Circaea alpina Herenkraut, Satyrium albidum Ragwurz, Calamagrostis halleriana Halmrohr, Thesium 'alpinum Linn: Thesium, Scolopendrium officinarum Hirschzunge, Trientalis europaea Trientale, Ophrys monorchis Knabenkraut, Polygonum bistortae Wiesenknötrich auch Schlangenwurzel, Lycopodium inandatum Sumpfbärlapp, Lycopodium annotinum Moosbärlapp, Lycopodium complanatum glatte Bärlapp. Von den häufigen hier am Brocken wachsenden Moosen führe ich nur die seltensten an, Andraea aplina Andräa, Folytrichum alpinum Widerthon, Splachnum gracile und Splachnum lenne Blasenmoos, und ebenfalls von den vielen Flechten nur Parmelia tristis, Parmelia stygia, Catraria islandica, hier häufig mit den sonst sehr seltenen Früchten, Biatora atrorufa, Lecidea armeniaca, Gyrophora cylindrica, Sphaerophoron fragile und die fast alle Felsstücke überziehende Lecidea geographica. Hier erwähne ich noch Amphiconium jolithus (Byssus jolithus Lin:) welche als orangefarbener oder braunrother Ueberzug den Steinen anhängt, und die Eigenheit hat, gerieben stark nach Veilchen zu duften. Die Steine die damit bewachsen sind, heißen Veilchensteine.

Auch die in Deutschland seltene Linnaea borealis ist von einem sehr werthen und glaubhaften Botaniker im Jahre 1834 hier auf dem Brocken entdeckt, später in mehreren Jahren nicht wieder aufgefunden, bis im Jahre 1839 eine Gesellschaft Botaniker so glücklich war, den Standort dieser Pflanze wieder ausfindig zu machen.

Von den sonst am Brocken wachsenden Pflanzen mögen folgende als Beispiele dienen, als Vaccinium aliginosum Moorbeere, Vaccinium oxycoccus Moosbeere, Vaccinium vitis idaea Kronsbeere, Vaccinium myrtillus Heidelbeere, Osmunda regalis Traubenfarre, Aspidium cristatum Waldfarre, Aspidium filix mas Bandwurmfarre, Drosera rotundifolia Sonnenthau, Fragaria vesca Walderdbeere, Erica vulgaris Heide, Carex dioeca Segge, Eriophorum raginatum Wollgras, Milium effusum Hirsegras, Agrostis rupestris Windhalm rc. Außer den hier angegebenen Pflanzen wachsen noch eine Menge andere dergleichen auf den Brockenwiesen und Brockenbrüchen, und sollte eine oder die andere Blume der eben genannten Pflanzen verblühet sein, oder von dem Botaniker nicht gefunden werden, so ist das gewünschte Exemplar, so wie die ganze Sammlung der Brockenflora im Brockengasthause zu erhalten.

In den Monaten Mai bis Ende October halten sich gern in der Nähe des Brockens auf: der Edelhirsch, das wilde Schwein, doch seltener das Reh und der Hase, mehr aber der Fuchs, die wilde

Katze, der Baummarder und der Haus- oder Steinmarder, das rothe und schwarze Eichhörnchen, das Wiesel, die Ratte, der Maulwurf, die Spitzmaus, die Hausmaus, die Waldmaus. Ferner, an Federwild: das Auerhuhn, das Haselhuhn, verschiedene Gattungen von Schnepfen und mehrere Sorten kleiner Vögel, welche hier brüten, auch die große Thurm-, Mauer- oder Steinschwalbe umfliegt in Massen den Brocken, besonders wenn Gewitter in den Thälern liegen. Zugvögel als die Schild- oder Seeamsel, die Schnarre, der Krammetsvogel, die Singdrossel und die Weindrossel fallen im Herbste am Brocken an, und werden in Dohnen gefangen. Während des Sommers umkreisen oft verschiedene Raubvögel, besonders der gemeine Bussard und der Sperber den Brocken. Auch der Storch, der Kranich und die wilde Gans überziehen im Herbste in Schaaren, aber im Frühjahre nur einzeln den Brocken.

Von Amphibien sind bis jetzt nur die Blindschleiche, verschiedene Arten Eidexen und große schwarzgraue, widrig aussehende Frösche und Kröten, beide letztere jedoch nur von der Mitte Mai bis zu den ersten Tagen des Juni, zur Laichzeit, in großer Menge hier gesehen. Früher soll auch die Ringelnatter, die Kreuzotter so wie die gemeine Otter in beträchtlicher Länge und Stärke hier gesehen worden sein, seit mehreren Jahren jedoch ist keine von ihnen bemerkt.

Käfer und andere Insekten gibt es hier in großer Menge, auch der Maikäfer fehlt nicht, nur Fliegen sind selten.

Während des Winters meiden aber alle diese Thiere den Brocken.

Merkwürdigkeiten und Sehenswerthes.

Der größeste Genuß, den der alte Vater Brocken seinen Besuchern bietet, ist und bleibt wohl die bei heiterem Himmel weit reichende Aussicht; schwer läßt es sich bestimmen, wie weit das Auge reicht, selbst bei dem heitersten Wetter schwimmt der ferne Horizont in Nebel, und macht die Grenzscheide zwischen Himmel und Erde unkenntlich.

Eine liebliche Landschaft, die dem Beschauer das Gefühl des Heimischen erweckte, ist allerdings von dem Brocken nicht zu erblicken, dazu ist er zu hoch und von den Ebenen zu entfernt; eine großartige weit ausgedehnte Landkarte hat man unter sich. Durch nichts wird man behindert, die große Fläche Landes mit seinen Waldungen, Seen, Teichen, Flüssen, die wie kleine sich schlängelnde Silberstreifen erscheinen, selbst alle nicht zu fernen Gebirge, zu überblicken, was wohl der Brocken vor allen andern besuchten Gebirgen voraus hat. Schweizer und Ungarn, die ihre heimathlichen Gebirge und auch den Brocken besuchten, erkannten dieses an, und haben sich darüber mehrfach geäußert.

Man übersieht einen Umkreis von 17 bis 18 Meilen, oder einen Durchmesser von 35 bis 36 Meilen und einen Flächenraum

auf dem fünf bis sechs Millionen Menschen wohnen. Der weiteste Durchmesser der Fläche, die man überblickt, ist von dem Rhöngebirge bis zu den Höhen bei Brandenburg, und von den Wesergebirgen bis zu den Höhen in der Nähe von Leipzig, welche jedoch nur bei hellem Sonnenaufgange wahrzunehmen sind. Man überblickt einen Theil der Königreiche Preußen, Hannover und Sachsen, des Kurfürstenthums Hessen, der Herzogthümer Weimar, Braunschweig, Gotha, Anhalt-Dessau, Köthen und Bernburg, die Fürstenthümer Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, Lippedetmolt, Schaumburg und Waldeck, so wie die ganzen Grafschaften Wernigerode und Stolberg; daß man aber bis in's Mecklenburgsche und Baiersche und selbst bis zur Nord- und Ostsee sehen kann, liegt wohl mehr in der Einbildung.

An ganz hellen Tagen, im December und Januar, aber nur bei dem Aufgange der Sonne, erblickt man allerdings nach Ostsüdost und Südost in sehr weiter Ferne zwei Gebirgszüge, ob solche aber zum Erzgebirge und Frankenwalde gehören, ist nicht genau zu bestimmen.

Die entferntesten sichtbaren Städte sind: Magdeburg, Burg, Brandenburg, Zerbst, Wittenberg, Dessau, Bernburg, Köthen, Aschersleben, Halle, Leipzig, Ballenstädt, Harzgerode, Heringen, die Domthürme und die Cyriaksburg in Erfurt, das Schloß in Gotha, Duderstadt, Göttingen, Hannover, Hildesheim, Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt, Schöningen, Gardelegen, Stendal und Tangermünde; und die weitesten Höhen sind: Die Zichtauer und Dolchauer Berge in der Altmark, die Höhen von Brandenburg, der Hagelsberg, der Mildenstein, die Höhen bei Leipzig, der Petersberg bei Halle, der Colm bei Oschatz, die Burg Kyffhausen, der Possenthurm bei Sondershausen, der Ettersberg bei Weimar, die Wachsenburg bei Arnstadt, eines der Bergschlösser die drei Gleichen, der Inselsberg mit dem ganzen Thüringer Gebirgszuge, die Seeberger Sternwarte, der Friedenstein, die Wartburg, das Rhöngebirge, der Beierberg, der Vogelsberg, der Hundsrück, die Boyenburg, der Stolzkopf, der Meißner, der Kaufungerwald, die Gleichen bei Göttingen, die Wilhelmshöhe und der Hercules bei Cassel, die Sabbaburg, die Kattenburg, der Schreckenberg, der Habichtswald, die Sauerländischen Gebirge, der Bramwald, die Bramburg, der Reinhardswald, der Moosberg, die Burg Dassel, der Köterberg bei Holzminden, die Homburg, der Solling, der Vogler, der Hils, die Staufenburg, der Klüt bei Hameln, worauf die Veste Wilhelmsburg stand, der Osterwald, der Süntelwald und noch mehrere jenseits der Weser gelegene Berge, die Porta Westphalika, der Deister.

Alle sichtbaren Städte, Flecken, Dörfer, Vorwerke, Weiler, Wälder, Berge 2c. hier aufzuführen, würde zu weitläufig sein, auch können die genannten schon den Leser hinreichend über das Terrain belehren. Nach einem von mir mit den dazu nöthigen Hülfsmitteln aufgenommenen, alphabetisch geordneten Verzeichnisse, welches jedem Gaste auf Verlangen zur Ansicht vorgelegt wird, können bei recht

heiteren Tagen 89 Städte und Flecken, 668 Dörfer, Vorwerke, Weiler rc. gesehen werden. Ein genaues Panorama von den bemerkenswerthesten sichtbaren Ortschaften, so wie ein dem Zweck entsprechendes gutes Frauenhofersches und Utzschneidersches Fernrohr nebst Stativ, wird dem Gaste zur Benutzung gegen eine billige Vergütigung gereicht.

Bei aller Einförmigkeit, die der Anblick einer, von so hohem Standpunkte übersehenen Landschaft zu haben pflegt, wechseln doch auf dem Brocken die herrlichsten Naturscenen oft in kurzem Zeitraume. Schnell kommen Wolken gezogen und verhüllen den Brocken, eben so schnell ziehen sie in die Tiefe hinab, bald sieht man sie sich zu Gewittern sammeln, und die Blitze dieselben durchzucken, man hört die Donner von unten herauf rollen, während man über sich den klaren blauen Himmel und die glänzende Sonne sieht.

Wer nur irgend Sinn für die Größe und Schönheit der Natur hat, wird durch eine Scenerie, wie dieselbe sich hier bietet, auf das lebhafteste angezogen, fühlt Herz und Sinn erfaßt, und sich über die Erdensorgen der unter ihm liegenden Welt erhoben. Wer aber für solche Gefühle, für solche uns erhebende und veredelnde Stimmungen schon abgestorben ist, der hat allerdings keine Freude und keinen Lohn für die anstrengende Mühe bei dem Ersteigen des Brokkens. Leider ist die Zahl Letzterer nicht unbedeutend; aus ihren eigenen Aeußerungen scheint hervorzugehen, daß sie den Brocken nur darum ersteigen, um sagen zu können, auch auf dem Brocken gewesen zu sein.

Hohen Genuß findet der Empfängliche immer hier, sofern er nicht eine freie Aussicht als den alleinigen betrachtet. Mannigfache Unterhaltung, und zum Theil auch Belehrung findet man bei anderen Brockenbesuchern, manche interessante Bekanntschaft wird hier gemacht, und Freundschaft geknüpft, mancher Freund unverhofft hier wieder gefunden. Die gegenseitige Annäherung ist hier weit schneller und zutraulicher als an jedem andern Orte.

Es ist freilich öfters der Fall, daß bei der Unbeständigkeit des Gebirgs-Klima's der Brocken und seine Nähe in Nebel gehüllet ist, man verzage aber darum nicht, denn eben so schnell wie der Nebel, oder vielmehr hier das Gewölk den Brocken umziehet, verschwindet derselbe auch wieder, man hat dann einen herrlichen Anblick durch die anfänglich entstehenden Lücken, wie wenn der Vorhang einer Schaubühne aufgezogen wird, welche sich immer mehr und mehr erweitert, bis die Nebel ganz verschwunden sind, und man die weite Gegend frei vor und um sich hat. Auch die Gestaltungen und Gruppirungen des Gewölkes unter und neben dem Beobachter gewähren Vergnügen.

Nichts ist wohl erhabener als der Aufgang der Sonne auf einem Standpunkte, wie der Brocken ihn gibt; es ist eine Naturscene die Eindrücke macht und zurückläßt, welche innig gefühlt, aber schwer beschrieben werden können. Auf der Alles überragenden, durch das schönste Morgenroth längst schon vergoldeten Höhe, in der frühen

Morgenstunde stehend, umfächelt von der reinsten Bergluft, schaut der Beobachter auf die unter ihm in tiefem Dunkel liegende Welt herab. Auf ihr ruht eine tiefe Stille, die ihn zur Andacht stimmt. Nach Osten wendet er den Blick, von dem alles Licht stammt, von wo er auch jetzt es erwartet. Ein hellerer Punkt am Rande des fernen Horizontes deutet ihm die Stelle an, wo des Tages Königin aus anderen Welten aufzusteigen verspricht, um des Lebens Licht und Wärme den Bewohnern der Erde zu bringen, auf der seit Jahrtausenden schon so oft ihr freundlicher Blick ruhte. Siehe, da taucht ihr oberster Rand auf, und die ersten Strahlen, noch matt, um das Auge allmählig an den Glanz zu gewöhnen, schießen über die Erde hin und treffen zu allererst des Brockens Kuppe. Seltsame Figuren, einzeln und in Gruppen, tanzen vor dem Auge des Beobachters; ein Berg nach dem andern wird vergoldet, eine Thurmspitze nach der andern taucht auf aus den Morgennebeln. Jetzt zeigt die Sonne ihr volles Antlitz und es ward Licht! Heiliger Schauer durchbebt den Wandrer und ladet ihn ein, dem großen Baumeister der Welten zu danken.

In der täuschendsten Nähe und deutlicher als zu jeder anderen Zeit liegt in den heiteren Morgenstunden das ausgedehnte Panorama vor dem Blick des Beobachters und giebt ihm lange angenehme Beschäftigung. Die Elbe, sowohl über als unter Magdeburg, und andere im Osten gelegene Flüsse und Bäche zeigen sich wie ein schlängelndes glänzendes Silberband, und oft hat man schon an einem heiteren Morgen vor den, jenseits der Elbe gelegenen schwarzen Waldungen die weißen Segel der nach und von Magdeburg sich allmählig bewegenden Schiffe gesehen.

Eben so schön wie der Sonnenaufgang ist auch der Sonnenuntergang, wo sich bei dem Neigen der Sonne eine Gegend nach der anderen verdunkelt, und es hier oben noch hell, und die Abendröthe in den helleren Tagen ziemlich bis Mitternacht zu sehen ist.

Gleiche Reize gewährt der Aufgang des Vollmondes und eine sternenhelle Nacht, in welcher man unzählige Sterne über und unter sich erblickt.

Zu den herrlichen Genüssen auf dem Brocken gehört auch ein Gewitter. Interessant ist es, den ganzen Verlauf desselben von hier aus zu beobachten und zu verfolgen, wie dasselbe anfängt, wie mehr und mehr Gewölke sich anschließen und in Gestalt eines schwarzen Knäuels unten am Brocken brausend hinziehen, sich dann entweder in mehrere Gewittermassen zertheilen, oder andere von entgegengesetzter Seite kommende aufnehmen. Von einem stark nach oben schallenden, krachenden Donner begleitet, zucken die Blitze nach allen Seiten, jedoch die meisten nach oben, indeß der Beobachter bei beinahe gänzlicher Windstille am klarsten Himmel die Sonne über sich sieht. Neu auch ist der Anblick, den ein ganz unverhofft und schnell über den Brocken ziehendes Gewitter gibt. Auf der Oberfläche hin schlängeln dann sich die zischenden Blitze, die Furcht erregenden hef-

tigen Donnerschläge erfolgen gleich nach denselben, und ehe man sich dessen versieht, ist jede Spur des Gewitters verschwunden.

Eine seltenere Erscheinung ist das Nebelbild oder sogenannte Brockengespenst, zwar nicht so selten, wie es in verschiedenen Harztaschenbüchern angegeben wird, nämlich, daß solches nur im Herbste und nur beim Sonnenuntergange sichtbar sei, vielmehr ist es in allen Jahreszeiten, sowohl bei dem Auf- als Untergange der Sonne zu sehen, wie dies mehrjährige Erfahrung gelehrt hat. Im Jahre 1838 wurde es neunmal und 1839 siebenmal im Februar, März, April, Juli, August, November und December Abends und Morgens gesehen. Verschieden ist jedoch diese von mir näher und genau beobachtete Lufterscheinung. Wenn die Sonne bei ihrem Auf- oder Untergange mit dem Brocken in gleicher Höhe steht, sich dann auf entgegengesetzter Seite unten in den Thälern Nebel bilden, diese am Brocken in die Höhe steigen, der nebelfreie Brocken aber zwischen dem Nebel und der Sonne steht, so wirft die Sonne den Schatten des Brockens und aller auf ihn befindlichen Gegenstände an diese Nebelwand, an der sich nun riesenhafte Gestalten bilden, die bald sich verkleinern, bald vergrößern, jenachdem sich der Nebel nähert, entfernt, oder durch das Aufrollen desselben in ihm Lücken entstehen. Ist der Nebel trocken, so sieht man, außer seinem eigenen Schatten auch den seiner Nachbarn; ist er feucht, so sieht man nur den seinen mit einem regenbogenfarbigen Heiligenschein umgeben. Dieser Heiligenschein verschönert sich und wird strahlender, je nasser und dicker der Nebel ist, und je näher derselbe kommt. Bei rauhem Nebel im Winter bietet diese Erscheinung einen andern Anblick; denn erhält der Schatten nicht den kreisförmigen regenbogenfarbigen Heiligenschein, sondern es gehen vom Haupte des Schattens drei gelbe, hell glänzende, scharf gezeichnete und weit strahlende Scheine rechts und links vom Auge und senkrecht, ohngefähr in folgender Form und in hochgelber Farbe. Dieses Nebelbild oder sogenannte Brockengespenst ist das schönste, hier wahrgenommene Phänomen, besonders wenn es sehr kalt und die im Nebel enthaltene Feuchtigkeit stark gefroren ist, wo dann die gefrornen Theilchen kleine glimmernde Sternchen um die drei Strahlen bilden, welche so glänzend blinkern, daß das Auge nicht lange hineinzusehen vermag.

Ergötzen wird der Naturfreund sich auch, wenn er, was eine eben so seltene Naturerscheinung ist, unterhalb des Brockens alle Berge und Ebenen, so weit das Auge reicht, mit einem wellenförmigen Nebelmeere bedeckt sieht, aus dem der Brocken wie eine kleine Insel hervorragt, überstrahlt von dem klarsten Himmel; das unermeßliche wogende Meer glaubt man zu erblicken, und diese Täuschung ist besonders lebhaft bei Sonnen-Auf- oder Untergang.

Lebendig zu werden scheint die Landschaft, wenn dieser Nebel fällt, oder verschwindet, und die Berge, Städte, und zuletzt die ganze Landschaft, nach und nach, sichtbar wird.

Auf der Fläche des Brockens befinden sich die viel besprochenen zwei nicht fern von einander stehenden Felsstücke, die Teufelskanzel und der Hexenaltar genannt; letzterer soll, laut mehreren Harzbeschreibungen zerstört worden sein, was aber nicht der Fall ist, da derselbe noch gleiche Höhe mit der sogenannten Teufelskanzel hat, und diese Felsmassen auch nach den Zeugnissen der ältesten Hirten welche funfzig Jahre und darüber den Brocken behütet haben, nie höher gewesen sind. Es ist zwar von jugendlichem Leichtsinn eine unbedeutende Nebenplatte herabgeworfen, was aber keinen wirklichen Schaden an diesen Felsen verursacht hat. Zur Widerlegung jenes falschen Gerüchtes wurde in einigen der gelesensten Zeitungen Folgendes mitgetheilt.

Vom Brocken, den 20. October 1834.

„Vor mehr als 20 Jahren las man in öffentlichen Blättern die sonderbare Anzeige, daß eine der Felsengruppen auf der Höhe des Brockens, der Hexenaltar genannt, — von Barbaren zerstört worden sei. Das Wahre an der Sache war, daß eine Steinplatte dieses Felsens aus Muthwillen herabgestürzt, dadurch aber keineswegs die ohne dies wenig merkwürdige Felsengruppe zerstört, sondern bloß etwas verändert worden ist."

Durch folgende Sage haben diese beiden Felsen wahrscheinlich ihren Namen erhalten.

Als nemlich Kaiser Karl der Große in den Jahren 779 und 780 nach Christi Geburt die Sachsen zur Annahme des Christenthums zwang, wurde von diesen der Götzendienst auf dem Brocken gefeiert, und in der Walpurgisnacht der Herta, nach Anderen dem Crodo, auf dem Hexenaltare geopfert, und als Kaiser Karl zur Vertreibung der Heiden Schildwachen aufstellen ließ, suchten die Heiden solche durch abentheuerliche Aufzüge von ihren Posten zu verscheuchen.

Daher mag auch wohl die weit und breit bekannte Sage rühren, daß Hexen und Zauberer sich in der Walpurgisnacht auf dem Brocken (Blocksberg) versammeln, um dem Teufel zu opfern, ihn anzubeten, nach dieser Verehrung eine teuflische Mahlzeit und dann auf dem daneben befindlichen Hexentanzplatz den Hexentanz zu halten.

Zwischen dem Wohngebäude und diesen eben gedachten Felsen liegt ein vom Regen und Sturm etwas ausgehöhlter Stein, welchem man den Namen Hexenwaschbecken gegeben hat, von dem man den Gästen das Mährchen aufbürdet, daß das Wasser darin nie austrockene, und durch unsichtbare Hand alle Morgen wieder ersetzt werde. Darin sollen denn die Hexen nach ihrer Ankunft sich waschen, und dann ihre, durch den schnellen Ritt in Unordnung gerathene Toilette wiederum ordnen.

Nicht weit von der Teufelskanzel befindet sich der Gerlachsbrunnen welcher von dem am 8. Januar 1834 verstorbenen frühern Brockenwirth Gerlach angelegt und nach ihm benannt wurde. Er liefert ein sehr schönes, reines, nur bei großer anhaltender Kälte und starken Frösten versiegendes Trinkwasser. Das auf der entgegengesetzten Seite fließende, den Kellbach bildende Wasser, welches aus dem nahe bei dem Wolkenhäuschen liegenden Hexenbrunnen und Hexenteich quillt, ist dagegen hart und unschmackhaft. Außer diesen Gewässern entspringen noch mehrere jedoch unbedeutende Wässerchen auf dem Brocken, sowohl im Westen als Osten, welche aber nicht so schmackhaft sind, wie das schöne Wasser aus dem Gerlachsbrunnen. Alle diese Quellen erhalten ihre Nahrung nur von dem Regen, den nassen Wolken, oder dem Nebel, und von andern atmosphärischen Absonderungen.

Bemerkenswerth ist noch das, am nördlichen Abhange des Brockens, rechts am Ilsenburger Fußsteige in einer tiefen Kluft von 15 bis 20 Fuß Breite und 300 bis 400 Fuß Länge befindliche Schneeloch, in welchem der Schnee bis in den Juni liegt. Es sind jedoch auch noch einige andere in nördlicher Richtung liegende Vertiefungen, wo sich der Schnee weit länger, ja öfters bis Ausgangs Juli hält, durch die Länge der Zeit grau wird, und eine graubraune Decke erhält, welche durch Vegetabilien entsteht, die vom Brocken getrieben werden.

Erwähnung verdienen noch unter der großen Menge von Granitblöcken, welche in der Nähe des Brockens liegen, und einer näheren Besichtigung werth sind, folgende: Die Rennekenbergsklippen, Hohenklippen und Feuersteine, die Baupelsklippen, das Brockenthor auf der Heinrichshöhe, die Schnarcher auf dem Barenberge bei Schiercke, welche die Eigenschaft besitzen, eine Umkehrung der Magnetnadel nach dem entgegengesetzten Pole zu bewirken, das Söse- oder Sörsthor auf dem Winterberge ohnweit des Wurmberges, das 16 Fuß lange Magdbette und der hohle Magdnapf auf dem kleinen, und die Hirschhörner auf dem großen Königsberge, die Achtermannshöhe, die Hopfensäcke, das Tuchlacken, die kahle Klippe, die Brandklippe, der Abbenstein, die kleine Brockenklippe, der Scharfenstein und die Pflasterstöße, und wer auf seiner Brockenreise Schiercke passirt, besuche das hinter der dortigen Predigerwohnung gelegene anmuthige Pfarrthälchen.

Gebäude und Einrichtung.

Das erste Gebäude von 16 Fuß im Quadrat und ohne alle innere Einrichtung wurde 1736 auf Befehl Seiner Erlaucht des Hochseligen Herrn Christian Ernst Grafen zu Stolberg-Wernigerode auf der Kuppe des Brockens erbauet, und diente bei einfallendem Unwetter den Reisenden zum Obdach, ehe das Wirthshaus hier auf

dem Brocken stand. Es brannte dies Gebäude mehrere Male ab, wurde wieder neu erbauet und öfters gebessert. Später wurde dasselbe als Waschhaus benutzt, ist aber durch den Zahn der Zeit und durch die erlittenen vielen Stürme sehr schadhaft geworden.

Auf dem, mit dem Brocken in östlicher Richtung zusammenhängenden Berge, welchem Seine Erlaucht der Graf Christian Ernst zum Andenken der Bemühungen seines Sohnes des Herrn Grafen Heinrich Ernst Erlaucht, bei dem Betriebe der Torfgräberei 1744, den Namen Heinrichshöhe gab, wurde im Jahre 1743 ein Gebäude zum Aufenthalte der bei der Torfstecherei beschäftigten Arbeiter errichtet, dasselbe diente aber zugleich den damals nur wenigen Besuchern des Brockens zum Obdach, und als die Torfgräbereien eingingen, wurde dasselbe als Wirthshaus für Brockenreisende benutzt. In diesem Hause befand sich nur ein Zimmer für die Gäste vom höchsten Stande bis zum armen Tagelöhner, wie für den Wirth und dessen Leute; außer diesem Zimmer hatte es noch Küche, Keller und Stallung für 10 Pferde.

Rechts neben diesem Gebäude war das herrschaftliche Haus von zwei Stübchen, bestimmt zur Aufnahme der gräflichen Familie und deren Begleitung, es durfte jedoch benutzt werden, wenn das Wirthshaus zu überfüllt war, und die Gäste in demselben keinen Platz fanden. Dieses Häuschen, welches zum Schutze gegen die Stürme mit einer bis an's Dach reichenden Erdumwallung versehen war, brannte 1799 ab, wahrscheinlich durch Nachlässigkeit der Arbeiter, welche am Bau des neuen Hauses auf der Brockenspitze arbeiteten. Dadurch wurde es überflüssig und deshalb nicht wieder aufgebaut. Aus eben diesem Grunde wurde auch das alte Wirthshaus später eingenommen.

Nur in den Sommermonaten wurde dieses Wirthshaus von dem Wirthe bewohnt, der aber, bei einfallender Kälte und Schnee, dasselbe während des Winters verließ, und mit seiner Habe nach Ilsenburg ging, bei Annäherung des Sommers es aber wieder bezog.

Zur Gewinnung der Milch für Gäste und für den Haushalt hielt sich der Wirth mehrere Ziegen, welche aber oft unerlaubter Weise sich von ihrem rauhen Aufenthalte entfernten und nach Ilsenburg zurückgingen, wodurch der Wirth nicht selten in große Verlegenheit kam und um dieser Unannehmlichkeit überhoben zu sein, schaffte der Wirth die Ziegen ab, und hielt an deren Stelle einige Kühe.

Auf der Heinrichshöhe standen noch drei Gebäude oder Schuppen und mehrere zwischen dem Brocken und dem Königsberge, worin der zwischen der Heinrichshöhe und dem Brocken und zwischen diesem und dem Königsberge gestochene Torf getrocknet wurde. Eines dieser Gebäude, und zwar das Torfhaus Nr. 1., das ohnweit des herrschaftlichen Hauses stand, hat der Sturm am 9. October 1758 aus dem Grunde gehoben und umgestürzt, so daß keine Säule stehen geblieben ist.

Der Torf, welcher für die Eisenhüttenwerke verkohlt wurde, war nicht ergiebig genug, und bei den häufigen nassen Nebeln schwer

zu trocknen, weshalb diese Torfgräberei 1786 wieder eingestellt und die Torfhäuser abgebrochen wurden.

Durch die Zunahme der Brockenbesuche wurde der Mangel an einem guten Wirthshause immer fühlbarer, und dies bewog Seine Erlaucht den Herrn Grafen Christian Friedrich im Jahre 1800 ein Gasthaus auf der Brockenspitze mit vielen Kosten erbauen zu lassen, und bei Anwesenheit J. J. Majestäten des Königs und der Königin von Preußen im Jahre 1805 wurde auf der linken Seite des Wirthshauses noch ein hölzernes mit Brettern in- und auswendig beschlagenes und im Fachwerk mit Torf ausgefülltes Nebengebäude, welches drei Logierstuben und einen schmalen Gang zu denselben enthielt, und auf des Hauptgebäudes rechter Seite ein hölzerner Stall für 16 Pferde erbauet.

Im Wirthshause befanden sich zwölf heizbare Zimmer, nämlich ein Saal, zwei Gastzimmer, sieben kleinere Logierzimmer, ein dergleichen für den Wirth und eins für die Boten und Dienstleute, und außer diesen die Küche, Speisekammer und ein in den Felsen gehauener geräumiger Keller; auch für bedeutenden Bodenraum war gesorgt. Auf der linken Seite im Wohngebäude befand sich noch ein Pferdestall für sechs Pferde und auf der rechten Seite zwei Kuhställe für acht Kühe und über demselben ein kleiner Hühnerstall. In der Mitte des Hauses war ein massiver Thurm von 30 Fuß Höhe errichtet, damit die Gäste von demselben die Fernsicht besser genießen konnten. Die Einfassungsmauern des Wohnhauses waren fünf Fuß und die des Thurmes vier Fuß stark. Da durch die Anlegung der vorerwähnten Ställe an beiden Giebeln im Wohnhause das erforderliche Tageslicht in den Corridor nicht eindringen konnte, und das Licht durch die enge Hausthür denselben nicht genug erhellte, so wurde eine nothdürftige Helle durch über den Zimmerthüren angebrachte Fenster verschafft. So bestanden diese Gebäude bis zum Jahre 1834, wo der Thurm zwei nicht unbedeutende Risse bekommen hatte, und sich nach Westen und Osten bedeutend neigte. Um den Einsturz desselben zu verhüten, wurde er im Spätherbst 1834, nach Beendigung der Brockenbesuche, abgetragen, nicht aber ist er abgebrannt, wie in einigen Harzbeschreibungen gesagt ist.

Die durch den massiven Thurm eindringende, nicht zu verhütende Nässe war dem Wohngebäude sehr nachtheilig, weshalb Seine Erlaucht der jetzt regierende Graf und Herr Heinrich zu Stolberg-Wernigerode im folgenden Jahre 1835 gerade vor dem Hause einen hölzernen, mit starken Säulen, Riegeln und eisernen Bolzen versehenen, mit Dielen beschlagenen und mit Bleiplatten belegten Thurm von beinahe 50 Fuß Höhe mit sehr bequemen Treppen von 58 Stufen und einer zum Schutze hinreichend genügenden Brüstung, ohne die nicht unbedeutenden Kosten zu scheuen, erbauen, auch unten im Thurme nach der Morgenseite eine Niesche anlegen ließ, damit die Gäste, geschützt vor dem scharfen Winde, von hier aus den herrlichen Sonnenaufgang wahrnehmen könnten.

Die Einfassungswände des Wohngebäudes bestanden aus Doppelwänden, deren 3 Fuß breiter Zwischenraum mit Steinen, Erde und Moos ausgefüllt war, was die Nässe sehr anzog, wodurch die Außen- und Innenwände sich ausdehnten und große Risse bekamen, welche Luft in die Zimmer ließen, und einen Einsturz prophezeihten. Da hierdurch der größte Theil der Einfassungsmauern neu aufgeführt werden mußte, so befahl der erlauchte regierende Graf und Herr, die dicken Mauern ganz wegzunehmen, und dafür nur halb so starke, 2½ Fuß dicke, aber fest und gut mit Gips verbundene Mauern aufzuführen, wodurch das Innere des Hauses an Raum gewann, und die Zimmer mehr Licht und Sonnenwärme erhielten.

Diese bedeutende Reparatur konnte jedoch in einem Sommer nicht geschehen, weil sonst die Gast- und Logierstuben hätten eingerissen werden müssen, was den Gästen ein Obdach geraubt haben würde. Deshalb konnte der Bau auch nur theilweise von Jahr zu Jahr ausgeführt werden. Im Jahre 1837 war er vollendet.

Aber auch an den Scheidewänden war eine Reparatur nöthig, da deren Schwellen, Säulen und Riegel meistentheils verstockt und verfault, und das Fachwerk nur mit Torf ausgefüllt war, weshalb solche sämmtlich weggenommen, wieder neu aufgeführt, und das Fachwerk mit gut gebrannten Mauersteinen verfüllet wurde. Ebenso mußten die verstockten Dielen aus allen Zimmern genommen und durch neue ersetzt werden; auch die alte schadhafte Hausflur und der Corridor wurde um einen Fuß erhöhet und mit neuen Barnsteinen belegt.

Die an diesen Bauten arbeitenden Handwerksleute konnten wegen des Einreißens mehrerer Zimmer, wodurch der Raum beschränkt wurde, im Wohngebäude nicht untergebracht werden, und es wurden denselben zwei Zimmer im Nebengebäude zu ihrem Aufenthalte angewiesen. Dies gab Veranlassung zu einem in der Nacht vom 4. zum 5. Juni 1835 wahrscheinlich durch zu starkes Einheizen entstandenen Brande dieses Nebengebäudes, wobei dasselbe gänzlich ein Raub der Flammen ward. Durch die Einäscherung dieses Nebengebäudes waren drei Logierzimmer weniger geworden, weshalb aus dem im Wohngebäude befindlichen Pferdestalle zwei nette Zimmer gemacht, der Corridor durchbrochen und ein großes Fenster zur Beleuchtung desselben angelegt wurde.

Auf der Stelle des abgebrannten Nebengebäudes ist im Jahre 1838 ein neues massives Wirthschaftsgebäude, bestehend aus Waschhaus, Pferde-, Schaaf- und Schweinestall errichtet, und im Sommer 1840 soll der vom Wohnhause südlich gelegene hölzerne Pferdestall massiv gebauet werden.

Durch alle diese Bauten und Veränderungen haben die Brockengebäude, vorzüglich das Wohnhaus ungemein gewonnen, es ist fester, geräumiger, heller, trockener und weit freundlicher darin geworden; Alles ist für die Aufnahme eines jeden Gastes der nicht zu große Ansprüche macht, geeignet.

Es sind jetzt in demselben ein Saal, zwei Gaststuben und neun Logierzimmer, eine Stube für den Wirth und eine dergleichen für die Boten und für die zur Wirthschaft gehörenden Leute. Mangel an Platz kann bei nicht zu überfülltem Besuche so leicht nicht entstehen, und wenn es Noth thut, so wird gern des Wirthes Zimmer an die Gäste abgetreten.

Die vorhandenen Gastbetten sind reinlich, trocken und mit reiner Bettwäsche und warmen Steppdecken versehen, und wer dergleichen nicht benutzen will, dem stehen mit Stroh ausgestopfte Matratzen und wollene Decken zu Diensten.

Jeder Gast, der nicht übertriebene Anforderungen macht und keine Leckereien verlangt, findet in dem Brockenwirthshause gut zubereitete und kräftige Speisen, ein gutes Glas Wein, Rum, Cognac, Liqueur, Bier und Breihahn.

Um dem Gaste die Auswahl zu erleichtern und ihn zu überzeugen, daß er nicht übertheuert wird, sind in jedem Zimmer des Brokkengasthauses die Preis-Verzeichnisse der Speisen, Getränke rc. angeschlagen. Es wird jeder Gast die Preise gewiß nicht zu hoch finden, sobald derselbe erwäget, wie beschwerlich der Transport der Lebensmittel und aller nöthigen Effecten hierher ist, wie kostspielig die nothwendigen jährlichen Reparaturen an den Gebäuden, wie bedeutend die Unterhaltungskosten der Tisch- und Bettwäsche, Möbels und Küchengeräthe sind. Zudem hat der Brocken kaum fünf Monate Besuch, das Dienstpersonal aber muß zum Theil auch während des langen Winters erhalten werden. Wer dies alles berücksichtigt, wird einerseits gewiß dem edeln Erbauer und Erhalter aller hiesigen Anlagen den gebührenden Dank zollen, andrerseits erkennen, daß die Anlegung der hiesigen Gebäude, die Unterhaltung derselben und der Wirthschaft nur Bequemlichkeit der Brockenbesucher bezwecken, keineswegs aber einen erklecklichen Gewinn abwerfen können.

Dem Wirthe ist die Administration der Brockengastwirthschaft übertragen und demselben ein Hausknecht, ein Maulthiertreiber, welcher während der Dauer des Brockenbesuches die Bedürfnisse nach dem Brocken schafft, und drei Dienstmägde beigegeben, wovon jedoch der Hausknecht, der Maulthiertreiber und eine Magd bei dem Anfange des Winters das Brockenhaus verlassen. Der Wirth mit seiner Frau und zwei Dienstmägden bleiben oben.

Außer 15 bis 18 Hühnern werden auch 6 bis 8 Kühe oben gehalten, welche im Sommer auf dem Brocken eine sehr nahrhafte und gesunde Weide haben, da aber nicht so viel Futter gewonnen werden kann, um alle diese Kühe während des acht Monate langen Winters zu ernähren, so bleiben nur 2 bis 3 Kühe oben, jenachdem von den auf dem Brocken und der Heinrichshöhe mit vieler Mühe angelegten, von Jahr zu Jahr erweiterten Wiesen Heu geerndtet wird. Die anderen Kühe werden auf Kosten der Brockenadministration auf einer gräflichen Domaine während des Winters durchgefüttert, und bleiben so lange unten, bis wieder hinlängliches Gras zur Nahrung für dieselben auf dem Brocken gewachsen ist.

Dem Wirthe liegt sehr daran, den Gästen den kurzen Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu machen, er bemühet sich gewiß, daß dieselben alle hier nur zu beschaffenden Bequemlichkeiten genießen, sorgt für stets erwärmte Zimmer, für Wäsche und trockene Kleidung, falls der Gast solche zur Wechselung nicht bei sich führet, und hält mit Strenge darauf, daß der Gast schnell und höflich bedienet werde. Aber, wie häufig wird dies von einem großen Theile der Besucher verkannt; — welche nicht zu erfüllende Forderungen werden öfters mit stürmender Gewalt, vorzüglich an das weibliche Dienstpersonal gemacht, wo dann zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe dem Wirthe wohl nichts anders übrig bleibt, als mit ernster Miene und Entschlossenheit solchem Forderer entgegen zu treten.

Brockenfahrwege und Brockenfußsteige.

Es führen nach dem Brocken vier Fahrwege: der erste über Ilsenburg dicht bei den Wasserfällen vorbei, der zweite über Schierke, Quitschenhäu und Mönchbruch, der dritte über Glashütte Jacobsbruch und der vierte über Oehrenfeld und Plessenburg, welcher auf dem gelben Brieke in die Ilsenburg-Schierker Chaussee fällt. Erstere drei kommen dagegen auf dem Brockenbette zusammen, und bilden einen Weg, der über die Heinrichshöhe nach dem Brocken läuft. Der Ilsenburger und Schierker Weg ist bis zum Brockenbette chaussirt und kann bis dahin mit jedem nicht zu sehr belasteten Fuhrwerke befahren werden, und wenn gleich die andern beiden Fahrwege stets in gutem Stande erhalten werden, und ohne Gefahr zu bereisen sind, so sind die beiden ersteren doch vorzuziehen, da der Ilsenburger Weg gegen den Ilsenstein und die Wasserfälle durchs schöne Ilsenthal und letzterer zwischen den Feuersteinklippen und Schnarchern, dicht neben der Elendsburg vorbei, durch einen Theil des reizenden Bodethals führt.

Außer diesen vier Fahrwegen führen noch sechs Fußwege auf den Brocken, und zwar der erste von Wernigerode über die steinerne Renne und den Rennekenberg, der zweite von Braunlage über den Königsberg, der dritte von Oderbrück über'z Brockenfeld an den Hirschhörnern vorbei, der vierte von Altenau über den Borkenkrug und durch die schwarzen Tannen, der fünfte von Neustadt Harzburg über das braunschweigsche Molkenhaus, den Scharfenstein und kleinen Brocken und der sechste von Ilsenburg über den Buchhorst und das Schneeloch. Für Reiter sind diese sechs Pfade nicht, die fünf ersten nämlich der Klippen, Gräben und des Bruches wegen nicht; auf dem letzteren zu reiten ist verboten, damit er wohl erhalten und für die Fußreisenden bequem bleibe.

Guter Rath für das Bereisen des Brockens.

Die geeignetste Zeit zum Besuche des Brockens sind nach den bisherigen Erfahrungen die Monate Juni, August, September und October bis zur Mitte, wo die Luft am reinsten, und das Wetter am beständigsten ist, auch sich das Farbenspiel der grünenden Wälder, Felder und Wiesen am schönsten ausnimmt. Eben so gut aber wie in diesen Monaten ist der Brocken an heiteren Tagen, die nach dem Regen folgen, auch im Mai und Juli zu besteigen. Diese zwei Monate sind von demjenigen vorzuziehen, der Vergnügen an der erhabenen Naturschönheit eines Gewitters findet, weil in diesen Monaten gewöhnlich die Gewitter am häufigsten sind.

Die reinste Luft und die schönste und weiteste Fernsicht im ganzen Jahre bieten allerdings die heiteren Tage des Januars und Februars, und will man sich diesen großen Genuß schaffen, so muß man einen hellen Tag, an dem der Wind aus Nord, Ost oder Süd kommt, und wo möglich bei eintretendem Froste nach dem Thauwetter wählen, alsdann ist der Schnee gefroren und ohne Gefahr einzusinken, wie ohne große Beschwerniß, leicht zu übersteigen; nur muß man sich jedenfalls eines zuverlässigen Führers bedienen, der die Richtung der Brockenwege genau weiß, da solche, von hohem Schnee bedeckt, ganz unkenntlich sind.

Im Allgemeinen sind die heiteren Tage gleich nach Gewittern oder Landregen zu benutzen, gleichviel in welchem Sommermonat, da hierdurch der Höhenrauch verschwindet, und die Luft am reinsten ist.

Wer gesund und bei Kräften ist, und wessen Körperconstitution es gestattet, der ziehe es vor, den Brocken zu Fuß zu besteigen, der Reisende erspart dadurch nicht allein mancherlei kostspielige Ausgaben, sondern kann ganz nach seinem Belieben zu seiner Bequemlichkeit und am sichersten die Reise fortsetzen, und hat davon den meisten Nutzen und ungestörtesten Naturgenuß; wer sich indeß der Anstrengung des langen, ungewohnten Bergsteigens überheben will, der findet in Ilsenburg im herrschaftlichen Gasthause zu den rothen Forellen, Maulthiere mit bequemen Damen- und Herren-Sätteln, und falls die von dem dortigen Gastwirthe Herrn Horn für Brockenreisende bestimmten 6 bis 8 Maulthiere schon verliehen sind, so ist Herr Horn gern bereit, solche von dem, eine Stunde von Ilsenburg entfernten Dorfe Veckenstedt, zu verschaffen.

Wer nicht zu sehr überladene Wagen und Pferde bei sich führt, der kann ohne Gefahr und große Beschwerniß auf der im Jahre 1838 vollendeten, durch das romantisch schöne Ilsenthal führenden Chaussee bis zum Brockenbette fahren, von dort den Wagen entweder nach Schierke oder nach Ilsenburg zurückschicken, und dann die nur noch eine kleine Stunde vom Brockenhause entfernte Strecke zu Fuß zurücklegen. Doch ist dabei nöthig, daß die Pferde mit Hakezeug und die Wagen mit Hemmschuhen oder Hemmketten und

mit einem starken, mit einem eisernen Stachel hinten am Wagen angebrachten Stabe zum Aufhalten des Wagens beim Ruhen im Berganfahren, versehen sein. Auf gleiche Weise ist auch die Reise auf der Chaussee von Schierke nach dem Brocken zu machen, und wer seinen Pferden eine Erleichterung gewähren will, der kann sowohl in Ilsenburg als Schierke Pferde zum Vorspannen bis zum Brockenbette erhalten, worüber aber der Lohn mit dem Eigenthümer derselben vorher zu bedingen ist.

Für den, der den Brocken zu Fuß bereiset, ist anzurathen, daß derselbe sich warm kleide, und mit doppelter Fußbekleidung so wie mit einem zweiten Hemde versehe, um einige Zeit nach der Ankunft auf dem Brocken damit zu wechseln.

Man steige langsam und in nicht zu weiten Schritten bergan, vermeide so viel als möglich das Trinken aus den vom Brocken herabfließenden Quellen, so wie den zu often Genuß von geistigen Getränken, indem ersteres leicht Erkältung, Kolik und andere mitunter gefährlich werdende Krankheiten, und letzterer unausbleibliche Ermüdung nach sich zieht.

So lange der Wanderer auf dem Brockenwege vor Wind und starkem Luftzuge geschützt ist, ruhe derselbe zum öftern und genieße die sich ihm darbietenden mannigfachen Naturschönheiten, sobald er aber aus dem immer niedriger werdenden Gehölz in's Freie tritt, erlaube sich derselbe, zur Vermeidung der Erkältung des erhitzten Körpers, keine Ruhe.

Wessen Zeit es irgend gestattet, der bereise weder zu Fuß noch zu Pferde, Esel oder Wagen niemals bei Nacht den Brocken, und zwar nicht blos weil die durch Nachtreisen etwa bezweckten Ersparnisse durch andere, am Tage nicht nöthige Ausgaben aufgewogen werden, sondern auch, weil der Reisende so manchen schönen Genuß, der sich ihm auf dem Wege am Tage zur Bewunderung und Freude überall darbietet, verliert, zudem auch bei dem oft schnellen Wechsel des Wetters, bei eintretendem Regen und Nebel in der Finsterniß, selbst mit Boten sich leicht vom Wege verirret, in Bruch und Steingerüll geräth, wo keine Hülfe zu erwarten ist, und sich beschädigen und erkälten kann, wie dieses häufige Beispiele erwiesen haben. Der Reisende richte seine Zeit vielmehr so ein, daß er Nachmittags gegen 4 oder 5 Uhr auf dem Brocken eintrifft, damit er sein Nachtquartier bei Zeiten bestellen und nach vorheriger Erholung die Fernsicht genießen kann. Er eile bei etwa eintretender ungünstiger Witterung am andern Morgen nicht zu früh, nicht vor 9 bis 10 Uhr vom Brocken, da in den Sommermonaten die Nebel sich gewöhnlich in diesen Stunden erst zertheilen, und eine schöne Fernsicht, so wie den interessanten Anblick der Gruppirungen des untern Gewölkes gewähren.

Auf dem Brocken angekommen, vermeide der erhitzte Gast alle kalten Getränke, genieße dafür, zur Löschung des Durstes und zur Stärkung Kaffe, Thee oder Warmbier, oder wer an geistige Getränke

gewöhnt ist, Punsch, Grogg oder Glühwein, uud wechsele dann die Wäsche.

Nach geschehener Abkühlung und Erholung besteige der Gast den Thurm, bediene sich der darauf ausgestellten Fernröhre und des Brocken-Panorama's und besuche dann die übrigen Merkwürdigkeiten auf der Fläche des Brockens, auch, sofern es die Zeit gestattet, noch vor Sonnenuntergang die in der Nähe liegenden Felsmassen, die kleinen Brockenklippen, die kahlen Klippen, Brandklippen, Hirschhörner, das Magdbett, den Magdnapf oder das Brockenthor auf der Heinrichshöhe, wovon der Gast jedoch bei dem Heraufsteigen schon Manches gesehen haben kann.

Mannigfache und zum Theil belehrende Unterhaltung findet der Gast im gewöhnlichen Gesellschaftssaale, oder in den übrigen Gastzimmern an anderen Brockenbesuchern. Wie manche interessante Bekanntschaft ist nicht hier schon gemacht, und wie nicht selten Freundschaft geknüpft zwischen Personen, die aus weitester Ferne hier zusammentrafen! Oft sah ich den Freund, den lange entbehrten, wohl gar verloren geglaubten Freund freudig in die Arme schließen!

Sollte aber der Gast ein gutes Buch der Gesellschaft vorziehen, so findet er in des Wirthes kleiner Bibliothek wissenschaftliche und belletristische Sachen, die auf kurze Zeit Beschäftigung gewähren. Auch die Brockenstammbücher liefern viel Unterhaltung. Sie werden jedem Gaste vorgelegt, damit er zur Erinnerung seinen Namen einschreibe; gern werden diese Bücher durchblättert, und die Namen eines Verwandten, Freundes oder Bekannten darin gesucht. Man freuet sich, solche gefunden zu haben; man lacht über darin niedergeschriebene Satyren und unschuldige Scherze, liest mit Theilnahme ein gutes Gedicht, oder macht sich lustig über schlechte Verse, bespottet plumpen Witz und lächelt über darin enthaltene orthographische und andere Fehler. Leider sind die Brockenbücher und besonders die früheren Jahrgänge derselben verstümmelt, weil manches Blatt, auf dem hinzugefügte, oft kränkende, mindestens fade, wohl gar schmutzige Bemerkungen niedergeschrieben waren, ausgerissen werden mußte.

Das Beschädigen der Möbels und anderer Geräthschaften so wie das Schreiben und Einkratzen von Namen in Wände, Thüren, Fenster rc. im Brockengebäude und im neuen Thurme ist verboten, und hat sich jeder Gast dergleichen bei Vermeidung des Schadenersatzes zu enthalten.

Außer den von Wernigerode über die steinerne Renne und Rennekenberg, von Harzburg über den Scharfenstein, von Altenau über den Borkenkrug und von Braunlage über den Königsberg nach dem Brocken führenden Fußwegen, sind die übrigen Fahr- und Fußwege ohne Führer zu finden, da, wo Wege abgehen, oder sich durchkreuzen, Wegweiser angebracht sind, um dem Gaste dadurch die ganz unnöthige Ausgabe für einen Führer zu ersparen.

Sollte der Reisende Gepäck bei sich führen, oder aus andern Gründen durchaus einen Boten haben wollen, so ist zu rathen, daß er gleich bei dessen Annahme über den Lohn, der sich nach der zu

tragenden Last, Weite und Beschwerlichkeit des Weges richtet, sich einiget, weil von diesen Leuten später oft unbillige Forderungen gemacht werden.

Auch hinab gehe man vorsichtig und langsam von dem Brocken, damit man durch schnelles Laufen nicht unvorsichtig an Abgründe geräth und hineinstürzt, oder da durch manches auf dem Rückwege sich darbietende Interessante verliert und unbeachtet läßt.

Bei dem Abschiede des Gastes von dem Brockenhause, das ihm Obdach und Bequemlichkeit gewährte, erhält derselbe alter hergebrachter Sitte gemäß, von den Hausmägden zum Andenken an den Brockenbesuch ein Sträuschen von hier gesammelten verschiedenen Blumen und Kräutern, hinter welchem Geschenk freilich die bescheidene Bitte um einen klingenden Beweis der freundlichen Auf- und Annahme stecken mag.

Eine diesem ähnliche Beschreibung nebst Chronik des Brockens seit 1834 und einer Sammlung von Gedichten aus den Brockenstammbüchern, mit einem sauber lithographirten Brocken-Panorama und einer Winteransicht der Brockengebäude wird im April dieses Jahres die Presse verlassen, und ist bei dem Unterzeichneten für 16 ggr. oder 20 sgr. zu haben

Brocken, im Januar 1840.

Nehse.

Die Sage vom Brocken.

Sowohl den gelehrten Naturforschern als auch den Freunden vaterländischer Geschichte hat der Brocken von jeher viel Kopfbrechens verursacht, und dennoch liegt er bis heute nur wie ein halb enthülltes Geheimniß vor uns, dennoch sind es bis heute nur Muthmaßungen, wie seine zerbröckelten Felstrümmern auf seinen breiten Rücken gekommen, wie die Teufels- und Hexensagen mit seinen Granitblöcken verbunden sind. Zwar erhebt er sich wie alle Teufels- und Hexenplätze des Harzes auf der mitternächtlichen Seite dieses Gebirges, wo das alte Sachsenvolk mit seiner starren Anhänglichkeit an das Heidenthum an die waldigen Höhen sich anlehnte, und als wollten der Teufel und seine höllische Brut ihr höheres Alter vor dem Christenthume damit darthun, daß sie auf dem Urgestein so gern ihre Sitze wählten, so haben sie auch hier darauf Platz genommen. Aber fester sicherer Beweis für Thatsachen ist das Alles nicht, und Vermuthungen werden nie bewiesene Wahrheiten. Wir bleiben daher bei der Sage stehen, ohne jedoch die Vermuthungen umzustoßen, und hier unerwähnt zu lassen.

Zu den berühmtesten oder berüchtigtsten Punkten auf dem Gipfel des Brockens gehören die Teufelskanzel, der Hexenaltar und Hexentanzplatz und der Teufelsbrunnen. Die Teufelskanzel ist das größte der Felsstücke, womit die Oberfläche des Brockens besäet ist. Vielleicht stand einst darauf ein Wodansbild, die Gottheit der alten Sachsen. Die Franken, des Namens und der Verehrung unkundig, mußten diesen Gott für ihren Teufel halten, weil die Gebräuche der rohen heidnischen Sachsen sehr von den christlichen abwichen. Ihr großer König Carl besiegte die Sachsen und wollte sie zwingen, ihren Wodan zu verlassen und zum Gott der Franken sich hinzuwenden. Allein beständig, wie die Sachsen immer gewesen sind, sammelten sie auch besiegt sich heimlich noch um ihren Götzen, und wollten

nichts vom aufgedrungenen Christenthume wissen. Da zerbrach gewiß der mächtige Carl das Bild und stellte Wächter aus, dem harte Strafe drohend, der ferner zum Wodansaltar noch wandern würde. Aber wenn im Frühjahre (den 1. Mai) dem Wodan und der Ostera (Hertha) ihre Frühlingsopfer gebracht wurden, dann schreckte nicht Wächter noch Drohung, sondern die List feierte ihren Sieg. Vermummet als die seltsamsten Gestalten kamen die Schaaren der treuen Wodansverehrer, so daß die Wächter in Furcht und Zittern entflohen, denn sie meinten, der Beelzebub selbst sei der Hölle entstiegen und wolle seine Herrschaft sich nicht entreißen lassen. Dafür mochten sie das Wodansbild halten, und die vermumten Hexen und Zauberer aus Wodans Gefolge waren nach ihrer Meinung nicht minder der Hölle entstiegene Mächte. Es mochten die Sachsen in Bestärkung dieses Wahnes selbst noch behülflich sein. So verbreiteten die flüchtenden Franken das was sie gesehen, und es entstand die Sage, wie sie nach einem Jahrtausend noch jetzt im Munde des Volkes umgeht.

Wenn der Monat April mit seinen Schneeschauern und letzten Resten des Winters vorübergegangen ist, und mit dem schönen Wonnemond der junge Frühling kommt, in dieser Nacht vom letzten April zum ersten Mai eilen, so lautet die Sage, von allen Seiten und Richtungen die Hexen zum Blocksberge hinan. Da ist ein wildes Gedränge, und weil es der Eile bedarf, so tragen die Füße nicht schnell genug, es muß also geritten sein. Da kommen die Hexen denn durch die Lüfte gezogen den Berg heran, von oben von unten, auf Ofengabeln, Streichbesen*) und Ziegenböcken, aus dem Walde und hinter dem Felsen hervor. Wie schwarze Wolken verdunkelt ihre Schaar noch mehr die dunkele Nacht. Die Luft selbst wird unruhig und jagt im Wirbelwinde das Gewölk von Berg zu Berge. Bald flackert aber ein lustiges Feuer hoch empor. Der Teufel besteigt dann seine Kanzel und predigt vor der glänzenden Versammlung der Hexen und Zauberer. Diese führen um ihn im wilden Rausche einen Reihen auf, und schwingen hoch die flammenden Feuerbrände bis zur Ermattung. Weil der Mensch aber nicht blos leben kann von der Speise des lebendigen Wortes, und noch heut zu Tage keine Festlichkeit ohne Schmaus und Saus gefeiert wird, so hat der Gott-sei-bei-uns auch hier seine Gäste nicht leeren Magens entlassen. Das beweisen der Hexenaltar und der Hexenbrunnen, denn auf jenem hat er die Speisen bereitet, aus diesem die ermatteten Gäste erfrischt. Wann aber die Morgenröthe sich nahet, so verschwindet wieder allmählig der Höllenspuk, und wie die Hexen und Zauberer gekommen sind, so reiten sie wieder von dannen, und bald ist ihre Spur verloren, ja einander befreundet haben sie dort sich oft selbst nicht gekannt.

---

*) Dieser bedürfen sie wahrscheinlich, um den Schnee wegzukehren, der den 1. Mai den Brocken noch bedeckt, und der Ofengabeln um das Feuer anzuschüren oder als Wehr gegen die wilden Thiere ehedem.

So die Sage, und obgleich schon tausend Jahre dazwischen liegen, so bekreuzt der Aberglaube in den am Fuße des Brockens nahe liegenden Orten doch jetzt noch häufig Abends zuvor Thüre und Fenster, damit, wenn der Höllenschwarm Nachts vorüberziehe, er dadurch gebannt und verhindert werde, seinen muthwilligen Schabernack nicht auszuüben. Das Kreuz galt den Christen schon damals heiliger denn Alles, und wahrscheinlich mochte jeder, der darauf ertappt wurde, einen mit einem Kreuze bezeichneten Gegenstand beschädigt zu haben, mit schwerer Strafe gezüchtigt werden.

Der Hexenaltar, eine Aufhäufung von Klippen, ist von jugendlichem Muthwillen im Gefühle strotzender Körperkraft seit mehreren Jahren herabgestürzt, der Hexenbrunnen jedoch, der von den Wolken gespeist wird, gibt noch immer reichlich sein Wasser. Es wird aber als weniger schmackhaft wie ein anderer schöner Quell da droben, jetzt weniger getrunken. Wollte man nun die einzelnen Theile der Sage noch erklären, so könnte man den um den aufgerichteten Götzen ausgeführten wilden Tanz als einen Theil der Wodansverehrung und die Speisung als eine Opfermahlzeit bezeichnen. Daß die Theilnehmer einander oft selbst nicht kannten, sich auch nicht zu erkennen gaben und bei anbrechendem Morgen verschwanden, diese Vorsicht gebot die Gefahr der Verrätherei wie überhaupt die Furcht erkannt zu werden. Sollten aber unsere Maskeraden und Vermummungen zur Carnevalszeit nicht auch zum Theil ihre Entstehung aus den heidnischen Zeiten noch herleiten? — Gewiß liegt in mancher Sage wie in mancher unserer Sitten das noch unenthüllte Geheimniß früherer uralter Gebräuche und heiliger Gewohnheiten.

W. Schönichen.

Die Stadt Treffurt und die Ruinen des Nordmannstein.

„Ueber dem Thüringerlande schwebt der Geist der Vorzeit annoch mit hörbarem Flügelschlag und mit prophetischen Stimmen; aus den schauervollen Ruinen redet noch Heldenkraft und Ritterliebe in vernehmlichen Tönen. Manche Quadratmeile thüringer Boden ist mehr werth, ist denkwürdiger, als die ganze Mark Brandenburg sammt Pommerland."

Fr. G. Wetzel.

In einer glücklichen Stunde seiner wechselnden Launen schaute des Wonnemonds heiteres Antlitz mit jugendlich kräftigem Schöpferblick auf das duftige Blüthengewand, das er mit verschwenderischer Fülle über die lachende Erde ausgebreitet. Im bräutlichen Schmuck von dem schmetternden Hochzeitreigen jubelnder Lerchen durchtönt, prangte das liebliche Thal, das an dem Hellerstein *) vorüber, der wie eine kolossale Warte an die Wolken ragt, gen Treffurt führt. Und wie der junge Lenz mit leiser Hand den Vorhang gelüftet, der seit langen Monden das Allerheiligste im Tempel der Natur den sehnenden Blicken geborgen, so klangen nun auch alle Saiten in der tiefsten Brust gleich wunderbaren Aeolsharfen, und es war, als ob ein süßer Frühlingsgruß herübersinge:

*) Der Hellerstein unweit Kreuzburg's — siehe die Schilderung desselben! — ist die weithinragende nördliche Grenzscheide zwischen dem Fürstenthume Eisenach und dem Königreiche Preußen.

Sieh', wie es wogt und lebt
In der Maienluft!
Fühle, wie's haucht und schwebt
Durch den Blüthenduft!

Von Bergeshäuptern und aus tiefem Thal,
Wie grüßt es, ach so süß! allüberall:
Denn Lenz und Lieb' mit jungem Herzensschlag,
Sie feiern ihren Auferstehungstag. — —

Aus Kreuzburgs *) Mauern folgte ich der Straße, die den Wanderer gen Cassel weist. Bald aber theilte sich der Weg und führte rechts nach Wanfried ab. Ihn wählte ich, zunächst durch einen stillen Föhrenwald und bald in einem heitern Thale, wie durch einen Blüthengarten wandelnd. Denn von jedem Raine und aus jeder Furche leuchteten, mit süßem Duft die Lüfte schwängernd, blüthenübersä'te Obstpflanzungen, deren jährlichen Ertrag die nahen Dörfer nicht blos bis gen Eisenach und Gotha, den sie, wenn der Himmel günstig, wohl bis nach Amerika entsenden. So entschwanden die drei kurzen Stunden bis zum Ziele meiner Wanderung fröhlich und schnell.

Da wendet sich die Straße, die sich fort und fort thaleinwärts senkt, gen Norden, und, eh' noch der Blick es ahnt, da grüßt an einen kahlen Berg gelehnt und von den murmelnden Fluthen der Werra genetzt, das nahe Treffurt ihm entgegen. Und von des Berges Krone schaut ein altersgrauer Wächter auf das Städtlein nieder, gleich als rufe er mit warnender Stimme in das lebendige Treiben der Gegenwart: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit!" Es ist der Nordmannstein. Wie lange mich der reizende Blick gefesselt, bald in des Thales heiteren Frieden, der zu süßer Rast den müden Wandrer ladet, bald in die rastlosen Wellen des Stroms, der hier und da des Ufers Wehr durchbrochen, bald in das scheinbare Labyrinth der ländlich-städtischen Gebäude, die sich gleich einer weidenden Heerde an die schroffe Höhe angeklammert, bald zur stattlichen Burg, die auch in ihren Trümmern stolz und herrisch in die Ameisenwelt der Gegenwart herabzublicken scheint, — ich weiß es nicht.

Endlich war ich, in tiefem Sinnen über das wundervolle Hereinragen jener mittelalterlichen Riesenzeit in die ohnmächtige Prosa unserer Tage, über eine holprige Brücke in das Städtlein getreten. Die stille Einsamkeit der steilen Straßen, die mehr als schlichten,

*) Siehe dessen Schilderung.

altersgrauen Häuser*) mochten freilich mich nicht lange fesseln. Aber was die Stadt und was der enge Raum der Herberge versagte, ward dem Fremden in dem gastlichen Entgegenkommen guter Menschen. Und doch war mir selbst in ihrer Mitte die Zeit so auch die Freude nur in homöopathischen Dosen zugemessen. Bald trieb mich's in die Kirche, deren originelle Bauart von Außen und Innen ihres greisen Alters stummer Zeuge.**) In der allbeliebten symbolischen Kreuzform errichtet, zeigt der ehrwürdige Bau, obwohl in neueren Zeiten hie und da erweitert, hie und da verfallen, hie und da verunstaltet, neben den verblichenen Monumenten längst verschollener Adelsgeschlechter, so zierliche Gewölbe und so künstliche Steinhauerarbeiten daß es keinen Wandrer reuen mag, ein Stündchen in dem heilig düstern Raume geweilt zu haben.

Unfern der Kirche führte mich der Pfad dem Nordmannsteine zu, der, wohl 600 Fuß den Werraspiegel überragend, von der schroffen Höhe majestätisch niederschaut. Und sieh', ein lebendiges Brünnlein, das in einer wohlumhegten kleinen Grotte dem Fuße des Berges lustig entrauscht und in dem Städtchen selbst sechs Mühlen treibt, bot mir, zur steilen Wanderung mich stärkend, seinen klaren Quell. Es war der Nordmannsbrunnen, der die alten Recken einst an diese Stelle fesselte, daß sie darüber jene Burg erbauten, die in ihren stolzen Trümmern, wenn auch schweigsam, doch noch immer wie ein altes vielberedtes Mährchen in die Gegenwart herniederflüstert. Und wer mag es leugnen, was so manche sagenreiche Chroniken,***) was auch die weithin sich erstreckenden Ruinen deuten, daß die stattliche Burg, ob nur mit ihren Außenwerken, erst an diesem Borne ihre Grenze fand, ja daß sie einst die ganze Stadt mit ihren Zinnen und mit ihren Mauern, wie mit einem großen Ring umschloß? Denn als ich nun den steilen Pfad erklommen, der, wenn auch kurz und sich in stetem Zickzack wendend, dennoch Fuß und Brust ermüdet,****) da zogen sich zu beiden Seiten dieses Pfades die Ueberreste zweier Mauern bis zur Stadt herab, die sich durch die steinernen Stufen, die an dem inneren Gemäuer regelmäßig auf und nieder führen, als die äußerste Schutzwehr bekunden, deren die Bewohner der Burg, als gefürchtete Raubritter nicht selten befehdet, wohl bedurften. Ja, es soll auch noch als letzter Ret-

---

*) Treffurt, in dem Regierungsbezirke Erfurt gelegen, zählt deren 350 mit etwa 2000 Einwohnern, die sich, großentheils der evangelischen Kirche zugethan, vom Ackerbau nähren.

**) Die Sage flüstert, daß schon das Jahr 1000 nach Christus ihre Mauern gesehen.

***) Siehe „Winkelmann in seiner Geschichte von Hessen", 1. Theil p. 361b.

****) In weiteren Kreisen führt ein mehr bequemer Weg zu den Ruinen, der nicht selten auch befahren wird.

tungsweg — wie sich dieselbe Sage fast bei allen Burgen und in allen Klöstern wiederholt — ein unterirdischer Gang, den aber die Zeiten verschüttet, innerhalb der Stadt gemündet haben.

Endlich! — stand ich an der niedern, schmalen Eingangspforte, welche in den Burghof führt. Staunend überflog mein Blick die herrlichen Trümmer. Aber in das Staunen mischte sich die Wehmuth, und das leise Wort, das sich aus tiefer Seele auf die Lippen drängte: „Es ist Alles eitel unter der Sonne!“ hallte dumpf und seufzend in dem einsamen Gemäuer nach.

Ein enges Zimmer, links der Pforte, nahm mich auf. Es mochte einst die Knappenstube sein. Ein Rauchfang, mit klug berechneter Kunst sich oben mehr und mehr verengend,*) war noch wohl erhalten. Aber der fröhlige Gesang, das lustige Humpengeklirr, das laute Waffengeräusch, das diese Räume einst durchhallt, — es war verstummt, und nur die Seufzer schwankender Schatten tönen schauerlich in stiller Mitternacht von Stein zu Stein.

Wie nun an dieses Zimmer sich die schönsten Mauerreste reihten, so begrenzte selbige ein stiller Raum, noch von drei Seiten wohl umschützt: — es war die Burgkapelle. Mit ihrer malerischen Façade auf das Städtlein niederschauend, grüßte sie mit ihren drei schmalen Spitzfenstern, welche einst vielleicht in bunter Zier dem engen Schiff der Kirche Licht gegeben, recht romantisch in das Thal hinab, während die obern Räume, von zwei viereckigen Fensteröffnungen durchbrochen, von dem seltsamen Baugeschmack der alten Ritterzeit, die sich weniger in schönen, als in festen Burgen wohlgefiel und die weichliche Bequemlichkeit und die symmetrischen Formen unserer modernen Wohnungen dem Bewußtsein traulicher Sicherheit zum Opfer brachte, unwidersprechliches Zeugniß gab.

Die nördliche Seite der Burg, die ungeachtet des schützenden Wallgrabens wohl schon darum als die schwächste gelten mußte, weil der Bergesgipfel jenseit derselben wohl an 50 Fuß die Mauern überragt, war durch zwei viereckige Thürme, die noch jetzt in einer Höhe von 70 Fuß gleich trauernden Wächtern auf die zerstreuten Trümmer niederschauen, möglichst bewehrt und gesichert. Zu dem nordwestlichsten derselben lenkte ich den Schritt. Es war ein stattlicher Bau, wenn auch hie und da von dem gewaltigen Arm der Zeit zerrissen. In ihrer Länge 34 und in ihrer Breite 36 Fuß messend, ragten die ellenstarken Mauern noch gar stolz empor. Eine wohl gewaltsame Oeffnung zu ebener Erde ließ bequem die innern Räume überblicken. Die vier Stockwerke, in welche sie einst geschieden, sammt der verfallenden Esse, die sich in den nordöstlichen Winkel angeklammert, — war es doch, als ob sie mir erzählen wollten, daß

*) Wenn unsere Maurer in den alten Burgruinen schauen und lernen wollten, wie viele Thränen, die der Rauch erpreßt, würden sie unsern Hausfrauen ersparen können!

in fernen schöneren Tagen diese Mauern nicht bloß schützende, daß sie auch wohnliche Räume geboten. Aber wie auch aus dem todten Gestein die Wunderblumen alter Heldenkraft und Ritterminne vor dem träumerischen Blick des sinnigen Wallers wieder aufzublühen schienen: ach! sie welkten, wie in Mittagssonnengluth, als der Gedanke an die wilde räuberische Lust, die diese Mauern einst durchtöst, mit leisem Finger sie berührte; und wie die Vergangenheit mit süßem Zauber mich umfangen wollte, ach! das nüchterne Gemüth fand in der schönern Gegenwart sich dankbar wieder. Ein Kellergewölbe innerhalb des Thurmes, das aber schüchtern nur zu Tage trat, als habe es noch manchen räuberischen Schatz zu bergen, weckte, obwohl das Verlangen, die geheimen Räume zu erspähen, doch noch mehr die Freude an der friedlich stillen Wirklichkeit. — Der nördlichere Thurm, bei weitem fester, als der schon geschilderte, und darum auch noch wohl erhalten, ward mit 40 Schritten leicht umgangen. Durch eine Fensteröffnung, dem rüstigen Turner wohl zu erklimmen, freute sich der Blick der dritthalb Ellen starken Mauern, die so manchem Feinde und so manchem Jahre und so manchem Sturme kühn getrotzt.

Aber die Krone der Burg, die inmitten der Ruinen stolz gen Himmel ragte und schon lange das schweifende Auge gefesselt, fesselte nun auch den Fuß und den Gedanken. Es war ein runder Thurm, der gleich dem Meisterwerke einer begrabenen Riesenzeit auf das Pygmäengeschlecht der Gegenwart herniedersah. Jahrhunderte waren an seinem zierlichen Gemäuer vorübergezogen, Jahrhunderte werden an ihm vorüberziehen, und es wird in später Zeit dem staunenden Beschauer sein, als habe eine kunstgeübte Hand erst gestern diese Steine gefügt und geglättet. Wohl zeigen viele Burgen stolze, altersgraue, feste Warten, — eine schönere, als in des Nordmannssteins romantischen Trümmern sah ich nimmer. Gegen 100 Fuß hoch ihre wohl 3 Ellen starken Mauern tragend, konnte ich mit 48 Schritten ihren Umfang kaum ermessen. In das Inn're führet keine Pforte, späht kein Blick. Der Zugang mag in frühern Zeiten durch eine hohe fenstergleiche Oeffnung vermittelst der ihm angefugten Nebengebäude ermöglicht worden sein. Aber ob sein dunkler Schooß, ein schauerliches Burgverließ, die Flüche gefesselter Ritter und Knechte und die Seufzer armer Wanderer gehört, die, von den Wegelagerern in Hoffnung reichen Lösegeldes aufgegriffen, ob er in den Stunden der Gefahr die letzte Schutzwehr, ja vielleicht die einzige Rettungspforte war, durch welche die Bedrängten in die Stadt geflüchtet: wie wir auch forschen und fragen, — die Geschichte, selbst der geschwätzige Mund der Sage schweigt. Nur in leisen Schauern, die da unwillkührlich unsere staunende Bewunderung ob des hehren Bau's beschleichen, flüstert das Wort des Dichters in die Seele:

„Der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen.“

So hatte sich auf diesem kleinen Raume — denn ich durchwandelte den innern Hof von Norden nach Süden mit 40, von Osten nach Westen mit 48 Schritten — ein tapferes, gefürchtetes Geschlecht Jahrhunderte lang in Freuden und Leiden bewegt. Selbst der äußere Hof bot ihren Ritterspielen keinen weiten Tummelplatz und überall war zu den festlichsten Turnieren auch die eng begrenzte Stätte wohl genügend. Denn es winkte diesem freien, fröhlichen Bewegen bis zur Ringmauer, welche hie und da in einzelnen Trümmern noch zu Tage stand, kaum eine Fläche, die ein Männerfuß mit 24 Schritten leicht gemessen. Wußten sich die Ritter in den engen Räumen nur geborgen, so fand wohl auch ihre behagliche Lust eine Stätte, sich zu pflegen und zu tummeln. Den weiten Hallen unserer modernen Freuden fremd, vermißten und ersehnten sie dieselben nimmer. Gen Norden durch den tiefen Wall und durch der Thürme Wehr und anderwärts durch steile Gründe und durch starke Mauern wohl geschützt und wohl geborgen, fühlten sich des Nordmannsteins kühne Helden auch in ihren engen, düstern Räumen froh und glücklich. Und wenn das Fräulein auf den Söller trat, und wenn der Ritter auf die Zinnen stieg, lächelte da nicht das freundliche Thal zu ihren Füßen, grüßten nicht die fernen Höhen wie vertraut hinüber, glänzte nicht aus ihren weit hinschweifenden Blicken das erhebende Gefühl: „Auf den Bergen ist Freiheit!"? —

Und wer auf Bergen je gestanden, hat nicht dies Gefühl wie frischer Zephyrhauch ihn angeweht? Und klangen nicht auch in den Tiefen meiner Brust gar traute, wunderbare Stimmen? Und grüßt nicht auch zu mir das holde Thal herauf, gleich einem blumenreichen Teppich, von des Stromes Silberband umkränzt und von den Teichen, die er hie und da gebildet, wie mit blitzenden Diamanten gestickt? Und war denn nicht die ganze Landschaft nur ein weites, weißes Blüthenmeer, das, jeden Maienhauch mit seinem würzigen Aroma schwängernd, bis zum alten Bau die Wogen seiner Düfte trug? Und ruhte nicht das Städtlein wie ein altersmüder Pilger an den Berg gelehnt, vom Lied der Werranixe eingelullt und von dem Blüthenkranze der Pomona rings umduftet? Und strahlten nicht die Bergeshäupter, die von allen Seiten auf mich niedergrüßten, nah und fern im Opferglanz der jungen Frühlingssonne? — Da, gen Westen, auf demselben Höhenzuge, der nun seit Jahrhunderten den Nordmannstein getragen, jener breite Gipfel, wo sich Adolf, Graf von Nassau, der im schnöden Handel Albrechts schönen Länderschatz gewonnen und sich selben nun im langen schweren Kampfe sichern wollte, gegen ein getreues Volk, daß nicht von seinem angestammten Herren lassen mochte, einst verschanzt, so daß bis auf den heutigen Tag obwohl die Spuren jener flüchtigen Verschanzung nur in flachen Wällen noch zu Tage liegen, doch der Name: „Adolfsburg" im Munde des Volkes lebend, von den Schreckenszeiten ernste Kunde gibt? *) —

---

*) Vergleiche die Schilderung Kreuzburg's, wo in gleicher Weise eine „Adolfsburg" uns schon entgegentrat! — Uebrigens besitzt Herr Dr. Geis in

und dort, in duftig blauer Ferne, der lang hingestreckte Meißner, der gleich einem Riesensarge aus dem Hessenland herüberragt? — und, mehr gen Süden, unfern unserm Auge, der schroff aufgegipfelte Hellerstein mit seinem greisen, kahlen Scheitel? — Oestlich aber traten baumdurchblüh'te, saatumgrünte Höhen allzunah' heran, als daß der Blick in weite Fernen reichte, während von den steinbesä'ten Bergesmatten, die gen Mitternacht die Trümmer überragen, das melodische Geläute stiller Heerden traulich süß herübertönte.

Und sieh', es trieb mich zu dem Hirten, der, auf seinen Schäferstab gelehnt, mit stummen Blick herübersah, damit er, ein lebendiges Sagenbuch, mit leichter Zauberkunst die Geister mir heraufbeschwöre, die ja wohl zuweilen in dem öden „Nordmannstein" ihr Wesen treiben.

Es war der Weg nach Weidehausen, den ich, nordwärts von den Trümmern, keck betrat. Und als ich ihnen gegenüber und dem Hirten nicht gar fern, da rief ich laut und wohlgemuth ihm zu: „Gott grüße Euch!" — „Gott grüße Euch!" klang's schauerlich mir nach; doch ach! das war des Hirten Stimme nicht, aus fernen Trümmern war der Gruß gekommen. Ich stand wie angewurzelt, leise Schauer — und warum es leugnen? — rieselten durch mein Gebein. Der Hirt trat lächelnd näher. „O gewiß, ein schöner Widerhall, mein Herr!" so sprach er freundlich. Und ich flüsterte beschämt: Ja wohl, ein schönes Echo! — „Aber Viele kommen, Viele gehen", fuhr der beredte Schäfer fort, „und haben die gar wunderbare Stimme nicht gehört; denn nur der kleine Zauberkreis, in den der Zufall sie geführt, entlockt den Geistern in der Burgkapelle Red' und Antwort." Und mit rauher Stimme rief er laut und schnell: „Heraus, ihr Geister!" und: „Heraus, ihr Geister!" Hallte es aus den Trümmern so vernehmlich nach, als ob ein alter Ritter mit gewaltigem Donnerworte unseres Rufes spotte. Lange stand ich, mich ergötzend an dem wunderbaren Spiel, das, wie ich nie gehört, sechs Sylben laut und deutlich wiedergab.

Als aber drückender und drückender die Sonne niederbrannte und am fernen Horizont zu drohenden Gewittern sich die Wolken schaarten, sieh', da eilte ich den schroffen Pfad hinab, und ließ unter gastlich schirmendem Dache von den alten Zeiten mir erzählen, die in Leid und Freud' über die Mauern der Burg und über die Zinnen der Stadt dahingezogen.

Winkelmann a. a. O. berichtet: „Die von Treffurt kamen vor Alters bei Niedercreutzburg an die Werra und hießen Normannen und bauten in ein Loch eine Wohnung, da der Stein überhänget *)

Treffurt, dessen patriotischem Eifer und gefälligen Mittheilungen der Erzähler manche schätzenswerthe Kunde dankt, so manche seltene Antiquitäten — Streithämmer, Rittersporn und dergl. — die im Kreise jener Burg gefunden worden.

*) Wahrscheinlich an dem Nordmannsquell. — Wunderbarer Weise findet sich auch unter Kreuzburg und zwar an dem linken Ufer der Werra ein „Nord-

und machten ferner eine Wehr als ein Thürmlein dafür und nannten es Normannstein. Weiter wurden sie also mächtig, daß sie das Haus und die Stadt Treffurt bauten. Wer aber waren „die von Treffurt?“ — Eine dunkle Sage kündet, daß aus fernem Norden wilde Schaaren unter kühnen Abenteuern sich dereinst nach Thüringen verirrt, und, wenn auch öfters von den deutschen Waffen heimgetrieben,*) habe sich doch eins der tapferen Geschlechter in dem Werrathale angesiedelt und den alten Namen später nach der Stadt gemodelt, die sich bald darauf im Schutze ihrer Burg fast wie von selbst erbaut. — Wann aber das geschah? — Derselbe „Winkelmann“ (p. 400) behauptet: Zu den Zeiten Karls des Großen, der, mit bitt'rer Glaubenswuth die Sachsen auch in Thüringen bekriegend, seine kampfgeübten Schaaren durch „drei Furthen“, die er künstlich angelegt, schier trocknen Fußes durch die Werra führte**), sei die Stadt begründet***) und benannt****) worden. Indessen dürfte wohl Joh. Bang in s. Thüring. Chron. (a. 1599) unseres

---

mannsbrunnen,“ der sogar in früheren Zeiten vielgerühmte Heilkräfte geäußert haben soll. Denn in dem Jahr 1338 sah ein gewisser Otto Bernhorer eine kranke Schlange zu der Quelle kriechen, und sich daraus letzen. Da schöpfte denn auch er des Wassers für den fieberkranken Knecht, der mit ihm war, und siehe, er genas. — Ja, es lebt sogar der Name: „Nordmann“ bis auf diese Stunde noch in Kreuzburg fort.

*) Daß die Normannen, Scandinavien's alte Bewohner, von den verbündeten Sachsen unter Siegbert VI., und später (um das Jahr 850) von den vereinigten Sachsen und Baiern tapfer zurückgeschlagen, häufiger aber noch durch schimpflichen Tribut beschwichtigt worden, ist bekannt genug. Siehe Lautenschläger: Die Einfälle der N. in Deutschland; Darmstadt, 1829.

**) Dieß möchte denn nun jene Zeit gewesen sein, von welcher J. Becherer in seiner Thüringischen Chronik (a. 1601) erzählt: (p. 129): Die Sachsen hatten sich mit großer Beute, welche sie allenthalben zusammengetrieben, beladen, kommen an die Werra, da begegnen ihnen die Thüringer und Franken auf einer Seite, Carolus mit den Galliern, Schwaben und Rheinländern auf der andern Seite, und halten eine harte Schlacht mit ihnen, also daß Wedekind, der Sachsen König, kümmerlich mit ihrer wenig ist davon kommen und alle Feld und Wälde voller Todten lagen.“ (Diese Schlacht ward um das Jahr 775 unfern des nach ihr benannten „Gehilfen-Berges“ geschlagen.)

***) Joh. Bernhardt in seiner Thüring. Chronik c. 1. p. 15. behauptet dagegen, daß die Stadt Treffurt schon im Jahr 454 nach Christi Geburt erbaut worden sei.

****) Daher denn auch in früheren Zeiten statt des heutigen „Treffurt“ unbezweifelt richtiger bald „Dryfurth“ und bald „Drefurt“ ist geschrieben worden. Nicol. Serrarius (rer. mogunt: p. 473) nennt die Stadt Tria Verrae vada, d. i. „drei Furthen durch die Werra.“ — Leuchthorn in seiner Geschichte Hessens (Th. 1. p. 88) will den Namen gekünstelter Weise von den Druiden herleiten, und meint, daß der in Treffurts Nähe gelegene Trittenberg oder Druidenberg (jetzt Breitenberg) einen Beleg dafür gebe.

beifälligen Urtheils sich schon darum mehr versichert halten, weil sich einzig und allein aus seiner Schilderung ergiebt, wie auch bei Kreüzburg jene reiche Quelle, deren wir bereits gedacht, allüberall im Mund des Volks der Nordmannsbrunnen heißt. Denn er berichtet: „Anno Christi 455 kamen drey Bürger auß-Rom, und nandten sich die Nortmanni, und Baweten ihnen bei Creutzburg an der Werra ein Wonung in ein Loch, da der Stein überhengt, und machten ferne eine Wehre als ein Türmichen, nandten es den Nortmanstein, darunter ist ein großer fließender Brun, der Nortmans Brun genand, da wurden sie also mechtig, daß sie an der Werra hinabzogen, und kamen an den Ort, da itzo Trefurdt liegt, Baweten das Schloß, welches heißt Nortmanni, und die Stadt Trefurdt, und Nandten sie darumb Dreffurdt, weil allda drei Furt durch die Werra gingen."

Wie nun aber auch die Sagen schwanken, daß ein vielgeschäftiges Jahrtausend über Treffurts Mauern hingezogen, hat die Hand der Zeit dem Nordmannsteine mit gewaltigen Zügen eingegraben. Denn die stolze Veste ist geborsten, und das mächtige Geschlecht, das in derselben einst gehaust, es ist begraben und vergessen; aber ein kräftiger Sprößling hat das schlichte Städtlein seines Mutterstammes Blüthe überdauert und das einst berüchtigte latronum furumque diverticalum *) ist zur ehrsamen königl. preußischen Kleinstadt geworden.

Wollen wir jedoch den Schleier lüften, den die Zeit, eine sorgliche Mutter, über des Nordmannsteins Wiege geworfen, ach! da wehren die gespenstischen Gestalten abgeschiedener Jahrhunderte: Bis hieher und nicht weiter! Und nicht einmal die säuselnde Sage bläht die dichte Hülle, daß wir forschenden Blicks in die Geheimnisse der fernen Tage schauen können. Lange, lange hatte schon der kühne Adlerhorst von seiner Felsenstirne in die stille Fluth hinabgeschaut und, die in ihm genistet, hatten sich bereits zu adeligen — und doch adellosen „Herren von Treffurt" umgewandelt und, in jener Schmach des Mittelalters, der so oft mit dichterischen Farben ausgemalten Kunst der Stegreifritter, wohl geübt, mit Falkenlist und Falkenkraft **) so manche Beute in ihr Nest getragen, ehe der Geschichte es gefiel, mit ihrem Namen auch ihr Thun und Treiben ferner Zukunft zu verkünden. Und ob auch der kurhessische Staats-Archivar G. Landau (im 3. Hefte des 3. Bandes der neuen Mittheilungen aus dem Gebiete historischer und antiquarischer Forschungen Halle 1837) nicht ohne Fleiß und Mühe es versucht, ein stammbaumähnliches Geschlechtsregister jener Herren von Treffurt ***) zu ent-

---

*) Zu deutsch: „Spitzbuben-Herberge" ein in allen Chroniken uns oft begegnender Ehrenname Treffurts, der durch die Lebensweise seiner Herren hervorgerufen und gerechtfertigt war.

**) Und gleich als ob die räuberischen Insassen des Nordmannsteins auch der unschuldigen Nachbarschaft das Siegel ihres vornehmen Gewerbes aufgedrückt, so heißt ein nahes Dorf bis auf die heutige Stunde „Falken."

***) Und zwar in folgender Weise:

werfen: so werden selbige doch erst im J. 1251 durch sichere Urkunden (Sagittar hist. Goth. p. 97.) auf das Feld der Geschichte geführt, obwohl sie damals schon als Herren von Spangenberg (Stadt und Schloß an der Pfiffe in der Provinz Niederhessen) Beilstein,

---

Pilgrim von Treffurt, 1104.

1.

Bernhard v. T. 1130.

1.

Reginhard I. v. T. 1155.

Reginhard II. 1155 — 1192. — Friedrich I. 1155.

1.

Friedrich II. 1212 — 1243.

Friedrich d. Aeltere (III.) 1236, † vor 1289. — Friedrich d. Jüngere (IV.) v. Metenstein, 1254, † vor 1279.

Heinrich II. von Treff. Spangenberg u. Beilstein, 1267, † vor 1323. — Hermann I. von Spangenberg 1261—1294. — Hermann II. v. Brandenfels † 1306. — Hermann v. Hain, Domherr zu Eisenach 1323.

Friedr. V. 1289—1306. — Heinr. III. 1289. — Berthold, 1289. — Hermann IV. v. Spangenberg, 1263—1313. — Friedr. VI. v. Spangenberg, 1280—1308.

Hermann V. 1319—1349. — Friedrich VII. 1329—1336 — Hermann VI. 1309—1374. — Friedrich VIII. 135 — 1363, Komthur des deutschen Ordens in Thüringen.

(„Billstein" unfern des Meißner) *) und Frauenberg (bei Marburg) einer eben so umfangreichen als gefürchteten Macht sich erfreuten. Insbesondere hatten sie, wie viele „Edle" jener Zeit, den herrenlosen Zustand Thüringens (1247 — 1264), als Heinrich Raspe kinderlos gestorben war und Markgraf Heinrich der Erlauchte mit dem Kinde von Brabant sich um das reiche Erbe stritt, uneingedenk des friedlichen Sinnbildes, das ihr Wappenschild trug **) nicht nur zu schimpflichen Gewaltthaten und zum schnöden Raubhandwerke, sondern auch zur immer festeren Begründung und zur immer weiteren Ausdehnung ihrer gefährlichen Macht mit schlauer Umsicht zu benutzen gewußt. ***) Und doch vermochten sie nicht den heimathlichen Heerd vor jenem schweren Sturm zu sichern, der mit Adolf's von Nassau frischgeworbenen Schaaren in dem Jahr 1295 über das friedliche Werrathal hereinbrach. Denn als die Beutelustigen auf jener Bergeskrone sich verschanzt, der bis auf diesen Tag die treue Sage Adolf's Namen eingegraben, und als nun Wochen lang so Stadt, als Burg, den angestammten Herren hold, sich männiglich gewehrt, da flogen wilde Feuerbrände in das arme Treffurt, also daß die Flamme seine Häuser fraß, und schwere Blöcke, in den Nordmannstein geschleudert, seine Zinnen brachen und die tapfern Mannen nach und nach erschlafften. Da gaben sich denn endlich Stadt und Veste, die nicht länger sich zu halten und zu retten wußten, in des Kaisers ländergierige Hand und seufzten unter ihrem Drucke, bis im Jahr

---

*) Das Haus und die Grafschaft Beilstein sollen die Landgrafen Heinrich und Hermann zu Hessen von Johann von Treffurt im Jahr 1277 gekauft, aber den Nachkommen desselben wiederum zu Lehn gegeben haben. S. Winkelmann a. a. O. I. 304. Und ob auch diese Thatsache von Rommel in seiner Geschichte Hessens (2. Thl. S. 98.) bestritten wird, so stehet doch urkundlich fest, daß 1350 das Schloß Beilstein an Hermann von Treffurt gegen 200 Mark verpfändet gewesen, während erst im Jahr 1372 der Landgraf von Hessen diese Pfandsumme zurückgezahlt. Winkelmann II. 374, III. Anhang, S. 275.

**) Hermann der Aeltere führte in seinem Schilde ein Pflugrad, auf dem Helme aber zwei Räder in zwei Fahnen. Dieses Wappen war in früheren Zeiten in dem Rittersaale des Schlosses zu Rothenburg abgebildet. Siehe Wessel in seinem hessischen Wappenbuche, Cassel 1631, p. 46.

***) So erzählen uns die alten Chroniken, daß um diese Zeit die Herren von Eschwege und Treffurt nicht nur die Kragenburg bei Eschwege erbaut, sondern auch den Hellerstein (Helderstein) bei Schnellmannshausen zu einer Veste umgeschaffen. Joh. Bang, Thüring. Chron. S. 97. Vergleiche damit K. Herzog, Geschichte des Thüring. Volkes, Hamburg 1827, S. 291. Indessen wird Beides, und — wie es scheint — mit Recht geleugnet in Hochhuht's Erinnerungen an die Vorzeit und Gegenwart der Stadt Eschwege, 1826, S. 20. Denn daß der Hellerstein jemals eine Veste getragen, ist schon durch die wunderbare Sage, die wir später mitzutheilen gedenken, wohl genügend widerlegt.

1298 in der schweren Schlacht bei Speier Adolf's Stern, wie blutig er geleuchtet, so auch blutig unterging.*)

Als nun aber die gefürchteten Herren von Treffurt ihrer beengenden Fesseln ledig geworden, da erwachte nur zu bald in ihrer rauhen Brust die alte Beutegier und trieb sie hinaus bald auf die Straßen, unbewehrten Wandersleuten wegelagernd aufzulauern, bald hinüber in das hessische und bald in's eichsfeld=mainzische Gebiet, allüberall — hier plündernd, dort verwüstend — ihres wilden Treibens fluchbeladene und blutgetränkte Spuren hinterlassend. Und immer dreister wurde ihr Beginnen, immer ruchloser ihr Thun. So war's im Jahre 1327. Zwei des Raubgeschlechtes, — par nobile fratrum! — Hermann und Friedrich von Treffurt, von dem Richteramte der Geschichte an den wohlverdienten Pranger gestellt, lüsterten darnach, das reiche Thüringen befehdend auszubeuten. Aber sie mißtrauten ihrer Einzelmacht und sammelten und warben aus Hessen und Westphalen, wie vom Eichsfeld und aus Sachsen handwerksbefreundete Ritter**) und feile Knechte und streiften, eine wohlgerüstete, Schrecken verbreitende Schaar, bis in die Ebene Gotha's, wo die Landgräfin Elisabeth, des minderjährigen Friedrichs weise Mutter, ihren Wittwensitz erkoren. Es war zur Zeit der Ernte. Sonneborn und Goldbach, zwei stattliche Dörfer, blickten zagend auf den Räuberzug, der ihnen nah und immer näher rückte. Aber — als die Noth am größten, war die Hülfe auch am nächsten. Ihren mannhaften Landvogt, den edlen Ritter Friedrich von Wangenheim hatte Elisabeth schleunigst entboten, daß er die getreuen Vasallen der Nachbarschaft zusammenschaaren und mit Gotha's kampfgerüsteten Bürgern vereint, die kühnen Räuber aus dem Felde schlage. Und wo es einem edlen Kampfe galt, da war der tapfere, fromme Wangenheim nicht müßig. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel, hatte er die Feinde zwischen Sonneborn und Goldbach überrascht und überfallen. Fruchtlos war ihre verzweifelte Gegenwehr. Nach kurzem Strauße war die Räuberschaar zerstreut und bis in's Werrathal zurückgeschlagen, seine Führer aber, Friedrich und Hermann von Treffurt, schmachteten mit vielen ihrer adeligen Spießgesellen in der Haft des tapfern Siegers.***) Nur ein reiches Lösegeld und willige

*) Siehe alte und neue Thüring. Chronik, zum andernmahl in Druck befördert, Arnstadt 1729, S. 77.

**) Als solche nennt Tenzelius in Supplem. ad histor. Goth. p. 89. Die Herrn von Hundsberg, von Hardenberg, von Sondra und die Brüder Kunemunde.

***) Diese Hülfe in der Noth mochte die landgräfliche Familie dem ritterlichen Wangenheim nimmer vergessen. Und als Friedrich der Ernsthafte volljährig geworden, in einer Heerfahrt wider England sich die ersten Spornen verdient, da sprach er dankbar und stolz: „Kein Anderer, als Er, der nimmer floh, soll mich zum Ritter schlagen." Und auf des Staunens Frage: Wen er meine? war die frohe Antwort: „Meinen alten, treuen Friedrich

Anheimgebung der schönen Güter, die sie früher schon erbeutet, öffnete die Pforten ihres Kerkers und gab sie der heiß ersehnten Freiheit wieder.*) Aber sieben ihrer Raubgenossen — unter ihnen die drei Brüder Kunemunde, als berüchtigte Verletzer des Landfriedens von den Schrecken der Reichsacht bedrängt — vermochten der verdienten Züchtigung nicht zu entrinnen. Vor ein ernstes Strafgericht gestellt, erkannten sie zu spät, daß aus der blutigen Saat am Ende blutige Erndte reift. „In Nacht und Grauen" hatte sie „des Lasters Pfad" geführt, und ach! der Galgen, welcher unsern Gotha's wohl so oft mit einem stummen Mene tekel die verruchten Frevler schon gewarnt, war nun des Pfades schmachbedecktes Ziel. Und wie auch der Kunemunde tiefbetrübte Mutter — ach, mit welchen Thränen und mit welchem Fleh'n! — das „Schuldig," das, der Kinder Haupt bedrohend, wie ein Schwerdt durch ihre Seele ging, mit rührender Verzweiflung zu entkräften suchte: ihre Hoffnung starb, als sich die Landgräfin, wenn auch mit feuchtem Blick, doch ihren Bitten taub von hinnen wandte. Und da hat sie — flüstert eine wehmuthvolle Sage, die den Schmerz des Mutterherzens wohl verstand — als sie von ihren Kindern ach! den letzten Abschied nahm, mit blutigen Thränen den Richtplatz getränkt.**)

Indessen waren die von Treffurt durch die ernste Lehre nicht gebessert, durch die herbe Strafe nicht geschreckt. Plündernd und verheerend, wie zuvor, durchzogen sie die nachbarliche Landschaft. Angst nnd Schrecken war ihr Herold, schlaue Vorsicht ihr Begleiter, Schmach und Fluch ihr Gefolge. Waren es die Landgrafen von Thüringen und Hessen, welche sie befehdeten, siehe, da schmeichelten sie dem Mainzer Stuhle mit Frieden und Freundschaft, und die Eichsfelder, bethört genug, gelobten ihnen Beistand. Galten aber ihre Streifereien den Eichsfeldern und Hessen, alsbald hatten sie die

---

von Wangenheim!" — Siehe L. Bechstein, der Sagenschatz des Thüring. Landes, 1. Thl. S. 154.

Unbegreiflicher Weise berichtet **Lanzius in Chron. Hass. Tom. II. fol. 246.** daß Fr. von Wangenheim unterlegen und gefangen worden, während alle andern Chroniken und namentlich Tenzel a. a. O. das Ergebniß jenes Kampfes so erzählen, wie auch wir dasselbe mitgetheilt.

*) Bei Vertheilung dieser Güter soll die edle Landgräfin dem treuen Wangenheim, in dankbarer Anerkennung seiner Dienste, die Dörfer Großbehringen, Oesterbehringen und Wolfsbehringen, welche die Familie von Wangenheim bis auf den heutigen Tag besitzt, zum bleibenden Eigenthum überlassen haben. Wie dieß aber auch die alten Chronisten, namentlich Ursinus, Tenzel und Paullini, fast einhellig berichten, so entgegnet doch Galletti in seiner Geschichte Thüringens, 3. Bd., S. 230, daß die Herrn von Wangenheim Großbehringen und Wolfsbehringen bereits im Jahr 1305, Oesterbehringen aber 1321 schon besessen und daß sich obige Angabe nur erklären lasse, wenn man glaube, die Herrn von Treffurt hätten kurz zuvor diese Besitzungen räuberischer Weise an sich gebracht.

) **Fabricii Origenes Saxon. p. 640, 641.

Thüringer zu treuen Kampfgenossen schlau gewonnen; und wenn endlich Thüringens reiches Gebiet und des Erzbischofs benachbarter Sprengel ihre räuberische Geißel fühlte, war nicht selten Hessens Hülfe ihnen zugewendet. Denn wo in den blutig wilden Zeiten Kampf und Beute winkten, strömten Reisige und Ritter, denen fort und fort der Flammberg in den Eisenfäusten zuckte, wie zu lang ersehntem, frohem Fest herbei: und — „wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler." *)

Aber Treffurts blutiges Pannier, wie stolz und lustig es auch wehte, ward von inn'rer Zwietracht und von äußern Stürmen bald zerrissen. Wenn der Stern erst im Zenith gestanden, sinkt er früher und später nächt'gen Schatten zu; und wenn der Wurm den Apfel erst zernagt, so schüttelt ihn des Windes leises Weh'n vom Baume.

Die brüderlich zusammengestanden, wenn es fremder Wehr und fremder Beute galt, Hermann und Friedrich von Treffurt, hatten an dem eignen Heerd ein Feuer angeschüret, das mit wilden Flammen an den stolzen Zinnen ihrer Macht und ihres Glückes fraß. Hermann hatte in dem Jahre 1329 sich des Spangenberg, der seinem Bruder eigen war, mit listiger Gewalt bemächtigt. Friedrich aber, ob der schnöden Hinterlist mit Recht entrüstet, überrumpelte den Nordmannstein und überzog das ganze Treffurter Gebiet mit wilder Heeresmacht. Da flüchtete sich Hermann mit den Seinen in des Städtchens Kirche und verschanzte selbige gleich einer Veste. Als jedoch der Hader gütlich war geschlichtet worden, eilte er aus dem Versteck und fand in Frankreichs fernen Landen, wo nicht eine zweite Heimath, doch ein stilles, bald vergessenes Grab. **) Friedrich aber, als er 1334 das Kloster zu Burschla ***) — einem Dorfe unweit Treffurt, das mit vielen andern und sogar der Reichsstadt Mühlhausen die Schutzgerechtigkeit der Nordmannsteiner anerkannte — nicht nur in seinen Gerechtsamen verkürzt, sondern auch mit frevelhafter Hand befehdet hatte, suchte — o wie wunderbar in jener Zeit der fromme Glaube mild versöhnend an das wilde Leben grenzte! — in dem schwarzbekreuzten Ordenskleid der deutschen Ritter seines Herzens reuzernagten Frieden wieder.

Nun aber standen auf dem Schauplatz unserer Geschichte noch zwei Brüder gleiches Namens: Hermann von Treffurt. Mit dem Blute und den Schätzen ihrer Ahnen war auch deren Kampfeslust und Beutedurst auf sie vererbt und unter ihrer blutgetränk-

---

*) Galletti, Geschichte Thüringens, 3. Bd. S. 231.

**) Eine andere Kunde lautet dahin, daß er reumüthigen Sinnes in den Orden der Cistercienser und später der Bernhardiner getreten.

***) Großburschla (Brusslohum majus), eine Lieblingsstätte des deutschen Apostels, wurde schon im Jahr 969 von dem Abt zu Fulda mit einem Münster geschmückt, das, wenn auch heutiges Tages seiner Urbestimmung entfremdet, doch noch immer in den Namen: „Stift St. Bonifacii" fortlebt.

ten Geißel seufzten die benachbarten Gefilde. Da verkaufte jener deutsche Ordensritter seine Veste Spangenberg dem Landgrafen von Hessen. Dieß warf abermals den Feuerbrand der Zwietracht in den Schooß des Treffurter Geschlechtes. Und es haderte in offner und in stiller Fehde. Aber mit drohend gezucktem Schwerdte lauerte die Rache hinter seinem Rücken. Denn, die Gunst des Augenblicks erkennend und ergreifend, hatten sich die Landgrafen von Thüringen und Hessen mit dem Mainzer Erzbischof zu Schutz und Trutz verbunden und im Jahre 1337 ihre Schaaren vor die räuberische Stadt gelegt. Funfzehn Tage trugen ihre Bürger alle Gräuel einer wüthenden Belagerung. Aber seinem langverdienten Schicksal mochte Treffurt nicht entrinnen, und die Bürger gaben sich mit einer großen Summe Geldes in die Hände der vereinten Fürsten. Friedrich, der sein Spangenberg an Hessen abgetreten und dafür mit Bielstein war beliehen worden, ward verwundet und aus seinem festen Nordmannstein, der ihn nicht länger schützen und nicht länger bergen konnte, wehrlos und geächtet in die Welt gestoßen, die ihn einst gefürchtet und gehaßt und nun — den Armen — spottete und höhnte. Einsam und verlassen irrte er nach Wanfried, wo der greise Aar, aus seinem Neste aufgescheucht, in bitt'rer Noth sein müdes Haupt zum Schlummer neigte. *) Und in nicht minder leichtem Joche schmachteten und knirschten die Gebrüder Hermann, die ihr herbes Loos in Frankenberg **) gefesselt hielt. Als aber bald darauf der milde Landgraf Heinrich ihre Fesseln löste und die Stadt, die sie bisher geborgen, ihnen einer zweiten Heimath gleich vertraute, ach! da wuchsen allzuschnell die alten Adlerklauen wieder und der kaum verklungene Flügelschlag ruchloser Sitten umbrauste wild und schwer der Bürger Heerd und Ohr. Und als dieselben lang' geduldet, lang' geschwiegen, haben sie in grimmer Wuth das Schloß erstürmt und ihre Peiniger von dannen gejagt. ***) Etliche sagen, sie seien in solchem Lärme umgekommen und erschlagen worden. ****)

Anders aber flüstert um die letzten Tage eines dieser Ritter eine alte, weitbekannte Sage, die wohl Hermann's Namen bleibender als die Geschichte es gekonnt, mit leisen und doch unlöschbaren Zügen den Gedächtnißtafeln alter Zeiten eingegraben. †) Möge sie

---

*) „Das hat er an dem Kloster des heiligen Bonifacius verdient!" zürnt wohlgefällig der Chronist von Burschla.

**) Frankenberg an der Eder, ein Städtchen in der heutigen Provinz Oberhessen.

***) Christ. Braverus antiq. Fuldens p. 148. — Wilh. Dillichius in Chron. Hassiae II. 185.

****) Gerstenberger in seiner Frankenberger Chronik.

†) Noch jetzt in dem Volksmunde lebendig, klingt die Sage von dem Ritter Treffurt fast in jeder Chronik wieder. Becherer a. a. O. S. 337. Paullini Annal. Isenac. p. 82. (mit der abweichenden Bemerkung, daß nicht Hermann, sondern Friedrich es gewesen, den die Sage meine); Win-

in schlichten Reim gekleidet, in dem sinnigen Gemüthe lieber Sagenfreunde stillen Anklang finden.

Ritter Treffurt.

Es war ein wilder Ritter, gestählt in manchem Strauß
Der zog, der Wandrer Schrecken, auf reiche Beute aus;
Doch nicht blos todte Schätze, er stahl auch Herzen gern
Und minnte abenteuernd, gefürchtet nah' und fern.

Und wo auf seiner Fährte ein reizend Frauenbild,
Da streift' der kühne Jäger wohl nach dem edlen Wild;
Und wenn die Gunst der Minne sich dauernd ihm versagt,
So hat er gier'gen Frevels Gewalt und List gewagt.

Doch ob aus jedem Blicke ihm glüht der Sünde Lust,
Sobald der Meßner läutet, da — kreuzt er Stirn und Brust
Und neigt mit frommer Demuth sich vor dem Gnadenborn
Und sühnt im frommen Wahne des Himmels Schmerz und Zorn. —

Und einst, vom nächt'gen Schleier gespensterhaft umwallt,
Durchströmt auf flücht'gem Rosse der Ritter Thal und Wald:
Er hat im Arm der Sünde gar minniglich gekos't,
Und achtet nicht des Pfades, nicht, wie die Windsbraut tos't.

Und als im süßen Sinnen er also irrt und träumt,
Was ist es, daß der Renner so trotzig wild sich bäumt?
Ach von des Hellersteines thurmsteiler Wand hinab,
Wie gähnt aus finsterm Schlunde ein tiefes Felsengrab!

Der Ritter, schier geblendet, erglüht im wilden Zorn
Und schlägt des Rosses Seiten mit blutig scharfem Sporn;
Und schäumend stürzt das treue sich in den jähen Tod: —
„O heil'ge Mutter Gottes, erbarm' dich meiner Noth!"

Der Ritter ruft's inmitten der grausen Höllenfahrt, —
Und sieh', die Gnadenreiche hat freundlich ihn bewahrt;
Das Schwert ist wohl gebrochen, gesprengt des Sattels Schooß,
Doch Roß und Reiter ruhen im schwellend weichen Moos.

Und in der Brust des Sünders ergüt's wie Himmelsschein,
Und zum Memento mori! wird ihm der Hellerstein.

Eelmann a. a. O. II. 326; Spangenberg, Henneberg. Chron. S. 74, Zapp in seiner von Junker herausgegebenen Beschreibung der Stadt Eisenach, S. 22. — u. a. m.

Flugs tauscht er Helm und Schienen mit här'nem Mönchsgewand
Und nimmt statt Schwert und Becher das Crucifix zur Hand. —

So büßt in frommer Reue, so büßt er lang' und tief,
Bis ihn des Himmels Stimme versöhnt von hinnen rief.
Doch ob er auch begraben am still verruf'nen Ort,
Er lebet auf den Lippen des Volkes fort und fort.*)

Wie aber seiner Klosterbrüder ernstes, schauerliches Todtenamt, so wünscht und singt auch unser Herz ihm nach: „Requiescat in pace!“

Ob aber Hermann's jüngerer Bruder diesen Frieden schon auf Erden fand, vermögen wir nicht zu berichten. Nur die eine Kunde leuchtet aus der dämmernden Sagengeschichte jener fernen Zeit, daß Frankenberg, beschwichtigt durch landgräflichen Befehl, ihm wiederum gehuldiget und daß er dort, der letzte Sprosse eines mächtigen Geschlechtes, seine altersmüden Augen schloß.

Treffurt aber ward von nun an, eine Ganerbschaft**), den drei vereinten Siegern zugetheilt, die sie gewonnen, und erblühte unter mildem Schutze jener hehren Fürstenhäuser, in dem Sonnenschein des Friedens sich verjüngend, frisch und froh empor. Die stolze Veste aber, die ihr Felsenhaupt gleich einer Krone einst geziert, sie war gebrochen — ob in jenem harten Rachestreite, also daß fünfhundert Jahre an den kühnen Trümmern schon genagt, ob später, weil verlassen und geächtet, allgemach verfallend und verwais't? — genug, ihr blutiger Stern ist erloschen, die Wucherblüthe ihrer Macht und ihres Glückes ist gewelkt, und in dem einsamen Gemäuer, noch Jahrhunderten mit seiner Felsenstirn trotzend, nistet, statt des früheren Geschlechts, lichtscheue Eulenbrut und krächzt um stille Mitternacht ihr schauerliches Todtenlied.

Das Städtchen aber, von den malerischen Bergruinen — seiner alten Schmach und seines alten Glückes stummen Zeugen — überragt, ist seit der jüngsten Zeit dem Königreiche Preußen einverleibt. Und ob es seine Herren, wie die Frauen ihr Gewand, auch oft gewechselt***); ob es manchmal wohl ein Erisapfel war, um

---

*) Er starb, nachdem er seine Lehen den Brüdern anheimgegeben und seine Schätze den Armen gespendet, in dem Barfüßerkloster zu Eisenach im Jahr 1347 und wurde, wie die Chronikenschreiber einhellig berichten und Paullini a. a. O. sich ausspricht: „Sepaltus in loco sordidissimo, intra moena scilicet et aedem B. Virg., quo satari ire solebant scholastici; hunc vero ipse sibi elegerat.“

**) Ganerbschaft (condominium), dem alten Worte: „Gan“, s. v. a. „Gemeinschaft“, entstammend.

***) Treffurt ist nach und nach und nicht selten mehrfach getheilt im Besitze der Landgrafen und Kurfürsten von Hessen, der Kurfürsten und Herzöge von Sachsen, der Bischöfe von Mainz, der Landgrafen von Rothenburg und des ephemeren Königs von Westphalen gewesen.

dessen Schale, Fleisch und Kern sich mächt'ge Hände stritten, und ob in dem dreißigjährigen Verheerungskriege auch die kaiserlichen Generale Götz und Hatzfeld räuberisch in ihm gehaust: so spiegelt sich die finstere Vergangenheit in einer desto lichteren Zukunft und die Schmach, die sonst auf Treffurt ruhte, ist durch ihrer Bürger stillen Fleiß schon längst getilgt, und aus den Blüthenbäumen duften leise Stimmen, aus dem Werrastrome flüstert die Najade, aus des Thales grünen Matten nicken tausend Halme:

Gottes Aug' und Königshand:
Schirmen gnädig Stadt und Land!

H. Schwerdt.

Sachsenburg.

In dem nördlich gelegenen Theile des fruchtbaren schönen Thüringens, dort wo die Unstrut durch einen waldbegrenzten Engpaß zwischen den Bergketten der Hainleite, Finne und Schmücke zur güldnen Aue hinab ihren Lauf verfolgt, an der westlichen Pforte dieses Engpasses ragen über dem linken Ufer der Unstrut die Trümmern zweier Burgen empor, welche beide den Namen: Sachsenburg führen. Nach ihrer Lage wird die auf der Bergspitze weithin sichtbare — die obere und die tiefer am steilen Abhange des Bergfußes gelegene — die untere Sachsenburg genannt.

An der Felsenwand hin lehnt sich das Dorf gleiches Namens, dessen Bewohner vordem Paß-Männer hießen, weil sie den Engpaß zu bewachen hatten. Die Wellen der Unstrut und Wipper welche sich hier vereinigen, fließen langsam an dem Dorfe vorüber und scheinen in den mannigfachen Windungen ihres Flußbettes gern an dieser von der Natur reichgeschmückten Stelle zu verweilen. Durch das Dorf führt die belebte Kunststraße von Magdeburg nach Erfurt, deren Erneuerung und Erweiterung auch den Neubau einiger schönen Brücken jüngst zur Folge gehabt hat, so daß uns hier Natur und Kunst in lieblichem Vereine begegnen. Am westlichen Ende des Dorfes liegt die königl. Domaine mit den bedeutenden Ländereien, welche ehedem zur untern Burg gehörten. Von hier aus führt zwischen Obstpflanzungen der bequemere, aber weitere Weg zur Höhe. Folgen wir aber von dem östlichen Ende des Dorfes aus — dem kürzern, so steigen wir auf einem gebahnten Wege, von welchem ein Seitenweg zu dem links auf der Berghöhe über dem Dorfe gelegenen stattlichen Pfarrhause führt, rechts zu der unteren Burg empor, welche nur noch in einem starken Thurme, einigen den Hofraum umschließenden Ringmauern und verfallenen Gewölben besteht. Den Hofraum hat die Industrie zu einem Getreideacker gemacht. Eine Oeffnung der südlichen Ringmauer läßt uns aber in ein thurm-

artiges, tief abwärts gehendes Gebäude einen Blick thun, bei welchem unwillkührlich ein Schauer durch die Gebeine rieselt. Wir stehen vor dem noch nicht ganz verschütteten Burgbrunnen, der ehedem bis zum Spiegel der Unstrut hinab sich senkte und aus dessen Tiefe die hineingeworfenen Steine uns einen dumpfen Wiederhall zurückschicken.

Außerhalb der Ringmauern nimmt uns eine schattige Linde unter ihre Zweige auf, wo wir von der steilen Felsenhöhe hinab auf das Dorf mit seinen Gärten und belebten Wiesen blicken. Gegenüber südwärts erhebt sich die vor einiger Zeit noch mit Wald bestandene, jetzt kahle Schmücke, das nördliche Ende des bis nach Eckartsberga fortlaufenden Bergzugs, Finne genannt. Dem Silberstreife der Unstrut mit unserm Auge nach Osten folgend, sehen wir hinter dem schönrothen waldbewachsenen Berge das Kloster Oldisleben mit dem am Fuße desselben gelegenen großen Dorfe gleiches Namens hervorragen, während die weiße Kunststraße um die Schmücke südöstlich sich wendend, nach Schloßheldrungen hinweiset. Weiter hin nach Morgen windet sich die Unstrut durch fruchtbare Wiesen nach der güldenen Aue hin, von welcher wir die Gegenden um Sangerhausen und Allstädt erblicken, bis die blauen Höhen des mansfelder, erzreichen Gebirges den Horizont begrenzen.

Hier unter dieser Linde ist sonder Zweifel die Stelle, von welcher der Beschauer, wenn auch nicht die weiteste, doch die malerischste und romantischste Aussicht genießt. Wendet er sich nach Westen, so breitet sich vor ihm ein Wiesenteppich aus, der meilenlang von stattlichen Dörfern eingefaßt, einen wohlthuenden Anblick gewährt. — Südlich zunächst liegen vor ihm die zum ehemaligen Amte Sachsenburg gehörenden Dörfer Gorsleben, Etzleben, Büchel, Griefstedt, westlich das mit der obern Burg in geschichtlicher Beziehung stehende Dorf Cannewurf und hinter demselben das Städtchen Kindelbrück. Weit hinaus schweift der Blick über die viel bewohnten Hügelreihen bis zu den Thürmen und Wällen der 5 Meilen fernen Stadt Erfurt, hinter welchen sich am Horizonte das Thüringerwaldgebirge mit seinen hervorragenden Koppen erhebt. Der am westlichen Horizonte sichtbare blaue Zuckerhut, der Inselsberg, verkündet dem Reisenden auf die nächsten Tage regenfreie Witterung, und der im Süden näher als jene sich erhebende hohe Ettersberg erinnert uns, daß hinter ihm einst ein Wieland, Schiller und Göthe wohnten.

Wenden wir uns aber nordwärts, so winken uns die Thürme der obern Burg und mahnen zum Aufbruch. Bevor wir die zuletzt etwas steile Bahn zu denselben antreten, treffen wir ein zwischen beiden Burgen gelegenes Kirchlein, das von Linden umschattet, in der Mitte eines Friedhofs — wahrscheinlich in der Vorzeit die Burgkapelle, jetzt die Kirche der Dorfbewohner, auf solcher Höhe uns überrascht. Blicke nicht, lieber Wandrer, durch die ärmlichen Fensterscheiben in das düstre Innere dieses Kirchleins. — Bald wird es ganz verfallen, denn einem neuen, ihr näher Gelegenen sieht die kleine Gemeinde sehnlich entgegen; — aber aus den Umgebungen

des Kirchleins nimm ein Memento mori mit auf den Weg, damit du nicht beim Emporsteigen erhitzt, auf zugiger Höhe das Loos des Jünglings theilst, dessen Leichnam, hier entseelt gefunden, dort unter jenem Grabhügel, fern von der Heimath, seine Ruhestätte fand. —

Die Wälle sind erglimmt und wir stehen vor den beiden Trümmern, welche von ferne zweien Thürmen gleichen, in der Nähe aber nur einen Thurm und ein längliches Gebäude, dessen Westseite abgerundet ist, sehen lassen. Den Einblick in den hohen Thurm gestattet ein Durchbruch seiner starken Mauern, zum ursprünglichen Eingang führte nur aus dem Hause eine Brücke, wie die in einer Höhe von 20 Ellen befindliche Thüröffnung vermuthen läßt.

Die parallel laufenden, regelmäßigen Fensteröffnungen der Ruinen des Hauses verrathen, daß dieses Gebäude spätern Ursprungs ist.

Hier wollen wir, nachdem wir an der weiteren Aussicht uns geweidet und nordöstlich den über dem Walde sich emporreckenden Kyffhäuser begrüßt haben, unter den Trümmern dieser Burg die Jahrbücher der Geschichte aufschlagen und, wie mit dem Auge von der Nähe zur Ferne, an Clio's Hand mit unsrer Erinnerung aus der nächsten in die fernste Vergangenheit hinausschweifen, wo die Zeugnisse der Vorzeit in die Nebelferne der Sage sich verlieren. Spärlich sind die Blätter, die uns von den Schicksalen dieser beiden Burgen Kunde geben und nicht dem Leser der Geschichten einzelner Burgen sondern dem Forscher auf dem Gebiete der thüringischen Specialgeschichte gelingt es, einzelne hieher gehörende Körnlein zu finden. Was euer Begleiter einst in mußereichern Stunden der Vergangenheit gesammelt und gespart, will er Euch, liebe Leser, die ihr ihm, sei's im Geiste oder in der Wirklichkeit, hieher gefolgt seid, überantworten.

Bis zu welchem Zeitpunkte die obere Burg bewohnt gewesen, ist unbekannt. Die untere Burg, im vorigen Jahrhundert Sitz des churfürstlich sächsischen Justizamtes und Wohnung der Beamten, wurde in dem ersten Jahrzehende dieses Säculums wegen Baufälligkeit verlassen und nach und nach abgetragen, das Geschäftslocal und die Wohnung der Beamten aber in ein im Dorfe gelegenes landesherrliches Gebäude verlegt und ein Theil der verlassenen Burg nur noch als Gefangenanstalt benutzt. *)

Die mit diesem landesherrlichen Schlosse verbundenen Grundbesitzungen bildeten das oben schon als Domainenamt erwähnte Kammerguth. Außer diesem gehörten aber auch zur untern Burg **)

*) Struv politisches Archiv Theil III. p. 2013 u. ff.

**) Sie glich dem Schlosse Wendelstein wie dasselbe jetzt noch von der Mittagsseite zu sehen ist.

früher die freien Rittersitze derer von Hoff und Vitzthum von Eckstedt, ehe Churfürst Moritz mit denselben den Obersten Georg von Vitzthum belieh. Das Amt Sachsenburg, unter welcher Benennung nicht nur die untere Burg, sondern auch die zu dem Amtsbezirke gehörenden Dörfer Bilzingsleben, Griefstedt, Büchel, Etzleben, Gorsleben und Sachsenburg zu verstehen sind, gehörte, ehe es im Jahr 1815 an die Krone Preußen mit fiel, bis zum Jahre 1567 zurück dem Hause Sachsen albertinischer, vorher aber den Herzögen ernestinischer Linie. Letztere mußten es dem Churfürsten August von Sachsen nebst anderen Aemtern als Unterpfand für die auf die Schleifung des Schlosses Grimmenstein verwendeten Unkosten überlassen. Es wird dieses Amt als ein landesherrliches schon im Jahre 1445 erwähnt, als der Churfürst Friedrich II. mit dem Herzog Wilhelm III. sich in die ererbten väterlichen Länder theilten. Auf welche Weise es aber an die Herzöge von Sachsen gelangt ist, da bis zum Jahre 1382 die Grafen von Beichlingen die obere und untere Burg besessen, darüber findet sich nirgends eine Spur. Da wir aber nun die gefunden, welche beide Burgen zugleich besessen, so gehen wir auf die Geschichte der obern Burg zurück.

Die obere Sachsenburg gehört nicht zu dem Amte, sondern zu dem im Dorfe Cannewurf gelegenen Rittergute, mit welchem das einst in Thüringen reich begüterte, altadliche, mit Georg Ludwig im Jahr 1828 ausgestorbenen Geschlecht derer von Bendeleben beliehen war — oder vielmehr das adelich Bendelebensche Rittergut in C. gehörte als Burglehn zur obern Sachsenburg, so wie auch einige Sattelhöfe zu Gorsleben und Büchel. *)

Aus einem vorliegenden Lehnbriefe vom Jahre 1561, welchen der Herzog Johann Friedrich von Sachsen am Tage Aegidii zu Weimar dem Georg von Bendeleben ausgestellet hat, ergiebt sich, daß der Herzog Georg von Sachsen zuerst dem Hans von Bendeleben das Burglehn zu Sachsenburg mit 6 Hufen artbaren Landes, 100 Aeckern Holz, 2 Aeckern Weingarten, 2 Aeckern Hopfengarten mit Weide, Wiesen, Triften und Zinsen, dazu auch das obere Schloß zu Sachsenburg nebst Trift, 4½ Hufe Landes mit 9 Maltern und 8 Scheffeln Roggen- und Gersten-Zinsen in Bilzingsleben in Lehn gegeben, dabei aber das Oeffnungsrecht auf die Burg in Kriegszeiten, nach welchem er in dieselbe Besatzung legen konnte, wenn es nöthig, ausdrücklich sich vorbehalten hat. Von diesem Hans von Bendeleben hat es dessen Sohn Valten und nach dem Letzteren der Enkel Georg geerbt.

Im 16. Jahrhundert war demnach die obere Burg noch im Gebrauche und Vertheidigungszustande.

---

*) Struv politisches Archiv l. c.

Vor obengedachter Belehnung des von Bendeleben hatten im Laufe des 15. Jahrhunderts die Herzöge von Sachsen beide Burgen inne, aber am Ende des 14. Jahrhunderts schrieben sich die Grafen von Beichlingen Herren zu Sachsenburg. Unter den Urkunden des Klosters Oldisleben, welche Schamelius in seiner Beschreibung desselben aufbewahrt hat, finden sich zwei Schenkungsbriefe von Heinrich III. und Hermann I., Grafen zu Beichlingen und Herren zu Sachsenburg. Beide Brüder schenkten dem Kloster im Jahre 1360 eine Hufe Land in Capellendorf und 1363 eine halbe Hufe in der Flur zu Kannewurf. Ihr Vater Friedrich II. verpfändete im Jahre 1339 *) für 2000 Mark Silbers, die er den Erfurtern schuldete, an seine Oheime und Vettern, die Grafen Günther von Schwarzburg, Grafen Heinrich von Hohnstein und Herrn zu Sondershausen, welche in seine Schuld traten, den ihm zugehörigen Theil des Schlosses und der Stadt Frankenhausen, so wie das Oberhaus zu der Sachsenburg.

Dieser Friedrich war aber ein Sohn des Heinrich, Grafen von Beichlingen, welcher mit einer Gräfin Oda von Hohnstein, Tochter des Heinrich von Hohnstein, vermählt war. Durch diese Verbindung ist wahrscheinlich die Sachsenburg als Heirathsgut an die Grafen von Beichlingen gekommen, denn früher im Jahr 1319 besaßen der Vater der Oda und deren Oheim Dietrich, Graf von Hohnstein, die Sachsenburg als Eigenthum. Sie schenkten in demselben Jahre bei einer Sühne dem Landgrafen Friedrich I. (mit der gebissenen Wange) die Häuser zu der Sachsenburg, (seither ihr Eigenthum) und erhielten dieselben mit allen dazu gehörigen Gütern, wie sie Graf Otto von Anhalt gehabt, von dem Landgrafen wieder zum Lehn. **)

Dieses weiset uns auf die Besitzer der Sachsenburg im 13. Jahrhundert zurück, die Grafen von Anhalt. Mit einer Gräfin von Anhalt, Sophie hatte sich Dietrich II. Graf von Hohnstein vermählt und es ist sehr wahrscheinlich, daß durch diese die Sachsenburg an die Grafen von Hohnstein gelangt ist.

Die Grafen von Anhalt sind aber die frühsten Besitzer dieser Burg, welche geschichtlich nachgewiesen werden können. In dem Jahre 1299 noch verhandelte ein Otto, Graf von Anhalt, mit dem Abte des Klosters Oldisleben, und verkaufte 1293 an denselben einen Morgen Landes in Prisendorf. Sein Vater Johann von Anhalt verkaufte an dasselbe Kloster anno 1285 eine Hufe Landes und einen Hopfengarten am Holze für 25 Mark Silbers um fünf

---

*) Der Verpfändungsbrief steht in Müldners Historie des Klosters St. Georgi zu Frankenhausen. S. 24.

**) Tenzel. Vita et fota Friderici admorsi in Menk. Script. rer. germ. Tom. III.

Jahre früher ein Stück Wald um denselben Preis.*) Graf Bernhard von Anhalt und Herr zu Sachsenburg, Vater des Johann, verkaufte nicht, sondern verschenkte im Jahr 1267 an das Kloster einen Bauernhof zu Stusfort mit einem Morgen Landes. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts zurück weiset die thüringische Geschichte auf diese Grafen als Besitzer der Burg, obgleich sie nicht namentlich angeführt werden. Sie hatten dort ihre Vögte, welche durch Wegelagerungen und Räubereien in der Umgegend übel hausten, daher damals unsere Burg als Raubschloß ein Schrecken aller Reisenden und Anwohner, aber auch ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der Landesherren war. Unter den Grafen von Anhalt ist es mehrmals zerstört worden.

Als Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, nach dem ersten thüringischen Erbfolgekriege am 1. Juli 1249 mit den thüringischen Ständen einen Friedensvertrag zu Weißenfels abschloß, kamen beide Theile dahin überein, daß alle die seit des Landgrafen Raspe Tod wieder aufgebauten Raubschlösser, besonders Sachsenburg und Vitzenburg, wieder zerstört werden sollten. Vom Landgrafen Raspe waren im Jahr 1234 mehrere Raubnester zerstört, aber während des Kriegs wieder hergestellt worden, zu welchen auch Sachsenburg gehörte.

Ob der Beschluß ausgeführt worden, darüber findet sich kein Nachweis, aber 40 Jahre darnach wurde es als eine starke Veste vom Landgrafen Friedrich I. und Dietzmann wider den Kaiser Adolph von Nassau gebraucht.

Als der Kaiser Rudolph im letzten Jahrzehend des 13. Säculums 99 Raubschlösser zerstörte, brach er auch mit Hülfe der Erfurter die Sachsenburg. Eine anderweite Nachricht von späterer Zerstörung findet sich nirgends. Daß aber die gegenwärtige Ruine nicht aus jener Zeit in ihrer Verfallenheit liege, dafür zeugt schon ihre ganze Bauart und die Belehnung des Georg von Bendeleben im 16. Jahrhundert, wo sie noch brauchbar war. Es gewinnt vielmehr die Vermuthung Raum, daß die Gebäude im Laufe der letzten drei Jahrhunderte nach und nach immer mehr in Verfall gerathen seien, nachdem sie nicht mehr bewohnt worden sind und die Besitzer der dazu gehörenden Güter nach Cannewurf ihren Sitz verlegt haben.

Wenn wir aber weiter zurück in die Vorzeit des 13. Jahrhunderts gehen und fragen wollten: Wie gelangten die Askanier zum Besitze dieser Burg? — so läßt uns die Geschichte ohne sichere Aus-

---

*) Die Kaufurkunden s. in Schamelius Beschreibung des Benedictiner-Klosters Oldisleben.

** Die vollständige Urkunde in lateinischer Sprache findet sich im zweiten Theile der thüringischen Chronik von Falkenstein p. 907. unter Rabenswalde.

kunft, denn darüber, daß ein Graf Otto von Orlamünde im Jahr 1062 — 1067 sie als Allodialgut besessen und seine dritte Tochter Adelheid, welche der Graf Albrecht von Anhalt geheirathet, als väterliches Erbe ihrem Gemahl zugebracht haben soll, hat Schreiber dieses keinen geschichtlichen Nachweis finden können. Wahrscheinlicher ist, daß wie Scheidingen vom Stifte Bamberg, auch Sachsenburg den Grafen von Anhalt in Lehn gegeben worden sei.

Sagitar*) zählt alle die Vermuthungen der thüringischen Geschichtsschreiber seiner Zeit auf, welche die Erbauung der Sachsenburg mit dem Falle und der Theilung des Königreichs Thüringen, worüber im zweiten Bande dieses Werks S. 145 — 162 das Nähere schon gemeldet worden ist, so gern in Verbindung bringen. Es ist der Grund dieser Vermuthungen aber eben so wenig urkundlich zu beweisen, als die Sage, daß die untere Burg ihren Namen Haakenburg von einem Sachsen-Ritter, genannt: Er Hak, (von welchem die Herren von Hagk abstammen sollen) erhalten habe, weil dieser von den Sachsen zuerst in die neuerbaute Burg gesetzt worden sei.

So ungern man sich auch von einer langgehegten Meinung trennen mag, welche eine liebe Stätte mit dem Nimbus hohen Alterthums umgiebt, so muß sie doch der Geschichtsforscher auf das Gebiet der Sage verweisen, so lange nicht genügende Zeugnisse solcher Geschichtsschreiber, welche der Zeit des Erzählten nahe standen, für die Thatsache sprechen. Dahin gehöret aber folgende von Sagitar, Olear, Adelar Erich, Cyriakus Spangenberg und andern ungenannten Verfassern geschriebener Chroniken nacherzählte Sage. Als die Sachsen und Franken in das Königreich Thüringen sich getheilt und Erstere den nördlichen, über dem linken Ufer der Unstrut gelegenen Theil erhalten, die Franken aber sich die über der Unstrut gelegenen Salzquellen vorbehalten hatten, an welchen sie Frankenhausen mit einer Feste aufbauten, waren die Sachsen auch darauf bedacht, ihre Grenzen an der Unstrut zu sichern und erbauten auf der Höhe, der Finne gegenüber, die Grenzfeste Sachsenburg und weiter hinauf an der Wipper die Feste Sondershausen.

Durch diese Sage ist die Meinung weit verbreitet, daß Sachsenburg eine der ältesten Burgen Thüringens sei, doch giebt es Mehrere, deren höheres Alter geschichtlich erwiesen werden kann.

Nicht unerwähnt sollen aber bleiben einige Ueberbleibsel heidnischer Vorzeit, welche im Jahre 1819 hier in der Nähe aufgefunden wurden. In dem von der obern Burg westlich gelegenen königlichen Forste, welcher der Götzenhain genannt wird, erheben sich 7 Hügel, von

*) In s. Werke: Antiquitates regni thuringici lib. II. Cap. XII. §. 21. 22.

denen fünf in dem ebengedachten Jahre untersucht worden sind. Der Erste war ringsum von einer niedern Mauer aus unbehauenen zwei bis drei Ellen hohen Steinen in einem Umfang von 123 Fuß umgeben, enthielt viele Kohlen und Thierknochen und wurde als ein altdeutscher Opferheerd erkannt. Der zweite Hügel lieferte keine Ausbeute, aber desto mehr der dritte. Er hat einen Umfang von etwa 100 Schritten und nur 10 Fuß Höhe. Beim Umgraben fand man darin ein ziemlich erhaltenes Skelet, um welches gegen 300 kleine kegelförmige Thonstücken gelegt waren, außerdem zwei Dolche aus gegossenem Kupfer, ein keilförmiges Instrument von schwarzem Kiesel und drei Pfeilspitzen von Feuerstein. In zwei andern Hügeln wurde ein Hammer von Basalt und eine kupferne Nistel=Nadel gefunden. Da man neben den kupfernen und steinernen Waffen nichts von Eisen gefunden, so läßt sich den Gegenständen ein sehr hohes Alter beimessen. Nicht weit von diesen Hügeln findet sich ein 50 Schritte langes, 30 breites und 10 Ellen tiefes Bassin, bei dessen Untersuchung Urnen=Scherben und Knochen von Thieren, die dort geopfert worden sein mochten, in Menge hervorgegraben wurden.

Doch umgeben uns hier Denkmäler nicht blos heidnischer Vorzeit, sondern sogar Spuren vorweltlicher Erzeugnisse. In dem Kalksteine von bräunlichgelber Farbe finden sich Schaalthier=Versteinerungen, unter denen die Encriniten von Seesternen besonders merkwürdig sind. Man nennt sie hier zu Lande Bonifaciuspfennige, von denen die Sage geht, daß der Apostel der Thüringer mit denselben in Ermangelung des Geldes gezahlt habe.

Wie aber kommen auf diese Höhe Versteinerungen von Seethierchen? —

Ehe die Gewässer der Flußgebiete der Unstrut, Gera, Wipper, Lossa und Helbe, welche jetzt in engen Betten durch fruchtbare Thäler fließen, den Ausgang durch diesen Engpaß zu der tiefer gelegenen güldnen Aue gewinnen konnten, standen alle diese Thäler tief unter einer unübersehbaren Wasserfläche, aus welcher nur die Bergspitzen als Inseln emporragten. Wenn nun Wellen gegen die Küste laufen, so werfen sie mit Sand und Geröllen auch Schaalthiere und andere organische Substanzen ans Land und bilden Anhäufungen derselben, welche durch Kalk= und Schlammabsätze verkittet werden — so erklärt ein großer Naturforscher unserer Zeit *) die Versteinerungen der Meer=Schaalthiere. — Und erwägen wir, wie viele Jahrhunderte verfließen mußten, ehe jene Fluthen hier diese Bergkette aus einander sägten, so blieb zur Versteinerung der angeschwemmten Seesterne an dem Ufer, das wir jetzt als einen Berg erglimmen, Zeit genug übrig.

Gern knüpfte Schreiber dieser Mittheilungen an dieselben noch Sagen und Mährchen, die in dem Munde des Volks fortle-

---

*) Oken, allgemeine Naturgeschichte, I. Band.

den und die Führer den Besuchern denkwürdiger Plätze zur Unterhaltung mittheilen. Aber Sachsenburg bietet in dieser Beziehung nichts dar.

Wir werfen noch einen Blick in die Runde der wunderschönen Natur und scheiden von dem öden Gemäuer mit dem Gedanken:

Nimmer entfliehet dem Sturz, was Menschen, die Stolzen, erbauten.
Ewig blüh'st du und schaffst herrliche Freuden, Natur!

Pfister.

Die drei Bergstädte

Andreasberg, Clausthal und Zellerfeld.

Glück auf! Glück auf! in der ewigen Nacht;
Glück auf! in dem furchtbaren Schlunde.
Wir klettern herab aus dem felsigten Schacht
Zum erzgeschwängerten Grunde.
Tief unter der Erde, von Grausen bedeckt,
Da hat uns das Schicksal das Ziel gesteckt.

Th. Körner.

Wenn ich mit meinen beiden Reisegefährten aus dem blumenreichen, lebenvollen Sommer mitten in den öden, einsamen Winter hinein versetzt worden wäre, hätten wir nicht mehr verwundert sein können, als da wir, vom Unterharze kommend, in den Oberharz einwanderten. Dort hatten wir uns in einem herrlichen Park zu befinden geglaubt und fröhlich waren wir über duftende Wiesen, unter schattigem Laubdache, welches ehrwürdige Eichen, schlanke Buchen, silberhäutige Birken, dunkle Rüstern und säuselnde Tannen in buntem Gemisch bilden, dahin gewandert, hatten uns erfreut an der stets wechselnden und reizenden Scenerie, wo bald eine freundliche Mühle und friedlich hinter Obstbäume versteckte Dörfer, bald ein romantisch an bebuschte Felsen hingelehntes Hüttenwerk, bald eine malerische Burgtrümmer das Auge ergötzt, wo jeder Berg eine entzückende Fernsicht gestattet, das schwellende Gras, in dem die aromatische Walderdbeere glüht, zum Niedersitzen einladet und Männer, Frauen und Kinder mit freundlichen, muntern Augen den Wanderer anblicken; — hier trug Alles einen nordischen Character. Durch

langweilige Tannen- und Fichtenwaldungen führte unser Weg auf erstorbenen Tannennadeln, auf falbem Moos oder Haidekraut, zwischen himmelhohen Bergen dahin, die in einförmiger und darum ermüdender Form zu beiden Seiten des Weges die riesigen Häupter erhoben; kein Ackerfeld, kein Fruchtbaum zeigte sich unsern spähenden Blicken und nur selten belebte sich die Gegend durch das Erscheinen eines rußigen Köhlers, der mit dem gewaltigen Schürbaume aus dem Gebüsch schritt, und dessen Anblick alle Räubergeschichten, die wir jemals gehört oder gelesen, in unserm Gedächtniß rege machte, oder durch einige Holzfäller, die, mit mächtigen Aexten bewaffnet, unsern Weg durchschnitten, und selbst die Gebäude, welche wir in dieser Wildniß antrafen, hatten wenig Einladendes, da die dürren Schindeln oder schwarzblauen Schieferplatten, mit denen sie gedeckt waren, und die verwitterten grauen Holzbekleidungen, allen ein überaus trauriges Ansehen verliehen. Endlich wurde es lebendiger um uns her. Bergleute mit blassen, ernsten Gesichtszügen schritten an uns vorüber, Holz- und Kohlenfuhren begegneten uns, Hirten mit wohlgenährten, spiegelblanken Heerden kamen den Weg daher, denn wir befanden uns in der Nähe von

Andreasberg,

der zweiten hannöverschen Bergstadt, die, ihre besten Gebäude sammt dem Rathhause in eine Schlucht verbergend, mit ihren meist kleinen unansehnlichen Häusern eben nicht verlockend zu uns herüberblickte. — Oede und kahl ist die Bergfläche, auf der sie sich hinerstreckt, und ohne den frischen, grünen Wiesenteppich, welchen die Andreasberger dem rauhen Boden umher abgezwungen haben, würde man die Lage der Stadt traurig nennen müssen, so heiter uns auch fast aus jedem Hause, an welchem wir vorüberschritten, die Gesänge der Vögel und besonders das Schmettern der Canarier entgegentönte. — Es leben hier gegen 4000 Menschen in 400 Häusern, von denen der Bergbau wenigstens tausend beschäftigt. Der Ackerbau, der sich nur auf Kartoffeln, Hafer, Gerste und Sommerroggen beschränkt, ist wegen der Rauhheit des Klima's natürlich sehr dürftig, dagegen macht die Rindviehzucht einen bedeutenden Nahrungszweig aus. Viele beschäftigt hier auch der Handel mit Vögeln, das Stricken und Spitzenklöppeln.

Dem Reisenden, dem es um schöne Gegenden oder Denkmale der Vorzeit zu thun ist, hat übrigens Andreasberg nichts Befriedigendes darzubieten, aber der Bergmann und der Mineralog findet hier seine Rechnung, denn so reiche Silbererze, als hier gefunden werden, hat keine andere Gegend des Harzes aufzuweisen. Als wir uns daher im Rathskeller etwas restaurirt und dann den dicht über der Stadt gelegenen Glockenberg, welcher die beste Ansicht der Stadt und der Umgegend darbietet, bestiegen hatten, beschlossen wir, auf

einige Stunden von dem freundlichen Lichte des Tages zu scheiden, suchten und erhielten bei dem zeitigen Bergsecretair die nöthige Erlaubniß, die Gruben befahren zu dürfen, und bald waren wir in Bergleute umgewandelt, bald flammten die Grubenlichter in unsern Händen, und mit fröhlichem „Glück auf!" fuhren wir ein in den tiefen, dunkeln Schacht, in die Zellen, in denen die Gnomen geheimnißvoll schaffen und weben.

Wir stiegen mit Grubenlichtern hinab in den schwarzen Schlund,
Der Führer selbst schwankt schüchtern vorbei an manchem Grund,
Und weist die sichern Stege und nennt und erklärt das Gestein,
Und führt auf verborgenem Wege uns tief in die ewige Nacht hinein!

Und wo der Weg sich weitet, und man sich sicher denkt,
Und langsam fürbaß schreitet, in Anschaun stumm versenkt,
Da wacht des Führers Spähen und schreit ein sorglich: Halt!
Und tausend Stimmen erstehen, und donnern dumpf nachäffend: Halt!

Aufschauert man und zittert und staunt tief unten an,
Behend vorangeklettert, den grubenkund'gen Mann.
„Herr! faßt ja fest die Leiter, am kleinen Finger das Licht,
Und schreitet muthig weiter, und stürzet in den Abgrund nicht!" —

Uns graust der mächt'gen Schlünde, an denen wir jetzt stehn;
Wir prüfen die Leiter behende, eh' wir hinuntergehn.
„Ach, guter Führer, die Leiter die knattert, wie man sie betritt;
Da steig' ein Andrer weiter; wir wagen fürder keinen Schritt!" —

„Ihr habt nichts zu befahren; der alte Valentin
Steigt schon seit sechzig Jahren darüber her und hin!" —
Und wie wir den Alten schauen, da spornet uns die Schmach,
Da faßt uns ein Vertrauen, und muthig steigen wir ihm nach.

Und gehn fürbaß betrachtend im hohlen, hallenden Grab,
Bald hoch hinauf, bald schachtend hinunter, bald seitab.
Wo hohe Gewölb' uns halten, und keinen Pfad wir späh'n,
Da schau'n wir schweigend den Alten schnell durch die Felsenritzen gehn.

So kommen wir in den Schlünden an eine Halle sehr.
Die Tiefen kann ergründen kein sterblich Auge mehr.
Wer mag den Anblick malen, wie unser schwirrend Licht
So wunderbar die Strahlen hier in der ew'gen Urnacht bricht!

Hier schreitet selber sachte der bergesalte Mann,
Und ruft: „Nehmt Euch in Achte!„ und streckt den Stab voran,
Und dann weist der Begleiter, daß wir es können schau'n,
Wie dort die Bergleut' sitzen und in die harten Felsen hau'n! —

Und es ward uns zu Muth, als senke sich die schwarze Decke auf uns nieder und aufathmend blickten wir empor. Schauriges Geräusch, Hämmern und Pochen schallte rings umher und Finsterniß, wie im Grabe, umfing uns, die wir uns wie willenlose Kinder führen ließen. — Und hier unten in den dunkeln Eingeweiden der Erde sitzt einsam der Bergmann beim schwachen Schimmer seines Grubenlichts und verrichtet für kärglichen Lohn mit emsigem Fleiße sein gefahrvolles Tagewerk. Doch von der frühesten Jugend auf daran gewöhnt, thut er mit Lust die grausige Arbeit und läßt sich nicht schrecken durch den gewaltsamen Tod der Gefährten, nicht durch den Hinblick auf ein sieches Leben, nicht durch den kurzen Athem und den schwindsüchtigen Husten vieler seiner ältern Genossen.

Der Bergbau theilt sich hier in den inwendigen und auswendigen Zug. Zum inwendigen Zuge gehören alle diejenigen Gruben, welche nordöstlich, zum auswendigen diejenigen, welche südöstlich von Andreasberg liegen. Die Gruben des inwendigen Zuges sind die wichtigsten und unter ihnen sind besonders bemerkenswerth: Catharina-Neufang, Samson, Abendröthe, Bergmannstrost und Gnade Gottes. Zu den Gruben des auswendigen Zuges gehören: Claus-Friedrich, Andreaskreuz und andere.

Wie lange die hiesigen Werke, und die Gruben des Oberharzes überhaupt, schon im Betrieb sind, ist ungewiß und herrschen darüber die verschiedenartigsten Ansichten. So viel ist übrigens ausgemacht, daß im Rammelsberge schon Jahrhunderte hindurch Bergbau betrieben wurde, ehe man in diesen Gegenden daran dachte, denn in keinem der Lehnbriefe und Urkunden über den Oberharz wird vor dem Jahr 1296 der Bergwerke erwähnt. Honemann (Alterth. des Harzes p. 35.) redet zwar ganz dreist von Gruben in früherer Zeit, allein sein Gewährsmann ist einzig und allein der Cantor von Bockenem, von dem Honemann selbst sagt: daß er nicht wisse, woher jener seine Nachrichten genommen habe. Im Jahr 1296 aber erhielten einige Privatpersonen Erlaubniß, hier nach Erz forschen zu dürfen und es ist wahrscheinlich, daß sich der Bergbau vom Rammelsberge aus immer weiter in den Oberharz hineinzog. Schon wurde es lebendig in den Bergen, schon bildete sich hier und da ein Bergörtlein nach dem andern, da brach eine furchtbare Pest herein, die gar gräßlich wüthete und ihre Opfer in solcher Schnelligkeit hinwegraffte, daß die Arbeiter in der Frühe des Morgens frisch und gesund hinabstiegen in die Tiefen der Erde, aber nimmer wieder herauskamen, sondern von der Seuche ergriffen, haufenweise niedersanken. Die Gruben, welche kaum erst recht in Gang gekommen waren, wurden nun liegen gelassen und erst lange nachher wieder aufgenommen, wobei man ganze Haufen von Menschengebeinen auffand. Im Jahr 1500 fing man an, die Eisengruben bei Grund zu betreiben, und einige zwanzig Jahre später wird von Andreasberg gesprochen.

Von Joachimsthal kamen nämlich im Jahr 1520 Bergleute nach dem Oberharz und zwar anfänglich in die Grafschaft Hohnstein, welche die damals regierenden Grafen Heinrich und Hans Ernst,

Gebrüder, Herren zu Lohra und Clettenberg, von den Herzögen zu Grubenhagen als ein Lehn inne hatten. Die beiden Grafen hatten in ihrer, über die Grafschaft Clettenberg herausgegebenen Bergfreiheit oder Bergordnung gestattet, daß ein Jeder Erze suchen und Bergwerke anlegen könne, wo er nur wolle, und dadurch wurde eine ungeheure Menge von Bergleuten herbeigelockt. Sie begannen in der Gegend, wo jetzt die Bergstadt Andreasberg steht, nach Erz zu schürfen. Die erste Zeche, welche sie fündig machten, wurde St. Andreaskreuz genannt, weil die Schürfer daselbst zwei über einander setzende Gänge antrafen, wovon es nach der uralten bergmännischen Redensart heißt: die Gänge machen ein Andreaskreuz, d. h. kreuzen sich, oder schneiden sich, von welchem Umstande noch jetzt geglaubt und oft auch durch die Erfahrung bestätigt wird, daß alsdann in der Gegend des Durchschnitts edle Anbrüche zu gewinnen sind. — Weil nun in der Gegend, wo jetzt der Markt ist, einige Quellen waren, so fing man an, sich dabei anzubauen. Von der zuerst aufgenommenen Zeche Andreaskreuz erhielt die entstehende Bergstadt den Namen Andreasberg. (cf. von Rohrs Denkw. des Oberharzes p. 260. Honemanns Alterthümer.) Besonders nahm die Stadt in den Jahren 1535 — 37 zu, in welcher Zeit zu Andreasberg überall eingeschlagen wurde, so daß einer vor dem andern oft keinen Raum hatte und viele Gewerke mit einander in Streit geriethen. Da die Ausbeute der Bergwerke sehr bedeutend war, so wurde an die Stelle der im Jahre 1537 errichteten hölzernen Kirche bereits im J. 1568 eine ganz neue von Steinen erbaut und mit Schiefern gedeckt und da die Grafen auch Alles thaten, was das Gedeihen der Bergwerke befördern konnte, so standen dieselben in dieser Gegend gar bald in der herrlichsten Blüthe.

Zu gleicher Zeit war man auch auf andern Punkten des Oberharzes ungemein thätig. Der leidenschaftliche Herzog Heinrich von Wolfenbüttel war, sammt seinem Sohne Julius, des Bergbaues selbst sehr kundig, und scheute weder Mühe noch Kosten, den Bergbau auf seinem Gebiete emporzubringen, fuhr, wie Rothmeier in seiner Chronik (P. III. Cap. 62. pag. 1008.) erzählt, selbst in die Bergwerke ein und feuerte mit Wort und That die Bergleute zum Fleiß und Eifer in ihrem beschwerlichen Geschäft an. Aus der Zeit, wo die Pest den Harz entvölkert hatte, sah man noch viele Pingen und Halden und an allen diesen Orten wurde von Neuem eingeschlagen und die alten Zechen wieder aufgenommen. Eben so eifrig betrieben die Magdeburger Gewerke den Bergbau und wirkten im Jahre 1532 beim Herzoge eine Bergfreiheit aus, in welcher den Bergleuten freie Wohnung, Sicherung vor jeder Gewaltthätigkeit, freie Wochenmärkte, freies Backen, Brauen und Schlachten ohne irgend eine Abgabe, zinsfreies Bauholz, so viel zu dem Grubenbau erforderlich sei, versprochen, und die Erlaubniß gegeben wurde, bauen zu dürfen, wo ein Jeder Lust habe. Diese Urkunde, in welcher sich der Herzog nur den Vorkauf der Metalle vorbehielt und die Hoffnung aussprach, daß er in Zeiten der Noth kräftige Unterstützung

von den Härzern erwarte, wurde kaum bekannt, als aus den fernsten Gegenden Deutschlands erfahrene Bergleute herbeikamen, die das gefährliche Handwerk mit Lust trieben und eine Grube nach der andern eröffneten. Zu Andreasberg, welches sich vor allen andern Orten auszeichnete, waren damals über hundert Gruben im Gange. So reiche Schätze aber auch aus dem Schooße der Erde an das Licht gefördert wurden, dennoch wuchs die Begier mit dem Gewinn und die Bergleute wurden streng untersucht, sobald sie die Gruben verließen und hart wurden sie bestraft, wenn das Geringste bei ihnen gefunden wurde.

Ein alter Steiger zu Andreasberg, erzählt die Sage, hatte einst mehrere überaus reiche Erzstufen bei Seite gelegt, denn er fürchtete, der Bau möchte schlechter und ärmer werden, der Landesherr die Lust zum Fortbau verlieren und die vielen Bergleute in Noth und Elend gerathen, und hoffte mit diesem zurückgelegten Silber das Fehlende zu ersetzen und immer gleichen Gewinn hervorzubringen. Allein einige seiner Feinde und besonders ein gewisser Veit Bauer, den die Bergleute, sowohl seiner Strenge als seines häßlichen Aeußern wegen nur den Scheußlichen nannten, hatten es bemerkt, konnten und wollten nicht glauben, daß der Steiger aus der besten Absicht von der Welt das Silber zurückgelegt habe und klagten ihn an. Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode. Der Unglückliche betheuerte umsonst seine Unschuld, — er wurde ergriffen und auf den Richtplatz geführt. — Als er nun niederkniete, um den tödtlichen Streich zu empfangen, da erhob er noch einmal das bleiche Antlitz und sprach zu den umherstehenden Bergleuten: so gewiß bin ich unschuldig, als mein Blut sich in Milch vewandeln und der Bau der Gruben aufhören wird. Wann in dem gräflichen Hause, dem diese beiden Bergwerke zugehören, ein Sohn geboren wird, mit Glasaugen und Rehfüßen, und er bleibt am Leben, so wird der Bau wieder beginnen, stirbt er aber nach seiner Geburt, so bleiben sie auf ewig verschüttet. — Als er diese Worte gesprochen, erhob der Scharfrichter das breite Richtschwert und das Haupt des Steigers flog in den Sand. Statt des Blutes aber sprangen zwei Milchströme, weiß wie der Schnee des Gebirges, aus dem Rumpfe in die Höhe und ein Schrei des Entsetzens ertönte unter den Versammelten, denn die Unschuld des Steigers war nun erwiesen und Flüche und Drohungen wurden laut gegen die Richter, deren Ungerechtigkeit den Rechtschaffenen getödtet und ihn zu Verfluchung der Bergwerke gereizt habe. Als nun aber wirklich die beiden reichsten Andreasberger Gruben, der große Johann und der goldene Altar, eingingen, erreichte die Unzufriedenheit den höchsten Grad. Es ward zwar nicht lange nachher ein junger Graf mit Glasaugen und Rehfüßen geboren, aber er starb gleich nach der Geburt und die schönen Silbergruben sind nie wieder aufgethan und verschüttet geblieben bis auf den heutigen Tag.

So wurde jede Veruntreuung, jedes Versehen, hart bestraft und selbst der Herzog hatte keine Nachsicht und züchtigte mit eigener

Hand den Schuldigen, wenn er, wie es oft geschah, die Gruben befuhr. Einst war er in der Grube Neufang und da der Berghauptmann Jakob Reinhard ein Versehen begangen hatte, zog der Herzog das Schwert und hätte ihn erstochen, wenn sich nicht des Herzogs Kammerjunker, Ostwald Todtenbach, dazwischen geworfen und dem Berghauptmanne Gelegenheit zur Flucht gegeben hätte.

Des Herzogs Kriegsunglück und seine Flucht nach Baiern wirkten später nachtheilig auf die Bergwerke ein. Die Bürger von Goslar, welche schon lange mit eifersüchtigen, neidischen Blicken zugesehen hatten, wie sich die Bergstädte erhoben, benutzten den Augenblick, wo der Schützer derselben fern war, verbrannten Kirchen und Gebäude, die nicht im Schutze der Ringmauern lagen, ergriffen die herzoglichen Beamten, schleppten sie zu den Schmelzhütten und warfen sie in die glühenden Oefen. Alle Gräuel verübten sie mit thierischer Lust und wütheten so lange, bis Jünglinge, Männer und Greise von Zellerfeld, Grund und Gittelde sich erhoben und die Unmenschen aus den Bergen hinaustrieben. Nicht lange nachher kehrte auch der Herzog in sein Land zurück, eilte, sobald es seine Geschäfte erlaubten, nach dem Harze und brachte schnell Alles wieder in den frühern Stand.

In der Gegend, wo jetzt Clausthal seine zahlreichen Gebäude ausbreitet, da, wo früher die Hütte eines Eremiten, später ein zum benachbarten Kloster Zelle gehöriges Kirchlein stand, trieb zu derselben Zeit Herzog Ernst II. von Grubenhagen den Bergbau, beschenkte Clausthal mit seiner ersten Bergfreiheit und eiferte Herzog Heinrichen in jeder Beziehung nach. Dieser starb im Jahr 1568, doch hatte sein Tod durchaus keinen nachtheiligen Einfluß auf das Bergwesen, da sein Sohn Julius dasselbe mit gleichem Eifer, aber mit noch größerer Besonnenheit als der Vater betrieb, selbst manche bedeutende Verbesserung und Erfindung, — wie z. B. die der nassen Puchwerke, — machte und die Salzquellen bei der alten Harzburg untersuchen und ein Salzwerk erbauen ließ, das noch heute nach ihm „Juliushall" genannt wird und im Stande ist, den ganzen Harz mit Salz zu versorgen. Bis zum Jahr 1577 brachten ihm die Bergleute ungeheure Schätze zu Tage, allein eine Pest, die abermals verheerend das Gebirge durchzog, endete plötzlich diese Glanzperiode, schlachtete eine ungeheure Menschenmenge, daß die Mehrzahl der Häuser leer stand, hemmte den Verkehr und gab zu den größten Unordnungen Veranlassung, indem die Bergknappen unthätig umherschweiften, in die verödeten Wohnungen eindrangen, dieselben beraubten und die Bergbeamten, welche sich solchem Unfug widersetzten, tödteten oder wenigstens verjagten. (cf. Honemanns Alterth. des Harzes II. p. 153.) In dieser bösen Zeit hatte Andreasberg besonders viel zu leiden und Jahre vergingen, ehe es sich wieder erholen und nur einigermaßen den frühern Standpunkt einnehmen konnte.

Als im Jahr 1593 die Grafen von Hohenstein ausstarben, fiel Andreasberg sammt dem Flecken Lauterberg und dem Schloß und

Amt Scharzfels als ein voraͤlterliches Lehen an Herzog Wolfgang von Grubenhagen. Er that ebenfalls viel für die Bergwerke, so daß, als er am 14. März 1595 zu Herzberg starb, sein Ableben allgemein bedauert wurde und die Bewohner des Harzes folgende Verse auf ihn sangen.

Wie traurig steht der Tannenbaum,
Wie heulen und weinen alle Bäum'.
Wie hängt der Bergmann seinen Kopf,
Geht traurig fort, der arme Tropf!
Den Köhlern ist entfallen der Muth,
Der Holzhauer auch traurig thut.

Der Glaser Gesang hat sich gelegt,
Die Hirten all' sind hochbewegt,
Die Hütten trauern und sind fast still,
Die Schneidmühl' auch nichts schaffen will.

Von wegen daß ihm dieser Herr
Abgangen ist, und ihn nicht mehr
Zum Schutz und ein Regierer han,
Des trauert jetzt ein Jedermann!

Dem Herzog Wolfgang folgte sein Bruder Philipp, da derselbe aber seinen Bruder nur um ein Jahr überlebte, so bemächtigte sich Herzog Julius des ganzen Harzes und gab erst im Jahr 1616, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, die Grubenhagenschen Landestheile an die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, und Christian von Celle wurde nun der Besitzer.

Der dreißigjährige Krieg führte eine traurige Zeit für die Bergleute herbei, da die Gewerke im flachen Lande, in deren Händen sich die meisten Gruben befanden, verarmten und Pest und theure Zeit, die schrecklichen Gefährtinnen des Krieges, die Bewohner des Harzgebirges auf das Aeußerste brachten. Das Elend erreichte aber den höchsten Grad, als Tilly mit seinen wilden Schaaren über das Gebirge zog, allenthalben die größten Gräuel verübte, in Grund, Zellerfeld, Wildemann und Lautenthal plünderte und Clausthal brandschatzte, was sich später mehrere Male wiederholte. — Da das Bergwesen in dieser Schreckenszeit ganz gesunken war, hob man das Bergamt zu Andreasberg auf und die Gruben wurden nur durch den Eifer und die Anstrengung des damaligen Oberbergmeisters Georg Illing vor gänzlichem Verfall gesichert.

Im Jahr 1635 starb Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel und durch den Vergleich zu Meinersen erhielten die Herzöge aus der dannenbergischen Linie, August der Jüngere und Julius Ernst, das Fürstenthum Wolfenbüttel, — die Herzöge aus der cellischen Linie, August der Aeltere, Friedrich und Georg, Göttingen und Calen-

berg, — und die Herzöge aus der haarburgischen Linie, Wilhelm und Otto, Hoym, Diepholz, Regenstein, Blankenburg und Hohenstein. Zugleich wurde festgesetzt, daß die Städte und Bergwerke Zellerfeld, Wildemann, Lautenthal, Grund, Juliushall, Gittelde u. s. w. allen drei Linien angehören und abwechselnd ein Jahr von der cellischen und ein Jahr von der wolfenbüttelschen Linie regiert werden sollten. Diesen unter der Hoheit der drei Linien stehenden District nannte man die Communion, und daher entstand die Eintheilung in den einseitigen und Communionharz. Als im Jahr 1642 die haarburg'sche Linie ausstarb, erhielt Braunschweig-Lüneburg 4/7, Braunschweig Wolfenbüttel 3/7 der Einkünfte der Communion. Im Jahr 1788 trat Braunschweig-Wolfenbüttel seine Dreisiebentel an Hannover, welches dadurch den ganzen Oberharz sammt den sieben Bergstädten bekam, ab, erhielt aber dagegen die Saline Juliushall und 7000 Morgen Waldung als wirkliches Eigenthum.

Im siebenjährigen Kriege mußte der Oberharz abermals Vieles erdulden und die Gewerkschaften allein über 30,000 Thlr. Kriegssteuern erlegen; später aber wurden die Wunden geheilt und die trefflichsten Einrichtungen getroffen, das Wohl der Bergleute und des Hüttenwesens zu befördern. Es wurden Cassen und Büchsen angelegt zum Besten verunglückter Berg- und Hüttenleute, Forstschulen blühten empor, Mineraliensammlungen und Modellkammern wurden eingerichtet und keine Kosten gescheut, wenn es galt, nützliche Maschinen einzurichten, vortheilhafte Kunstbaue anzulegen und den Flor des Gebirges immer mehr zu steigern.

Die Bergwerke zu Andreasberg enthalten des Schönen, Kostbaren und Bemerkenswerthen sehr viel und die Reichthümer, die in den beiden Hochöfen der Silberhütte, welche südlich von der Stadt liegt und sich in neueren Zeiten sehr zu ihrem Vortheile umgewandelt hat, bereits verschmolzen sind, lassen sich kaum berechnen. Vom Jahr 1565 bis 1570 wurden allein über 30,039 Mark Silbers daselbst gemacht und nur von den beiden Zechen St. Georg und Hilfe Gottes, die andern ungerechnet, fielen von Trinitatis 1561 bis Luciä 1583, mithin in 22 Jahren, 215,688 Thlr. Ausbeute. Auch wurden damals hier, außer vielen reichen, rothgüldigen und weißgüldigen Erzen, gediegenem und gewaschenem Silber, noch verschiedene andere recht bewunderungswürdige Arten von Erzen gewonnen. So traf einst der Steiger auf St. Georgszeche eine Druse an, in der sich ein fließendes Erz befand, welches weiß und wie Buttermilch aussah. Davon schöpfte man etwas heraus und that es in ein Glas. Als es nun in der Luft gestanden hatte, wurde es trocken, ganz einem weißen Thone ähnlich, und es fand sich beim Probiren, daß der Centner über 100 Mark Silber hielt. Aus dieser einzigen sogenannten Buttermilchsdruse erhielt man bedeutende Ausbeute.

Auf der Zeche Theuerdank wurde ein Erz gefunden, welches so mild war, daß es mit den Händen zerrieben und zusammengeballt werden konnte. In der Grube war es weiß, an der Luft wurde es blau und weich wie Thon. Die Bergleute, welche auf diesem Erz

arbeiteten, mußten vor dem Ausfahren Schuhe und Strümpfe abwaschen, weil der von den Erzen abgesonderte Schlamm, der daran hängen blieb, einen reichen Silbergehalt hatte. Ebenso wurde man auch gewahr, daß das trübe Wasser, welches von den Stollen ablief, Gras und Laub versilberte, weshalb vor den Stollen einige Vertiefungen gemacht wurden, wo sich das Trübe setzen mußte. Für eine einzige schöne Stufe dieses Erzes bot ein Juwelier aus Leipzig 500 Thlr. und man fand in derselben $62\frac{1}{2}$ Mark Silber. — Eine besonders merkwürdige Stufe fand man in späteren Jahren, an der, auswendig herum, dicke, derbe, rothgüldige Knospen saßen, die aber inwendig aus lauter gediegenem Silber bestanden, welches wie verrostetes Eisen aussah und allein, ohne das rothgüldige und sonstige Erz, 80 Pfund wog. Die ganze Stufe war 99 Pfund schwer und wurde das gediegene Silber daran auf 1635 Thlr., die völlige Stufe hingegen auf 1672 Thlr. an Werth geschätzt. Sie wurde in die Kunstkammer nach Hannover geschickt. — Außerdem fand man, und findet man auch noch heute, Kreuzsteine, Kalkspathe, wegen ihrer schönen und mannichfaltigen Crystallisation sehr geschätzt, Kanonendrusen, Analzime, Ichthyophthalme, Datholithen, Anthrakonit, gediegenen Arsenik, Arseniksilber, braune und rothe Bergblende, Bleischweif, rothen Erdkobalt, Fahlerz, Flußspath, Haarkies, Kupfernickel, Magnetkies, Rothgüldigerz, gediegenes Silber, theils in Zacken und Blättern, theils als köstliches Rothgülden mit rubinfarbnen Knospen, Spiesglas, strahliges Grauspiesglanzerz, Zundererz von schwarzer Farbe u. s. w. Die Gebirgsart, in welcher diese Schätze gefunden werden, ist durchgängig ein bläulich schwarzer, feinkörniger Thonschiefer.

Nachdem wir Alles beschaut und uns Alles hatten erklären lassen, verließen wir befriedigt die unterirdische Welt und wandten uns zum freundlichen Lichte des Tages zurück.

Die Geschichte der Stadt selbst ist sehr dürftig und nur folgende Vorfälle sind vermögend, die Aufmerksamkeit zu fesseln, und den Leser zu unterhalten.

Eine der wichtigsten Rollen in der Geschichte Andreasbergs spielt eine Räuberbande.

Hanns Bartold und Hanns Unterberg, ein Predigerssohn aus Osterwiek, verübten mit ihrer Rotte viel Unfug auf dem Gebirge. Unterberg wurde zwar endlich in Clausthal gefangen genommen, nach Osterode gebracht und enthauptet, aber Hanns Bartold ließ sich durch das schreckliche Ende seines Gefährten nicht schrecken, verband sich mit einigen verwegenen Männern, Hackenberg und Pigge, um sich an dem braunschweigschen Erbmarschall von Oldershausen, den er tödtlich haßte, rächen zu können, nahm demselben 400 Schafe weg und setzte durch Brandbriefe die Bergstädte in Angst und Schrecken. Als er endlich im Jahr 1576 von seinen eigenen Spießgesellen erschossen und sein Bruder Andreas gefangen genommen und lebendig gerädert wurde, frohlockten die Bewohner des Harzes; allein die Bande hielt sich unter zwei Andreasbergern, dem Balzer Welcker und

5*

Hermann Scheffer. Diese wurden so frech, daß sie dem gelehrten Edelmanne, Achaz von Veltheim, förmliche Fehde ankündigten und drohten, ihn und seine Unterthanen mit Schwefel, Pech, Feuer und Brand anzugreifen, denen, die sich nicht mit Geld lösen könnten, Hände und Füße abzuhauen, auch keines Menschen oder Viehes zu schonen. Der von Veltheim war in nicht geringe Angst versetzt und klagte deshalb bei dem kaiserlichen Kammergerichte zu Speier, welches auch, durch überall angeheftete Bogen, die Räuber auf einen bestimmten Tag vor sich forderte. Schon nach einigen Tagen aber waren diese Vorladungen abgerissen und Niemand wußte, wohin sie gekommen.

Da sich die Weiber der beiden Anführer, Welcker und Scheffer, zu Andreasberg befanden, so lauerte man ganz ins Geheim im Walde und an allen Wegen, welche nach der Stadt führten, ob nicht die Männer unter dem Schleier der Nacht kämen, ihre Weiber und Kinder zu sehen; doch so sehr man sich auch bemühte, der Feinde habhaft zu werden, — Niemand erschien. Gleichwohl aber waren die Räuber von diesen heimlichen Nachstellungen unterrichtet und darüber ungemein erbittert, denn man fand eines Morgens an dem Rathhause zu Andreasberg einen Zettel angeheftet, der Folgendes enthielt:

> Ihr günstigen, weisen Herren von Andreasberg! Es nimmt mich Wunder, daß Ihr mich bei Nacht und Nebel im Harz sucht. Könnt Ihr die Nacht nicht schlafen? Ich hätte das nicht zu Euch verhofft, daß Ihr mich aus dem Schlaf jagen solltet. Ich bin derer von Veltheim öffentlicher Feind, und Euer Feind nicht. Dasmal soll Euch vergeben sein, aber thut's nicht mehr.
>
> Balzer Welcker.

Man ließ sich aber durch seine Worte nicht einschläfern und Jedermann war auf seiner Hut.

Als der Termin, zu welchem sie vor das kaiserliche Gericht geladen waren, verlaufen war und Niemand sich gestellt hatte, wurden sie abermals, bei Vermeidung unfehlbarer Achtserklärung, vorbeschieden.

Da in dieser letzten Vorladung gesagt war, die Räuber seien, außer den Veltheimen, auch dem Berghauptmann, Asmus Helder, feind, welches jedoch nicht der Fall war, so schrieben die Räuber einen trotzigen Brief an den Berghauptmann, worin sie ihn der Verleumdung anklagten, da sie nie etwas feindseliges gegen ihn unternommen und verlangten: daß er bei dem kaiserlichen Gerichte diese Lüge widerrufen solle.

Asmus Helder, der Berghauptmann, war eben im Begriff, mit den Seinigen nach Sundhausen, einem Dorfe zwischen Sondershausen und Nordhausen, und von letzterm nur eine Stunde entfernt, zu reisen, denn er hatte in demselben ein adeliges Gut gekauft. Er sagte daher zu der Ehefrau des Hermann Scheffer, welche den Droh=

brief überbracht hatte: daß er mit ihrem Manne und den Seinigen nie im Bösen etwas zu schaffen gehabt und daß er an dem Ausdrucke im kaiserlichen Schreiben ganz unschuldig sei, und schickte die Frau, unter weitern gütigen Zureden, wieder nach Hause.

Denselben Nachmittag trat Helder seine Reise nach Sundhausen an und fuhr mit seiner Frau und zwei Söhnen auf einem Wagen den Weg nach Lauterberg hin. Obwohl er gewarnt war, sich vor der Rotte in Acht zu nehmen, hatte er dennoch keine Begleitung bei sich, weil er hoffte, daß die Räuber von seiner Abreise nicht unterrichtet sein möchten. Kaum war er aber bis ins Koboldsthal gekommen, so stürzten Balzer Welcker und Hermann Scheffer mit ihren Genossen, die schon lange im Gebüsch auf ihn gelauert hatten, hervor, hielten den Wagen an, schlugen den Berghauptmann, seine Frau und seine Kinder fast todt und raubten alle Sachen, die sich auf dem Wagen vorfanden, als: Gürtel, Schwerter, Büchsen und Taschen, Kleinodien, Geld u. s. w. Der älteste Sohn Helders, Siegmund, wagte es, sich zur Wehr zu stellen und kämpfte, wie ein gereizter Löwe, aber ein Schuß eines der Raubgesellen streckte ihn todt zu Boden, während Andere den über den Fall seines Sohnes jammernden Vater fortschleppten, drohten, ihn, seine Frau und seinen zweiten Sohn auch umzubringen, und ihn nicht eher losließen, bis er versprach, den Feinden binnen zwei Tagen noch hundert Goldgülden zu entrichten.

Betäubt und mit zerrissenem Herzen setzte der Berghauptmann mit den Seinigen seinen Weg nach Lauterberg fort, woselbst er den Leichnam seines Sohnes, welchen er mit sich genommen, unter allgemeiner Theilnahme zur Erde bestattete.

Balzer Welcker aber ließ sich öffentlich verlauten: „Daß er mit dem Berghauptmann nur gekurzweilet, um seiner Sachen einen Anfang zu geben; es wären aber noch Etzliche auf Andreasberg vorhanden, deren er mächtig zu werden hoffte und mit welchen er alsdann einen andern Ernst brauchen wolle;" wodurch Alles in Furcht gerieth, weil Keiner wissen konnte, ob er nicht unter die „Etzlichen" gehörte.

Der Berghauptmann Helder sowohl als der Magistrat zu Andreasberg berichteten Alles an den Grafen Volkmar von Hohnstein und baten um schleunige Hülfe und um Ergreifung kräftiger Maßregeln; aber der dringendsten Vorstellungen ungeachtet, geschah dennoch nichts. Helder blieb deshalb in Sundhausen und kehrte nie wieder nach Andreasberg zurück, die Räuber aber unterhandelten förmlich mit der Regierung und es ist höchst wahrscheinlich, daß sie ungestraft geblieben sind, da sich keine weitern Nachrichten über diese Angelegenheiten finden.

Die Justiz auf den Bergstädten scheint überhaupt sehr schwach gehandhabt worden zu sein, denn schon wenige Jahre später entstanden gefährliche Unruhen und Anfeindungen in Andreasberg, welche der Substitut des Predigers Funck erregte und die gleich Anfangs mit etwas mehr Energie leicht hätten unterdrückt werden können.

Schon der Prediger Funck hatte sich durch einige in seiner Predigt vorkommende Worte einen mächtigen Feind zugezogen. Funck war nämlich, trotz seines Alters, immer noch sehr feurig und seine Worte ergriffen die Zuhörer so gewaltig, daß sie auch die verstocktesten Gemüther erschütterten. Am dritten Osterfeiertage des J. 1588 nahm er Gelegenheit, in der Predigt zu erwähnen: „daß der Satan anjetzt die Leute zu allerhand Sünden antreibe und sie durch seine Lügen und Werkzeuge, die Crystallengucker, zu verbittern und einander zu hetzen suchte." Ein damaliger Rathsverwandter, Namens Michael Prössel, deutete solches auf sich und schickte nach geendigter Predigt, als der Pfarrer Funck eben beim Mittagsessen am Tisch saß, durch seine Magd einen polnischen Groschen, welchen diese mit den Worten auf den Tisch warf, daß solcher das Trinkgeld dafür sei, daß der Herr Pfarrer ihn, den Prössel, in der Kirche vor Jedermann so trefflich ausgeschrieen hätte. — Funck lachte, aber der erzürnte Prössel bot Alles auf, den alten Mann zu stürzen, was oft zu den ärgerlichsten Auftritten Veranlassung gab, da die ganze Stadt theils für Funck theils für Prössel Partei nahm. Endlich wurde Funk in seinem sechzigsten Jahre in den Ruhestand versetzt und erhielt einen gewissen Johann Beustershausen zum Substituten. Bei der Einführung des neuen Predigers wurde festgesetzt, daß der alte Funck wöchentlich drei Gulden, Beustershausen aber zwei Gulden haben sollte, was Letzterer auch wohl zufrieden war. Kaum aber hatte er seine Stelle einige Zeit verwaltet, so beschwerte er sich über seine geringe Besoldung und verlangte mehr. Man machte ihn darauf aufmerksam, daß er ja nur für die Besoldung, die ihm verabreicht würde, angenommen sei, er müsse daher Geduld haben, bis der alte Funck stürbe, worauf er sogleich den ganzen Gehalt bekommen solle; aber obgleich man ihm freundlich geantwortet, ihm auch noch 25 Malter Brennholz, die Benutzung zweier Wiesen und einen Krautgarten bewilligte, klagte er doch bei dem geistlichen Obergericht zu Osterode und es entspann sich nun ein sehr gehässiger Streit zwischen ihm nnd dem Rathe. Beusterhausen suchte das Volk für sich zu gewinnen und erzählte der Gemeinde von der Kanzel herab die Streitsache nach seiner Weise, wobei er die Worte gebrauchte: „daß einige vom Rath, die so viel nütze wären, als wenn man einen Klotz hinsetzte, ihn gerne vertreiben wollten und zu solchem Ende einen großen Packen Lügen, welche einer, der ihm nicht weit wohnte, zusammengeschrieben, nach Osterode abgeführt hätten." — Da er, seiner Amtspflicht zuwider, auf der Kanzel persönlich geworden war, auch auf öffentlichen Biergelagen zechte und sich oft unanständig und ärgerlich aufführte, zeigte dies der Rath an und Beusterhausen bekam einen derben Verweis. Er kehrte sich aber so wenig daran, daß er nicht lange nachher abermals auf der Kanzel anzügliche Reden wider den Rath vorbrachte und sogar, da er erfahren hatte, daß etliche von den Rathsverwandten zur Beichte gehen wollten, an den Rath schrieb: daß er sie noch nicht zulassen könnte und sie sich überhaupt des Beichtstuhls und des heiligen Abendmahls so lange enthalten möch-

ten, bis sie sich mit ihm berechnet, ihm seinen sauer verdienten Lohn gegeben und alles das, worüber er sich bereits beschwert, abgestellt hätten. — Diese Art einer Selbstrache machte denn doch Aufsehen und da er sich bei der einfallenden Pestzeit ausdrücklich weigerte, zu den Kranken zu gehen, so wurde er endlich, nachdem man sich überzeugt hatte, daß alle Warnungen vergeblich seien, abgesetzt.

Nun ging Beusterhausen von Haus zu Haus und hetzte die Einwohner auf, was ihm auch, mit Hülfe eines Bürgers, Namens Peter Schmidt, so gut gelang, daß der Rath überall die fürchterlichsten Drohungen hörte und der Prediger von Lauterberg, der Beustershausens Dienst versehen mußte, mehrere Male unglimpflich behandelt wurde. An einem Sonntage fand er sogar einen großen Prügel auf dem Altare und als an demselben Tage der Richter Thomas Kirchberger in seinen Kirchenstand trat, erschrak er nicht wenig, darin eine mit Lumpen bedeckte Gestalt anzutreffen, welche ihm Beustershausens Anhänger zum Possen hineingesetzt hatten. Da die Unruhen immer bedenklicher wurden und sich die Bürger an den Herzog Christian von Celle mit der Bitte wandten, doch den Beustershausen wider einzusetzen, so ließ man es, um ein Blutbad zu verhüten, mit dem Vermahnen geschehen: daß die Bürgerschaft der Obrigkeit gehorchen, der Prediger Beustershausen aber sich aller fernern Streitigkeiten enthalten solle.

Weiter ist aus den Annalen der Stadt nichts Merkwürdiges zu berichten, nur dürfte noch der Erwähnung werth sein, daß die Stadt sehr oft das Unglück hatte, von Feuersbrünsten heimgesucht zu werden. Ein Blitzstrahl, der im J. 1796 zündete, zerstörte fast die ganze Stadt und raubte Tausenden Obdach und Vermögen.

Der Morgen leuchtete anmuthsvoll durch die von Nachtthau erfrischte Landschaft, als wir am andern Tage Andreasberg verließen. Um die Bergstirnen schwammen blaßgoldene Schleier halbdurchsichtiger Wölkchen. Jede Blume, jeder Halm trug seinen Thautropfen, wie einen Diamant, und wie die Sonne höher stieg, trat Leben in die todten Nebel, die in den Tiefen der Thäler ruhten. Gleich duftigen, zartgewebten Vorhängen, welche von einer unsichtbaren Hand regiert werden, zogen sich die weißen Nebelmassen an den Thalwänden hinauf und lösten sich, so wie sie am Rande der Felsen angekommen, in den Strahlen der steigenden Sonne unmerklich verdunstend auf. Von den lichtgrünen Wiesen wehte der Waldkräuter würziger Duft und auf den thaublitzenden Matten stand das Wild und äsete friedlich. Der Weg zog sich in ein zusammengedrücktes, von hohen Bergen verdunkeltes Thal, welches sich in zwei andere Thäler spaltete und aus jedem rauschte uns ein Bach entgegen, der eine „die Sieber", der andere „die Steinrenne" geheißen, und beide strömten murmelnd und flüsternd zusammen und flossen vereinigt weiter. Zwischen steilen, düstern Bergen liegt hier

die Steinrenner Hütte,

eine im J. 1788 angelegte hannöversche Eisenhütte, welche nur aus

einem Hohenofen besteht und auf welcher daher auch nur Roheisen producirt wird. In der Gegend umher liegen auch die vorzüglichsten Eisensteinsgruben, welche für die Steinrenner- und Königshütte betrieben werden, als: die Michaelszeche, Neues Glück, obere Steinrenne, mittlere Steinrenne u. s. w. Einen possirlichen Anblick gewähren die hiesigen Grubenarbeiter, denn von dem feinen, ockerigen Rotheisenstein sind alle Kleider und Gesichter hochroth gefärbt und man wird durch die grellgeschminkten Wangen unwillkührlich an die Hauptperson der Straßenkomödie erinnert. — Bei dieser Steinrenner Hütte führt der eigentliche Weg nach Clausthal links ab, wir beschlossen aber den Pfad einzuschlagen, der einige Stunden lang an der Wand des Rehberges hinläuft und sich dessen zufälligen Biegungen anschmiegt. Links rauscht der zwischen behauenen Granitblöcken eingeengte

Rehbergergraben.

Gerade über demselben ragen die wilden Gebirgsmassen des Rehberges empor, während sich rechts das Gebirge jäh hinabstürzt und ein Thal bildet, dessen dunkle Waldesnacht der Blick des Wanderers kaum zu ergründen vermag und in dessen Tiefe die wilden Wellen der Oder brausen. Schäumend stürzen sie sich über herabgefallene Felsenstücke, umtosen schauerlich das zackige Geklipp und umranken mit wogenden Armen das höhere Gestein, während weißer Schaum himmelan spritzt. Bei jeder Wendung auf diesem Wege gewahrt der Wandrer immer neue, immer gleich wilde Gebirgsansichten, unter denen

die Rehbergerklippe

ein wahres Schweizerstück genannt zu werden verdient, und die sich durch den gewaltigen Eindruck, den sie auf das Gemüth des Beschauers macht, auszeichnet. Gleich hinter dem rauschenden Graben strecken sich seine starren, gigantischen Zacken in furchtbarer Höhe zu dem Himmel empor und die über einander gestürzten Granittrümmer mit gelben und grauen Flechten, schwarzglänzenden Beeren und purpurnen Blumen des Fingerhuts geschmückt, gewähren ein ergreifendes Bild der furchtbarsten Zerstörung. Im Hintergrunde aber steht trotzig und kühn der mit himmelanstrebender finsterer Tannenwaldung bedeckte Hahnenklee, ein mächtiger Bergriese, dessen vielfach zerklüftete Felsen Verderben drohend auf das darunter liegende Thal herabblicken.

Eine Sage, der düstern, wilden Gegend angemessen, haftet an dieser Felsenwand des Rehberges und berichtet Folgendes:

In den grauen Tagen der Vorzeit hauste in dieser Wildniß ein gewaltiger Nimrod, hart und rauh wie der Felsen, auf welchem seine Wohnung stand. Das blutige Waidwerk war seine Lust und täglich jagte er mit seinem Troß durch den Wald, daß von dem Klaffen der Hunde und dem Schall der Hörner das Gebirge widerhallte und die tausendstimmige Echo wach wurde in den Geklüften der Felsen. Selbst der Gottesfrieden des Sonntags war nicht vermögend, die Mordlust des Jägersmannes zu zügeln und ihn an der Verfolgung der schlanken Thiere des Waldes zu hindern. Ein frommer Einsiedler ermahnte ihn oft, nicht mit seinem Gelärm die friedliche Stille des Sabbaths zu stören, aber die Worte des Greises fanden das Ohr des Waidmanns verschlossen und von Spott und Hohngelächter des Unholdes begleitet, schlich der Eremit betrübt nach seiner Klause zurück.

Der Abend eines schönen, blauen Octobersonntags senkte sich auf das Gebirg hernieder, die Gipfel der dunkeln Tannen auf Felsensteinen und Bergspitzen tauchten sich in den goldenen Glanz des Abendrothes, auf der ganzen Gegend lag ein tiefes Schweigen, nur die Wellen der Oder murmelten in der Ferne ihr ewiges Lied, nur das scheue Wild verließ sein sicheres Versteck, trat vorsichtig, mit leisen, langsamen Schritten aus dem Gebüsch und suchte zwischen den feuchten Kräutern des Bodens die würzige Nahrung. Da ertönte plötzlich das Getöse der Jagd in der Ferne, die friedlich äsenden Thiere flogen scheu in das Dickicht zurück und mit jeder Secunde mehrte sich das Lärmen. Ein schneeweißes Reh flog mit der Schnelligkeit des Windes über die Berge, verfolgt von Jägern zu Fuß und Roß, und umringt von der klaffenden Meute der blutgierigen Hunde. Der Boden erdröhnte unter den Hufen der muthigen Pferde und unter den Tritten der keuchenden Menschen, die Berge hallten wider vom wilden Halloh der Reiter, von dem Knallen der Peitschen und dem Klirren der Waffen. Das gehetzte Reh stöhnte und entrann nur mit Aufbietung der letzten Kräfte den wüthenden Verfolgern.

Keuchend nach den steilsten Zinken
Fliegt es, nach dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad;
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Das edle Thier stand athemlos an dem Abgrunde, der noch jetzt nach ihm die Rehbergerklippe genannt wird und schreckte zitternd vor dem unbekannten, schwarzen Schlunde zurück. Und lauter als zuvor donnerte der wilde Jagdruf, in immer gefährlicherer Nähe tönten die Hörner, gieriger fielen die Rüden ihre Beute an und von Todesangst gepeinigt, wagte das Reh den gräßlichen Sprung und stürzte sich in die schaurige Tiefe hinab.

Da entstand plötzlich ein seltsames Licht, ein blendender Glanz umschimmerte das gequälte Thier und unsichtbare Götterhände trugen

es sanft herab in das sichere Thal. Die Jäger aber, sammt Rossen und Hunden, wurden von magischer Gewalt getrieben, dem Thiere nachzufolgen. Von den Felszacken herab stürzte der ganze Troß in die Tiefe und große Granitblöcke und hohe Fichten sanken ihm nach und begruben die zerschmetterten Leichname in ewige Nacht.

Von jener Zeit an aber ist es nicht geheuer in diesen Bergen und der Fuß des einsamen Wanderers eilt scheu vorüber, wenn das Gestirn des Tages in fernem Westen erloschen ist und die Nacht auf ihrem schwarzen Rosse durch das Gebirge jagt. Denn zur Stunde der Mitternacht, wenn der Uhu mit schwerem Fittich über dem Thale schwebt, wenn das Gekreisch der Nachtvögel aus den Spalten der Felsen ertönt, wenn das phantastische Mondlicht die dürren Stämme der Bäume in graue gespenstige Gestalten umwandelt, — da huschen, wie Geister der Nacht, riesige Jägergestalten durch das Gebüsch, es beginnt in der dunkeln Nacht der Tannen zu flüstern und zu brausen und ein dumpfes Getöse rauscht heran wie schwellende Meereswellen.

Und von dem hohen Berge
Da zieht der Jäger aus,
Und mit ihm Riesen, Zwerge,
Viel Spuk und Höllengraus.

Da schwanken Schreckgestalten
Mit Schwertern und Geschoß,
Durch Zweig' und Felsenspalten,
Zu Fuß und hoch zu Roß.

Hier grinsen Wuthgesichter,
Dort droht ein langer Arm,
Hier formenlos Gelichter,
Dort Wolf und Bärenschwarm.

Wir schritten in dem Thale, in welchem ein poetisches Grauen weht, weiter. Rings umher schwarzer Tannenwald und düstere, schaurige Bergwände, amphitheatralisch über einander gegipfelt. Außer einzelnem Vogelgekreisch, außer dem Flüstern der Tannenzweige und dem Hämmern des Spechts an den Baumstämmen, grauenvolles Schweigen rings umher. — Schon begann uns unheimlich zu werden in der menschenleeren Wildniß, als wir endlich den Oderdamm erreichten und bald mit freudiger Ueberraschung vor einem schönen, großen, rings von dunkeln Tannen umgebenen Wasserspiegel standen. Es war

der Oderteich,

nach meinem Gefühl, einer der interessantesten Punkte des Harzes. Kein Werk der Natur, ein Werk der Kunst ist dieser Teich, aber

seine Erbauer haben sich durch dieses Cyclopenwerk unsterblich gemacht. — Es fehlte den Andreasbergschen Hüttenwerken sehr häufig an den nöthigen Wassern, und oft, wenn die Hitze des Sommers die Bäche austrocknete, mußte gänzlich gefeiert werden. Da hielten die Bergmeister Rath mit einander, wandten sich dann nach der Gegend, wo die Oder in vielen kleinen Quellen hervorsprudelt, und begannen ihr Werk. Gleich den Titanen, wälzten sie ungeheure Granitblöcke herbei, thürmten sie aufeinander und zogen quer durch die Enge des Thals einen Riesendamm, 325 Fuß lang, 60 Fuß hoch und unten 70, oben 50 Fuß breit. Starke Eisenklammern verbanden die Felsen mit einander, zerfallener Granitsand und Moos füllten die etwaigen Lücken aus, und hinter diesem mächtigen, unzerstörbaren Damme sammelten sich nun die Wasser und bildeten einen Teich von 5000 Fuß Länge, 500 Fuß Breite und 60 Fuß Tiefe. Dieses ungeheure Wasserbecken, dem kein anderes auf dem Harze gleich kommt, ist, wenn es ganz angefüllt ist, vermögend, ein volles halbes Jahr die nöthigen Wasser zu liefern, selbst wenn es in dieser Zeit keinen einzigen Tropfen Zuwachs erhielte. 40,000 Thlr. hatte das Riesenwerk, welches im Jahre 1714 begonnen und 1722 beendigt wurde, gekostet, aber seit 118 Jahren hat es auch die trefflichsten Dienste geleistet und nur die Hitze des Jahrs 1822 war vermögend, die ungeheure Wassermasse zu verzehren und den Teich auszutrocknen.

Wir standen noch und freuten uns des schönen Anblicks, den die stille Wasserfläche, in welcher sich der blaue Himmel und die dunkeln Tannen abspiegelten, gewährte; als die Gegend lebendiger wurde. Wir hörten Peitschenknall und das Rufen vieler Stimmen. Bald wurden mehrere stark bespannte Lastwagen mit ihren Führern sichtbar und ehe dieselben im Hintergrunde verschwanden, war die Gegend schon wieder durch einige Wanderer belebt; denn über dem Damm läuft die Harzstraße von Andreasberg und Clausthal nach dem Unterharz und Thüringen. — Wir verließen unsern romantischen Standpunkt und verfolgten den Weg, welcher sich am Bruchberge hinzieht, und wendeten uns dann rechts nach dem

Sperberheier Damm,

der für Clausthal dasselbe leistet, was der Rehberger Graben für Andreasberg. Er wurde in den Jahren 1733 und 34 aufgeführt, kostete 30,000 Thlr., ist gegen 50 Fuß hoch, oben eben so breit und 200 Ruthen lang. Das Wasser des Gerlachsbaches wird in ihm auf einem 1½ Stunde langen Wege in den Hausherzbergteich geleitet und neben demselben läuft auf dem Damme hin ein für Fußgänger sehr bequemer Pfad nach Clausthal. Der Dammkrug, wo der Aufseher dieser Wasserleitung wohnt, war bald erreicht und über Altenau wanderten wir nach der größten Stadt des Harzes, nach

Clausthal,

welches nur durch den Zellbach von

Zellerfeld,

geschieden ist und mit dieser nur Eine Stadt auszumachen scheint. Beide Orte, rings von frischem, duftendem Wiesengrün umgeben, liegen 1955 F. über der Meeresfläche, aber immer noch 1749 F. unter der Brockenspitze und erstrecken sich in einer Ausdehnung von mehr als einer halben Stunde auf einem kahlen Bergzuge hin, während sich die Hauptstraße Clausthals südlich in die Bergabhänge hinabsenkt. Die im benachbarten Bärenbruch entspringende Innerste bewässert Clausthal, fließt dann, mit dem Zellbache vereinigt und durch Stollen- und Teichwasser vergrößert, weiter, treibt die Frankenscharner Hütte und deren Pochwerke, tritt bei Langelsheim aus dem Harze, führt aber eine solche Menge von Pochsand und dergl. bei sich, daß das Wasser ungenießbar, ja dem Viehe tödtlich ist und bei Ueberschwemmungen die Aecker verdirbt.

Namen und Entstehung leitet Clausthal von einer Clause her, aus welcher später eine Kapelle wurde, in der die Bergarbeiter ihren Gottesdienst hielten, weshalb Herzog Ernst II. von Grubenhagen als er der Stadt im Jahr 1556 ein Stadtsiegel ertheilte, diese Clause in dasselbe aufnahm, um an die Entstehung des Ortes zu erinnern. Als nämlich die in den früheſten Zeiten wegen der Pest liegen gebliebenen Bergwerke „zur Claus", oder „in den Clausthälern" wieder aufgesucht wurden, strömten so viele Bergleute hinzu, daß eine Stadt entstand, die, von der alten Clause, „Clausthal" genannt wurde.

Aus der Geschichte der Stadt sind nur einige Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege der Erzählung werth.

Gleich im Anfange dieses Krieges wurde Clausthal durch einen eichenen Pflock vor großer Gefahr geschützt. Es näherte sich nämlich der Stadt der nicht im besten Rufe stehende Parteigänger Hillfeld mit seinen Reitern. Da der Eingang oben vor der Osteröder Straße mit einem Schlagbaum verschlossen war, begehrte Hillfeld, mit seinen Reitern eingelassen zu werden. Man schlug es ihm anfänglich mit vieler Höflichkeit ab, als er aber Anstalt machte, Gewalt zu brauchen, fand man nicht für gut, das Aeußerste abzuwarten, und unterhandelte mit ihm. Da er feierlich versicherte, nichts Feindseliges gegen die Stadt unternehmen zu wollen, so öffnete man ihm den Schlagbaum und er ritt mit den Seinigen in die Stadt ein. Die Bürger, welche von seinen friedlichen Gesinnungen nichts wußten, erschraken nicht wenig, als sie ihn heranreiten sahen und ein Bürger, Bastel Löwe, welcher auf der Osteröder Straße wohnte, griff nach seiner Büchse, um den Anführer der feindlichen Schaaren zu tödten.

Da aber das Gerücht allgemein verbreitet war, als sei der Hillfeld kugelfest, so lud er einen eichenen Pflock, dem, der Sage nach, kein Zauber und kein Festmachen widerstehen kann, in seine Büchse und schoß sie auf den Hillfeld ab. Ohne einen Laut von sich zu geben, sank dieser vom Rosse. Die Rathsherren, welche mit Hillfeld unterhandelt hatten, standen erstarrt und fürchteten, seine Reiter würden nun rasend werden und den Tod ihres Anführers in ihrem Blute rächen; allein diese hatten plötzlich allen Muth verloren und mißtrauisch und in der Besorgniß, man wolle sie nur in das Innere der Stadt locken und dort ermorden, wandten sie ihre Rosse, jagten davon und kehrten auch nicht wieder zurück.

Am 19. März 1626 erscholl plötzlich der Schreckensruf, daß die Kaiserlichen die Feldwache beim Heiligenstock, (einem der höchsten Berge der Umgegend), geworfen hätten und sich mit starken Schritten der Stadt näherten. Es war gerade der Sonntag Lätare und die meisten Einwohner der Stadt in der Kirche, als die Sturmglocken vom Rathhause erklangen. Bei diesem Schreckenstone stürzten die Leute haufenweise aus der Kirche und der Prediger Luppius schloß mit den Worten: „Ach, daß es Gott erbarme, daß es so weit soll mit uns kommen sein!“ seine kaum angefangene Predigt und entließ seine Zuhörer unter Ermahnung zum Gebet und feierlichen Segenssprüchen. — Graf Solms, die Hauptleute Hollstein und Schulz und der Major von Mitschefal waren angewiesen, die Stadt zu vertheidigen, allein sie ergriffen, so sehr sie auch vorher mit ihrer Tapferkeit geprahlt hatten, feige die Flucht. Kaum waren sie auf einer Seite hinaus, so zogen auf der andern die Kaiserlichen ein. An der Spitze derselben ritt auf einem kleinen, weißen Klepper ein kleines Männchen. Es hatte ein kurzes Wämschen von grünem Atlas mit zerschnittenen Aermeln und eben solche Beinkleider an, trug ein kleines Hütchen mit vier Krempen, auf welchem eine große, blutrothe Feder stak, die sich bis auf die Lenden herunter neigte. An einem kleinen Degen hing ein ungeheures Schlachtschwert und am Sattel eine kleine Pistole. Dieses possirlich aussehende Männchen war — der fürchterliche Tilly. — Er schickte, sobald er zu Clausthal angekommen war, einen Trompeter vor Zellerfeld, dasselbe zur Uebergabe aufzufordern, da aber die Zellerfelder denselben erschossen, ehe er nur seinen Auftrag ausrichten konnte, wurde Tilly wüthend, befahl den Einwohnern von Clausthal, grüne Tannenzweige auf die Hüte zu stecken, um sie, bei der Verwirrung, die sich erheben werde, von den Zellerfeldern unterscheiden zu können, und ließ angreifen. Obgleich, wie schon gesagt, alle Soldaten, welche die Bergstädte hatten vertheidigen sollen, geflohen waren, wagten es die Zellerfelder dennoch, die Waffen zu ergreifen nnd sich den eindringenden Feinden entgegenzuwerfen. Der Geschworne, Thomas Merten, erwies sich, als Stadthauptmann und Fähnrich, ungemein tapfer und die Zellerfelder haben Ursach, auf diesen Mann eben so stolz zu sein, wie die Griechen auf ihren Leonidas. Von vierzehn Kugeln durchbohrt, stand der Held noch immer und zeigte den Feinden das muthige Antlitz,

und als er vom starken Blutverluste so erschöpft war, daß er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, wickelte er sich fest in die Fahne, und sank todeswund damit zu Boden, wo er von den erbitterten Feinden mit den Kolben vollends erschlagen wurde.' Der eisenherzige Tilly aber, der dem Kampfe mit Verwunderung zugeschaut hatte, bedauerte laut, daß sich der tapfere Mann, allen Anerbietungen zum Trotz, nicht ergeben habe, denn es sei sein eifrigster Wunsch gewesen, ihn in seine Dienste zu bekommen, und ritt mißvergnügt in sein Quartier. — Als Merten gefallen war, hatte der Kampf ein Ende, der Sieg war entschieden und die Sieger begingen die gräßlichsten Frevel, was Tilly auch ruhig geschehen ließ.

Zwischen den Clausthalern und Zellerfeldern herrschte seit dieser Zeit Feindschaft, denn die Zellerfelder gaben den Clausthalern Schuld, sie hätten dem Tilly bei der Eroberung Zellerfelds beigestanden und auch an der Plünderung Theil genommen. Jahrhunderte hindurch hat sich dieser Haß erhalten und selbst die Jugend war feindselig gegen einander gesinnt. So wurde es z. B. Sitte, daß allemal im Frühjahre, wenn der Clausthaler Kuhhirte zum ersten Male das Vieh auf die Brennerhöhe trieb, die Berg- und Schuljugend beider Städte eine förmliche Schlacht mit einander lieferte, in welcher von beiden Seiten so lange mit Steinen auf einander geworfen wurde, bis die eine Parthei die andere in die Flucht getrieben hatte, welches harmlose Privatvergnügen natürlich nie ohne Blut oder lebensgefährliche Beschädigungen ablief. Auch durfte sich eben so wenig zu Clausthal ein Zellerfelder, als zu Zellerfeld ein Clausthaler Junge ohne Gefahr, mißhandelt zu werden, sehen lassen und die Obrigkeit hat genug zu thun gehabt, um diese Kämpfe der kräftigen Bergjugend nur einigermaßen zu unterdrücken.

Die Stadt zählt in 1000 Häusern gegen 10,000 Einwohner und hat manches ansehnliche Gebäude aufzuweisen z. B. das Amthaus, die Münze, das Rathhaus, die Berg- und Forstschule und zwei Kirchen. Johann Friedrich Löwen, ein Dichter des vorigen Jahrhunderts und einer der ersten, welche die Romanze bei uns einführten, wurde hier im J. 1729 geboren.

Wo die letzten Häuser von Clausthal aufhören, fangen die ersten von Zellerfeld an. Das Merkwürdigste aus seiner Geschichte läßt sich mit wenigen Worten berichten.

Der Sage nach zerstörte Bonifaz hier ein Götzenbild und stiftete an dessen Stelle eine Capelle oder Zelle, woraus später ein Kloster wurde, welches unter dem Erzbischof von Mainz stand. Es wird in alten Urkunden monasterium in cellis, monasterium cellae und coenobium montis cellae genannt und war Benedictinerordens. Die Aebte wurden von dem Stifte Simonis und Judae zu Goslar gewählt und vom Erzbischofe bestätigt. Durch Abnahme der Bergwerke und überhand nehmende Räubereien kam es im 15. Jahrhundert so herunter, daß Papst Eugenius im Jahr 1431 den Dechanten der Kirche zum heiligen Kreuz zu Nordhausen den Befehl ertheilte, die Abtei Zelle mit der Kirche Simonis und Judae zu

Goslar auf ewig zu vereinigen und seit dieser Zeit wird seiner nicht weiter gedacht.

Im Jahr 1538 wurde auf das verfallene Mauerwerk des alten Klosters Zelle die erste Kirche gebaut und bei dem Aufräumen des Platzes fand man viele Grabsteine, Spangen, Münzen und andere Dinge.

Im Jahr 1563 besuchte Herzog Heinrich der Jüngere, der große Bergwerksfreund mit seiner zweiten Gemahlin Sophie, einer Tochter des Königs Sigismund von Polen, von der Staufenburg aus, die Bergwerke des Oberharzes und kam auch nach Zellerfeld, wohin ihn die Knaben von Wildemann, mit hölzernen Säbeln bewaffnet, begleitet hatten. Die Bergleute von Zellerfeld erhielten vom Herzoge Bier und Wein und waren überaus fröhlich. Die Zellerfelder Knaben aber sahen mit neidischen Blicken, daß der Herzog und seine Gemahlin freundlich zu den Knaben von Wildemann herablächelten, die sich vor dem Hause, in welchem der Herzog abgestiegen war, aufgestellt hatten. Sie bewaffneten sich daher in der Geschwindigkeit auf gleiche Weise, stellten sich jenen gegenüber und machten Miene, einander anzugreifen. Um dem Herzoge ein Vergnügen zu machen, beschloß man, dem Dinge freien Lauf zu lassen. Der Angriff begann. Die Buben wurden aber bald so hitzig und schlugen so wild auf einander ein, daß auf beiden Seiten Blut floß und bald hier, bald da einer gefährlich verwundet zu Boden sank. Die Väter und Anverwandten der Verwundeten mengten sich nun mit ins Spiel und es entstand eine ernsthafte Rauferei, die gefährliche Folgen hätte herbeiführen können, wenn nicht der Herzog zum Fenster herausgerufen und befohlen hätte, die Streitenden mit Gewalt aus einander zu bringen, was denn nach langer Bemühung auch endlich geschah.

Ein gefährlicher Auftritt fand im Jahr 1607 statt. Zwei Bergleute, Martin Weiß und Peltz, hatten einen Meuchelmord begangen und sollten enthauptet werden. Am 21. Januar war auf dem Markte vieles Volk versammelt, um die Execution mit anzusehen. — Der Scharfrichter Siemon von Denckershausen hieb zuerst dem Weiß glücklich das Haupt ab, aber den Peltz hieb er in die Schulter. Die Zuschauer murrten und der Scharfrichter wurde dadurch so ängstlich, daß er noch fünf Hiebe thun mußte, ehe es ihm gelang, den Kopf herunter zu bringen. Hierüber waren die Berg- und Hüttenleute so erzürnt, daß sie mit dem Geschrei: „Schlagt ihn todt! schlagt ihn todt!" auf den Scharfrichter eindrangen und sich seiner zu bemächtigen suchten. Meister Siemon machte sich aus dem Staube, aber ein Theil des Volkes zerriß den Mantel, den er zurückgelassen und brach das Richtschwert in Stücken, und ein anderer Theil verfolgte den Flüchtling durch das Rathhaus bis auf die Frohnveste, wo er sich auf die Wächterstube verschloß. Der wüthende Haufe nahm, um dem Verhaßten beizukommen, eine Diele in der Wächterstube auf, zog denselben unter einem Bette hervor, unter welches er sich verborgen hatte, und schlug ihn, obgleich er vieles Geld bot,

wenn man ihn leben lassen wollte, auf der Stelle todt. Seinen Leichnam warfen die Rasenden durch das Fenster der Frohnveste auf die Straße, wo er mit wahrer Tigerwuth mit Aexten, Hacken und dergl. in tausend Stücken gehackt wurde. Der Tumult wurde mit jedem Augenblicke größer und man besorgte mit Recht, daß das wüthende Volk die Häuser der wohlhabenden Bürger stürmen und plündern und eine förmliche Revolution entstehen möge. Der Berghauptmann Löhneisen glaubte, die Gemüther würden sich schon von selbst wieder besänftigen, da aber eine bedenkliche Botschaft über die andere kam und das Schreien und Toben der Menge in sein Ohr drang, gerieth er doch in Verlegenheit und sann vergeblich auf ein Mittel, den Zorn der Leute zu beschwichtigen. Zufällig befand sich der Prediger Luppius bei dem Berghauptmanne und dieser gab den Rath, man möchte die Leichname der armen Sünder feierlich, in Begleitung der Schüler, begraben lassen. Löhneisen glaubte nicht, daß dieser geringe Umstand etwas zur Beruhigung des Volks beitragen werde, da er aber kein besseres Mittel wußte, und die Gefahr immer drohender wurde, so ließ er es geschehen. Und das Mittel war von der besten Wirkung. Denn wie der Prediger Luppius sammt seinem Amtsgehilfen Andreä und den sämmtlichen Schülern auf dem Markte erschien, die Leichen aufgehoben und unter Gesang fortgetragen wurden, da wurde es still, und die Bergburschen und alles Volk folgten dem Zuge auf den Kirchhof nach, wo auch der zerfleischte Scharfrichter begraben wurde. — Löhneisen war froh, daß die Sache so gut ablief, berichtete aber augenblicklich alles an den Herzog Heinrich Julius, der sogleich Befehl gab, die Sache streng zu untersuchen und die Rädelsführer gefangen nach Seesen zu bringen. Die Hauptschuldigen waren: ein Zimmergeselle und zwei Bergburschen. Der erstere wurde gerädert und aufs Rad geflochten, die beiden andern enthauptet und viele von den Minderschuldigen auf ewige Zeiten des Landes verwiesen.

Zellerfeld zählt in 400 Häusern ungefähr 4000 Einwohner, ist ziemlich regelmäßig gebaut, und seine Markt- oder Sanct Salvatorkirche ist ein massives, ganz mit Kupfer gedecktes Gebäude, in welcher sich eine nicht unbeträchtliche Bibliothek, welche ihr ein Superintendent Calvör vermachte, befindet und die besonders viel kirchengeschichtliche Werke enthält. Einige berüchtigte Bücher vom Teufelsbannen finden sich ebenfalls, aber an neuern Werken fehlt es fast gänzlich. An dieser Kirche stand gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts als Superintendent der bekannte Schwärmer Ziehen. Er prophezeihte, daß zu Ostern des Jahres 1786 das Ende der Welt kommen werde und brachte nicht nur großes Schrecken unter das Volk, sondern machte selbst die Gelehrten aufmerksam, so daß sich eine Menge Federn über ihn und seine Weissagungen in Bewegung setzten.

Früher hatte Zellerfeld sein besonderes Bergamt, aber im Jahr 1817 wurde es mit Clausthal vereinigt, wo eine Berghauptmannschaft und ein Bergamt ist. Die Berghauptmannschaft, welche die

Aufsicht über den ganzen Harzhaushalt und das sämmtliche Dienst-personale, so wie über die königlichen Hauptcassen hat, besteht aus dem Berghauptmanne, zwei Oberbergräthen und einem Assessor; — das Bergamt, welchem die Verwaltungsangelegenheiten, die specielle Aufsicht über sämmtliche Werke und Forsten, anvertraut ist, theilt sich in die Herren von der Feder oder die Studirten, und in die Herren vom Leder oder die Praktiker. Zu den Herren von der Feder gehören: der Bergrath, Bergsyndikus, Zehntner, Bergsecretair, Oberhütteninspector, Assessoren, Hüttenraiter, Bergregistrator und einige Auditoren; zu den Herren vom Leder hingegen: der Oberbergmeister und die Bergmeister, der Markscheider, Maschinendirector, Obergeschworner und Geschworne, Puchverwalter, Maschineninspector und Einfahrer. Mehrere dieser Herren besitzen treffliche Mineraliensammlungen und gestatten Fremden recht gern die Besichtigung derselben.

Die sogenannte Bremerhöhe, welche von einem Köhler Bremer, der auf ihr sein Kohlhai gehabt, den Namen erhalten haben soll, ist eines Besuches werth, da sie einen Ueberblick über die beiden Schwesterstädte und die umliegende Gegend gestattet. Tilly ließ auf derselben eine Schanze anlegen, die zum Theil noch zu erkennen ist.

Der bemerkenswertheste Punkt in der Umgegend Claustهals ist

die Frankenscharner Silberhütte,

welche im Jahr 1554 erbaut wurde, von den fränkischen Metzgern, die an diesem Platze ihre Fleischbuden hatten, ihren Namen empfing, und vortrefflich eingerichtet ist. Zu ihrer Besichtigung bedarf man eines vom Hauptmann ausgestellten Erlaubnißscheins. An einer ununterbrochenen Reihe von Pochwerken wandert man vorüber, umwimmelt von rüstigen Knaben, welche jeden Vorübergehenden mit dem Titel: „Herr Vetter!" beehren und um eine Gabe bitten. Um sie zufrieden zu stellen, versehe man sich mit kleiner Münze oder mache sich darauf gefaßt, aus hundert Kehlen den Spottruf zu hören: „Der Herr Vetter hat Stroh in der Ficke!" — Die Frankenscharner Hütte ist zwar ¾ Stunden von Clausthal entfernt, aber schon in der Ferne kündigt sie sich durch eine erkrankte Vegetation an. Die Blei- und Arsenikdämpfe, welche den Frankenscharner Hütten unaufhörlich entsteigen, wälzen sich wie düstere Wetterwolken umher und vergiften alles Pflanzenleben so, daß in der ganzen Umgegend kein Grashalm grünt und kein Busch zu sehen ist. Die Hüttenwerke sind sehr bedeutend und die Brenn-, Schmelz- und Treibhütten, die Röst-, Saiger-, Puch-, Kohlen- und Spritzenhäuser, Schmieden, Magazine, Mühlen und Schoppen, über welche sich das Hüttenhaus erhebt, scheinen ein Städtchen auszumachen. Die gewaltigen Oefen dieser Hütten, in denen die Flamme nie erlischt, verbreiten eine infernalische Hitze, und wenn man die dürren, ausgedörrten Schmelzer betrachtet, welche mit todtblassem Antlitze, das die schreckliche Glut, in der sie leben, nicht mehr zu röthen vermag,

wenn man das unheimliche Pochen, Hämmern und Klopfen hört, so glaubt man sich in den Orkus versetzt.

Vom Rasseln der Räder,
Von dem Pfeifen der Bälge, vom wilden Donner des Hammers,
Schallt ein lautes, vermischtes Gebrüll in die hohlen Gebirge,
Und die Gegend umher erfüllt ein betäubender Nachhall.
Nie ermüdet Vulkan, den Hohenofen zu feuern,
Welcher in unaufhörlichen Strömen von glühenden Erzen
Sich ergießt. Indeß daß bei der versengenden Hitze
Munter der Hüttenmann geht. Ihm fahren die sprühenden Funken
Um das bloße Gesicht, und Flammen folgen dem Fußtritt.

Mit einem geheimen Schauder verließen wir die bleichen Hüttenarbeiter und diese großartigen Werkstätten, in denen immer gegen 200 Menschen beschäftigt sind, und kehrten nach Clausthal zurück.

Von Clausthal sowohl, wie von Zellerfeld, gilt dasselbe, was bereits von Andreasberg gesagt ist. Es giebt nämlich auch hier des Bemerkenswerthen mehr unter, als über der Erde; deshalb beschlossen wir, heute zu rasten und den andern Morgen eine der hiesigen Gruben zu befahren, welche in zwei Reviere oder Züge eingetheilt werden, in den Thurm-Rosenhöfer und den Bergstädter Zug und die Amethyst, geradschaligen Bargt, Bergkrystall, Bittersalz, Grünbleierz, Bleischweif, braune und gelbe Blende, Braunspath, spathigen Eisenstein, Spießglanzblei u. s. w. enthalten. Nach einer Angabe vom Jahr 1776 wurden damals jährlich aus den Clausthaler Gruben 8 — 900,000 Ctr. Erz gefördert, welche sich durch das Scheiden, Pochen und Waschen bis auf 124,000 Ctr. verminderten. Diese erforderten zum Schmelzen 120,000 Ctr. Kohlen, und zum Rösten und Treiben 50,000 Ctr. Holz. Sie lieferten 120 Ctr. Silber, 80 Ctr. Kupfer, 48,000 Ctr. Blei und Glätte und nach Abzug des Gewichts der beigemischten Zuschläge, 31,800 Ctr. Schlacken, so daß 214,000 Ctr. als Dämpfe, und zwar 169,000 Ctr. aus den brennbaren und 45,000 Ctr. aus den mineralischen Stoffen verflogen. Die herrschende Gebirgsart ist auch hier, wie bei Andreasberg, Grauwacke vom gröbsten bis zum feinsten Korne, so wie Thonschiefer.

Wir suchten erst spät unser Lager, aber noch schwebte die Dämmerung über der Stadt, als wir schon wieder durch die Straßen schritten, welche ein scharfer Morgenwind durchstrich. Unser Führer trieb zur Eile und so setzten wir unsern Weg rasch fort, kamen an vielen Schachten mit ihren Gaipeln vorüber und hörten durch die Morgenstille das taktförmige, geheimnißvolle Leben der Wasserkünste. Von allen Seiten strömten die Bergleute nach ihren Gruben und eine Schaar rüstiger Bergknappen, welche an uns vorüberzog, sang mit tönender Stimme einen alten, beliebten Bergreigen:

Wacht auf, wacht auf!
Der Steiger kommt!
Er hat sein Grubenlicht
Schon angezünd't.

Schon angezünd't.
Es gibt ein'n Schein;
Und damit fahren wir
In's Bergwerk hinein.

In's Bergwerk hinein,
Wo die Bergleut' sein;
Und da graben sie das Silber und das Gold
Aus Felsenstein.

Der Eine gräbt das Silber,
Der Andere das Gold;
Und dem schwarzbraun Mädelein,
Dem sein sie hold.

Ade, Ade,
Du süße Braut!
Komm, reiche mir die Hand jetzt auf's Neu',
Und bleib mir treu!

Ade, ade,
Du süße Braut!
Und komme ich nicht wieder aus dem Schacht,
Dann gute Nacht! —

Kaum war der Gesang beendet, so befanden wir uns in der Nähe der reichen Gruben Dorothee und Caroline. Ich bin den Carolinen immer gut gewesen und eine Caroline macht mir noch heute mein Haus zu einem Paradiese; aber ich mußte mit Heine gestehen, daß die Caroline, vor welcher wir jetzt standen, die schmutzigste sei, welche ich je gesehen, und so wandten wir uns zu der Dorothee, die eine sehr bequeme Einfahrt hat und daher von Reisenden besonders häufig besucht wird. — Im Zechenhanse waren die Bergleute bereits versammelt und der Obersteiger sprach bei den flimmernden Grubenlichtern das Frühgebet. Während desselben herrschte tiefe Stille und nach Beendigung desselben stimmten Alle dem Einzigen, der sie auf dem gefahrvollen Tagewerke beschützen konnte, einen Lobgesang an, dann knieeten sie nieder und sprachen leise und andächtig ein Vaterunser.

Man kann sich eines geheimen Grauens, einer innern Angst nicht erwehren, wenn man die dunkelgekleideten, ernsten Männergestalten betrachtet, wie sie hinabfahren in den finstern Schlund der

Erde, wie sie bei dem schwachen Scheine ihres Lämpchens auf gebrechlicher, halbverfaulter Leiter in die dunkle Tiefe hinabklimmen. Still und in uns gekehrt standen wir da und blickten nach dem Eingange der Grube, in welchem ein Bergmann nach dem andern verschwand, da trat unser Führer zu uns heran und sprach:

> Kommt, Freunde, kommt! Fest tretet in die Fahrten,
> Die senkrecht stehn;
> Getrost hinab! damit wir die verwahrten
> Erdschätze sehn.
>
> Kein Räderrasseln, auch kein Donner eines Schusses
> Schreck Euch zurück!
> Vertraut dem Grubenlicht, der Leuchte Eures Fußes
> Und Bergmannsglück!

Wir schritten auf den Fahrschacht zu, aus welchem die erste Fahrt oder Leiter hervorsah', betraten die zerbrechlichen Sprossen und schritten, uns fest anklammernd, behutsam an der steilen Wand hinunter. „Achtung!" rief von Zeit zu Zeit der Führer, wenn eine besonders gefährliche Stelle zu passiren war, und noch behutsamer, als vorher, kletterten wir in die immer wachsende Finsterniß hinab und wahrten unsere Hände, welche das Schachtgestänge, ein Pumwerk, welches das Wasser aus den Tiefen hebt, bedrohte, indem es, in gleichförmiger Bewegung, immer dicht neben uns auf und nieder stieg. Endlich verließ der Fuß die letzte Sprosse und mit einem „Gottlob!" und dem seligen Gefühl einer überstandenen Gefahr fühlten wir wieder festen Boden unter uns und streckten mit Wohlbehagen die erlahmten Kniee. Aber auf dem kalten, nassen Kothe der Schachtsohle war an kein Ausruhen zu denken, der Führer trieb zum Weitergehen und so durchschritten wir die langen Strecken, bald eng, bald weit, bald hoch, bald niedrig, nur erleuchtet durch eine Menge Grubenlichter und nur erfüllt mit schaurigem Geräusch. Das Rasseln der Ketten, das Stöhnen der Pumpen, das Knarren der Kunstgestänge, das Halloh der Bergleute, das Krachen des Gestein's, das Rauschen der Wasser und das unaufhörliche Klopfen und Klingen der Schlägel und Eisen bilden eine schreckliche Musik, welche durch das Rollen des unterirdischen Donners, wenn die Felsen mit Pulver gesprengt werden, von Zeit zu Zeit unterbrochen und übertäubt wird. Bergleute mit ihren erzbeladenen Karren eilten an uns vorüber, dort arbeiteten andere mit Fimmel und Fäustel, hier, „vor Ort", engeingeschlossen vom unterirdischen Gestein, zusammengekauert oder knieend, in der unbequemsten Stellung, begannen andere an dem Gestein, wo es so fest ist, daß der härteste Stahl nichts über dasselbe vermag, ihre saure und Geduld prüfende Arbeit und bohrten im Schweiße ihres Angesichts ein Loch in den Felsen. — „Es wird angesteckt!" tönte uns aus einer Halle, in die wir eben eintreten

wollten, entgegen. Der Führer hatte kaum Zeit, uns hinter eine Felsenwand zu schieben, als ein Blitz die dunkle Nacht zerriß, ein entsetzlicher Schlag erfolgte, als sei die Erde geborsten, der Boden unter unsern Füßen zitterte, als rüttelte der Bergesfürst an den Grundvesten der Erde, weißer Dampf uns umwallte und die klopfende Brust beengte. Lange rollte der Donner in den weiten Höhlungen und Gängen dieser unterirdischen Welt, dann wurde es wieder ruhiger, der Dampf verzog sich, wir athmeten freier und lächelnd über unsere Aengstlichkeit geleitete uns der Führer zu den blinkenden Trümmern, welche, durch die Gewalt des Pulvers abgesprengt, den Boden bedeckten.

„Sie sehen, meine Herren, nahm der Führer das Wort, wie mühsam der Bergmann sein Brod verdient und welchen großen Gefahren er ausgesetzt ist. Gewiß möchten Sie nicht hier unten sitzen, einsam, verlassen,

Von der menschlichen Hülfe so weit,

und nur besucht von dem Berggeiste, der sich sonst gar häufig sowohl in diesen, als auch in andern Gruben hat sehen lassen!"

„Der Berggeist?" frugen wir neugierig. „Habt Ihr ihn selbst schon gesehen? wie sieht er aus?"

„Der Berggeist oder Bergmönch", berichtete unser Führer, „wird gar oft in der Tiefe gesehen und meistentheils erscheint er als ein Riese in einer schwarzen Mönchskutte. Einmal ist er eine ganze Zeit lang des Freitags erschienen, hat das ausgegrabene Erz aus einem Eimer in den andern geschüttet und einem Arbeiter, der über diese vergebliche Arbeit zürnte, den Hals umgedreht und ein andermal zwölf Bergleute angehaucht, daß sie sogleich todt liegen geblieben sind. Hier in diesen Gruben, in denen sie sich jetzt befinden, hat er einmal einen bösen Steiger, der die armen Bergleute quälte, bestraft, denn als dieser zu Tage fuhr, stellte er sich, ihm unsichtbar, über die Grube, und als er empor kam, drückte ihm der Geist mit den Knieen den Kopf zusammen."

„Aber", fuhr unser Cicerone nach einer Pause fort, „der Bergmönch erscheint nicht immer als strafender Geist, er hat auch gar oft den Bergleuten Gutes gethan und vor einigen funfzig Jahren ist er hier zwei Bergleuten erschienen. Diese arbeiteten immer gemeinschaftlich und einstmals, als sie anfuhren, und „vor Ort" kamen, sahen sie an ihrem Geleucht, daß sie nicht genug Oel zu einer Schicht auf den Lampen hatten. — Was fangen wir da an? sprachen sie zu einander. Geht uns das Oel aus, so daß wir im Dunkeln sollen zu Tag fahren, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht schon gefährlich ist. Fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Haus Oel zu holen, so straft uns der Steiger, und das mit Lust, denn er ist uns nicht gut! — Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegen kam. Anfangs freuten sie sich, als es aber näher kam, erschraken sie gewal-

tig, denn ein ungeheurer, riesengroßer Mann ging, ganz gebückt, in der Strecke herauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopfe und war auch sonst wie ein Mönch angethan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den beiden, die in Angst da still standen, geschritten war, richtete er sich auf und sprach: „Fürchtet Euch nicht, ich will Euch kein Leides anthun, vielmehr Gutes", nahm ihr Geleucht und schüttete Oel von seiner Lampe darauf. Dann aber ergriff er ihr Gezäh und arbeitete ihnen in einer Stunde mehr, als sie selbst in der ganzen Woche bei allem Fleiß gearbeitet hätten. „Nun", sprach er, „sagts keinem Menschen je, daß Ihr mich gesehen habt", und schlug zuletzt mit der Faust links an die Seitenwand; sie that sich aus einander und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab, als sie aber wieder hinschauten, war Alles verschwunden. Hätten sie ihre Hacke oder sonst irgend nur einen Theil ihres Gezäh's hineingeworfen, so wäre die Strecke offen geblieben und es wäre ihnen viel Reichthum und Ehre geworden; aber so war es vorbei, wie sie die Augen davon weggewendet. Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Oel des Berggeistes, das nicht abnahm und darum noch immer großen Vortheil gewährte. Aber nach Jahren, als sie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirthshaus zechten und sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte und am Montag Morgen, als sie anfuhren, war kein Oel mehr auf der Lampe und sie mußten nun jedesmal wieder, wie die andern, frisch anschütten!"

Wir folgten dem erzählenden und erklärenden Führer überall nach und gelangten bald an einen der innern Eingänge des tiefen

Georgstollens,

durch welchen die, die Grube befahrenden Reisenden gewöhnlich wieder an das Licht des Tages gefördert werden.

Dieser Stollen ist eines der großartigsten, kühnsten und vortheilhaftesten Werke, die jemals im Innern der Erde unternommen worden sind und tausend Schwierigkeiten setzten sich der Vollendung desselben entgegen. Viele Gruben waren nämlich so tief, daß es in einigen Gruben gar nicht mehr möglich war, ihre Grundwasser herauszuschöpfen, während in andern die Hebung derselben durch Künste immer kostbarere und beschwerlicher wurde. Mit Schrecken blickten die Bergleute in die Zukunft und sahen voraus, daß der Bergbau in dieser Gegend bald ganz erliegen werde. Da kam der damalige Berghauptmann von Reden auf die kühne Idee, einen Stollen zu treiben, der drei Stunden lang und 36,541 Fuß durch das Gebirge hinansteigend, die Gruben von ihren Wassern befreie; allein die Behörden zweifelten an dem glücklichen Erfolge dieser kostspieli-

gen Unternehmung, Jahre vergingen, und immer gefährlicher, immer droheuder zeigten sich die Gewässer in der Tiefe der Erde. Reden aber sparte keine Mühe, seine Idee zu realisiren und setzte es endlich beim Könige Georg III. durch, der auch den größten Theil der Kosten, die sich am Ende des Werks auf 412,142 Thlr. beliefen, auf sich nahm. Am 26. Juli des Jahres 1777 schlug Reden unter Musik, Kanonendonner und Freudengeschrei des Volks in den Felsen bei Grund ein, von wo der Stollen durch das Gebirge hinaufgeführt werden sollte. Der Bergmeister Stelzner, dann von Trebra und endlich der Berghauptmann von Meding leiteten den Bau, ließen auch von der entgegengesetzten Seite, von den Gruben her, entgegenarbeiten und Luftlöcher ansetzen, durch welche das losgearbeitete Gestein zu Tage gefördert werden konnte. Trotz des größten Fleißes und der angestrengtesten Arbeit gingen 22 lange Jahre dahin, ehe das Werk vollendet wurde, und erst am 5. September 1799 wurde der Stollen durchschlägig, d. h. man durchbrach das letzte Gestein welches die sich entgegenarbeitenden Berglente noch von einander trennte. „Glück auf!" riefen die Bergleute mit freudig glänzenden Augen, „Glück auf!" rief der Oberbergmeister und Alle umarmten sich, während der Donner der Kanonen durch die Berge hallte, die Bergmusikanten den Choral: Nun danket alle Gott! spielten, sämmtliche Beamte sich anschickten, den Stollen zu befahren, und alle Bergleute, festlich geschmückt, mit brennenden Grubenlichtern, grünen Schachthüten und flatternden Bergfahnen, nach dem Mundloche zogen. Der Oberbergmeister wurde mit einer Ehrenmedaille beschenkt, der Geschworne, welcher sich bei der Arbeit besonders hervorgethan hatte, wurde zum Bergmeister erhoben, der alte Bergmann Schmid, der einzige, welcher von denen, die den Bau mit begonnen, noch am Leben war, wurde Steiger und Stollenaufseher über Tage, und ein großes fröhliches Mahl unter Gezelten krönte das Fest zu Ehren des großen Sieges über das widerspenstige Gestein. — Groß war die Mühe, groß der Aufwand gewesen, welchen der Bau gekostet, aber die Vortheile, die er gewährt, sind auch unverkennbar. Eine große Menge von Wasserkünsten und Kunstschachten haben seitdem eingestellt, viele eingegangene Zechen wieder aufgenommen und mehrere Gruben von Neuem verfolgt werden können, da die Grundwasser aus den tiefen Gesenken nun durch diesen tiefen Stollen abgeleitet werden. Die Fortdauer des Bergbaues, der Wohlstand und Unterhalt der Harzer ist gerettet und so lange man Bergbau auf dem Harze treibt, wird man sich gewiß auch dankbar der Urheber dieses trefflichen Baues erinnern. (cf. Beschreibung von dem merkwürdigen Bau des tiefen Georgstollens am Oberharz, von J. B. Gotthard, dem Jüngern. Wernigerode 1801.)

Während uns der Alte mit den Feierlichkeiten, welche bei der Eröffnung des Stollens statt gefunden, und mit den Vortheilen, welche er gewährte, ausführlich bekannt machte, waren wir unter Clausthal und der Marktkirche der Stadt und unvermerkt einige Stunden lang auf dem feuchten Boden, in dessen Mitte das Wasser

hinabrieselte, hingewandert, als uns plötzlich frische Luft und das helle Licht des Tages entgegenströmte. Immer heller wurde es um uns her und mit dem stolzen Gedanken, wie des Menschen Kraft und Muth im Kampf mit der Natur den Sieg erringt, verließen wir das mit einem stattlichen Portale aus Sandstein geschmückte, mit goldenen Inschriften gezierte und mit Linden umpflanzte Mundloch des Stollens, und begrüßten freudig das sonnige Licht, das uns, nach den Wundern der Tiefe, doppelt reizend erschien. Mit Verwunderung aber erblickten wir dicht vor uns die Häuser des Bergstädtchens,

Grund,

welches wenigstens zwei Stunden von Clausthal entfernt ist und zwischen hohen Bergkuppen eingezwängt liegt. Es zählt ungefähr tausend Einwohner und hängt fast mit dem aus 60 Häusern bestehenden Dörfchen Laubhütte zusammen. Schon früh wurde hier Bergbau betrieben und noch jetzt sind mehrere Gruben im Gange. Der Iberg und der Winterberg, zwei Kalksteinköpfe, enthalten Eisenstein, der mit vielen Corallengewächsen durchwebt ist und nesterweise vorkommt. Das Erz ist hier leicht zu gewinnen, denn weil das Gebirge fest ist, hat man fast gar keine Zimmerung nöthig. Der merkwürdigste Gegenstand, in der Nähe des Städtchens ist jedoch

der Hübichenstein,

eine halbe Stunde südwestlich gelegen. 120 Fuß hoch ragt dieser gewaltige Felsenriese am Fuße des Ibergs empor und schaut stolz über die dunkeln Tannen, welche ihn umgeben, in das Land hinaus. Noch hat kein menschlicher Fuß ihn bestiegen und nur der Bergadler horstet auf seiner stolzen Scheitel. Der neben ihm emporstrebende kleinere Felsengipfel hingegen nimmt Besuche an und gewährt eine liebliche Aussicht nach Osterode hin. Geologen suchen aus den Madreporen, Corallengewächsen, Fungiten und andern Wassergeschöpfen mit welchen beide Felsen durchflochten sind, ihren Ursprung aus einer ehemaligen Seegegend zu erweisen. Jedenfalls sollte kein Harzreisender diese Felsengebilde unbesucht lassen.

Abends trafen wir wieder in Clausthal ein und suchten, ermüdet von den gehabten Anstrengungen, zeitig unser Lager, besonders da wir gesonnen waren, gleich in der Frühe des morgenden Tages die Stadt zu verlassen und unsern Wanderstab in andere Gegenden zu tragen, aber unser freundliche Wirth rieth uns, noch einige Stunden zu warten, da eben Sonnabend sei, wo alle zum Bergwesen gehörigen Arbeiter ihre Löhnung ausgezahlt erhielten. Und in der

That war es ein interessantes Schauspiel, die vielen Hunderte fröhlicher Menschen zu sehen, wie sie nach einer Woche voller Mühe und Arbeit mit heitern Blicken den Lohn ihres Fleißes in Empfang nahmen, wie sie mit Weib und Kind hineilten an die verlockend aufgestellten Buden, für ihre blanken Münzen die Bedürfnisse des Lebens eintauschten und mit den leuchtenden Augen zu sagen schienen:

Was wir der Tiefe geraubt, hier ist es, nehmet den Plunder,
Bald erreicht ihn der Fluch, hat ihn der Wucher gezwickt! —

C. Duval.

Die Altenburg und der Dörrberger Grund,

(obere Theil des Thals der wilden Gera).

Obgleich Karl der Große die Südthüringer aus ihren Wohnsitzen führte und diese mit Franken besetzte, so blieb doch das reiche Land südlich vom Thüringerwald in vielfacher Verbindung mit dem nördlich gelegenen, jetzt nur noch Thüringen geheißen, während jenes den Namen Frankenland erhielt. Diese Verbindung wurde später unter den Hohenstaufen noch lebhafter; es gingen nicht nur Heerstraßen aus dem nördlichen Deutschland durch die Thäler des Thüringerwaldes nach Franken, sondern von dort her, vorzüglich von Augsburg und Nürnberg, diesen Repräsentanten des mittelalterig-deutschen Gewerbs- und Handelsgeistes, diesen gewaltigen Niederlagen der Kunstproducte und Befriedigungsmittel des aus Italien und dem Oriente eingewanderten jungen Luxus, ging der nicht unbedeutende Handelszug durch das genannte Gebirge. Der rohe Geist der Habsucht und Schlemmerei, der nach dem unglücklichen Ende des Hohenstaufengeschlechts in Deutschland unter den ritterlichen Familien einriß, der Neid, mit welchem sie das Emporblühen der Städte und des Handels betrachteten, der Haß gegen den Niedriggebornen, der in bessern Mitteln war, als sie, rief jene Menge von Raubschlössern hervor, deren theilweise noch sichtbare Ruinen uns jetzt meist in eine romantische Stimmung versetzen. Leider zeichnete sich der thüringische Adel durch dieses Unwesen besonders aus, so daß sich der Kaiser Rudolf von Habsburg, der Ordnung und Friedensstifter Deutschlands, als 72jähriger Greis genöthigt sah, auf dem großen Reichstage, den er 1290 in Erfurt hielt, neun und zwanzig Raubritter, die in Ilmenau (und jedenfalls in der Umgegend dieser Stadt) gehaust und ergriffen, hinrichten zu lassen, weil sie den gebotenen Landfrieden gebrochen hatten. In demselben Jahre ließ Rudolph 66 Raubschlösser am Thüringerwalde und dem Harze zerstören. Von

jener Zeit schreiben sich viele Burgruinen oder wenigstens der Name der Burgen, der an dem Berge, der Stätte ihrer ehemaligen Existenz haften geblieben ist. Man sieht es in der Regel den Bergen sogleich an, welch einer abscheulichen Bestimmung ihre Häuser gedient haben. Sie liegen stets am Eingange oder in der Mitte von Thälern, durch welche eine Handelsstraße über das Gebirge zog; der Berg ist steil und möglichst isolirt, der Raum, auf welchem die Baulichkeiten standen, meist sehr beschränkt, so daß man ihnen den Namen Raubnester mit Fug und Recht beilegen konnte. Hier sollen in der Kürze nur drei derselben erwähnt werden, der Reinsburg an der rechten Seite der Gera, südöstlich von Plaue, der Altenburg, an der rechten Seite der kleinen oder wilden Gera im Dörrberger Grund, und der Krachenburg links am Ausgange des Schmalwassergrundes und das ganze Thal beherrschend, in welchem Spitter, Apfelstädt, Mittelwasser und Schmalwasser zusammenströmen. Ich schließe aus dem Umstande, daß die Geschichte von den Besitzern und der Zerstörung dieser Burgen nichts weiß, daß sie zu denen gehörten, welche Rudolf zerstörte; zwar halte ich den Waldenfels im Schmalwassergrund, die Ruinen Schwarzwald im Ohrethal, den Hermannstein, rechts am Ausgange des Badewassergrundes, den Scharfenberg im Thale der Ruhla für nichts weiter als Raubschlösser des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die nur entweder dem Schicksale der Zerstörung durch kaiserliche Gewalt entgingen, oder später wieder aufgebaut wurden, weshalb wir von ihnen historische Nachrichten, meist aus späterer Zeit aufzuweisen haben. Die Beschreibung der Reinsburg mag einer besondern kleinen Abhandlung aufbewahrt bleiben; die der Krachenburg eröffnet am Schicklichsten die Darstellung des romantischen Dietharzergrundes, und so soll hier nur von der Altenburg die Rede sein. An der Stelle, wo das Thal der kleinen oder wilden Gera aus dem höhern Gebirg oder der ältern Formation, dem Porphyr, in die jüngere, die Muschelkalkberge übertritt, liegt auf dem Mittelgliede beider, dem bunten Sandsteine, der große gothaische Ort Gräfenroda. Das Thal, in den Porphyrbergen oben und in den Muschelkalkbergen unten sehr eng, dehnt sich zwischen den Sandsteinhügeln aus und wird äußerst heiter und freundlich. Alles athmet hier Leben und Thätigkeit. Thalaufwärts liegen die zu Gräfenrode gehörigen Kiehnrußhütten, Potaschen- und Pechsiedereien, Ziegel- und Kalkbrennereien, die zusammen sich aus der Ferne wieder wie ein kleines ärmliches Dorf ausnehmen. Eine gute Viertelstunde weiter im Thale hinauf kommen wir an das Schwarzburger Forsthaus, dort oft das Stutzhaus*) genannt, das mit einem Gasthofe, einer Mahl-, einer Schneidemühle und mehren Wohnhäusern wiederum eine kleine Kolonie auszumachen scheint, und am Fuße des großen Walsberges oder Walds-

*) Doch hat auch Arlesberg im Volksmunde immer den Namen „das Stutzhaus" und im Ohregrund führt ein Dörfchen denselben Namen.

berges, am Einfluß der Lütsch in die kleine oder wilde Gera, auf einer schmalen Zunge des Schwarzburg-Sondershäusischen Gebiets liegt. Eine kleine Viertelstunde weiter leuchtet uns am rechten Berghange, dicht am Fuße des hohen Gebirges das gothaische Dörfchen Dörrberg entgegen, welches dem nun sich öffnenden engen Thale der wilden Gera im Volksmunde den Namen des Dörrberger Grundes gegeben hat. Dörrberg hat nur 10 Häuser; der Weg in den Grund läßt es links auf der Anhöhe liegen. Ein tiefes, äußerst freundliches Thal, von den hoch und höher aufsteigenden Bergen gebildet, ladet uns ein, die wilde Gera, im hohen Sommer ein unschuldiges klares Wasser scheint sich über ihr Epitheton zu wundern, das sie im Frühling nur allzu sehr rechtfertigt, wovon das breite steinige, zerrissene, jetzt trockene Flußbett zu beiden Seiten des tiefern bewässerten genugsam Zeugniß giebt. Schreitet man von der am Flusse unter Dörrberg gelegenen Schneidemühle weiter Thal aufwärts, so erblickt man vor sich an der rechten Seite des Thals wiederum in der Entfernung einer kleinen Viertelstunde einen Berg, der sich durch seine ungewöhnliche Gestalt von allen übrigen auszeichnet und das Auge auf sich zieht. Näher gekommen sieht man seine abentheuerliche Kegelform noch deutlicher, große Felsenmassen schimmern durch die Fichtenwaldung mit der er bepflanzt ist, man erräth, daß es gewaltige Kolosse sein mögen, die sich an zwei Stellen bis zur Spitze des Berges über einander thürmen. Es ist ein weißer Porphyr, der so malerisch in das Thal herableuchtet. Dies ist der Berg der Altenburg, vom Volke der nächsten Umgegend nur „das Raubschloß" genannt, obgleich man kaum noch auch nur geringfügige Spuren von Mauerwerk findet.*) Der Berg fällt ins Thal sehr steil ab und es bedarf keiner geringen Anstrengung, ihn von dort aus zu erklimmen. Leichter ersteigt man ihn, wenn man den an seiner Südseite nach Gehlberg hinaufführenden Weg bis zur Höhe des Rückens verfolgt, durch den er mit dem Gebirgszuge zusammenhängt, und auf diesem bis an die Kuppe geht, die dann immer noch einen rüstigen Steiger verlangt. Die Mühe wird nicht sonderlich belohnt. Der Blick ins Thal ist durch die hohen Bäume beschränkt, von der Ruine kaum noch die letzte Spur; nur auf dem Scheitel

---

*) Dr. Herzog, wie Dr. Völker sprechen in ihren Handbüchern über den Thüringerwald von „Ueberresten eines alten Schlosses, von verfallenem Gemäuer, von Mauern, die von ältern Flötzkalkstein erbauet seien;" ich muß gestehen, daß ich von dem Allen nie etwas habe entdecken können. Ich sah nur die nackten Felsen und unbedeutende Reste von Mörtel und zerstreuten Mauersteinen der von Völker bezeichneten Art, das frühere Vorhandensein einer Mauer bezeichnend, von der vielleicht seit Jahrhunderten nichts mehr besteht. Wie oft ich überhaupt die Angaben der beiden genannten Herren auf meinen vielfachen Fußwanderungen ins Gebirge (ihre Bücher begleiten mich stets) als falsch erprobte, ist kaum zu glauben. Oft traute ich meinen Augen nicht, wenn ich an Ort und Stelle ihre Beschreibung mit dem Objecte verglich. Unbedingt darf man keinem ein Wort glauben. L. St.

erkennt man an einigen Vertiefungen, daß hier die Burg stand, die sich übrigens auf diesem, für ein Ritterschloß wie geschaffenen Berg herrlich ausgenommen haben muß. Gerade gegenüber zwischen dem Walsberg und dem Tragberge stürzt die Sieglitz herab in die wilde Gera. Durch den Sieglitzgrund führt ein Fahrweg nach Oberhof hinauf, der in frühern Zeiten ein Verbindungsweg zwischen Thüringen und Franken sein mochte. Die edeln Herrn auf der Altenburg überschauten eine große Strecke des Thals und des Sieglitzgrundes, und nichts konnte ihren Blicken entgehen, was des Weges zog. *) Das Thal der wilden Gera wird aufwärts enger, wilder, romantischer; der Fußweg läuft zuweilen an den Thalgehängen hin, unten schlängelt sich der Fluß über Steingeröll, an den Bergwänden steht hie und da der Porphyr in malerischen Felsen zu Tage, eine Lohmühle, weiter hinauf eine Mahlmühle, zu Gehlberg gehörig, und endlich eine Schneidemühle sind die einzelnen und einsamen Gebäude in dem zwei Stunden langen Grunde. An der östlichen Seite fällt eine enge schauerliche Schlucht ein. Verfolgt man sie, so gelangt man an die Kehltholswand, wo der „Gebrannte Stein" steht, ein harter beträchtlicher Porphyrfelsen durch welchen ein merkwürdiger gegen 80 Schritte langer Stollen getrieben ist, ein uraltes Denkmal früherer Thätigkeit im Gebirge, denn durch diesen Stollen ging der alte Flötzgraben, eine ganz seltsame Anlage, wohl 5 bis 600 Jahre alt und der Bewundrung werth. Wenn ich in einem andern Artikel von den Mühlsteinbrüchen reden werde, werde ich Näheres über diese alte merkwürdige Erscheinung beibringen. Dieser Stollen allein ist Belohnung genug, den auch außerdem interessanten Gebrannten Stein aufzusuchen. Nur wage sich kein Fremder in die schauerliche Waldeinsamkeit dieser Gründe, Klüfte und Berge ohne Führer. Jene sind tief und düster, diese steil und rauh und gewähren selten eine weite Aussicht, stundenlang keine menschliche Wohnung, und wie leicht kann man sich verirren. Ueber der Schneidemühle, die nur eine Viertelstunde unter Gehlberg liegt, öffnen sich zwei düstre, waldbewachsene wilde Thalschluchten, die rechts ist der Langengraben, die links der Geragrund. Die Gera entspringt dicht unter dem Schneekopf in einem tiefen, dunkeln Kessel, dem Schneetiegel, hinter welchem noch ein zweiter, weit finsterer Abgrund liegt, die Hölle genannt, in welchen man durch eine tiefe Schlucht gelangt, und der durch die von allen Seiten schauerlich steil abfallenden Bergwänden gebildet wird, der Langenbach entsteht aus der Vereinigung des

---

*) Wie bereits bemerkt, die Geschichte weiß nichts von dieser Burg, ihr Andenken hat sich nur im Volke erhalten, aber dieses weiß auch nicht einmal eine eigenthümliche Sage davon. Die, welche man hier erzählen hört, daß im Berge große Gewölbe mit vollen Weinfässern und andern Schätzen liegen, nach welchen man früher gegraben, wodurch die Vertiefungen auf dem Berge entstanden, wiederholt sich fast bei allen Burg- und Klosterruinen, als daß man hier besondern Werth darauf legen könnte.

Schmückegrabens und des Sattelbachs, die schäumend aus dem höchsten Gebirge herabstürzen. Im Grunde nimmt sie ein Floßteich wie ein großer Kessel auf. Wer noch nie in solchen Gebirgsgründen war, kann sich kaum eine richtige Vorstellung von ihrem wilden Ansehen machen. Oft nur zehn bis zwölf Schritte breit, von mächtigen Fichten, Buchen, Eichen ꝛc. bestanden, dicht belaubt, von einem Bach durchströmt, der, wie man am steinigen Bette desselben sieht, oft die Fläche des ganzen Grundes ausfüllt und seine tobende Kraft an den Felsenstücken und mächtigen Blöcken versucht, die von den Bergen herabgestürzt sind, die Berghänge zu beiden Seiten beängstigend steil, waldbewachsen, die daran hängenden Felsen drohend, der Himmel über uns zuweilen nur einige Fuß breit, das Plätschern des Bachs, der Schall einer Holzaxt, der Schrei eines Waldvogels die einzigen Laute, die das Ohr empfängt, so gleichen diese Gründe Gräbern, die uns von der Menschenwelt trennen. Die Meisten, welche auf den schönen Chausseen jetzt den Thüringerwald passiren, oder Schwarzburg, Reinhardsbrunn, Wilhelmsthal besuchen, ahnen nicht, welche schauerliche Wildniß in den tiefen Schlünden an der Nordseite des Schneekopfs wohnt, und wenn sie plötzlich in einen derselben versetzt würden, würden sie in den nordamerikanischen Urwäldern aber nicht in der Mitte des kultivirten geleckten Deutschlands zu sein wähnen. Aber außer dem Jäger, der sein Revier durchstreift, dem Köhler, der seine Nomadenhütte in diesen Gründen aufschlägt, dem Holzhacker, dessen Axt hier Licht und Zugang schafft, dem Harzscharrer, der der Kiehnruß- und Pechhütte das Material zuführt, betritt selten eines andern Menschen Fuß die schauerliche Einsamkeit dieser Wildnisse. Nur ein Dichter, dessen Herz von der Gesellschaft mißhandelt worden ist, flüchtet es oft in diese schweigenden Wälder, begräbt es in diese tiefen Schluchten, wo es allein mit Gott, mit der Natur und sich beschäftigt ist, und das Andenken an die Menschenwelt Stunden lang aus dem Gedächtniß verwischt, das wehmüthige Glück, den ewigen Täuschungen, der Schmach einer ins Fratzenhafte verzerrten Kultur auf ein Paar Tage entronnen zu sein, mit vollen Zügen genießend.*) Wer das Schauerlich-schöne liebt und den Schneekopf von der thüringischen Seite besteigen will, der wähle keinen der beiden gewöhnlichen Wege durch den Ohregrund über Oberhof, oder durch den Geragrund über Arlesberg, und Gehlberg (einer derselben läßt sich immer als Rückweg betreten) sondern gehe durch den Dörrberger Grund, den Langenbach und Schmückegraben, oder Sattelbach hinauf. Auch durch den Schneetiegel kann man gehen, doch ist jener Weg düster-romantischer. Und welch' ungeheurer Kontrast! Aus der Nacht dieser wil-

---

*) Vor funfzig Jahren verfaulte in diesen Gründen noch das Holz, weil man es nicht herausschaffen konnte, und vor 150 Jahren hauste der Bär noch hier.

den Thäler zum heitern Licht des Berges, aus dem düstern Grabe zum hellen Himmel, aus der beklemmenden Beschränktheit zur freien weiten, lachenden Aussicht! Ich grüße dich, lieber Wandrer! Wer durch die Thäler zu den Bergen steigt, dem bin ich Freund und gewogen. Laß Dir meine Liebe gefallen; weise sie nicht kalt, stolz und höhnisch zurück, wie Leute, die fort und fort in Städten wohnen, und nur nach den Bergen sehen, wenn sie das Wetter beurtheilen wollen.

Ludwig Storch.

Eingesendete Bemerkungen
zu
dem Artikel Wernigerode in Thüringen und der Harz 16s Heft Seite 183 ff.

S. 185. Die Naturaliensammlung ist nicht mehr im Waisenhause, sondern mit der Bibliothek verbunden und zwar schon seit der Verlegung derselben in den ehemaligen Orangerie-Saal, was schon im J. 1827 geschehen ist. Dieser Saal ist derselbige, in welchem das Echo war, das aber durch die neue Einrichtung verloren gegangen ist.

S. 190. Die Geschichte von der Veranlassung des Denksteins erfordert eine ordentliche Berichtigung, denn so erzählt ist sie eine abentheuerliche Unwahrheit in allen ihren Theilen. Ein Schuß ist auf diese Entfernung nicht möglich, und nichts hat sich so zugetragen, wie die Beschreibung erzählt. Dieses Ereigniß kann kürzlich so beschrieben werden:

Im J. 1777 ging der damals regierende Graf Heinrich Ernst mit seiner Gemahlin und einer verwittweten Frau von Horn († 1814) auf einem an der Mitte des Schloßberges hinziehenden Weg spazieren, und schoß einen oberwärts stehenden Hirsch, welcher den Berg herunter stürzte. Der Graf und die Gräfin eilen vorbei, die Frau von Horn aber fällt, uud fast in demselben Augenblick der 340 Pfund schwere Hirsch auf dieselbe. Schnaubend fällt er dieselbe mit seinem Geweihe an. Der begleitende Jäger ist nicht stark genug, ihn abzubringen, und erst mit Hülfe eines andern dazuspringenden Mannes gelingt es, die arme Frau unter dem Hirsch herauszubringen, und — das ist die eigentliche Veranlassung zum Denkstein — ohne alle Beschädigung.

S. 190 unten. Der Luchs und der grimmige Wolf sind keinesweges oft gesehene Gäste im Brocken- (besser Harz-) Gebirge. Der vorletzte Wolf wurde im J. 1749 geschossen, der nächste, von dem hier weitläufig berichtet wird, im J. 1798 und außer dem Luchs 1817 noch ein zweiter bei Seesen im Braunschweigschen, außer diesen aber keines dieser Raubthiere.

S. 193. Die Eisensteingruben auf dem Büchenberge liegen theils innerhalb der Grafschaft Wernigerode, theils im Hannoverschen Gebiet. Erstere liefern den Eisenstein ausschließlich an das gräflich Stolberg-Wernigerödische Hüttenwerk zu Ilsenburg.

Das Braunsteinerz wird nicht auf dem Büchenberg gewonnen, sondern im Hohnsteinischen Forst (S. 190 oben) aber der Debit wird meist vom Büchenberge aus besorgt.

Die Rudelsburg und Schloß Saaleck.

Es war ein wunderherrlicher, goldner Morgen, als ich von Jena aus durch das anmuthige Saalthal nach den Ruinen der Rudelsburg wanderte. Der Sommer hatte sich wie ein blühender Jüngling in das Thal gelagert mit seinen Blüthenlocken und Fruchtgehängen und schaute freundlich aus den klaren Wellen der Saale heraus; die ganze Natur war nichts als Klang und Duft, nichts als Blumen- und Farbenpracht und in lieber freundlicher Stimmung führte mich mein Pfad durch lauter gesegnete Fluren, über schmaragdne Wiesen, durch goldne Aehrenfelder und freundliche Obstwäldchen, deren Zweige sich vom Segen des Sommers zu neigen begannen, durch Dörfer mit ihren freundlichen, gastlichen Häusern bis zum Fuße des Berges, auf dem die Ruinen der Rudelsburg thronen.

Die Lage der Burg ist sehr romantisch. Im Saalthal — ohnstreitig einer der schönsten Parthien Thüringens — ohnfern von Kösen, an der südlichen Grenze des königl. Preuß. Herzogthums Sachsen, im Naumburger Kreise, liegt sie auf einem ziemlich hohen Berge, an dessen Fuße die Saale schäumend strömt. Gegen Norden und Osten fällt dieser Berg unersteiglich steil ab, gegen Süden ist er mit Kirschbäumen, zum Theil auch mit Reben bepflanzt und gegen Westen fällt er in mehreren Abstufungen gegen den Saalecker Schloßberg zu — der von jenem durch eine tiefe Schlucht getrennt ist — ab. — Zwei Fußwege führen zu den Ruinen, der eine vom Dorfe Saaleck aus, der andere auf der entgegengesetzten Seite und in der entgegengesetzten Richtung.

Die weit umhergestreuten Felsblöcke und die noch vorhandenen Spuren der großen Umfassungsmauer lassen auf den Umfang schließen, den die Burg ehemals hatte. Zuerst trifft man auf die Ruinen einer Mauer, welche Spuren des Burgthors enthält. Ueber ei-

ne große Menge Hügel und Vertiefungen des alten Burghofs kommt man zur eigentlichen Burg, welche durch Brücke und Graben abgesondert ist. Ueber den Graben führt eine gemauerte Brücke von drei Jochen, welche früher nicht ganz bis zur Mauer angebaut war, sondern wahrscheinlich durch eine Zugbrücke ergänzt wurde; erst in neuerer Zeit hat man, um Gefahr zu verhüten, den Zwischenraum überwölbt. Der innere Burghof bildet ein unregelmäßiges, längliches Viereck, er ist neuerlich geebnet und mit einem steinernen Tisch und steinernen Sitzen versehen worden. Ein einziger viereckiger Thurm hat sich noch ganz unversehrt erhalten, bedeutend und von mächtigem Baue ist sein Styl doch weder correct noch schön, sondern bloß ein cyklopischer Mörtelguß, der seine mächtige Füllung verbindet, auch hat er das mit andern Burgwarten gemein, daß der Eingang nicht unmittelbar am Boden ist, sondern daß sich erst in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß eine Oeffnung befindet. Seine kegelförmige Spitze umgiebt eine steinerne Brustwehr. Inwendig sind Gewölbe auf Gewölbe bis in die Tiefe. Der Thurm ist ohngefähr 160 Fuß hoch und hat bei 90 Fuß Umfang eine Mauer von 6—8 Fuß Dicke. — Im hintern Theile des Burghofs befinden sich noch die Eingänge zu den Kellern, von welchen der gegen Mittag sich bis zu den Grundmauern des Thurms erstreckt. —. Ueber der Erde hat sich außer dem oberwähnten Thurme nur ein Gewölbe in der Ecke gegen Nordwest erhalten, in welchem sich ein mit steinernen Sitzen versehenes Fenster befindet. Ein wunderliebliches Plätzchen mit der herrlichsten Aussicht. Dort saß ich lange und erfreute mich an dem herrlichen Panorama, was zu meinen Füßen ausgebreitet dalag. Vor mir glänzten die zwei Thürme der Burg Saaleck mit ihren weißen Zinnen und den von der Sonne vergoldeten Fenstern. Am jenseitigen Ufer lag das freundliche Dorf Saaleck, ehemals eine Stadt, in Gebüsch versteckt, links blickte der Edelhof Kreipitzsch von der Höhe des Bergs herab und steil unter mir zog die Silberfläche der Saale mit unzähligen Flößen bedeckt in vielfachen Krümmungen, bald rauschend und tobend, bald plätschernd und kosend dahin. Jenseits liefen Knaben mit Angeln beschäftigt am Ufer hin und wieder. Die Felder belebten ärntende Gruppen. Schon aufgehäuft prangten Demeters Garben, Fruchtwagen schwankten den Landhäusern zu und Streifen üppig blühender Rübsaat zogen Glanzlichter über das Ganze. Eine einsame Lerche sang vielleicht ihr letztes Abendlied und von den entfernten Dörfern herüber zitterte zuweilen ein leiser Glockenton. In der Ferne erblickte ich die Gradirhäuser von Kösen und im Hintergrunde ragten die rothen Dächer von Schulpforte über einem Hügel hervor. Waldige Berge umzogen die ganze Landschaft der der purpurbeschuppte Abendhimmel eine magische Beleuchtung verlieh.

Die Rudelsburg, in Urkunden Rottilsberg, Rothelebesburch, Rutheleibisberg rc., auch wohl „die Veste“ schlechthin genannt, soll

nach der mährchenhaften Angabe in der Chronik des Naumburger Mönchs im St. Georgenkloster, Benedict Taube, von einem gewissen Rudolph von Münchenhausen, der an der Saale in der Gegend, wo jetzt Kösen und Schulpforte liegen, weitläufige Besitzungen gehabt, um 972 zum Schutze gegen die Slaven und Wenden erbaut und von seinem Sohne Dedo erweitert, befestiget und nach seines Vaters Namen „Rudolfsburg" genannt worden sein. Ihr gegenüber am jenseitigen Saalufer soll damals eine andere Burg, die Krainburg, gestanden haben, deren Besitzer mit denen der Rudelsburg in langer Fehde lebten. Erst Dedos Enkel, Otto, welcher keine männlichen Nachkommen, sondern nur eine Tochter Hildegard besessen, habe sich mit seinem Nachbar, Ludwig von Gültenburg, ausgesöhnt, indem er ihn zu einem Fastnachtsschmause auf seiner Burg eingeladen. Später habe sich dieser Ludwig mit der Hildegard vermählt und so sei die Rudelsburg mit ihren Besitzungen an das edle Geschlecht von Gültenburg gekommen. Die späteren Nachkommen Ludwigs hätten vielfach Stegreifritterschaft getrieben, bis endlich Kaiser Rudolf I. von Habsburg im J. 1290 die Rudelsburg belagert und als Raubnest zerstört habe, wobei Ludwigs Enkel, Friedrich Konradin von Gültenburg, als ein Bauer verkleidet zu entfliehen versucht, aber auf der Flucht ergriffen und getödtet worden sei. (F. Gottschalk die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. Band 5., S. 287 ff.)

Das Unhistorische sothaner Nachrichten ist von C. P. Lepsius in einem Aufsatze: „Etwas über des Herrn Gottschalk Bericht von den Bergschlössern Rudelsburg und Saaleck und die Taubische Chronik" im 1. Heft der „Mittheilungen des Thüring. Sächsischen Vereins für Erforscher vaterländ. Alterthums" S. 72 ff. beleuchtet und nachgewiesen worden, daß eine Krainburg bei Kösen gar nicht existirt hat.

Eine andere Sage nennt Kaiser Rudolf I. von Habsburg als Erbauer der Rudelsburg, indem als Veranlassung dazu angegeben wird, daß seine Gemahlin in dem benachbarten Dorfe Freiroda von einem Prinzen entbunden worden sei.

Eine dritte Legende meldet, daß die Rudelsburg ehedem zu den 8 Burgen in der Runde um Naumburg gehört habe, von welchen diese als die 9. den Namen Neuenburg erhalten habe. Es ist dies die bekannte Sage von der weinenden und lachenden Braut, die ihre und ihres Bräutigams ansehnliche Erbgüter zum Bau und zur Ausstattung des Doms zu Naumburg verwendete.*)

---

*) Schamel. ad Groitzsch Descrip. Salae fluvii p. 15. — Die Sage von der lachenden und weinenden Braut gehört nicht hierher, sondern in den Sagenkreis von Naumburg. Umständlich erzählt dieselbe Zador in seiner handschriftl. Chronik und in den thüring. „Erholungen" v. J. 1812. Monat April Nr. 31. nnd 32. findet sich dieselbe von Louise Brachmann recht anziehend bearbeitet.

Eine vierte Volkssage endlich leitet den Namen Rudelsburg von einem Rudolf aus dem Thüring. Geschlechte der Schenken ab. (Friederici hist. Pincernarum c. 4. p. 110)

Die ältesten zuverlässigen Nachrichten über die Rudelsburg schöpfen wir aus der Urkundensammlung des Klosters Pforta.

Das Dasein unsres Schlosses erfahren wir zuerst mit unbezweifelter Gewißheit bei Gelegeeheit einer Schenkung von 4 Gütern zu Burgschütz und Gleier durch Bischof Udo II. von Naumburg an das Kloster Bosau bei Zeitz in einer Urkunde ohne Datum, jedoch erweislich aus dem J. 1171 (abgedr. im Thur. sacr. p. 668 — in Schamel. Suppl. zu Leuckfelds Historie des Klosters Bosau S. 36. — und in Schöttg. 8. Kreyssig Diplom. T. II. p. 430), wo unter den Zeugen ein „Hugo de Ruthelebesburch“ genannt wird. Er erscheint unter den Ministerialen (Dienstmannen), woraus zu schließen, daß er nicht selbst Besitzer des Schlosses und mit demselben beliehen gewesen, sondern im Dienst eines Höheren, dem die Burg gehörte, gestanden habe.

Später, im 13. Säculum finden wir die Rudelsburg unter denjenigen Herrschaften, welche die Markgrafen zu Meißen von den Bischöfen zu Naumburg zu Lehen trugen. Die älteste über diesen Lehnsnexus vorhandene Urkunde ist v. J. 1238 (abgedr. in Irisanders (Grubners) Sammlung nützlicher Urkunden zur Geschichte des Stifts Naumburg S. 10.) Die Markgrafen hatten sogen. Burgmannen auf der Burg, deren oft 6, 8, 10 und mehrere in einer Urkunde genannt werden. Diese zahlreiche Burgmannschaft beweist, daß die Rudelsburg für die Land- und Markgrafen von großer Wichtigkeit gewesen sein muß, und rechtfertiget die Vermuthung, daß damals die Landstraße von Naumburg nach Erfurt und Frankfurt durch dieses Thal geführt und durch die Besatzung der Rudelsburg gesichert worden sei. Auch läßt sich — da mehrere e i n e s Geschlechts theils zu gleicher Zeit, theils nach einander unter den „Castellanis de Rudelsburgk“ aufgeführt werden — vermuthen, daß die Function der Burgmannen erblich und zweifelsohne mit gewissen Lehen verbunden gewesen (vergl. C. P. Lepsius „die Ruinen der Rudelsburg und des Schlosses Saaleck“ in den „Mittheilungen aus dem Gebiete histor. antiquar. Forschungen herausgeg. v. d. Thür. Sächs. Verein für Erforscher vaterl. Alterth.“ H. 4. S. 25.)

Mit dem J. 1319 verschwinden die Burgmannen zu Rudelsburg in den Urkunden der Naumburger Bischöfe und in den Pfortaer Klosterbriefen, und es muß wohl damals eine Veränderung mit der Rudelsburg vorgegangen sein. Nach einer Sage soll sie um jene Zeit ein Raubschloß gewesen und als solches vom Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange zerstört worden sein.

Nicht eher als in der Mitte des 14. Jahrhunderts entdecken wir wieder eine Spur von der Existenz der Rudelsburg, indem wir aus der Naumburger Rathscämmerei Rechnung v. J. 1348 (die bezüglichen Stellen sind bei Lepsius a. a. O. S. 27 abgedruckt) ersehen, daß der Bischof und die Stadt Naumburg in dem genannten

Jahre mit mehreren Edelleuten in der Umgegend in Fehde befangen und namentlich auch die Rudelsburg, wo damals Werner Kurtefreut Castellan war, mit in dieselbe verflochten war. Die Rudelsburg wurde in dem genannten Jahre von den Naumburger Bürgern unter dem Stadthauptmann Hans von Drutzen erstürmt und zerstört, genannter Kurtefreut aber gefangen genommeu.

Seit jener Zeit mag die Rudelsburg viele Jahre hindurch wüste gelegen haben, wenigstens wird ihrer bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts in keiner Urkunde Erwähnung gethan. Von da an erscheinen die Schenken von Saaleck auf ihr. Wann jedoch die Burg an diese gekommen, mit welchen Zubehörungen und in welcher Eigenschaft sie dieselbe besessen, darüber mangeln alle Nachrichten. Wahrscheinlich war sie den Schenken mit der Verbindlichkeit verliehen, die Burg zum Dienste des Lehnsherrn im Vertheidigungszustand zu erhalten; übrigens aber geht aus den betreffenden Urkunden hervor, daß das frühere Lehnsverhältniß zwischen den Markgrafen und den Bischöfen zu Naumburg als Oberlehnsherren damals noch fortbestand. (Lepsius a. a. O. S. 40.) — Aber schon im 15. Jahrhunder hörte die Rudelsburg wieder auf eine Schenksche Besitzung zu sein, denn in einem Lehnbriefe Churfürst Friedrichs und Herzog Wilhelms d. d. Leipzig am Sonntag Judica 1441 (abgedr. in Schöttg. und Kreyssig diplomat. Nachlese Theil XII. S. 272) werden Rudolf, Günther und Heinrich, Gebrüder von Bünau neben den übrigen, von ihrem Vater Heinrich von Bünau hinterlassenen Gütern Droysig, Schkölen, Elsterberg, Meihen, Pobilis (Pobles) und Gostiz (Gostewitz) zugleich mit Rudelsburg und Großheringen beliehen. Wenn indessen diese Besitzveränderung eingetreten, ist nicht zu bestimmen. Als der Letzte aus dem Schenkischen Geschlechte der auf der Rudelsburg gehaust, wird „Ehrenfried Schenke von der Veste" im J. 1479 in einem Lehnbriefe Bischof Heinrichs zu Naumburg an Heinrich Reuß Herrn zu Plauen über mehrere stiftische Lehnschaften (abgedr. in Avemann Historie der Burggrafen zu Kirchberg S. 167 und in Beckler Stemm. Ruth. p. 321) genannt. Die Benennung „von der Veste" blieb jedoch noch lange eine eigenthümliche Bezeichnung, welche von den Nachkommen der Schenken zu Rudelsburg — die nach der Veräußerung dieses Schlosses noch einige Zeit in der Gegend und ganz in der Nähe ansässig blieben, — fortgeführt wurde.

Bei der Hauptheilung der Brüder Friedrich und Wilhelm in die Lande ihres Vaters, Friedrich des Streitbaren, im J. 1445 kam Thüringen und folglich auch die Lehns- und Landeshoheit über die Rudelsburg an Herzog Wilhelm. (Lepsius a. a. O. S. 43).

In dem Bruderkriege blieb der Besitzer der Rudelsburg auf der Seite seines Lehnsherrn des Herzogs Wilhelm, weshalb die Burg auch von dem Churfürst Friedrich II., dem Sanftmüthigen, im J. 1450 zerstört wurde. (Rudolf. Gotha diplomat. T. 5. l. 3. c. 26. §. 7. p. 116.) Wie lange sie aber seitdem wüste gelegen, ist nicht bestimmt anzugeben. Später finden wir sie wieder bewohnt

und noch im folgenden Jahrhundert wurde Gottesdienst in der dasigen Burgcapelle gehalten.

Bei der Theilung der Sächs. Lande zwischen Ernst und Albert im J. 1485 wurden die von Bünau mit ihren Lehngütern und unter diesen namentlich mit der Rudelsburg dem Meißner Theile zugewiesen. (Glassey Kern der Sächs. Geschichte S. 793).

Aus dem Hause der von Bünau zu Droysig, Schkölen und Rudelsburg stammt Günther von Bünau, Doctor des geistlichen Rechts, Domdechant zu Naumburg und päpstlicher Protonotar, der seines Namens Gedächtniß durch mehrere geistliche Stiftungen und namentlich zu Rudelsburg dadurch verewigte, daß er nicht nur ein Legat aussetzte, wovon unter andern dem Geistlichen, welcher in der Capelle der heiligen Elisabeth auf der Rudelsburg die Messe zu lesen hatte, jährlich 4 Mfl. angewiesen wurden, sondern auch bei dem Papst Leo einen Ablaß auswirkte für diejenigen, welche diese Capelle an gewissen Tagen andächtig besuchen und daselbst 5 Pater noster, 5 Ave Maria und ein Symbolum beten würden. Jenes Vermächtniß bestätigte Raymundus, päpstlicher Legatus a Latere in Straßburg XVIII. Kal. Maj. 1504. (Braun Nachrichten von den Domdechanten zu Naumburg S. 24.) Diesen Ablaß aber bezeugt der Cardinal Antonius in einer besonderen, zu Rom ausgestellten Urkunde v. J. 1513 (abgedr. b. Lepsius a. a. O. S. 86.)

Ohngefähr 150 Jahre hindurch haben die von Bünau die Rudelsburg besessen, als im J. 1581 Rudolf und Günther von Bünau dieselbe an Hans Georg von Osterhausen verkauften. Daß bis dahin die Rudelsburg noch bewohnt und ein stattlicher Rittersitz gewesen, bezeugt Groitzsch Descrip. Salae slavii (Lip. 1585). Nachdem aber die von Osterhausen ihre Wohnung von der Burg nach dem nahen Kreipitzsch verlegten, ging sie immer mehr und mehr ihrem Verfalle entgegen, denn aus einem alten Buche: „Historische Erquickstunden" 1616 S. 228 geht hervor, daß die Burg damals zwar noch ziemlich erhalten gewesen, aber öde und leer gestanden und nur noch von einem Hausmann bewohnt wurde, der die Fremden darinnen herumführte. Gerichtstage wurden aber immer noch auf der Rudelsburg gehalten, wie die Osterhausischen Gerichtsbücher bezeugen, in welchen sich die letzte Verhandlung unter der Ueberschrift: „Gericht gehalten uff der Rudelsburg den 4. Jun. 1616" findet. (Lepsius a. a. O. S. 46).

Bald darauf erfolgte der Ausbruch des 30jährigen Kriegs, durch welchen der gänzliche Ruin des Schlosses herbeigeführt wurde.

Seitdem liegt nun die Burg in Ruinen, stumm und ernst schaut sie in das grüne Thal herab, Eulen und Fledermäuse schwirren um das alte Gemäuer und rufen uns die treffenden Worte des Dichters in's Gedächtniß:

„Da zog der Uhu als Burgherr ein
und mit ihm als Knappen die Eulen!" —

Aber mit dem Untergange der Burg hörte ihre diplomatische Existenz nicht auf, vielmehr bestand sie bis in die neueste Zeit als ein selbstständiges, schriftsässiiges, mit Erb- und Obergerichten ausgestattetes Mannlehnritterguth, dessen Besitzer zur Ritterschaft des Thüring. Kreises gehörten und Sitz und Stimme auf dem Chursächs. Landtage hatten. (Lepsius a. a. O. S. 46).

Von denen von Osterhausen kam die Rudelsburg in abwechselnden Besitz an die von Kreutzen, von Zech, von Brühl und von Schönberg.

Alljährlich zu Pfingsten beleben sich die todten Räume der Rudelsburg und hallen wieder von Becherklang und fröhlichen Gesängen. Ganze Schaaren von Musensöhnen aus Jena, Halle und Leipzig füllen die verödeten Ruinen und feiern in fröhlicher Ungebundenheit dort „das Fest der Maien" und ihnen nach ziehen ganze Departements aus den Naumburger Collegien, ganze Innungen und Zünfte und ergötzen sich an diesem frohen Treiben der Jugend. Ernst und stumm aber stehen im Gegensatz zu diesem regen und lebendigen Drängen und Treiben, zu diesem Jubeln und Jauchzen der in buntem Schwirren durcheinander kreuzenden Menge die verwitterten Ruinen und es erzeugt sich dann jenes Gemisch von ernster Stille und heiterer Lebendigkeit, welches eben durch die Contraste sich selbst hebt und trägt.

Dicht unter dem Felsen, auf welchem die Rudelsburg liegt, bildet die unten vorbeifließende Saale einen Strudel, von dem man folgende Sage erzählt:

Die Besitzer der Rudelsburg und der ihr am jenseitigen Saalufer gegenüberliegenden Krainburg lebten früher engbefreundet, die schmale Saale trennte ihre Besitzungen und auch sie war unter beide Herrschaften getheilt, indem die Fischerei in derselben beiden gemeinschaftlich gehörte. Der Besitzer der Krainburg erfreute sich eines einzigen Sohnes, als Stammhalter seines Geschlechts, während der Herr der Rudelsburg nur eine Tochter besaß. Beide Väter hegten den Plan, ihre Kinder einst mit einander zu vermählen. Lange Jahre hindurch hatte dies freundliche Verhältniß zwischen den Besitzern der beiden Burgen bestanden, als endlich der der Rudelsburg, angereizt von dem Bischofe von Naumburg, welcher dem Herrn der Krainburg nicht wohlwollte, und uneingedenk des alten Vertrags, sich die Fischerei auf dem Saalstrom allein und ausschließlich anmaßte. Zwietracht trat nun plötzlich an die Stelle der früheren Freundschaft, den liebenden Kindern wurde jede Vereinigung aufs Strengste untersagt, nur heimlich konnten sie sich sehen und sprechen: ein leichter Fischernachen trug oft des Nachts den Jüngling über die Saale

zur Süßen, zur Lieben
dort drüben.

Einst bei einem heftigen Gewitter sollte auch das Schiffchen den Geliebten an das jenseitige Uufer tragen, schon befand er sich in der

Mitte des Saalstroms, als ein starker Wirbelwind sich erhob, fürchterlich schäumte die Saale empor und zog den Nachen in ihren Schlund hinab — der Jüngling landete nimmer. Vergeblich harrte die Geliebte die Nacht hindurch des Ersehnten, ängstlich spähend. eilte sie am andern Morgen den Pfad der Burg herab den Strand der Saale entlang, da gewahrte sie nahe am Ufer einen röthlichen Streif, den ein kühler Morgenwind hob und wellenförmig zu ihr hintrieb. Sie beugt sich in die Saale hinab, ihn zu erfassen und hält plötzlich die Feldbinde ihres Geliebten, die sie ihm einst selbst gestickt, in der Hand, und wird durch sie in die Tiefe des Flusses gezogen, aus der sie nicht wieder hervorkam. An der Stelle aber, wo beide Liebende ihr Grab fanden, bemerkt man noch jetzt einen Strudel. *)

Der Rudelsburg gegenüber, nur durch eine tiefe Felsschlucht von ihr getrennt, liegen auf einem ganz abgerundeten, sanft aufsteigenden, auf der Oberfläche sehr beschränkten Berge die Ruinen des Schlosses

Saaleck.

Der alte Burgweg vom Dorfe Saaleck ausgehend umkreist den ganzen Berg so, daß er zuletzt in dem kleinen Raume unter dem westlichen Thurme, der neuerlich in eine freundliche Gartenanlage umgewandelt worden ist, endet.

Nur zwei hohe runde Thürme sind noch von Schloß Saaleck vorhanden, alles Uebrige ist versunken und nur geringe Erhöhungen sind noch die einzigen Spuren des Standorts alter Gebäude. Der gegen Abend gelegene Thurm ist mehr verwittert und dem Einsturz näher, als der gegen Morgen. Auf den letztern führt eine 80 Stufen hohe Treppe zu einem kleinen, in alterthümlichem Style ausgezierten, freundlichen Zimmer mit 3 Fenstern, aus denen man eben so viel reizende Aussichten genießt. Freundlich ist die gegen Abend, ernster die gegen Morgen. Hier gleicht die Natur einer finsteren Corona mit dunklen Locken. Dicht unter uns brechen sich die Wellen der Saale, vor uns erblicken wir die Rudelsburg, links am Horizont wird das Dörfchen Freiroda sichtbar und rauhe, abentheuerliche Felsmassen begrenzen die Landschaft. Tief schweigend ruht der Himmel darüber und seine Wolken ziehen still dahin. Aber wende dich gegen Abend und Alles blüht und lacht. Wir blicken in ein mannichfach belebtes, von waldbewachsenen Bergabhängen umschlossenes Thal. Das freundliche Dorf Saaleck und jenseits der Saale Stenndorf füllen den Vordergrund. Den Mittelgrund bilden wal-

---

*) Eine poetische Behandlung dieser Volkssage von * v — findet sich in der „Zeit. f. d. eleg. Welt" v. J. 1819. Monat Febr. Nr. 40. ff.

lende-Kornfelder und grünende Wiesen, durchschnitten von dem Silberbande der in mäandrischen Windungen sich dahin schlängelnden Saale. Weiter hinauf verengt sich das Thal, den Wiesengrund begrenzen ländliche Obstanlagen und Gebüsche, über die am sanften Abhange der Berge, links zwei friedliche Dörfer Groß= und Kleinheringen mit ihren Kirchthürmen, und gegenüber am Fuße des Sonnenbergs, die Salinengebäude von Unter=Neu=Sulze aus verbleichender Ferne hervorblicken. Weit ausgedehnte Anhöhen, die im Hintergrunde sich erheben, begrenzen den fernen Horizont.

Zwischen den beiden Thürmen inne ist der Brunnen der Burg, der bis hinab zum Spiegel der Saale gereicht haben soll.

Der Sage nach wurde Saaleck von Carl dem Großen erbaut. (Schamel. ae Groitzsch descrip. Sal. fluv. p. 14. not. o.)

Aus den ältesten Urkunden, welche des Schlosses Saaleck erwähnen, geht hervor, daß dessen Besitzer mit einer voigteilichen Gewalt bekleidet waren, wovon sie sich Voigte (advocati) nannten. Daß sie zu einem friedlichen Geschlecht (dem Herrenstande der damaligen Zeit) gehörten, geht daraus hervor, daß, wenn sie in den Urkunden unter den Zeugen aufgeführt werden, sie ihren Rang unter den nobilibus, welche über den Ministerialen standen, haben. (Lepsius a. a. O. S. 16.) — Wahrscheinlich gehörte Saaleck, wie die Rudelsburg, zu den unmittelbaren Besitzungen der Meißnischen Markgrafen aus dem Wettinschen Hause und die von Saaleck, deren in den Urkunden eine ganze Reihe vorkommen, hatten wohl die Voigtei im Stifte oder in einem gewissen Bezirke desselben im Auftrag und als Lehn der Markgrafen in der Eigenschaft als Untervoigte zu verwalten. (Lepsius a. a. O. S. 19.)

Der erste „Advocatus de Saaleke", dessen in einer Urkunde Erwähnung geschieht, ist Herrmann, der in einer Urkunde, in welcher Bischof Udo I. zu Naumburg dem Kloster Pforta die bei dessen Verlegung von Schmölle in hiesige Gegend dazu geschlagenen Güter zueignet (im J. 1140), unter den Zeugen steht. (Pertuch Chron. Port. ed. Schamel. p. 17). Der letzte Voigt von Saaleck, ebenfalls Herrmann genannt, erscheint in einer Urkunde Bischof Engelhardts zu Naumburg über einen, mit dem Kloster Pforta abgeschlossenen Vertrag v. J. 1213 als Zeuge. (Pforta Cg. B. Fol. XXIV. a. Col. 2.

Mit dem Verschwinden der Voigte von Saaleck scheint die Lehnsherrlichkeit über Saaleck auf die Bischöfe von Naumburg übergegangen zu sein.

Vom Anfange des 13. Jahrhunderts ab bis in die Mitte des 14. Säculums finden wir Schloß Saaleck im Besitz der Schenken von Varila oder Vargula, welche sich davon zum Unterschied von ihren Stammvettern, den Schenken zu Tautenburg, Apolda, Dornburg rc. Schenken zu Saaleck nannten. Die Burg und was dazu gehörte, bildete eine eigene Herrschaft, welche bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts ihr Eigenthum war. — Rudolf ist der erste sicher bekannte Schenk von Saaleck. Er war zugleich mit seinem Vater

Walther in seiner frühen Jugend bei der Gesandtschaft, welche Landgraf Herrmann von Thüringen an den König Andreas II. von Ungarn sandte um dessen Tochter, die vierjährige Elisabeth, die Verlobte seines Sohnes Ludwig, nach Thüringen zu geleiten. (Auctor d. Landgrav. Thur. c. 48. ap. Pistor. rer. Germ. T. I. p. 1324. — Auct. Chron. Thur. ap. Rchöttg. 8. Kreyss. rer. Germ. T. I. p. 95.) Als im J. 1222 Landgraf Ludwig mit seiner Gemahlin eine Reise zu ihrem Vater, dem Könige von Ungarn unternahm, war Rudolf in ihrem Gefolge. (Joh. Rohte Thüring. Chronik ap. Menke T. II. pag. 1705.) In demselben Jahre entsagte er der Schutzgerechtigkeit über das St. Georgenkloster in Naumburg, welche bis dahin bei seiner Familie gewesen war, und trat solche an den Landgraf Ludwig ab, welcher sie hinwiederum dem Bischof Engelhardt und dem Abt des Klosters Johannes überließ. (Beyer Geog. Jen. c. 15. S. 269). Später zog dieser Rudolf (1227) mit dem Landgrafen Ludwig nach Palästina und geleitete als Letzterer in Otranto starb, dessen Leichnam nach Thüringen zurück. Kräftig nahm er hier sich der unglücklichen Wittwe Elisabeth an, als sie von dem Vormunde ihrer Kinder, Heinrich Raspe, hart behandelt wurde. (Lepsius a. a. O. S. 34 ff.) Später im Thür. Successionskriege soll Rudolf mit auf Heinrich des Erlauchten Seite gekämpft und im J. 1249 die Grafen von Käfernburg, von Schwarzburg und von Gleichen geschlagen haben. Auch als Erbauer des zum Schutze der Wartburg gegründeten Rudolfsteins (um 1259) wird Schenk Rudolf von Vargula genannt. (Thon Schloß Wartburg. Afl. 3. S. 103).

Ueber den folgenden Schenken von Saaleck und namentlich von dem J. 1302 ab kommen viele Veräußerungen und Abspaltungen von den Saaleckschen Besitzungen vor, welche beweisen, wie umfangreich und bedeutend früher diese Herrschaft gewesen sein muß, bis endlich 1344 die Brüder Conrad, Rudolf und Heinrich, Schenken von Saaleck ihren Antheil an dem Schlosse und der Stadt Saaleck — sie waren also nicht alleinige Besitzer — und ihren Theil an dem Hayn und ihren Lehen in den Dörfern und Fluren Puaschrau, Lachstädt, Döben, Rödigen und Wenigenheringen um 700 Schock Zahlgroschen (ohngefähr 5425 Thlr. Conv. nach unserem Gelde) jedoch mit Vorbehalt und Auszug eines Hofs und Vorwerks in der Stadt, des Fischhauses, der Fischerei und des Zolls auf der Saale, ingleichen des freien Mahlrechts in der dasigen Mühle, auch der übrigen Hölzer, Weingärten, Wiesen und Allem, was nicht ausdrücklich in dem Kaufe als verkauft genannt ist, an den Bischof Withigo von Naumburg verkauften. (Die Urkunde ist bei Lepsius a. a. O. S. 84. abgedruckt.) Späterhin scheinen aber auch die von den Verkäufern anfangs vorbehaltenen Grundstücke und Gerechtsamen nach und nach an das Stift übergegangen zu sein, da in der Folge die Herrschaft Saaleck ungetheilt vom Stifte Naumburg besessen und durch bischöfliche Amtleute, welche ihren Sitz auf dem Schlosse hatten, als ein stiftisches Amt verwaltet wurde. (Lepsius a. a. O. S. 40).

Aber auch noch nach dem Verkaufe des Schlosses Saaleck führten Heinrichs Söhne, Conrad, Herrmann und Rudolf und deren Nachkommen bis gegen das 16. Jahrh. den Namen „der Schenke von Saaleck" fort. (Lepsius a. a. O. S. 40.)

Nachdem das Schloß Saaleck eine Domaine der Naumburger Bischöfe geworden, wurde die Burghuth und die Verwaltung der Gerichte und grundherrlichen Gerechtsame einem bischöflichen Voigte übertragen, welcher auch in Kriegszeiten die Verpflichtung auf sich hatte, seine reisige Mannschaft, als deren Hauptmann in's Feld zu führen. Zur Erhebung der Gefälle war ein Rentbeamter unter dem Namen eines bischöflichen Schreibers und zur Verwaltung der Forsten ein Förster bestellt. (Lepsius a. a. O. S. 47). Der erste dieser Voigte, dessen in einer Urkunde Erwähnung geschieht, ist Johann von Drutzen. (Lepsius a. a. O. S. 47.)

Von dem Bischofe Johannes I. von Naumburg, der häufig auf dem Schlosse Saaleck Hof hielt, hat sich folgende Sage erhalten:

Dieser Bischof führte ein sehr ausschweifendes Leben, kümmerte sich wenig um sein Bisthum, schlemmte, schwärmte und buhlte und drängte seine Unterthanen gar hart. Im J. 1350 am Johannis-, seinem Namenstage, veranstaltete er auf dem Schlosse Saaleck ein großes, prächtiges Banquet, wozu er eine Rotte Gaukler aus Nürnberg und allerhand kostbare Leckerbissen aus Leipzig und Braunschweig hatte kommen lassen. Eine Unsumme von Gästen war geladen und erschienen,

„Da riefen Posaunen zum lustigen Mahl,
Es eilten die Ritter zum Feste;
Es schäumte von purpurnem Blut der Pokal,
Der die Zungen der Taumelnden näßte."

Abends nach der Tafel, als der Ball beginnen sollte, ergriff Johannes zwei Damen, die Gattin des Herrn von Berbisdorf und die des Edlen von Madel, um den Ball zu eröffnen, als er aber den rechten Fuß erheben wollte, fiel er zu Boden und war todt. Sein Leichnam wurde in der Schloßkapelle zu Saaleck beerdiget, im Volke aber verbreitete sich der Glaube, der Böse habe ihn zur Strafe seines sündlichen Lebens geholt. (Philipps Gesch. des Stifts Naumburg-Zeitz S. 176. — Gottschalk Ritterb. Bd. 5. S. 287.)

Die Bischöfe verbesserten nach und nach durch einzelne Erwerbungen die Einkünfte von Saaleck immer mehr und mehr und bis zu Ende des 16. Jahrh. kommen noch bischöfl. Voigte auf Saaleck vor. Später verliert sich aber alle Kunde von den weiteren Schicksalen der Burg und man weiß nicht einmal, ob dieselbe durch äußere Gewalt zerstört oder durch den nagenden Zahn der Zeit verfallen ist.

Robert Hahnemann.

Nordhausen.

So viel Sternlein als da stehen
An dem blauen Himmelszelt;
So viel Schäflein als da gehen
Draußen in dem grünen Feld;
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal sei Du gegrüßt!

Volkslied.

Ja, tausendmal sei gegrüßt, traute Heimath, geliebte Vaterstadt! Sei gegrüßt, Du Ort, wo meine Wiege stand neben den Gräbern meiner Vorfahren; sei gegrüßt Du Paradies meiner Kinderjahre!

Wie lieb' ich Dich, Du theure Stadt,
Wo ich den ersten Athem sog
Und frische Lüfte athmete;
Wie lieb' ich Dich! wie lieb' ich Dich!

Wie friedlich liegst Du vor mir! Wie lacht das Land um Dich her, reich beschenkt von allen Göttern mit ihren freundlichsten Gaben! Ceres wandelt durch Deine Fluren und sie wallen von goldenen Aehren; die milde Pomona schwebt darüber hin und schüttet ihr reiches Füllhorn über Dich aus; auf den Gipfeln Deiner Berge schlingen die Dryaden des Haines ihre geselligen, fröhlichen Reigen und zwischen ihnen hin streift die leichtgeschürzte Diana mit Bogen und Köcher. Die jugendliche Flora durchwandelt Deine Fluren und

Haine, Deine Thäler und Höhen, und alle Wege bestreut sie mit Blüthen und ihre vollen Blumenkränze schlingt sie um Stauden und Bäume. Im einsamen Wiesenthale sitzt der Gott der Hirten und um ihn sammeln sich die Hirtenknaben auf den Ton seiner Rohrflöte lauschend und die Nymphe des Baches zieht durch die blumigen Auen weit in die Ebenen hinaus. Ja, noch einmal sei gegrüßt, Du liebliche Heimath!

Ehe ich, nach langjähriger Trennung, wieder einwandere durch Deine alten Thore und den Freunden Thüringens und des Harzes Deine Merkwürdigkeiten zeige, will ich mich, vom Wandern müde, auf der Stirn des Hohenspiegels niedersetzen und die alte, liebe, bekannte Gegend anschauen, wie der Bräutigam die schöne Braut betrachtet, die er lange nicht gesehen. An ein bemoostes Steinkreuz gelehnt, blicke ich hinab auf die lachenden Fluren, die im warmen Strahle der Nachmittagssonne vor mir liegen. Weithin schweifen meine Blicke über wogende Saatfelder, lichtgrüne Wiesen und malerisch verstreute Gebüsche und Baumgruppen, bis zu den dunkeln Waldbergen des Harzes, die sich, den Hintergrund schließend, amphitheatralisch emporgipfeln. Da und dort erhebt sich aus duftenden Blüthenbäumen ein Kirchthurm, lustig ragen die rothen Dächer der ländlichen Gehöfte aus dem frischen, saftigen Grün des Laubes, und die dunkeln Waldberge, die sanften Anhöhen und Haine rings umher schwimmen in zartem, durchsichtigen Duft, wie ein Zauberbild. Es singt im Himmelsblau die entzückte Lerche, am Bache die Amsel, im Gebüsch der Buchfink. Von den blühenden Bäumen weht süßer Odem umher, von Zeit zu Zeit schauern alle Halmen und Blumen der Wiesen sanft zusammen unter dem wollüstigen Seufzer der lauen Frühlingsluft und es regnet von den Kirschenzweigen schimmerndes Silber. Links erblickt das Auge die Dörfer Salza, Sachswerfen und Crimderode, die schroffe, malerische Felswand des Kohnsteins wird sichtbar, die Ruine des alten Hohnsteins grüßt traulich herüber und dahinter steigen die majestätischen Berge des Harzes in die Höhe, dort gerade im Mittelpunkte der Landschaft liegt Nordhausen, malerisch an den Berg gelehnt; im Hintergrunde, von hohen bewaldeten Berggipfeln, leuchten des Eichenforstes weiße Mauern, und der mächtige Thurm der altersgrauen Ebersburg schaut finster daher; rechts fliegt das entzückte Auge in die, mit freundlichen Dörfern und Flecken reich übersäete, goldene Aue bis hin zu der hohen Warte des Kyffhäusers.

Der steigt so kühn und helle
Hervor aus Nebelgrau,
Wie eine sel'ge Insel
Im weiten Himmelsblau.

Der letzte Strahl der Sonne
Ruht sich auf ihm so gern,

Mit seinem ersten Schimmer
Grüßt ihn der Abendstern.

Die Gegend, in welcher Nordhausen liegt, war wahrscheinlich schon in den grauesten Zeiten ein Versammlungsort der Heiden, ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß hier einer ihrer Götzen stand. Wenigstens deuten die Benennungen einiger Straßen, z. B. „der Plan" und „der Hagen", darauf hin und das Auffinden mehrerer Urnen in dieser Gegend scheint dergleichen Vermuthungen zu bestätigen. Auch das Altendorf war ohne Zweifel eine heidnische Tempelstelle, eine geheiligte Gerichtsstätte, da alah einen Tempel bezeichnet, in alten Chroniken fast immer „Allendorf" steht und der große Stein, der sonst an der Ecke des Gasthauses „zum Lorbeerbaume" lag, jetzt aber verschüttet ist, entweder ein Opferstein war oder eine Versammlungsstelle andeutete. cf. Grimms Mythologie p. 39. und 40.

Die Stadt bestand wahrscheinlich schon zur Zeit der thüringischen Könige. Slavische Ansiedler scheinen sich sehr früh, und noch zur Zeit der Merovinger, in dieser Gegend niedergelassen zu haben, die außerdem ein Gemisch von Cheruskern, Chatten, Thüringern, Sachsen und Franken enthielt; der Name „Nordhausen" kommt übrigens erst im 9. Jahrhundert vor und zwar in einer Urkunde Ludwig des Deutschen. Vom 10. Jahrhundert an werden die Nachrichten für die Geschichte der Stadt zusammenhängender. Heinrich I. besaß Nordhausen als Familiengut und die damalige Burg lag wahrscheinlich an der Stelle, wo noch jetzt einige Häuser den Namen „Widdigesburg" (Witigo's Burg) führen. Ob Heinrich den Königshof auf der Höhe anlegte nnd etwa blos wie eine Burgwarte durch einen Erdwall und einen Thurm befestigte, oder ob er jenen für eine kleine Festung geeigneten Hof schon vorfand, ist nicht zu bestimmen. Doch scheint nur das Gehöft auf dem Platze gelegen zu haben, welcher noch heute „der Königshof" heißt, die eigentliche Burg, wie die Namen „Finkenburg, Kaiserstuhl, Kaisermühle, Ritterstraße u. s. w. beweisen, stand in der Gegend der Wassertreppe, obgleich es nicht zu bezweifeln ist, daß Burg und Gehöft durch eine Ringmauer eingeschlossen waren. Die Gemahlin Heinrich I. Mathilde, hielt sich oft in Nordhausen auf und fand an Stadt und Gegend so viel Wohlgefallen, daß sie hier zweimal ihre Niederkunft hielt. Sie gebar hier eine Tochter, Gerberg, die nachherige Gemahlin Herzog Giselberts von Lothringen, drauf des französischen Königs Ludwig IV.; hier gebar sie auch um das Jahr 920 den Heinrich, welchen sie mehr liebte, als den Erstgebornen, den rauhen und unschönen Otto, und länger noch weilte sie in Nordhausen nach dem im Jahr 936 erfolgten Tode ihres Gemahls, denn derselbe hatte ihr unter andern auch alles das, was er in Nordhausen erblich besaß, als Wittthum angewiesen und zugeeignet. Einmal wurde Mathilde auf einige Zeit in dem Besitze und Genusse dieses zugesicherten Witthums gestört, denn ihre grenzenlose Freigebigkeit gegen Arme, gegen Kirchen und Klöster, ließ ihre beiden Söhne eine Zerstreuung ihres

Vermögens befürchten, und sie entfernten dieselbe in ihr Vaterland Westphalen, wo sie den Schleier nehmen mußte, allein bald wurde sie wieder in den vollen Genuß aller ihrer Güter eingesetzt, da ihre Söhne von einer Reihe von Unglücksfällen betroffen wurden, in welchen sie eine Strafe Gottes wegen ihres harten Betragens gegen ihre fromme Mutter erkannten. Sie kehrte nun nach Nordhausen zurück, stiftete hier im Jahr 962 ein Nonnenkloster, stattete es, besonders von ihren Erbgütern in Westphalen, aus, gab den Nonnen ihre vertraute Dienerin, die Richburg, zur Aebtissin und empfahl die Stiftung ihrem Sohne Otto, der selbst nach Nordhausen kam, um die Congregation, welche seiner Mutter so sehr am Herzen lag, in Augenschein zu nehmen. Mathilde berief die frommen Schwestern, und nachdem sie dieselben ihrem Sohne vorgestellt hatte, der sie freundlich aufnahm, sagte sie: „Die heilige Mutter Gottes, die Himmelskönigin Maria, möge sie gnädig annehmen und sie um ihres Sohnes Liebe willen stets behüten, daß sie Gott über Alles lieben und ihm mit ganzer Seele dienen, nicht aus Begierde nach menschlicher Ehre, sondern aus Verlangen nach ewiger Vergeltung. Ueberdieß bitten wir, daß unsere Söhne und unsere Enkel mit solchem Erbarmen gegen diese frommen Schwestern bewegt werden, daß, so lange noch ein Fünklein unserer Nachkommenschaft lebt, ihnen nie eine Stütze des Thrones fehle." — Darauf bestätigte er für sich und seiner Aeltern Heil Alles, was die Dienerin Christi der Stiftung übergeben hatte, und fügte noch Anderes hinzu, was seine Mutter begehrte. — Nun verweilten sie sieben Tage in Nordhausen, und die heilige Königin empfahl ihrem Sohne Vieles, als sollte sie ihn im sterblichen Leibe hinfort nicht mehr sehen. Als aber der Tag anbrach, an welchem der König abreisen wollte, standen sie früh auf, und hatten noch eine lange Unterredung. Dann begaben sie sich in die Kirche, um zusammen die Messe zu hören, und die ehrwürdige Königin zeigte Heiterkeit im Gesicht, obgleich großer Kummer ihr Herz belastete. Nach Beendigung der Messe wandte sie sich wieder an ihren Sohn und sprach: „Theuerster Sohn, erinnere Dich oft an Alles, was ich hier Deiner Treue empfohlen habe. Hier habe ich viel Freude genossen im Leben, und in den Gefahren der Geburt hat mich der Herr erhalten. In dieser Stadt gebar ich Deinen Bruder Heinrich, den ich um seines väterlichen Namens willen so sehr liebte; hier ist auch Deine Schwester Gerberg geboren. Weil ich also an diesem Orte zweimal durch der heiligen Jungfrau Maria Hülfe aus Kindesnöthen errettet wurde, habe ich dieses Klosters Grund gelegt, und insonderheit für das Seelenheil Deines Vaters und Deines Bruders und für Dein Wohl. Deshalb geziemt es sich, daß Du, so oft Du daran gedenkst, um meinetwillen größeres Mitleiden beweisest gegen die, welche hier weilen. Endlich sprechen wir uns, wie ich glaube, hier zum letzten Male. Ja, dieser letzte Anblick erinnere Dich an dieses Kloster." — Da versprach der Kaiser mit gerührtem Herzen, Alles zu erfüllen, was sie begehrt hatte. Darauf gingen sie zusammen aus der Kirche und standen

still vor der Thür, und umarmten sich, und gaben und empfingen unter vielem Weinen und Seufzen den Abschiedskuß. Alle Anwesenden weinten. Die Königin aber stand an der Thür, und erhob die Augen, und sahe dem Sohne nach, wie er zu seinem Pferde hinging; dann eilte sie zurück in die Kirche, an den Ort, wo der Kaiser während der Messe gestanden hatte. Hier knieete sie nieder und küßte unter vielen Thränen die Stelle. Als das der Graf Witigo sah und die andern Mannen, welche noch zurückgeblieben waren, gingen sie, von dem Jammer gerührt, hinaus, und sagten es dem Kaiser. Dieser sprang sogleich vom Pferde, und kehrte seufzend zur Kirche zurück; und er fand sie noch an derselben Stelle betend und weinend. Da fiel er nieder und sprach: „O ehrwürdige Herrin, durch welchen Dienst kann ich Dir diese Thränen vergelten!" und unter Thränen sprachen sie noch einige Worte. Endlich begann die Königin: „Was hilft ein längeres Weilen! wir müssen uns trennen. Dein Anblick mindert den Schmerz nicht; er wird ihn vergrößern. Gehe nun in Frieden Christi! Mein Gesicht wirst Du nicht wieder sehen im sterblichen Fleische. Es ist vollbracht; und Deiner Treue habe ich Alles vertraut, was ich im Herzen trug. Nur diese Wohlthat erzeige der Seele Deiner Mutter, daß Du fleißig dieses Ortes gedenkest!" — Der Kaiser zog darauf durch die thüringischen Städte und, in Begleitung seines Sohnes, abermals nach Rom. —

Auch Mathilde unternahm eine Reise, kehrte aber schon im J. 967 wieder nach Nordhausen, welches sie so sehr liebte, zurück, um Richburg zu besuchen. Diese, ihre vertrauteste Dienerin, ließ sie sogleich nach ihrer Ankunft zu sich rufen und fragte sie Vieles wegen der ihr anvertrauten Congregation. Darauf verfügte sie sich selbst in das Kloster und untersuchte sorgfältig, ob in jedem einzelnen Stücke gute Zucht und guter Unterricht geübt werde und was wohl jede Einzelne triebe, weil es ihr größtes Vergnügen war, die Fortschritte einer Person zu sehen oder zu hören. — Damals verweilte sie in dieser Stadt von der Zeit des Herbstes bis zum Weihnachtsfeste. Aber nach dem Feste des Apostels Thomas berief sie wiederum die Aebtissin zu sich und sprach: „Du warst mir immer treu und kennest am Besten, was ich gethan und was ich gelitten habe. Jetzt sehe ich an meiner großen Schwäche, daß sich der Tag meiner Auflösung nähert, deshalb wird es gut sein, daß ich mich schleunig hinweg begebe, damit mich der Tod nicht hier überrasche!" — Vor Schluchzen und Weinen konnte die Aebtissin lange nicht sprechen; endlich sagte sie: „O liebe Herrin, was verkündigt Ihr? Warum meldet Ihr uns ein solches Unglück? Warum wollt Ihr uns Arme verlassen? Wir hofften, durch Gottes Gnade sollte uns das nicht geschehen. Doch da es ungewiß ist, welchen Ausgang die Krankheit nehmen wird, so bitten wir Euch demüthig, daß Ihr noch einige Zeit hier verweilet, bis wir sehen, ob es sich mit Gottes Hülfe mit Euch bessert, oder wenn uns ja der harte Schlag treffen sollte, daß wir wenigstens den Trost hätten, daß Euer theurer Leib hier bei uns ruhete!" — Darauf antwortete die gottselige Königin: „Ich habe

das längst überlegt, und wie sehr hätte ich gewünscht, daß mein Leib hier begraben würde (wenn es Gott so verhängte), damit meines Sohnes Otto und meiner Enkel Sorge für Euch desto größer wäre! Aber ich muß Bedenken tragen, es zu bewilligen, weil Heinrich mein Herr in Quedlinburg ruht, neben welchem ich auch beerdigt werden muß, um den jüngsten Tag zu erwarten. Wenn ich aber nun hier stürbe, so würde Euer Herz mehr dabei leiden und Ihr würdet eine große Kränkung erdulden, wenn mein todter Leib gegen Eure Wünsche hinweggeführt würde. Diese Gründe bewegen mich, meine Reise zu beschleunigen. Darum, so liebt immer den Herrn und lasset keine andere Liebe in Euer Herz kommen, sondern seid stets eifrig in seinem Dienste! Seid wachsam im Gebete und fest in Euren heiligen Entschlüssen! Seid eingedenk der Seelen, für welche wir dieses Kloster gestiftet haben, auch meiner Enkel, die noch im sterblichen Leben wandeln, und gedenket auch meiner, denn Ihr werdet Niemand finden, der mehr besorgt wäre für das Heil Eurer Seelen. Ich empfehle Euch Gott, dem Vater der Waisen, und der Fürbitte der heiligen Jungfrau, deren Reliquien ich hierher gebracht habe. Seid nicht bange, sondern gründet Eure Hoffnung auf Gott. Obgleich entfernt nach dem Leibe, werde ich in der Liebe stets bei Euch sein!" — So schied die gottselige Königin aus der Stadt Nordhausen am 22. December 967, und ließ die frommen Schwestern in großer Trauer zurück. Sie eilte nach Quedlinburg, wo Gott ihre Seele von den Banden des Leibes erlösen sollte. Als nun die Krankheit heftiger wurde, und der Tag ihrer Auflösung kam, ließ sie die Aebtissin Richburg, welcher alle ihre Geheimnisse bekannt waren, zu sich rufen, damit dieselbe ihr beim Scheiden beistehe, und verschied endlich am 14. März 968, nachdem sie fast 42 Jahre im Wittwenstande gelebt hatte, als ein Muster ungeheuchelter Gottesfurcht und Demuth und sich aufopfernder Wohlthätigkeit. Die katholische Kirche verehrt sie als eine Heilige. (cf. Förstemann: Geschichte von Nordhausen).

Im 10. Jahrh. befand sich Nordhausen wieder im Besitze einer Frau, denn Kaiser Otto II. überwies seiner Gemahlin Theophania die Stadt nebst vielen andern Gütern zum Leibgedinge und vermehrte im J. 974 die Einkünfte des Nonnenklosters, welches seine Großmutter gestiftet hatte. Auch Heinrich II., der Heilige, überwies dem Kloster, welches bereits Münze, Markt und Zoll inne hatte, im J. 1016 neue Besitzungen.

Im J. 1105 war Nordhausen der Versammlungsort der Gegner Kaiser Heinrich IV. — Vom Papste Paschalis II. und dessen Anhängern in Deutschland aufgereizt und begünstigt, hatte sich auch der zweite Sohn des Kaisers, nachdem der ältere, Conrad, in Italien gestorben war, 1104 gegen seinen Vater empört. Nach einem Reichstage zu Goslar, wurde hier eine Kirchenversammlung gehalten, und es kamen viele Geistliche, Bischöfe, Mönche und Aebte zusammen. Hier wurde Simonie und Priesterehe verdammt, die Zeit, wo die Fasten gehalten werden sollten, wurden genauer bestimmt und der

Gottesfrieden bestätigt. König Heinrich V. erschien erst, als er herbeigerufen wurde, und zwar in ärmlichem Gewande, in der Versammlung. Von einem erhöhten Orte herab verkündete er, nach den Beschlüssen der Fürsten, Allen die Erneuerung ihrer wohlhergebrachten Rechte und Gesetze; unbillige Anforderungen wies er mit Ernst zurück. Er erklärte feierlich und unter Thränen, daß er nicht aus Herrschsucht seinen Herrn und Vater verdrängen, sondern nur dem heiligen Petrus und dessen Nachfolgern sich als ein Christ unterwerfen wolle. Da pries ihn die versammelte Menge und unter Weinen und Gebeten für die Bekehrung des Vaters und das Glück des Sohnes erscholl das Kyrie Eleyson.

Als sich Heinrich der Löwe über die gegen ihn ausgesprochene Reichsacht erhob und sich dadurch rächte, daß er kaiserliche Besitzungen und Städte überfiel und zerstörte, kam er auch im Mai 1181 vor Nordhausen, warf Feuer in die Stadt und verbrannte sie.

Wie ganz Deutschland, so mußte auch Thüringen, und besonders Nordhausen in dem zehnjährigen Kampfe viel erleiden, welchen die Gegenkönige Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig gegen einander führten. Landgraf Hermann von Thüringen stand in diesem Streite Anfangs auf Seiten seines Vetters Philipp und sollte dafür von ihm mit Nordhausen, Mühlhausen und Saalfeld beliehen werden; Otto aber zog ihn durch noch größere Versprechungen auf seine Seite und er belagerte deshalb Nordhausen mit 1800 Mann und eroberte es im J. 1199. Die Kronika van Sassen in Reimen, erzählt die Hartnäckigkeit der Belagerung und wie die Belagerer durch das Wurfgeschütz die Mauern einstürzten; wie endlich, nachdem auch König Otto mit einem Heere vor die Stadt gerückt war, die, durch viele Stürme erschöpften Bürger die Hoffnung auf Entsatz verloren und sich unter der Bedingung, an Leib und Gut unverletzt zu bleiben, an Otto ergaben, wie nun der König mit den Besten seines Heeres fröhlich seinen Einzug hielt, sich von den Bürgern huldigen ließ und dann gegen Goslar zog. (cf. Förstemann: Urkundliche Geschichte von Nordhausen).

Zu Nordhausen feierte auch Otto IV. seine Vermählung mit Beatrix, der dritten Tochter des ermordeten Philipp. Beatrix war schon auf einer glänzenden Reichsversammlung zu Frankfurt, im November 1208, als ein achtjähriges Mädchen, an der Hand des Bischofs von Speier, vor Otto erschienen, und hatte weinend und wehklagend die Rache gegen den Mörder ihres Vaters aufgerufen. Durch die Verbindung Otto's mit dieser Tochter Philipps sollte, nach dem Wunsche der Fürsten, die alte verderbliche Spaltung der Welfen und Hohenstaufen geheilt werden. Das Vortheilhafte einer solchen Heirath leuchtete Otto ein, besonders da Beatrix, ungeachtet der Zersplitterung der Hohenstaufischen Güter, noch immer die reichste Erbin in Deutschland war. Auf einem Reichstage zu Würzburg im Juni 1209 legte Otto den anwesenden Fürsten und den beiden Cardinälen die Sache zur Entscheidung vor, indem er Zweifel hegte, ob er ohne Gefahr seiner Seele eine so nahe Verwandte, deren Ael-

termutter seines Großvaters Tochter war, heirathen dürfe, und ob nicht die Stände, darin unreine Absichten erblickend, widersprechen würden. Er bekam die Antwort: Damit Friede und Ruhe im Reiche dauernd gegründet werde, möge er Beatrix heirathen und zur Beruhigung seiner Seele zwei große Mönchsklöster stiften. Das Mägdlein wurde nun von den Bischöfen und Fürsten hereingeführt, Otto erhob sich vom Throne, sie zu empfangen und verneigte sich gegen sie. Sie erwiederte die Verneigung. Darauf gab ihr Otto den Verlobungsring, küßte sie und ließ sie sich zwischen die Cardinäle, dem königlichen Throne gegenüber, niedersetzen, indem er sagte: „Sehet hier Eure Königin, ehret sie, wie es sich gebührt!" — Da freuten sich Viele über die versöhnende Beendigung des alten, furchtbaren Zwistes; aber als nun Beatrix mit ihrer jüngern Schwester aus dem befreundeten Schwaben abgeführt wurde, damit sie in Braunschweig erzogen werde, sah wohl mancher Getreue darin mit gebrochenem Herzen nur ein Opfer äußerer Noth. — Otto ging nach Italien, kehrte aber bald zurück, als er vernahm, daß mehrere Fürsten von ihm abgefallen und gegen ihn aufgestanden waren und beschleunigte nun seine Vermählung mit seiner Hohenstaufischen Braut Beatrix. Hier zu Nordhausen wurde die Trauung im Sommer 1212 feierlich vollzogen; aber jene Absicht dennoch nicht erreicht. Vier Tage nach der Hochzeit starb die junge, kaum zwölf Jahr alte Kaiserin. Noch in der Nacht war sie gesund, des Morgens todt. Sie wurde nach Braunschweig abgeführt und dort in der Blasiikirche beigesetzt. Auf ihrer Gruft liest man die Worte:

Hujus erat sponsa Philippi stirps generosa,
Filia formosa, nunc cinis, ante rosa.

Die schöne Tochter Asch' muß sein,
Zuvor war sie ein Röslein fein.

Einige sagen, sie sei von Otto selbst vergiftet, allein diese Behauptung ist gewiß falsch, da Keinem dieser Todesfall ungelegener kommen konnte, als eben ihm. Das Volk sah in dem plötzlichen Tode einen strafenden Fingerzeig des Himmels; die Baiern und Schwaben verließen des Nachts heimlich das kaiserliche Heer und als bald darauf der junge Friedrich II. auf den Schauplatz trat, ging Otto's Stern unter und kaum vermögend, sich in seinen Erblanden zu behaupten, starb er auf der Harzburg den 19. Mai 1218.

Im J. 1253 wird die Stadt in einem Decrete Wilhelms von Holland zuerst als reichsfrei genannt.

Im J. 1263 rief Markgraf Heinrich von Thüringen, der Erlauchte genannt, ein Turnier zu Nordhausen aus. Da wurde, wie die Chronik erzählt, vor dem Bielenthore, unten auf dem schönen, ebenen Platze, da jetzt der sogenannte Hammer lieget, ein großer Garten aufs Herrlichste angerichtet und darinnen viel stattliche Zelte

aufgeschlagen, damit die anwesenden, vornehmen Fürsten, Grafen und Herren sich darinnen nach Gefallen divertiren möchten. Mitten im Garten stund ein aufgerichteter Baum mit ausgebreiteten Aesten, dessen Blätter theils von Golde, theils von Silber, sehr köstlich verfertiget waren. So oft nun zween der anwesenden Herren mit ihren Pferden zusammenrannten, bekam der, so dem Widerpart die Lanze auf der Brust gebrochen hatte und doch Beide sitzen blieben, zur Verehrung ein silbern Blatt. Welcher aber den andern gar vom Pferde herabstieß, erhielt ein gülden Blatt. Daneben hielten die anwesenden vornehmen Frauen und Jungfrauen im Garten einen züchtigen Tanz und währete die Lustbarkeit und Ehrenfreude fast acht ganzer Tage nach einander. Und ist kein Wunder, daß erwähnter Henrikus dergleichen kostbare, will nicht sagen mehr als königliche Lust angestellet, sintemal Gott durch die Bergwerke zu Freiberg und Scharfenstein ihn dermaßen gesegnet hatte, daß man von ihm sagte: er habe ganze Thürme voll Silber gehabt und so das Königreich Böhmen dazumal feil gewesen wäre, hätte er dasselbe kaufen und baar bezahlen können. — Viele Dichter z. B. Albinus, Bocerus, Fabricius und Lotichius haben dies Turnier besungen und Fr. Zollmann (in ducat. Sax. sup. tab. Geogr. II.) hat es sogar in Kupfer abgebildet.

Im J. 1324 war ein Heinrich von Wechsungen Rathsherr in Nordhausen. Er war ein unruhiger Kopf und „wüthete" wider die Stadtobrigkeit. Der leichtsinnige und bewegliche Pöbel schloß sich ihm an, lief lärmend durch die Straßen, stürmte die Häuser der Rathsherren, besonders das des damaligen Bürgermeisters Conrad Thiele, jagten ihn und die Seinigen nebst vielen andern Bürgern zum Thor hinaus und obwohl Kaiser Ludwig V. die Unsinnigen zum Gehorsam gegen ihre Obrigkeit aufforderte, auch die Nordhausen befreundeten Städte Mühlhausen und Goslar zum Frieden riethen und sich alle Mühe gaben, den Handel zu schlichten, so hörte doch der Pöbel nicht auf den wohlgemeinten Rath, sondern legte Hand an die Häuser und Güter der Vertriebenen und weil sich die Geistlichkeit des Stiftes Sr. Crucius mit in den Streit mischte, so jagte das Volk dieselbe ebenfalls zum Thore hinaus. Als dies Matthias, der Erzbischof von Mainz, erfuhr, citirte er die Rädelsführer vor sich und drohte mit dem Banne, aber der Pöbel spottete der Drohung, plünderte sogar in seinem Uebermuthe die Häuser der vertriebenen Geistlichen und zündete das Stift an. Da ihnen nun wegen des Bannes alle Kirchen gesperrt wurden, erbauten sie aus ihren eigenen Mitteln für sich die Kirche St. Georgii am Kornmarkte und brachten einige Geistliche auf ihre Seite. Um dem immer mehr überhand nehmenden Unwesen ein Ende zu machen, verbot der Graf von Hohenstein, Theoderich III., seinen Unterthanen, der Stadt Nordhausen weder Holz noch Korn zuzuführen. Nun litten die Bürger Mangel und sahen sich genöthigt, Häuser abzubrechen, um nur das zum Backen und Brauen nöthige Holz zu schaffen. Aber sie wurden noch immer nicht demüthiger; im Gegentheil fielen sie nun

über die Juden her und nahmen Alles, was dieselben seit langen Jahren mühsam zusammengescharrt hatten. Da nun der Erzbischof sah, daß weder Bann noch Drohung half, griff er zu weltlichen Waffen. Er brannte den Nordhäusern die Mühlen nieder und ließ Niemanden weder aus noch ein. In dieser traurigen Lage blieb die Stadt bis zum J. 1326, wo endlich ein Vergleich zu Stande kam, nach welchem sich die Nordhäuser bequemen mußten, am St. Jakobstage die Geistlichen mit Kreuzen und Fahnen zum Sundhäuser Thore wieder einzuholen und bis vor das Rathhaus und dann bis zum Dome zu begleiten. Der Bann wurde nun zwar aufgehoben, allein die Nordhäuser mußten dem Erzbischofe, pro labore et studio, 600 Mark Silbers geben und die Rädelsführer, Heino von Wechsungen, Fr. von Trebra, Conrad von Halle, Gerlach von Welhausen u. a. mußten bedeutende Geldstrafen erlegen und der von Wechsungen zwei Jahr, die Uebrigen ein Jahr sitzen.

Im J. 1329 vermählte Kaiser Ludwig seine Tochter Mathilde an Friedrich, Markgrafen von Meißen und wies ihr zur Morgengabe 10,000 Gulden an, welche die beiden Städte Mühlhausen und Nordhausen zahlen sollten. Mühlhausen zeigte sich, nach einigen Weigerungen, bereit, Nordhausen wollte sich jedoch zu diesen erniedrigenden und unbilligen Ansinnen durchaus nicht verstehen. Der Markgraf sammelte daher ein Heer, um seine erheiratheten 5000 Gulden mit Gewalt einzutreiben, kam vor die Stadt, belagerte dieselbe und zog erst, nachdem er das Altendorf niedergebrannt hatte, wieder ab. Die Braunschweiger und die Hohensteiner aber, welche sich mit Friedrich verbunden gehabt hatten, blieben vor der Stadt liegen, erstiegen den Freitag vor Palmarum das Barfüßerthor und drangen unaufgehalten vorwärts. Als sie aber bei dem Frankenborne anlangten, da, wo die Kranich-, die Gumperts- und die Domgasse zusammenstoßen, stürzten ihnen aus diesen drei Straßen die in der Eile bewaffneten Bürger mit solcher Wuth entgegen, daß sie zurückweichen und mit großem Verluste die Stadt wieder verlassen mußten. Viele wurden zu Boden getreten und Todte und Verwundete ohne Weiteres in den Frankenborn geworfen, der dadurch zum fernern Gebrauche undienlich und deshalb zugeworfen wurde. Die Nordhäuserinnen sollen sich bei dieser Gelegenheit als tapfere Amazonen gezeigt und viel zur Vertreibung der Feinde beigetragen haben. Die Nordhäuser waren so erfreut über diesen Sieg, daß sie reiche Spenden stifteten und einen Stein am Rathhause, der Nikolaikirche gegenüber, mit folgenden Worten einmauern ließen:

Post M. post tria C. post bis X. junge novemque,
Prae palmis feria sexta festo Tibur — et Va —
Intrarunt postes Urbis tunc illius hostes,
Victrix Nordhusa sed coelitus est ope fusa.

Nordhausen sehnte sich zwar 1334 mit dem Markgrafen aus, mußte aber den Brautschatz dennoch bezahlen.

Vieles hatte auch die Stadt von dem umliegenden Adel zu leiden, der sich als großer Liebhaber ihrer Heerden berühmt machte. Die Grafen von Schwarzburg, Stolberg und Hohenstein waren in Wegführung derselben vorzüglich stark. Zuweilen nahmen zwar die Nordhäuser blutige Rache an ihren Feinden, aber mit Hohenstein wollte es ihnen wenig glücken; denn als sie einst dahin zogen, schickten sie zuvor an Herzog Otto von Braunschweig, der gerüstet in der Nähe stand, mit der Frage, was sie sich von ihm während der Belagerung zu versehen hätten. Otto versprach Frieden und ihrem Unternehmen ungestörten Fortgang, als aber die Nordhäuser, auf das herzogliche Wort bauend, zu stürmen anfingen, überfiel Herzog Otto hinterlistiger Weise ihr Lager, plünderte es und machte viele Gefangene, welche die Stadt nachher mit 800 Mark Silber lösen mußte. Um die Stadt recht bequem berauben zu können, hatten die Hohensteiner an der Ecke des Konsteins die Schnabelburg erbaut und von hier entging dem Grafen Ulrich kein reisender Nordhäuser, keine weidende Creatur. Um diese lästige und gefährliche Nachbarschaft los zu werden, kaufte die Stadt im Jahr 1363 dem Grafen die Burg ab und während diesem das Geld in Nordhausen ausgezahlt ward, zogen die Bürger ins Schloß und brachen es bis auf den letzten Stein nieder. Dies vergaben die Hohensteiner der Stadt nie und sie rächten sich an derselben, wo sie nur konnten. Die Heerden wurden hinweggetrieben, die Hirten erschlagen, die Bürger geplündert, fortgeschleppt und hingerichtet. Oft machten die Ritter bei den Executionen, zu denen sich kein Nachrichter hergeben wollte, selber die Frohnknechte. So legte dem, vom Grafen von Hohenstein gefangen genommenen schuldlosen Nordhäuser Bürger, dem Michael Harnischmacher, welcher an dem Thore zu Clettenberg gehangen wurde, der edle Claus Hannadder den Strick selbst um und Ritter Walther von der Werne hitzte ihn den Galgen hinauf. Die Nordhäuser waren aber auch nicht unthätig und ihr Hauptmann, Andreas von Butler, zog oft aus und verbrannte die Dörfer um Hohenstein, Heringen und Kelbra und trieb Vieh weg, wo er welches fand.

Im J. 1375 entstand abermals ein Aufruhr in der Stadt. Die Patricier hatten nämlich derselben eine ungeheure Schuldenlast aufgeladen, und setzten nun große Abgaben aus. Dessen ungeachtet wurden der Schulden immer mehr und die Obrigkeit wollte keine Rechenschaft über Einnahme und Ausgabe ablegen. Da brach der Aufruhr aus. Die Patricier flüchteten ins Riesenhaus, die Bürger belagerten dasselbe, fingen die Patricier, spielten das Vergeltungsrecht, verwiesen sie aus dem Weichbilde der Stadt und setzten fest, daß in Zukunft kein Adeliger wieder zum Rathsherrn gewählt werden sollte.

Auch im J. 1430 erhob sich die Bürgerschaft wider den Rath und gab ihm Schuld: er hätte das Geld, welches wider die Hussiten gesammelt worden, unterschlagen. Einer von den Rathsherren wurde gehangen und der Protonotarius Hermann brachte sich selbst durch Gift um, um nicht dem wüthenden Pöbel in die Hände zu fallen.

Im 17. Jahrhundert fanden auch hier, wie an andern Orten, Hexenprocesse statt und viele schuldlose Wesen wurden zum schrecklichsten Tode verdammt. Eine Hexe bekannte in der Tortur: es hätte ihr vom Herrn Secretair Schmidt nichts so sehr verdrossen, als daß er ihr Bekenntniß so fleißig protocolliret, wäre auch deswegen willens gewesen, ihm die Hände voll Nießeln zn machen, allein weil er so fleißig gebetet, dabei auch in seinem Amte unerschrocken gewesen, hätte sie es nicht gekonnt. —

Im 30jährigen Kriege hatte die Stadt viel auszustehen, denn Freunde und Feinde wütheten unbarmherzig gegen dieselbe und sogen sie rein aus. Der Obristlieutenant Cannenberg quälte mit seinen Leuten die Bürger so, daß gegen 2000 nach Stolberg flohen. Er wollte auch, den Nordhäusern zum Possen, der Rolandssäule die Füße absägen lassen, allein er kam damit nicht zu Stande, weil sie inwendig eiserne Stäbe hatten.

Im 7jährigen Kriege kam Nordhausen ziemlich gut weg, dagegen mußte es in den letzten Kriegen viel leiden, besonders den 17, 18. und 19. October 1806, wo die Franzosen, den Fürsten Hohenlohe verfolgend, die Stadt einnahmen und plünderten.

Aber alles Ungemachs ungeachtet, was Feuer, Pest und Krieg über Nordhausen brachten, erhielt es sich dennoch immer als eine überaus lebendige und dem ganzen Umkreise auf bedeutende Weite viele Nahrung gebende Stadt. Durch Branntwein- und Scheidewasserbrennereien, durch Oelschlagen, Bierbrauerei, Fruchthandel, Viehmast u. s. w. werden hier jährlich ungeheure Summen in Umlauf gesetzt. Früher waren fast immer hundert Blasen im Gange und im Durchschnitte wurden täglich 1400, also jährlich 420,000 Scheffel Getreide verbraucht, auch wurden jährlich gegen 40,000 Schweine gemästet, 17,000 Centner Oel geschlagen und für 150,000 Thlr. davon verkauft.

So lange Nordhausen freie Reichsstadt war, bestand der Stadtmagistrat aus 42 Mitgliedern. Diese bildeten 3 Regimenter. Zu jedem gehörten 14 Senatoren. Die Bürgermeister waren zugleich Senatoren und konnten auch zu gleicher Zeit Quatuorviri sein. Dieser in Regimenter getheilte Rath wechselte jährlich mit einander ab und eins der Regimenter führte das Präsidium, d. h. nur dieses präsidirende Dritttheil des Raths saß zu Gericht, spach in Prozeßsachen und handhabte die Polizei u. s. w. Jedem Rathsregimente saßen, abseiten der Bürgerschaft, 18 Handwerksmeister, unter der Benennung von Rathsgefreunden, bei. In wichtigen, den Staat betreffenden Verhandlungen, Neuerungen, Auflagen u. s. w. traten alle 42 Magistratspersonen und sämmtliche 54 Rathsgefreunde zusammen. Der Rath ward aus den 9 rathsfähigen Gilden, den 4 Stadtvierteln und der Neustadt erwählt. Die Gilden waren: Die Gewandschneider oder Kaufleute, die Schneider, die Wollenweber, die Bäcker, die Schmiede, die Knochenhauer, die Kramer und Sattler, die Kürschner und Weißgerber, die Schuhmacher und Lohgerber. Die Viertel, nämlich das Neuwegs-, das Altendörfer-, das Töpfer-

und das Rautenviertel, bildeten, mit der Neustadt, 14 Wahltheile, aus deren jedem 3 Rathsglieder genommen wurden. Aus den Stadtviertheilen wurden die Gelehrten gewählt, und aus den 9 Gilden saßen von jedem 2 als Rathsgefreunde jedem Regimente bei. Die beiden am Regimente sitzenden Bürgermeister wechselten ab und jeder präsidirte nur die Hälfte des Jahres. Alle Jahre, in der Nacht vor den heiligen drei Königen, wurde Rathswahl gehalten. Der Pastor primarius hielt Nachts um 4 Uhr eine Regentenpredigt. Während der Predigt und der Wahl wurde das Rathhaus durch einen großen Theil der mit Ober- und Untergewehr bewaffneten Bürger bewacht. Die abgehenden Rathsmitglieder gingen nach der Messe, mit großen Laternen umleuchtet, durch die aufgestellte Bürgerschaft nach der Hauptkirche St. Nicolai, opferten auf dem Altare für die glücklich zurückgelegte Regierung und zuletzt wurden dem in der Kirche versammelten Volke die sämmtlichen Herren des neu angehenden Regimentes vom Rathsstuhle herab bekannt gemacht. Im J. 1803 hörte aber die freireichsstädtische Herrlichkeit auf, denn die Stadt fiel durch den Reichsdeputationsreceß als Entschädigungstheil an Preußen und ist auch dabei verblieben.

Nun, da die gütigen Leser geduldig die wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte Nordhausens *) angehört haben, wollen wir in die Stadt einwandern und ihre Merkwürdigkeiten, so wie die reizenden und beachtenswerthen Punkte der Umgegend betrachten.

In ältern Schriften findet man die Sehenswürdigkeiten der Stadt in folgenden beiden Versen aufgezählt:

Curia, Rolandus, Saxum, Palista, Canalis,
Fons, Ales sunt Nordhusae miracula septem.

Rathhaus, Rolandssäule, der Stein, das Geschütz und die Künste,
Quell und Vogel, das sind Nordhausens sieben Mirakel.

Das Rathhaus ist zwar einfach, aber recht gut gebaut. Im J. 1609 wurde es von Quadersteinen aufgeführt, litt zwar in einer großen Feuersbrunst bedeutend, wurde aber bald wieder hergestellt und den 7. Oct. 1711 von Neuem eingeweiht. An seiner südlichen Seite steht unter einem kupfernen Dache, geheimnißvoll wie ein Geist der Vorzeit, zwar nicht mit der leichten Grazie, womit der frohe Kunstsinn der Griechen einen Apoll von Belvedere hinzau-

---

*) Historische Nachrichten von Nordhausen gibt es von Kindervater, Lesser, von Rohr u. A. Das neueste Werk: „Urkundliche Geschichte der Stadt Nordhausen. Halle und Nordhausen 1827.", wovon erst eine Lieferung erschienen, ist vom Conrector Dr. Förstemann, einem tiefen Kenner der Geschichte überhaupt und der Nordhausens insbesondere. Möchte derselbe nur recht bald die versprochene Fortsetzung seines Werkes liefern.

berte, vielmehr etwas schwerfällig, aber dennoch nach den nothwendigsten Regeln des Ebenmaßes gearbeitet,

der Roland, als Zeichen uralter Freiheiten und Gerechtsame, auf dem Haupte eine Krone, in der Hand das blanke Schwert. Henning Behrens (in seiner Hercynia curiosa) erzählt, nach seiner scherzhaften Manier, daß man zu seiner Zeit den jungen Bauerburschen, so zur Stadt gekommen, vorgesprochen habe: wenn sie einen Knittel quer in den Mund nähmen, vor den Roland hinträten und ihn frügen: Roland, was machst Du? so antworte er Nichts! was zu manchen komischen Scenen Anlaß gegeben haben soll.

Der Stein. Dieser, noch Spuren ehemaliger Vergoldung tragende, am Töpferthore befindliche Sandstein zeigt das erst im 14. Jahrh. angenommene Stadtwappen mit folgender Umschrift:

Anno domini CCCCX. Theodosius 2[9] nobilissim[9] hispan[9] romanorum imperator Anno imperii sui quarto hanc urbem fundavit libertatibus armisque imperialibus ditavit. hilf got maria berat.

Dieses Wappen, wodurch die Gründung der Stadt unter König Merwig, einen von dem spätern Könige der Franken verschiedenen mythischen König der Thüringer, also in die Mitte der 5. Jahrhunderts hinaufgesetzt wird, war lange Zeit der Nordhäuser Stolz, bis man es endlich einsah, daß dasselbe nicht über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinaufreichen könne, ja, daß es, nach ziemlich sichern Zeichen, wahrscheinlich erst im 15. Jahrh. verfertigt sei.

Das Geschütz, oder „die Feldschlange" wie sie allgemein genannt ward, soll „ein groß vortrefflich schönes Stücke von einem Feuermörser" gewesen sein, auf dem folgende Worte standen:

Lindwurm bin ich genannt,
Der Stadt Nordhausen bin ich wohl bekannt.
1519.
Andreas Pegnitzer goß mich.

Die Künste, oder die Wasserkunstanstalten, welche noch heute in Thätigkeit, und für die Zeit, in der sie errichtet wurden, gewiß merkwürdig sind. Die Oberkunst im Altendorfe erbaute Hanns Larner aus Sachswerfen im J. 1546 und trieb das Wasser 85 Ellen hoch, Peter Günther von Halle trieb es im J. 1598 bis auf 164 Ellen. Derselbe legte auch noch eine zweite, die sogenannte Unterkunst, unter den Weiden an, und trieb mittelst derselben das Wasser 122 Ellen hoch. Durch diese Anstalt wird die ganze Oberstadt mit Wasser versorgt, ja, in den neuesten Zeiten ist es noch um ein Beträchtliches höher getrieben worden, so daß nun auch der Petersberg der am Höchsten gelegene Theil der Stadt, Wasser erhielt.

Die Quelle, entspringt bei dem Hospital St. Elisabeth aus einem Berge, und hat ein überaus reines, wohlschmeckendes und

gesundes Wasser, das bei unsern Vorfahren in großem Ansehen stand. (cf. Behrens: curiöser Harzwald).

Der Vogel, oder Adler, stand unten auf dem Platze, wo Neustadt, Rautenstraße und Rumbach zusammenstoßen, auf einer hohen Säule und war aus folgender Veranlassung errichtet: Es waren zwei Räthe in Nordhausen, der eine in der Ober-, der andere in der Unterstadt. Beide bestanden aus nordhäusischen Patriciern. Der Rath der Oberstadt war der mächtigste, der in der Unterstadt sank immer mehr und da er die Mauern der Vorstädte verfallen ließ, die Nordhäuser aber im Jahr 1364 mit dem Grafen von Hohenstein und im J. 1365 mit dem Herzoge von Braunschweig in Fehde standen, so mußten die Neustädter, die fast keine Mauern mehr hatten, jeden Augenblick einen Ueberfall besorgen und sahen sich daher endlich genöthigt, ihre Gerechtsame an den Rath der Oberstadt abzutreten, wogegen sich derselbe verpflichtete, die Neustadt wiederum mit Mauern zu umgeben. Zum Andenken an diese Vereinigung wurde eine Säule mit einem kupfernen, vergoldeten Adler, aufgerichtet, der nach der Oberstadt gekehrt war und einen goldenen Ring im Schnabel hielt.

Zu diesen sieben Merkwürdigkeiten Nordhausens fügen wir noch folgende hinzu:

Die St. Nicolai- oder die Marktkirche. Sie hatte früher zwei schöne Thürme, welche mit Blei gedeckt waren, aber mehrere Male abbrannten. An einem dieser Thürme, auf welchem auch der Thurmwächter oder Hausmann wohnte, befand sich eine schöne, kunstvoll verfertigte Uhr. Unten an derselben sah man eine kupferne Kugel, die das Ab- und Zunehmen des Mondes zeigte und unter derselben war ein Kopf, über welchem ein goldener Apfel hing. So vielmal es schlug, so vielmal schnappte der Kopf nach dem Apfel, der aber jedesmal zurückfuhr. Zur Rechten der Kugel stand ein Engel mit einer Sanduhr, die er alle Stunden umkehrte, und zur Linken stand ein anderer, der alle Stunden so vielmal, als es eben schlug, mit einem Scepter die Seigertafel berührte. Fünf schöne, große Glocken, welche auf diesen Thürmen hingen, schmolzen in einem furchtbaren Brande und da man in dem Schutte nur gegen sechzig Centner Metall wiederfand, so wurden davon nur zwei andere gegossen, die, da nicht sogleich wieder ein Thurm erbaut werden konnte, bis vor wenigen Jahren vor dem Eingange der Kirche hingen, jetzt aber wieder eine würdigere Stelle eingenommen haben. An der großen Glocke liest man folgende Worte:

Als Rathhaus, Kirch' und Schul' vom Feuer ward verzehret,
(Anno 1710 den 23. Augusti.)
Und fast die halbe Stadt verwüstet und zerstöret,
So ging auch ich mit drauf und ward zu Staub gemacht,
Mit Gott und Künstlers Fleiß bin ich nun hergebracht.

Der Herr, der Alles hat in seinen starken Händen,
Der wolle künftighin all Unglück abewenden
Von diesem Gotteshaus und werther Vaterstadt,
Und heilen wiederum, was er geschlagen hat.

Als Organist an dieser Kirche stand von 1732 — 82 Christian Gottlob Schröter, der Erfinder des Fortepiano. Er war nicht nur ein tüchtiger Organist, sondern zeichnete sich auch als Schriftsteller vortheilhaft aus, denn seine Anweisung zum Generalbasse wurde lange Zeit für die beste gehalten, erfand auch eine Orgel, auf der man, ohne Veränderung der Register, stark und schwach spielen konnte. Ein Mechaniker wollte ihm das Geheimniß mit der Bedingung abkaufen, sich selbst für den Erfinder ausgeben zu dürfen; allein dazu konnte sich der Künstler nicht verstehen und er zerstörte sein Werk aus Mißmuth einige Jahre vor seinem Tode.

Die Kirche St. Blasii, mit zwei Thürmen von ungleicher Höhe, auf denen vier Glocken hängen. Die größte ist im J. 1488 gegossen, nach den daran befindlichen Worten: Maria. Blasius. Martinus. bittet für uns. Anno MCCCCLXXXVIII.

Die Vesperglocke hat keine Jahrzahl, aber folgende Inschrift:

Sabbatha pango † funera plango † noxia frango †
Excito lentos † paco cruentos † dissipo ventos †.

Das Innere der Kirche enthält, außer einem guten Altarblatte, auch zwei werthvolle Gemälde von Lucas Cranach, beides Epitaphien der Meienburgschen Familie, die mit Cranach auf sehr vertrautem Fuße stand. Michael Meienburg, Bürgermeister zu Nordhausen, war gelehrt und geehrt, und Kaiser Karl V. ertheilte ihm wegen seiner Verdienste ein eigenes Wappen, nur befleckte er seinen guten Namen damit, daß er den Walkenrieder Abt, Johann Holtegel, (s. Walkenried) um vieles Klostergeld brachte, so daß dieser seine Klosterbrüder fast verschmachten ließ, besonders den alten, blinden Klostercämmerer Johann Crusius, weshalb Luther einen derben Brief an Justus Jonas ergehen ließ. Dieser war nämlich Luthers Liebling und der große Reformator kam oft nach Nordhausen, seinen Freund zu besuchen. Hier befand er sich immer recht wohl, war heiter und lachte und scherzte gern. So brachte er einst dem alten Jonas, ein Trinkgeschirr mit, welches noch auf der Nürnberger Stadtbibliothek vorhanden ist. Beider Bildnisse stehen darauf geschnitten und darüber folgende lateinische und deutsche Inschrift:

Dat vitrum vitro Jonae vitrum ipse Lutherus,
Ut vitro fragili similem se noscat uterque!

Dem alten Doctor Jonas
Bringt Dr. Luther ein schön Glas,

Das lehrt sie alle Beide fein,
Daß sie zerbrechliche Gläser sein.

Eben weil nun Luther den Jonas so sehr liebte, schrieb er folgenden Brief an ihn, in welchem er auf Meienburgs Güter einen Fluch legt und seinen Freund herzlich ermahnt, jede Gemeinschaft mit demselben aufzuheben:

Gottes Gnade und Friede in Christo Jesu Amen!

Lieber Jona. Ich hatte die andern Briefe kaum zugesiegelt, als M. Philippus zu mir kam und mit sich brachte eine gemeine Vorschrift, welche von unsertwegen dem armen Lazaro, Magister Joh. Crausen sollt gegeben werden, als einem Diener Christi, der von Jedermann verlassen, daß er damit hin und wieder bei frommen Leuten ein Stück Brot möcht erbetteln, diweil er mit so viel zuvorgethanen Schreiben, großzn, schweren Reisen, Mühe und Arbeit, auch Bitten und Flehen, nicht hat erlangen mögen der Brosamen, fallend von dem Tisch des Schwelgers, des Abtes zu Walkenried. Und fürwahr, ich kann es nicht genugsam aussagen, wie ich in dieser Sache so heftig bewegt bin, daß ich vermaledeit und verflucht habe alle Wohlfarde und Gedeihen, nicht allein des Abtes zu Walkenried, sondern auch Michel Meienburgs, welche beide mit einander herrlich und prächtig zehren und banquetiren von den Klostergütern, damit man doch billig diesem armen, alten, schwachen, kranken und blinden Mann ernähren und helfen; aber was hilft es, daß wir lange vor den Türken bitten, predigen unsern lieben Herrgott, lehren das Volk, wenn unterdeß diejenigen, so die besten Christen und evangelischen Leute sein wollen, unsers lieben Herrgotts Zorn erregen mit Geiz, Beraubung geistlicher Güter und armer Leute und also in Sünden fortfahren, gleich als hätte unser lieber Herrgott ein Wohlgefallen darob; will Dich derhalben, mein lieber Jona, um Christi willen gebeten haben, so Du mit ihm Gemeinschaft hast, Du wollest davon abstehen, damit Du nicht ihrer Sünden und Verfluchung theilhaftig werdest, denn unser lieber Herr Christus achtet diesen Krausen, den armen Lazarum, mehr, als die ganze Welt und will jetzt nichts sagen von den zwei Wasserblasen Michel Meienburg und den Abt. Wie ehrlich hätte es gestanden, da der Abt dem Michel Meienburg so herrliche Geschenke that, daß Michel Meienburg gesagt hätte: Nein, gnädiger Herr, ich will der Gaben lieber entbehren, damit der arme Lazarus keine Noth leide, aber dieweil wir also thun, so vergessen wir unsers lieben Herrgotts, billig werde er unser auch vergessen. — Dies habe ich in einem Zorn geschrieben, daß Du sehen kannst, daß ich aus einem Eifer

Gottes Michel Meienburgen und dem Abt feind und gram bin und will nicht ablassen, sie zu verfluchen, dieweil der arme Lazarus bettelt; verflucht und vermaledeiet seien ihre Güter und komme das Feuer aus Walkenried und verschlinge auch das, was sie mit Ehren und gutem Gewissen hätten haben mögen. Amen! Amen! Lieber Jonas, Du wollest mir zu Gute halten, daß ich so zornig bin und heftig habe geschrieben, denn Deinethalben bin ich sehr bekümmert, daß Du nicht aus ihrer Freundschaft und Gemeinschaft auch beflecket werdest und auf eine Zeit, um ihrer Missethat, auch mit leiden mußt. Vale!

Martinus Luther Docter!

Der Wunsch Luthers soll wirklich in Erfüllung gegangen und Meienburgs Güter zum größten Theil vom Feuer verzehrt worden sein.

Das erste Epitaphium, ein Ecce homo, ist der Gattin Meienburgs, die im Jahr 1529 starb, zu Ehren gesetzt. Das Bild ist recht schön. — Das zweite Epitaph ist für Meienburg selbst errichtet, der im J. 1559 am Schlage starb. Es stellt die Grablegung des Jünglings zu Nain vor, und unter den Leidtragenden befinden sich mehrere berühmte Männer, als: Luther, Melanchthon u. s. w., welche insgesammt sprechend getroffen sind. — Die Bibliothek dieser Kirche, welche aus dem östlich von der Stadt gelegenen und im Bauernkriege zerstörten Kloster hierherkam, ist ziemlich bedeutend, enthält viele alte, merkwürdige Werke und der Magistrat, welcher seit einer Reihe von Jahren so viel für die Stadt gethan hat, könnte dieselbe trefflich zur Grundlage einer öffentlichen Stadtbibliothek benutzen.

Am 18. November 1726 wurde in der Sacristei dieser Kirche ein versiegeltes Päckchen nebst einem Briefe an den Prediger gefunden. In dem Päckchen befand sich ein — Heckemännchen und in dem Briefe wurde gesagt: daß viele Leute zu Nordhausen dergleichen gekauft hätten, und man bitte den Prediger, alle Christen vor solchem teuflischen Wesen zu warnen.

Der bekannte Johann Spangenberg, von welchem, als er als Generalsuperintendent der Grafschaft Mannsfeld starb, Melanchthon schrieb: „Ihr wisset, was ihr an dem ehrwürdigen Greise, Johann Spangenberg, für einen vortrefflichen Vorgesetzten gehabt habt, welchen Dr. Luther, Dr. Lang, Dr. Pomeranus und alle sächsischen Theologen das beste Zeugniß geben. Zeichnet seinen Namen und seine Amtsjahre in Eure Geschichtsbücher ein und verwahrt seine Schriften treulich, damit die Nachwelt sehe, welcher beharrliche Zeuge der Wahrheit er war, dieser Spangenberg stand lange Zeit als Prediger an dieser Kirche; so wie Kindervater, der sich als Schriftsteller rühmlichst bekannt gemacht hat, besonders durch mehrere locale Schriften, als: gloria templi Blasiani, Feuer- und Unglückschronik und

Nordhusa illustris oder historische Beschreibung gelehrter und berühmter Leute aus Nordhausen. Wolfenbüttel 1715. Das letztere Werk ließe sich jetzt bedeutend erweitern und ich brauche nur an Friedrich August Wolff und an Gesenius zu erinnern. Auch verdienten darin wohl Männer einen Platz, die sich durch nützliche Erfindungen bekannt gemacht haben, wie z. B. der Büchsenmacher Mayer, welcher im J. 1778 das Ricochettiren oder Prallschießen entdeckte. Er sah in einem Teiche das Bild eines Baumes, merkte sich einen Zielpunkt im Bilde, schoß darnach und die Kugel schlug, abprallend vom Wasser, auf denselben Punkt des wirklichen Baumes ein. Derselbe verbesserte auch die Windbüchsen und verfertigte welche, die 3 verschiedene Röhre hatten, um daraus mit Hageln, mit Posten und mit Kugeln zu schießen. — Ein gewisser Neuenhahn erfand eine Rauchmalzdarre und bereitete auf einer 45 Fuß langen und 4 Fuß breiten Darre alle 24 Stunden 10 Nordhäuser Scheffel, verbesserte auch die Branntweinsblasen u. s. w. Der kunstsinnige Legationsrath Seidler erfand im J. 1800 die sogenannte Studirlampe, welche sich durch ihr gefälliges Aeußere und durch ihr helles Licht ungemeinen Beifall erwarb und noch jetzt fast in allen Häusern anzutreffen ist.

Die Kirche St. Petri, mit einem hochgelegenen, hohen und weithin sichtbaren Thurme, von dessen Gallerie man eine herrliche Umsicht und ein schönes Panorama der Stadt hat. Laurentius Süße, früher im Augustinerkloster zu Wittenberg, wo er viel mit Luther umging, später Prior am hiesigen Augustinerkloster vor dem Vogel, hielt in dieser Kirche im J. 1522, den Sonntag Septuagesimae die erste lutherische Predigt vom Weinberge des Herrn. — Der Thurm ist im J. 1362 erbaut, wie die an der nördlichen Seite des Thurms befindliche Inschrift bezeugt. Auf demselben hängen 4 Glocken, von denen die größte einen sehr schönen Ton hat und bisweilen 2 Meilen weit gehört wird. Sie wurde den 24. Sept. 1633 auf dem Zimmergraben gegossen und wiegt 72 Centner. Es finden sich folgende Worte daran:

Der vierte Ferdinand empfing des Reiches Kron'
Als ich von Künstlers Hand bekam den Klang und Ton.
Ich bin durch heißes Feuer und volle Glut geflossen
Wie mich mein Künsteler Wolf Geyer hat gegossen.

Später bekam diese Glocke einen großen Riß und wurde deshalb im J. 1691 so gewendet, daß der Klöppel den Riß nicht trifft. Seit dem großen Brande im J. 1612 wird Sommer und Winter alle Abend um 8 Uhr geläutet. Auf diesem Thurme befindet sich auch der Hausmann, welcher am Tage alle Stunden und des Nachts alle Viertelstunden an drei Enden des Thurmes herausblasen muß, zum Beweise, daß er beständige Feuerwache hält. Der Stadtmusikus aber ist gehalten, Mittags um 11 Uhr mit gewöhnlichen Blasinstru-

menten, im Sommer Abends 8 Uhr, im Winter um 7 Uhr mit Zinken und Posaunen und an den 3 Hauptfesten Morgens 3 Uhr mit Pauken und Trompeten zu blasen. — Der Thurm hat sehr viele Wetterschäden erlitten, wodurch er seiner Knöpfe, seiner Spitzen, oft mehrerer Stockwerke beraubt, aber immer wieder hergestellt wurde. Im J. 1811 wurde auch ein Elmsfeuer auf seiner Spitze beobachtet. Die Normaluhr des Thurmes, von Hügelet in der Schweiz verfertigt, hat 625 Thlr. gekostet.

Eine Naturmerkwürdigkeit ist noch die, daß, wenn die Helme zwischen Haserungen und Kleinwechsungen übertritt, alsdann in die Keller der Häuser am Petersberge, dem höchsten Theile der Stadt, Wasser kömmt.

Die Kirche St. Jacobi in der Neustadt. Die ältere Kirche, welche hier stand, mußte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts abgetragen werden und die jetzige wurde, aus Steinen der Ruine Walkenried, in neuerem Stile erbaut. Der durch viele physiko-theologische Schriften bekannte Lesser, welcher auch Verfasser einer Nordhäuser Chronik ist, war Prediger an dieser Kirche.

Die Kirche zum Frauenberge, oder **beatae Mariae virginis in monte.**

Die Kirche im Altendorfe, oder **beatae Mariae virginis in valle.**

Die katholische Kirche St. Crucis, von deren Gründung durch die Kaiserin Mathilde schon oben gesprochen worden ist. Kaiser Friedrich II. fand sich bewogen, die Nonnen, welche sich hier befanden, zu entlassen, und Canonici an deren Stelle zu setzen. Das Stift erhielt einen Propst, den der Kaiser präsentirte und der Erzbischof zu Mainz einsetzte. Das Capitel wählte einen Dechanten, Canonikos und einen Cellarium, der die Präbenden der Canonicorum administriren und nicht dem Propste, sondern dem Capitel die Rechnungen darüber ablegen mußte. In der westphälischen Zeit wurde das Stift secularisirt. In der Kirche liegt Graf Heinrich von Schwarzburg, der sich im Bauernkriege hierher begeben hatte, begraben. Auf seinem Grabmale ist er in Lebensgröße und geharnischt ausgehauen, in der Rechten ein Paternoster, in der Linken ein Schwert haltend. Die Umschrift lautet also:

> **Anno MDXXVI quarta Augusti obiit generosus et nobilis Dominus Henricus comes in Schwarzburg Dominus in Arenstat et Sondershusen, cujus an requiescat in pace.**

Das Gymnasium war früher im Dominicanerkloster, welches schon im J. 1286 gestiftet worden ist. Der letzte Prior hieß Johannes Luderus und wurde im Bauernkriege sammt seinen Mönchen vertrieben. Der Rath wünschte das Gebäude zu einer Schule, und die Einkünfte des Klosters zur Besoldung der Lehrer derselben zu verwenden und trat deshalb mit Luderus, welcher nach seiner Verja-

gung zuerst Prediger in Großenfurre, dann in Windehausen geworden war, in Unterhandlung. Dieser resignirte und übergab das ganze Kloster dem Rathe, welcher auch noch in demselben Jahre eine Schule darin einrichtete. Anfangs bestand dieselbe nur aus drei Classen, deren erste der Rector, die zweite der Conrector, die dritte der Cantor und ein Adjunctus leitete. In der Folge erhielt sie eine vierte und fünfte, ja gegen das Ende des 16. Jahrhunderts eine sechste und endlich 1612 eine siebente Classe. Das Schulgebäude wurde zwar nebst den Wohnungen der Lehrer in dem großen Brande ein Raub der Flammen, aber sie wurde bald wieder aufgebaut, denn der Rath zu Nordhausen hat sich das Schulwesen immer sehr angelegen sein lassen, so daß schon Laurentius Peccenstein (Olear. Synt. rer. th. p. 291) sagt: Nordhausen hat jederzeit das Lob gehabt, daß darinnen Kirchen und Schulen sowohl, als das Stadtregiment, ordentlich und weislich bestellet gewesen, inmaßen solches auch die Erfahrung gegeben, denn was dieses vor vornehme Leute erzogen, so nicht allein dieser Stadt, sondern auch dem ganzen Lande und sonsten nützlich gedienet, davon wäre wohl ein langer Catalogus zu erzählen. —

Außer dem Gymnasio, das sich immer des besten Rufes und der lebhaftesten Frequenz zu erfreuen gehabt hat, besitzt Nordhausen noch eine, erst in den neuesten Zeiten eingerichtete Realschule, eine Schule für die Töchter der höhern Stände, viele Knaben- und Mädchenschulen, Freischulen u. s. w.

Das Waisenhaus. Nachdem Nordhausen schon unzählige Male von Feuersbrünsten heimgesucht worden war, besonders den 21. August 1612, wo der Brandschaden auf 13 Tonnen Goldes gerechnet wurde, kam den 23. August 1710, Abends nach 10 Uhr, abermals Feuer aus. Der schönste Theil der Stadt sammt Rathhaus, Marktkirche, Schule und andern öffentlichen Gebäuden ging verloren. Die gierigen Flammen drangen auch in das „eigenthümliche Wohnhaus" eines nordhäusischen evangelischen Predigers, des Joh. Richard Otto, und zwar mit solcher Gewalt, daß innerhalb weniger Stunden das ganze Hauptgebäude mit dem Hinter- und Brauhause, auch Scheuern und Ställen, in der Asche lag. Als man aber am folgenden Tage die Brandstätte aufzuräumen begann, fand man in dem glühenden Schutte eine deutsche Bibel, welche Otto, nebst andern Büchern, auf seinem Tische stehen gehabt hatte, ganz unversehrt; nur am Schlosse waren einige unbedeutende Flammenspuren sichtbar. Da den 21. August 1712 wiederum eine Feuersbrunst entstand, welche 281 Häuser verzehrte, so wurde in dem für Nordhausen so verhängnißvollen Augustmonate (merkwürdiger Weise brach 1812 abermals den 21. August Feuer aus), ein Brandbußtag angeordnet, der noch jetzt begangen und an welchem jedesmal in einer Betstunde auf dem Saale des Waisenhauses, jene Bibel vorgezeigt wird. Sie ist in Duodez und 1698 zu Lüneburg durch Johann Stern gedruckt und verlegt, in schwarzen Corduan mit vergoldetem Schnitt gebunden, ist mit zwei Schlössern versehen und

der Pastor Otto hat sogleich mit eigner Hand folgende Worte hineingeschrieben: Als anno 1710, am 23. Augusti, war den Sonnabend vor Bartholomäi und Sonnabend vor dem zehnten Trinitatissonntage gegen 11 Uhr am Markte eine erschreckliche Feuersbrunst entstund und Gott dem sündlichen Nordhausen die Zerstörung Jerusalems in einem Theil der Stadt durchs Feuer predigte und solches Feuer auch mein kaum erkauftes und zwischen dem Walkenriederhofe und Steinbackhause gelegenes Haus ergriffe und verzehrte: So ist diese Bibel, die ich zu meinem Gebrauch in der Erkener-Stube auf einem Tische stehen hatte, in solchen Flammen, die Alles verzehrten, in der Stube wunderbarer Weise erhalten und Tags darauf in der Asche und Schutt gefunden worden, bis an das obere Schlösslein unverletzet!" — Otto fühlte sich durch die wunderbare Erhaltung seiner Bibel tief ergriffen, hielt diesen Ort gleichsam von Gott selbst geheiligt und faßte den Entschluß, die Brandstätte zur Ehre des Höchsten einer frommen Anstalt und namentlich einem Waisenhause zu widmen. Er machte dem Rathe den Vorschlag, der das Anerbieten nicht nur willig aufnahm, sondern auch Alles that, eine Anstalt zu fördern, die noch heute besteht und in der eine nicht unbedeutende Zahl armer, verwaister Kinder, bei der freundlichsten Behandlung unentgeldlich Kost und Unterricht erhält.

Der Siechenhof, wurde ungefähr im J. 1281 von einem Herrn von Werther gestiftet. Jetzt befindet sich darin eine Arbeitsanstalt, so wie in demselben auch alte, rechtliche Leute Obdach und Versorgung finden und Kranke darin gepflegt und gewartet werden. An der nun größtentheils niedergerissenen Capelle waren sieben große Kreuze, aus Sandstein gehauen, eingemauert, vor deren einem ein Priester knieete mit dem Kelch in der Hand. Die Sage erzählt, daß einst ein Wolkenbruch gefallen sei, dessen Fluthen die Kirche umgestürzt und den Priester, nebst sieben Personen, die eben communicirten, mit fortgeschwemmt habe. Zum Andenken an diese Begebenheit wären die Kreuze gesetzt worden. — Früher wurden bei diesem Siechenhofe jährlich 3 Predigten im Freien, sogenannte „Flurpredigten" gehalten, den 3. Ostertag, den 3. Pfingsttag und nach der Ernte, die überaus beliebt und zahlreich besucht gewesen sein sollen.

Es wäre nun noch vom Spital St. Martini, dem Hospital St. Elisabeth, den ehemaligen Klöstern vor dem Vogel, vor den Barfüßern, auf dem Frauenberge und im Altendorfe, vom Walkenrieder und Ilefelder Hofe u. s. w. zu reden; allein die trocknen und zum Theil unbedeutenden historischen Nachrichten dürften den Lesern wenig Interesse gewähren und wir schicken uns daher lieber an, das reizende, blühende Leben der Umgegend zu betrachten.

Wir verlassen also die Stadt, welche gegen 12,000 Einwohner zählt und, wie alle alten Reichsstädte, ziemlich winklig und unregelmäßig gebaut ist und sprechen die Worte des Dichters über sie aus:

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Das Töpferthor, durch welches wir jetzt ins Freie treten, verdient es wohl, daß der Wandrer einige Augenblicke vor ihm verweilt, denn an dasselbe lehnt sich ein mächtiger Zwinger, der jedem Freunde des Alterthums gewiß gefallen wird. In diesem Zwinger sieht man einen Eingang in ein unterirdisches Gewölbe, das, der Sage nach, bis zum Kloster Himmelgarten geführt haben soll, aber wahrscheinlich nur zum Ausfall diente. Außerhalb am Zwinger erblickt man ein Bild, dessen Farben ziemlich erloschen sind und die in Holz geschnittenen Gestalten Jesu, wie er sein Kreuz trägt und des Simon von Cyrene in einem Mönchshabit, worunter folgende Worte stehen:

Der Ketten strenges Band, der Kriegesleute Schlagen,
Der Dornen scharfe Kron, die muß ich für Dich tragen,
Die Kreuze gar dazu: Ich leide diese Pein,
Damit Dein Kreuze Dir mag desto leichter sein!

Dieser mächtige Thurm war außerhalb noch vor wenigen Jahren mit einem tiefen Graben umgeben; jetzt, da die Stadtgräben ausgefüllt werden, ist die untere Hälfte dieses Zwingers verschwunden und der obere Theil blickt traurig den Beschauer an und scheint ihm zuzurufen:

Endlich fiel mein bezweifeltes Loos! Nach langem Verschonen
Muß ich weichen der Zeit, die mein Verderben beschloß.
So verschwindet, was groß und geachtet vor Zeiten gewesen,
Und das Platte genügt Eurem verwöhnten Geschmack.
Ruhmvoll stand ich und fest, Jahrhunderte kamen und schieden,
Keinem Sturme besiegt stürz' ich durch Menschengewalt.
Selbst mich überlebend, verbraucht, ein entbehrlicher Alter,
Durft' ich von jüngerer Welt Ruhe nicht hoffen, noch Dank.
Das ist immer der Gang im Leben der Menschen gewesen,
Was die Väter gebaut, werfen die Enkel in Schutt.
Bald wird keines Sterblichen Auge die Thore noch schauen,

Die so manches Geschlecht kommend und scheidend durchzog.
Nenn' ich die stattlichen Ritter, die einst auf muthigen Rossen
Um den lockenden Preis eilten zum frohen Turnier?
Oder die mächtigen Kaiser, die einst zu ernster Berathung
In die Mauern der Stadt luden die Fürsten des Reichs?
Oder die kriegrischen Heere mit Glanz verherrlichten Führern,
Die sich in Schlachten den Ruhm tapferer Helden erkämpft?
Oder nenn' ich das Volk, das geschaart zum Geschäfte des Tages,
Oder zu Spiel und Tanz lustig und froh sich erging?
Bald ist Alles vorbei! Kein Fuß mehr weilt auf der Schwelle,
Selbst die Spuren des Wegs tilgt die verwandelnde Zeit.

Noch einen Blick werfen wir auf das graue Gestein, weil wir es bei einer spätern Wiederkehr vielleicht nicht wieder antreffen möchten, schreiten dann an dem ehemaligen Stadtgraben hin und befinden uns bald auf dem Kirschberge, der seinen Namen (wie lucus a non lucendo), davon bekommen hat, weil es auf demselben keine Kirschen gibt. Aber schön geebnete Wege, über welche schlanke Buchen ihre schattigen Zweige ausbreiten, duftende Blumenbeete, freundliche Pavillons, einladende Ruhesitze, die, sinnig angebracht, zwischen den Bäumen hindurch herrliche Blicke in die lachende Gegend und auf einzelne Theile der Stadt gewähren, begegnen uns überall und des Himmels wolkenloses Blau, der Nachtigallen tief aufathmender Sang, der unzählbaren Blüthen süße Düfte, der Zweige liebeflüsternd Rauschen — Alles trifft unser Herz so weich, so voll und wiegt uns in behagliche Träume, zu welchen die Seele am liebsten geneigt ist, wenn sie sich, von keiner Hoffnung und keiner Sorge bewegt, im reinen und harmlosen Leben der Natur auflöst. — Unter dem kühlen Laubgewölbe schreiten wir dem höchsten Gipfel des Lustwaldes zu, auf dem

die Merwigslinde steht, ein sehr alter, am dicksten Ende des Stammes gegen 24 Fuß im Umfange haltender Baum, welcher, so lange man ihn kennt, die Merwigs-, Merchens- oder Mährchenslinde genannt worden ist. Es ist schon oft die Frage aufgeworfen worden, welcher Name wohl der richtige und ob er wohl so alt sei, als die Linde selbst, welche dennoch nicht gegen vierzehnhundert Jahr alt sein kann. Es ist wohl am richtigsten, die Benennung des Baumes wirklich vom König Merwig herzuleiten und anzunehmen, daß derselbe einst an der Stelle, vielleicht unter einer Linde sitzend, eine Versammlung hielt und daß man, als jener Baum, dem man den Namen Merwigslinde gegeben, abstarb, die jetzige Linde pflanzte, auf welche der Name des alten Baums überging. Merkwürdig ist, daß die Mitglieder der Schuhmachergilde, von uralten Zeiten her, bis vor wenigen Jahrzehnten, anfangs alljährlich, später alle sieben Jahre, bei dieser Linde eine fröhliche Versammlung hielten, und die Sage erzählt darüber Folgendes:

Auf unserm Königshofe stand, wie die Sage geht,
Ein Schloß sonst auf dem Platze, wo Filter's Haus jetzt steht.

Darinnen wohnt ein König, der König Merwig hieß,
Und den die ganze Gegend mit einem Munde pries.

Gerechtigkeit und Güte umgab des Weisen Thron;
Der Gute, wie der Böse, bekam verdienten Lohn.

Schwer hielt's, ihn zu berücken, selbst Pfaffen war es Kunst;
Mit scharfen Adlerblicken durchschaut er Gleiß und Dunst.

Des Redlichen Begehren kam er mit Huld zuvor;
Der Schalk und seine Bitte fand ein verschlossnes Ohr.

Wen Tück' und Bosheit drängte, fand bei ihm Hülf' und Schutz;
Der kühne Widersacher bot ihm nicht lange Trutz.

Von Wahrheit und vom Frieden war er der wärmste Freund;
Von Schmeichelei und Hader ein abgesagter Feind.

In seinem kleinen Staate litt niemand wirklich Noth;
Zu prassen hatte Keiner, Jedweder aber Brot.

Und nicht aus Fürstenblute kam dieser Biedre her;
Schuhmacher war sein Vater, Schuhmacher war auch er.

Daß ihn dem ohnerachtet des Volkes Wahl berief,
Bleibt in der Nachwelt Augen sein schönster Adelsbrief.

Auch schämt' er auf dem Throne sich seiner Herkunft nie;
Erinnerte die Gegend vielmehr selbst laut an sie.

Denn alle sieben Jahre zog er im Maimonat
Auf einen von den Hügeln dicht hinter unsrer Stadt.

Und mit ihm zog die ganze Schuhmacherzunft hinaus,
Und Merwig gab im Freien ihr einen Ehrenschmaus.

Froh saß er unter ihnen, und schmaust' und zechte mit,
Gern sehend wenn man scherzte, ungern, wenn man sich stritt.

Der Platz war eine Haide, von hohen Bäumen leer;
An heitern Tagen brannte die Sonn' auf ihn fast sehr.

Zu künft'gem Schatten pflanzte drum Seine Majestät
Die Lind' auf dessen Rücken, die jetzt darauf noch steht.

Die Ehrfurcht in der Seele deß, der sie sieht, erregt,
Und noch von ihm den Namen der Merwigslinde trägt.

Stolz zogen die Gesellen von den Schuhmachern hier,
Noch alle sieben Jahre deswegen hin zu ihr.

Und brachten unter Jauchzen und fröhlicher Musik,
Von ihren Zweigen einen mit nach der Stadt zurück.

Und rühmten und erzählten des Zunftgenossen Lob,
Den nicht Geburt, den Tugend auf seinen Thron erhob.

Wir verlassen die alte Linde, welche uns viel erzählen könnte von den Tagen, die nicht mehr sind, wenn ihr die Gabe menschlicher Rede verliehen wäre, und steigen hinab zu einem rings von hohen Bäumen umschlossenen Platze, wo Zelt an Zelt sich reiht und in denen Alles zu finden ist, was das Herz begehrt und den Gaumen gelüstet. Hier im friedlichen Walde sammeln sich an schönen Abenden die Bewohner der Stadt und vergessen bei heiterer Musik und traulicher Unterhaltung des Tages Last und Hitze; hier unter den flüsternden Bäumen wird alljährlich, wenn der Frühling in's Land zieht, ein fröhliches Fest, das Maienfest, gefeiert, zu welchem aus der Nähe und Ferne Tausende von Menschen wallfahrten. Und schon seit Hunderten von Jahren ist der Kirschberg der Vergnügungsort der Nordhäuser, denn ein Studiosus Tiemroth läßt sich bereits im J. 1688 über denselben unter andern also vernehmen:

Es sind die Weiberchen und Kinderchen beflissen,
Ja, was sich regen kann, den Kirschberg zu begrüßen
Mit ihrer Gegenwart: Geh', mache Feuer an
Mein Tochter, hole Mehl, damit ich backen kann
Ein Mandel oder mehr der guten Eierkuchen,
Wir wollen ausspazirn, den Kirschberg zu besuchen.
Ja, Herzensmutter, ja, das Feuer ist gemacht,
Ach, tummelt, tummelt euch, weil jetzt der Himmel lacht.
Du geh' inzwischen hin und hole diese Flaschen
Voll guten Gerstensaft; damit wir was zu naschen
Und einen frischen Trunk bei unsrer Freude han,
Wie ächzt und lechzt ein Mensch, eh' man gelangt hinan.
Wo jener Hüne hat den großen Schuch geschüttet
An dieses Berges Höh', wie wird das Herz zerrüttet,
Eh man den Hügel küßt! — Wenn sie sich nun geschickt
Mit Schnabelweid' und Trank den Handkorb ausgespickt;
So eilen sie hinaus durch's enge Kirschbergspförtchen,
Vergessen traurig sein, versetzen manches Wörtchen
Von guter Fröhlichkeit. Mich deucht ich sehe sie
Schon klettern an der Höh' wie junges Lämmervieh.

— — — — — — — — — — — — — —

Wir steigen höher 'nauf, um etwas mehr zu finden
An dieses Berges Rund; da stellt sich Mährchens Linden
Die Schattenbringerin von fern in mein Gesicht,
Drum soll mein Kiel und Ziel dahin sein abgericht.
Bei ihr ist Lieblichkeit, Smaragdenaugenweide,
Von dannen siehet man entlegner Grenzen Scheide,
Manch schönes Feld und Bau, so feinen Anlaß gibt
Zu lieblichem Discurs, wer irgend ist geübt.
Mir dünket ganz und gar, man heißt sie Märchens Linden,
Weil da von Alters her wir manch' Gedicht erfinden.
Nun Kirschberg lebe wohl und grüne lange Zeiten
Mit Deiner Nordenstadt. Ich will nur Lob ausbreiten
Bis an das Sternenhaus, und ob ihr mein vergeßt, —
Wiewohl ihr leiblich Kind gar selten sonst verläßt
Ein trautes Mutterherz — will ich doch nicht vergessen,
Dein, liebste Nordenstadt, dein Ruhm soll in Cypressen
Durch meinen Griffel stehn; du bleibst mein Vaterland
Nordhausen, bis man mich versenkt in kühlen Sand.
Ihr Nordbewohner braucht inzwischen diese Freude
Des Kirschbergs wohl, lebt lustig ohne Leide,
Besteigt ihn oftermals bei güldner Friedenszeit,
Trinkt, eßt, vergeßt auch nicht der langen Ewigkeit.

Es ist noch zu bemerken, daß auf diesem Berge, der schon im Jahr 1310 „mons vulturis“ genannt wird, und also eigentlich „Geiersberg“ heißen sollte, (einige alte Schriftsteller nennen ihn auch Hirschberg), Erz gegraben wurde, wie schon aus den vielen grubenähnlichen Vertiefungen auf seiner Oberfläche zu vermuthen ist. Im J. 1523 wurde Friedrich Teichgräbern erlaubt, hier Eisenstein zu suchen, und nach ihm mehrere andere. Auch anderwärts in der Nordhäuser Flur wurde darnach gesucht und besonders an einem Orte, der „Muphole“ genannt wird, den man aber jetzt nicht mehr anzugeben weiß. Es gab auch sonst hier Alaunwerke, welche von einer Leipziger Gewerkschaft, die in vier Pfannen sieden ließ, betrieben wurden; allein Uneinigkeit unter den Gewerken selbst brachte diese Alaunsiedereien bald zum Stillstand.

Wir verlassen den Kirschberg und wandeln weiter nördlich zu dem alten Wartthurme, der an dem Saume von Wilde's Hölzchen liegt. (Ein Licentiat Wilde war 1598 Besitzer desselben.) So unbedeutend dieser Thurm sowohl hinsichtlich seiner Bauart, als seiner Größe ist, so war es doch ein glücklicher Gedanke, denselben zugänglich zu machen und oben mit einer Gallerie zu umgeben, da man von ihm einen sehr schönen Umblick nach allen Seiten hin genießt. Wir steigen daher die schmale Wendeltreppe hinauf und blicken überrascht in die Gegend hinaus.

Ei, lustig grüne Berge
Und üpp'ges Saatgefild,
Und frische grüne Matten.
Fürwahr ein schönes Bild!

Hier schmucke Häuschen schimmernd
Am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Sensen blitzend
Das reiche Thal entlang.

Und weiter hin die Ebne,
Durch die die Helme zieht;
Und fern die blauen Berge,
Grenzwächter von Granit.

Und Thürme mit blanken Kuppeln
Und frisches Wäldergrün,
Und Wolken, die zur Ferne,
Wie meine Sehnsucht, zieh'n!

Die vor uns liegenden Dörfer, die Felsen und Berge rings umher blicken so lockend zu uns herüber, daß wir den Entschluß fassen, einige Stunden daran zu wenden, um einige derselben in der Nähe zu betrachten. Wir gehen daher in das Thal hinab und durch eine freundliche Allee nach dem malerisch gelegenen Dorfe

Crimderode,

welches nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt und ein gutes Gasthaus aufzuweisen hat. Die Umgegend ist reich an schönen Alabasterarten und Erdfälle gibt es hier in Menge. Gleich auf der Wiese, welche von dem Wege, den wir von Crimderode aus einschlagen, links liegt, sehen wir einige dergleichen, welche den 21. April 1710 entstanden sind. An diesem Tage, welches gerade der zweite Ostertag war, kam ein Fuhrmann des Weges und war eben im Begriff durch das Flüßchen Zorge zu fahren, als er fühlte, daß die Erde unter ihm zitterte und wankte. Erschrocken hielt er die Pferde an und blickte umher. Da sahe er, daß sich die Erde an fünf Orten von einander riß, der Erdspalt große Stücken verschlang und selbst den Strom verschluckte, welcher auch gegen eine Stunde ausblieb. Auf der benachbarten Wiese aber stiegen zwei große Wasserstrudel, fast wie ein Haus hoch, in die Höhe, warfen mit großem Brausen einige mit sammt den Wurzeln ausgerissene Bäume empor, und schleuderten dieselben eine bedeutende Strecke weit fort. Nachdem das Wasser wieder gesunken war, blieben die zwei mit Wasser gefüllten Löcher zurück, wie sie noch heute zu sehen sind, und die

damals eine Tiefe von zehn Klaftern hatten. — Dieser Wiese gegenüber befindet sich oben in einem Felsen eine Vertiefung, welche die Goldschmiedshöhle genannt wird und von welcher die Sage geht, daß sich im dreißigjährigen Kriege ein Goldschmidt lange Zeit in derselben verborgen haben soll. — Weiterhin kommen wir zu dem Johannisberge, auf welchem in frühern Zeiten eine Capelle stand. Ob auch ein Dorf hier gelegen, wie Viele behaupten wollen, läßt sich nicht mehr erweisen. Die Kirche, von der man kaum noch die Grundmauern sieht, wurde im Bauernkriege zerstört und die Glocken kamen nach Sachswerfen. Auf der einen stehen die Worte:

Vincit Christus,
Regnat Christus
Imperat Deus in Domo S. Joh.

Die Aussicht von diesem Berge ist sehr angenehm. Unfern von demselben, an dem Wege nach Niedersachswerfen, liegt ein Hügel, der fast allgemein für ein Hühnengrab gehalten wird und Untersuchung verdiente. — Dicht vor uns sehen wir die Häuser des ansehnlichen Dorfes

Nieder=Sachswerfen

an eine schroffe Felswand von blendendem Gyps gelehnt welche der Mühlberg heißt. Das Dorf soll seinen Namen davon erhalten haben, daß sich in demselben die Einwohner von sechs Dörfern, welche in der Gegend lagen, aber zerstört wurden, und die Bischoferode, Bahlrode, Wahlrode, Espe und Johannisberg geheißen haben sollen, angesiedelt hätten und also sechs Dorfschaften wären zusammengeworfen worden, woher der Name Sechswerfen, (woraus später Sachswerfen geworden), entstanden sei. — Allein da es noch ein Obersachswerfen gibt, von welchem sich keine solche Verschmelzung mehrerer Dorfschaften behaupten läßt, so ist anzunehmen, daß es seinen Namen von den Sachsen erhalten hat oder auch von saxum. — Ein großer Theil des Dorfes brannte im J. 1788 ab und da die Gebäude ziemlich hoch in der hannoverischen Brandcasse versichert waren, so konnte es bald so gut wieder aufgebaut werden, daß es eines der schönsten Dörfer in der Gegend ist. Früher befanden sich mehrere Steinmetzen hier, welche Tabacksdosen und andere Gegenstände aus Hohensteinischem Alabaster verfertigten und deren Arbeiten allen Beifall verdienten.

Im J. 1728 fand ein gewisser Otto auf der hiesigen Trift Steine, untersuchte dieselben, fand, daß sie gutes, schwarzes Kupfer enthielten und da er sah, daß von dergleichen Gestein Vorrath genug da war, löste er einen Muthzettel, baute eine Grube, die er „zu den drei Brüdern“ nannte, und belegte sie mit drei Bergleuten und

einem Jungen. In neun Monaten gewann er 403 Ctr. Erz. Da Otto versicherte, daß das Bergwerk in hundert Jahren nicht ausgearbeitet werden könnte, wenn man auch 30 — 40 Leute anlegte, so bildete sich eine Gewerkschaft, aus der aber Otto bald ausschied. Es wurde auch eine Kupferhütte angelegt, aber in den Jahren 1763 bis 67 wurde das Bergwerk immer schlechter und im J. 1796 war nicht einmal eine Kupferhütte mehr vorhanden.

Der sogenannte deutsche Homer, Laurentius Rhodomann, ist hier geboren. Sein Vater war ein schlichter Landmann, da aber sein Sohn viel Lust zum Studiren bezeugte, that er ihn auf die Schule zu Ilefeld. Hier genoß Rhodomann den trefflichen Unterricht des bekannten Neander, studirte dann zu Rostock, wurde Rector zu Lüneburg, dann zu Walkenried, später zu Stralsund und starb endlich als Professor der Geschichte zu Wittenberg im J. 1616. Wir besitzen von ihm viele, besonders griechische Gedichte z. B. Argonautica, Thebaïca, Iliaca, Palaestina, Historia Ecclesiae Vita et doctrina Lutheri u. s. w. Für uns besonders interessant aber ist seine Ilfelda Hercynica, welches, ebenfalls in griechischer Sprache verfaßte Gedicht er zu Ehren Ilefelds verfertigte, wo er seine erste Bildung erhalten hatte.

Auch bei Niedersachswerfen gibt es viele Erdfälle und andere Naturmerkwürdigkeiten, wovon aber nur der Erwähnung werth sein möchten:

Die Ziegenhöhle, welche an der Morgenseite des Mühlbergs befindlich ist und von der sehr viel gefabelt wird. Weil die Ziegenhirten bei Sturm und Ungewitter ihre Heerden hineingetrieben haben sollen, soll sie den Namen „Ziegenhöhle" bekommen haben. Damals muß sie bedeutend anders gewesen sein als jetzt, denn sie ist so niedrig, eng und verfallen, daß man kaum einige Schritte hineindringen kann. Vor einigen hundert Jahren soll man durch sie bis zu der bekannten Höhle „der Kelle" haben gelangen können, welche an der westlichen Seite dieses Gebirgs liegt; im J. 1720 aber war sie schon nicht viel anders mehr beschaffen, als heute, denn in dem genannten Jahre besuchten dieselbe der Prorector Ritter zu Ilefeld, der Dr. Brückmann und viele Andere, mit Fackeln wohl versehen; als sie sich aber durch den engen, unbequemen Zugang hindurchgezwängt hatten und in zwei kleine Höhlen gelangt waren, die durchaus nichts Merkwürdiges darboten, konnten sie nicht weiter. Sie traten also den Rückweg an, mußten aber, da die Höhlen so eng waren, daß man sich nicht darin umwenden konnte, nach Art der Krebse wieder herauskriechen. —

Eine zweite Merkwürdigkeit ist:

Der Tanzteich, nicht sehr weit vom Ziegenloche entfernt und von dem Mühlberge nördlich. Er war früher gegen fünf Acker groß und wurde für grundlos gehalten. Den Namen soll er auf folgende Veranlassung bekommen haben:

An der Stelle, wo sich später die Wasser des Tanzteiches ausbreiteten, beleuchtete in den grauen Tagen der Vorzeit die Sonne ein stattliches Schloß mit schimmernden Mauern und funkelnden Zinnen. Ein reicher Ritter, dessen Name im Strome der Zeit untergegangen ist, hauste hier in Ueppigkeit und Pracht. Jedes neue Morgenroth brachte ein neues Fest, selbst die Nacht ward zum Tage gemacht; aber weder Zucht noch Sitte waltete in der glänzenden Versammlung der zahlreichen Gäste.

Einst hielt der Burgherr ein prunkendes Fest. Weithin tönte der Jubel der Fröhlichen in die finstere Nacht hinaus, im wüsten Tanze drehten sich Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen und rauschende Musik übertäubte das Grollen des Donners, welcher sich in der Ferne drohend vernehmen ließ. — Und der Abend wurde dunkler und die Wellen der Zorge murmelten dumpf und das Gras wurde feucht vom Thaue. Es war als webe der Himmel einen Leichenflor, als singe das Wasser ein Todtenlied und als weine das Gras am Ufer. Ein Sturmwind erhob sich, sausete wild durch die Luft und jagte schwarzes Wettergewölk vor sich auf. Es blitzte, daß die Gebirge in Tageshelle standen; es donnerte und hallte und der Regen rauschte und der Sturm rüttelte an den Fenstern, als klammerten sich Eulen daran und ächzten, während die Wetterfahnen sich klirrend drehten und scheue Nachtvögel die Thürme des Schlosses umkreisten.

Da schlich an morschem Stabe ein von der Last der Jahre gebeugter Greis herbei. Seine Kleidung verrieth die größte Dürftigkeit, obgleich sein Angesicht edel war und seine spärlichen grauen Locken trieften vom Regen. Er trat in das Schloß, und da die Diener, ihrer Pflicht vergessend, sorglos beim Becher saßen, stieg der Alte unbemerkt die breite Steintreppe hinauf und gelangte zu dem Saale, in welchem die Ritter und Frauen, nicht achtend auf das Zürnen der Elemente draußen, im wilden Tanze umherwirbelten. Der Alte wagte nicht einzutreten in die blinkende Halle, er blieb furchtsam am Eingange stehen und hoffte, es werde einer der geputzten Leute seiner ansichtig werden und sich über ihn erbarmen. Er blieb auch nicht lange unbemerkt. Der Burgherr wurde ihn gewahr, aber von Mitleid wurde sein Herz nicht bewegt. Mit zornrothem Antlitze stürzte er auf den bebenden Armen, riß ihn aus seiner demüthigen Stellung empor und donnerte ihm zu: „Unverschämter Bettler! wie kannst Du Dich erdreisten, mein Schloß zu betreten? Du sollst Deine Frechheit theuer büßen und schneller hinabkommen, als Du heraufgestiegen!“ — Und er packte mit starker Hand den schwachen Mann, schleppte ihn zu einem Fenster und stürzte ihn unter dem Gelächter seiner Genossen in die dunkle Tiefe hinab.

Der Bettler aber stand plötzlich von wunderbarem Lichtglanz umflossen, vor der Burg und rief mit furchtbarer Stimme, vor welcher jeder Jubel erstarb, und allen Anwesenden das heiße Blut in den Adern zu Eis gerann: „Verflucht seid Ihr die Ihr den Armen gehöhnt und dem Tode geweiht, verflucht sei diese Stätte mit all ih-

rer Lust und Ueppigkeit und Ihr sollt versinken zur Stunde in Nacht und Finsterniß!" —

Und siehe, kaum waren die Worte gesprochen, so fuhr ein zischender Blitzstrahl, wie eine feurige Schlange herab, ein furchtbarer Donnerschlag folgte, die Erde borst, ein Wasserstrom quoll heraus und das Schloß versank in die Tiefe und wurde nichts wieder von ihm gesehen. Nur der einsame Wanderer, der in nächtlicher Stille an dem Wasserspiegel vorübergeht, vernimmt ein unheimliches Geräusch wie fernes Jubeln und Jauchzen vermischt mit dumpfem Stöhnen und schaurigem Grabgesang. Der Platz aber ward, weil die Bewohner des Schlosses mitten in der Lust des Tanzes versunken waren, der Tanzteich genannt und heißt so bis auf den heutigen Tag.

Zugleich hatte dieser Teich die Eigenschaft, daß wenn ein Kahn auf eine gewisse Stelle kam, derselbe sich zu drehen und gleichsam zu tanzen anfing, woran ein Strudel oder Wasserwirbel schuld gewesen sein mag, der durch ein Loch unter dem hohlen Berge hinabfiel und den Kahn mit sich in die Tiefe zu ziehen drohte. Später muß dieser unterirdische Abfluß durch die oft vom benachbarten Berge herabstürzenden Felsen verstopft worden sein, denn der schon oft citirte Prorector Ritter zu Ilefeld, vor dem weit und breit keine Höhle und kein Erdfall sicher war, hat auch ihn untersucht und nur zwölf Fuß tief befunden. Indessen hat sich im J. 1815 etwas Besonderes mit ihm zugetragen. Gegen das Ende des Frühjahrs wollten nemlich einige verständige Männer, welche in seiner Nähe Geschäfte hatten, etwas Lebendiges darin gesehen haben, von dem sie eine solche Beschreibung machten, daß es wenigstens ein kleiner Wallfisch oder ein anderes Wasserungeheuer sein mußte. Es war etwas Inselartiges, Bewachsenes und dennoch Lebendiges, da es sich deutlich bewegte, sich bei hellem Wetter auf der Oberfläche zeigte, aber nicht nahe an sich herankommen ließ. Tagtäglich zogen ganze Schaaren nach dem Tanzteiche, um das Ungeheuer zu sehen, und nicht etwa bloß müßige, abergläubische Gaffer, sondern auch ruhige Beobachter, Gelehrte, Naturforscher, die alle etwas Außerordentliches, was da lebte und webte, wahrnahmen, aber nicht zu bestimmen wagten, was es wohl sein möchte. Es wurden mehrere Versuche gemacht, auf einer Flöße darauf zuzusteuern, besonders einmal von einem Halloren in Gegenwart von wenigstens zehntausend Menschen; allein es wurde nichts entdeckt und bald darauf war das fabelhafte Geschöpf verschwunden und ließ sich nicht wieder sehen. Nach der Meinung eines Gelehrten soll es eine Parthie um des Laichgeschäftes willen zusammengeschlungener Fische gewesen sein, die auf einem losgerissenen, fischähnlichen und mit Gras bewachsenen Stück Erde umhergeschwommen. Die Sache machte damals ungeheures Aufsehen und um so mehr, da der Tanzteich keinen (wenigstens keinen sichtbaren) Ab- und Zufluß hat.

Wir verlassen den Teich und indem wir wieder auf dem Wege nach Nordhausen zurückwandern, kommen wir an den sogenannten

„Zoll", ein in der Umgegend sehr beliebtes Gasthaus, daß von dem kürzlich verstorbenen Grafen zu Stollberg mit all dem Geschmacke erbaut worden ist, den man an jeder Baute und Anlage dieses kunstsinnigen Mannes, dessen Tod jeder Freund der Natur und des Schönen betrauert, bemerkt. Hier betrachten wir die malerische Felsenwand des Kohnsteins, welcher nicht weit von diesem Gebäude steil emporsteigt und deren blendendes Weiß herrlich mit dem frischen Grün der Bäume contrastirt, die auf seinem Scheitel wachsen. Auf einer Ecke dieses Berges lag

die Schnabelsburg,

welche schwerlich länger als ein Jahr gestanden hat und deren Geschichte schon oben erzählt worden ist. Keine Spur von Mauerwerk ist mehr aufzufinden und die Stelle, wo sie gestanden haben soll, ist so klein, daß auf derselben höchstens ein Thurm Raum gehabt haben kann. Die Aussicht aber entschädigt reichlich für den Mangel an malerischem Gemäuer. Es ist dem Auge hier vergönnt, weit in die goldene Aue hinabzuschauen, in deren Hintergrunde abermals der Kyffhäuser emportaucht, den wir überall erblicken, auf welchen Berg in der Gegend wir auch treten mögen und dem wir von jeder Höhe einen freundlichen Gruß zuwinken, wie einem alten lieben Freunde. Vom Kyffhäuser auswärts zieht sich ein waldiges Gebirge, das in der Ferne von blauem Duft umflort ist, und näher, bei Bleicherode, in dem dunkelsten Grün erscheint. Der südliche Theil des Harzes mit seinen Thälern und Höhen, Ruinen und Jagdschlössern, die Stadt Nordhausen und viele Dörfer fesseln den Blick und befriedigt verlassen wir die Höhe und schlagen den Weg nach dem Dorfe Salza ein. Ehe wir dasselbe erreichen, kommen wir zu den schönen Quellen der

Salza,

in deren eine man nicht ohne einen kleinen Anflug von Furcht hinabblickt und die „das grundlose Loch" genannt wird. Es ist dasselbe zirkelrund, hat cristallhelles Wasser und wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, blickt man tief hinab in ein trichterförmiges, grausiges, aber wunderschönes Wasserbecken. Man glaubt einen Zaubergarten zu sehen, denn die Seitenwände sind mit Wasserpflanzen bedeckt, die leise hin- und herschwanken und aus funkelnden Edelsteinen verfertigt zu sein scheinen. Blätter, breit und gezackt, wie aus Rubin, Zweige, wie aus Gold- und Rauchtopas, Moos und Flechten von aller Art, — aber Alles, Alles mit einem Anhauch von Smaragdgrün überflossen, wie die Pflaume von blauem Hauch. Der ganze Quell funkelt wie ein smaragdener Kelch. — Außer dieser Hauptquelle sind dicht in der Nähe noch eine Menge kleinerer, welche alle zusam-

men die Salza bilden und so stark fließen, daß sie gleich bei ihrem Ursprunge eine Mühle treiben könnten. Ihr Wasser ist sehr klar und rein, aber ungemein kalkartig und friert nur in den allerhärtesten Wintern zu. Das grundlose Loch ist ein Erdfall, an denen die Grafschaft überaus reich ist und es wäre leicht deren einige hundert herzuzählen. Hier sollen nur noch

die Seelöcher

bei Wechsungen erwähnt werden, da sie nahe bei Nordhausen liegen und sich an ihre Entstehung eine Sage knüpft. (cf. Grimm: deutsche Sagen.)

Zwischen Klein-Wechsungen und Hochstädt nämlich liegen auf einer kahlen Höhe zwei Erdfälle, die ein Lehrer Dunkelberg zu Nordhausen († 1708) in einem Programm beschrieben hat. Sie sind rund, trichterförmig und das Wasser fängt erst in einer bedeutenden Tiefe an. Von dem bedeutenden Umfange des größten dieser Erdfälle kann man sich nach folgenden Angaben einen Begriff machen. Der Umkreis des obern Randes beträgt 160 Ruthen, der des Wasserrandes 112 Ruthen. Der Durchmesser der obern Peripherie 51 Ruthen und der des Spiegels 36. Die Wasserfläche fängt erst in einer Tiefe von 11 Ruthen an und mißt an seinen tiefsten Stellen 36 Ellen. Früher war eine schwimmende Insel darauf, die vom Blitze auseinander geschlagen wurde und endlich fest wurzelte.

In alten Zeiten war an der Stelle des See's eine Grasweide. Da hüteten etliche Pferdejungen ihr Vieh und als die andern sahen, daß einer unter ihnen weißes Brot aß, bekamen sie auch Lust, davon zu genießen und forderten es dem Jungen ab. Dieser wollte ihnen aber nichts davon mittheilen und gab vor, er bedürfe es zur Stillung seines eigenen Hungers. Darüber erzürnten sie, fluchten ihren Herren, daß sie ihnen blos gemeines, schwarzes Hausbackenbrot gäben, warfen ihr Brot frevelhaft zur Erde, traten es mit Füßen und geißelten es mit ihren Peitschen. Alsbald kam Blut aus dem Brote geflossen. Da erschraken die Knechte und wußten nicht, wohin sie sich vor Angst wenden sollten. Der Unschuldige aber, den, wie Einige hinzufügen, ein alter, unbekannter, dazu kommender Mann gewarnt haben soll, schwang sich zu Pferd und entfloh dem Verderben. Zu spät wollten die andern nachfolgen, sie konnten nicht mehr von der Stelle und plötzlich ging der ganze Platz unter. Die bösen Buben sammt ihren Pferden wurden tief in die Erde verschlagen und nichts von ihnen kam je wieder ans Tageslicht.

Aus dem See aber wachsen seitdem Pflanzen mit Blättern wie Hufeisen.

C. Duval.

Das Thal der Lautenbach.

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald.
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal den Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Wenn mich zuweilen noch bunte Kindesträume beschleichen, in denen die Thörin Phantasie mir ein kleines schönes Haus in ein Thalparadies baut, bequem und wohnlich, mit den Geisteswerken aller großen Dichter, die je gelebt, bevölkert und mit ihren Bildern und Büsten geziert, dahinter ein prächtiger Buchenwald auf der Berghöhe, der mir über das rothe Dach noch ein zweites grünes wölbt, dessen Bäume mir mit ihren zarten Fingern an die Fenster tupfen, weiße runde Bänke an den glatten Baumstämmen, die zur Ruhe einladen, überragende mächtige Felsen auf der Seite, durch deren Schluchten der Weg zu Berg und heitere Aussicht sich wendet, vor dem Hause ein hüpfender klarer Bach, mit dessen Welle ich mein Blumengärtchen tränke — wenn alle diese Kindereien mir einmal vor dem innern Auge vorüberziehen, eine farbige fata morgana, die beim ersten kühlen Hauch der Wirklichkeit zerfließt und verschwindet, dann stehst auch du mir jedesmal vor der entzückten Seele, reizendes Lautenbacherthal, schönstes aller Thäler meines vater=

ländischen Gebirges, prächtige Felsenpforte des Thüringerwaldes! An deine ragenden Felsen baut meine kindische Herrin mir die Wohnung, dein durch Gestein sich windender, geräuschvoll hüpfender Bach küßt ihr die Thürschwelle, deine herrlichen Bäume werfen ihr grüne Schatten zu. Als ein erfahrener Mann, dessen bescheidenste Wünsche vom Leben unerfüllt zurückgewiesen wurden, sollte ich billig endlich klüger geworden sein und der Gauklerin Phantasie, die das Lautenbacherthal für mich so freigebig ausgeschmückt, erzürnt die Thüre weisen, wenn sie mir an meinem armseligen Schreibtische solche Possen spielt. Aber ein Dichterherz bleibt ewig ein Kindesherz, das sich an Bildern ergötzt, selbst wenn es weiß, daß sie niemals zur Wirklichkeit reifen. Sie meint es gut mit den armen Dichtern, die Zauberin Phantasie und sucht sie für alle Entbehrungen, die ihnen das wirkliche Leben auferlegt, nach Kräften zu entschädigen. Und so will ich mir immerhin mein bescheidenes Dichterdach im Thal der Lautenbach gefallen lassen; denn Niemand beneidet mich um mein schönes Besitzthum. Ich kann es auch nicht in die Beschreibung des genannten Thales aufnehmen; doch ist die Lautenbach schon an sich so schön, daß es Niemand vermissen wird.

Der Grundcharakter des ganzen Thüringerwaldes ist idyllisch, und nur zuweilen, besonders im nordwestlichen Theile desselben erhebt er sich zum Romantischen. Am reinsten und stärksten tritt der romantische Charakter im Thale der Lautenbach hervor.

Hoch oben am südlichen Gehänge des Inselsberg entspringt in vier Quellen der Inselsbergsgraben und läuft hinab bis nach Broterode, bis wo er noch mit vier andern Quellen verstärkt worden ist. Nachdem er den bedeutenden und betriebsamen Ort durchwandert ist, öffnet sich ihm zwischen anmuthig geformten waldigen Bergen, an deren Gehängen sich grüne Waldwiesen emporziehen ein liebliches Thal. Eine Viertelstunde unterhalb des Ortes treibt er den großen alterthümlich gebauten Zainhammer und eine kleine Strecke weiter eine Schleifmühle. Hier fällt aus einem Thale zur Rechten der Beerbach hinein, der aus dem untern und mittlern Beerberge kommt, zwei Berge die sich bis zum hohen Gebirgrücken erheben und vom Rennstieg berührt werden. Sobald der Beerbach in den Inselsbergsgraben gemündet ist, beginnt die hohe Schönheit des Thals, die sich abwärts vom Idyllischen zum Romantischen und zuletzt Schauerlichromantischen steigert. Nach einer Stunde fällt wiederum rechts ein ganz kleiner Bach, der Lautenbach (Laudenbach) vom $\frac{1}{4}$ Stunde entfernten Dörfchen gleiches Namens herabkommend, in den Inselsbergsgraben und giebt nun diesem seinen Namen, der kleinere Bach dem größern. Von dieser Stelle bis nach Herges heißt das Thal die Lautenbach, nach dem Volksidiom die Ludemich und sie ist die hochromantische Parthie. Bis nach den zusammenliegenden Dörfern Herges*) und Auwallenburg hat man zwei Stunden, der Bach schei-

*) Zum Unterschied von dem Dorfe Herges, im Justizamt Steinbach, Herges-Vogtei genannt.

det die beiden Orte, was rechts (westlich) liegt, ist Herges Vogtei, was links (östlich) Au Wallenburg. Eine kleine halbe Stunde darunter liegt das Dorf Drusen*) (Trusen) und von diesem Punkte an nimmt der Lautenbach den Namen die Druse (Truse) oder der Drusenbach an, und behält ihn bis er dicht bei Herrenbreitungen nach 2 Stunden sich in die Werra ergießt, und dieses Thal heißt das Drusenthal. Das vorhin bezeichnete hochromantische Thal, wird von Vielen auch das Drusenthal genannt, wiewohl fälschlich, weil es von jeher unter den Bewohnern der benachbarten Orte nur den Namen die Lautenbach geführt hat. Oestlich von ihm liegen die beiden kleinen Dörfchen Lautenbach und Elmenthal hinter den Berghöhen in der Entfernung einer Viertelstunde. Eine schöne Chaussee von Broterode nach Schmalkalden führt seit einigen Jahren durch diese Krone der thüringischen Thäler. Die Wiesen desselben sind vom köstlichsten Grün überkleidet, der Waldesrand, der sich meist bis zur Chaussee herabzieht, besteht aus den kräftigsten Buchen, die ihr hellgrünes Dach wie ein Domgewölbe über den Wandrer ausbreiten, die Berge zu beiden Seiten sind nur mäßig hoch und ihre Wände nicht steil und gestatten zuweilen einen Blick auf das höhere Gebirge. Der Bach taucht in lauter kleinen niedlichen krystallklaren Wasserfällen über Blöcke von hellem Quarz, Gneis, Porphyr und dunklem Trapp, einzelne Granitstücke mischen sich dazwischen. Meist trifft man in diesem höhern Thale im Spätsommer eine Heerde, halb auf den Wiesen, halb im Walde, und das Geläute ihrer Glocken tönt einem noch lange thalwärts nach und erfüllt die Seele mit einer süßen Befriedigung. Zuweilen lugt aus den nicht steilen Thalabhängen ein Felsen heraus, doch sind diese Steinhäupter noch nicht imposant, bis wir an der rechten Thalwand, hoch über den Wald emporragend, einen natürlichen Felsenobelisk gewahren. Ein überraschender Anblick! Es ist der „Hauptstein" am Heßlesberge. Sind wir näher hinzugetreten, um seine seltsame Form schäfer ins Auge zu fassen, und wenden uns dann wieder nach der Chaussee zurück, so erblicken wir auf der entgegengesetzten Seite die Mummensteine, eine schon entlegenere Felsenparthie auf der Höhe des Seimberges, die im Gegensatz zu den übrigen Granitfelsen des Thals aus Glimmerschiefer bestehen. Wir gehen weiter abwärts, die Waldwiesen verschwinden, die Felsen werden zahlreicher; schon von weitem erblickt man eine hohe malerische Felswand an der rechten Seite; sie wird kroteskar, imposanter, je näher man kommt. Granitblöcke liegen im engen Thale zerstreut, überein-

*) Eine unbestimmte Sage behauptet, Dorf und Bach hätten den Namen von dem kühnen Drusus (Nero Claudius), dem römischen Feldherrn, der auf seinem letzten Zuge durch Deutschland bis an die Elbe durch dieses Thal über das Gebirge gestiegen sei, und merkwürdig genug heißt an der nördlichen Abdachung des Hauptgebirgs, dem Drusenthal fast gerade gegenüber, ein Berggehänge und eine Quelle der Leina, nicht weit über dem gothaischen Walddorfe Finsterbergen, wiederum Drusenbach, gleichsam den Römerzug durchs Gebirge bezeichnend. Doch könnten beide Namen nicht auch von Steintrusen herkommen?

ander, hängend in der verschiedensten Richtung und Neigung. Mit jedem Schritte wachsen sie. Jetzt treten wir staunend in das eigentliche Felsenlabirinth. Zu beiden Seiten Koloß an Koloß hoch und schroff jeder anders gestaltet, jeder majestätisch, jeder malerisch, jeder überwältigend. Bald steil empor sich gipfelnd wie ein Thurm, ungeheure Geschiebe übereinander in reizender Unordnung aufgeschichtet, zuletzt mit einem eckigen Haupt oder einer wild romantischen Krone bedeckt, die jeden Augenblick herabzustürzen droht, bald überhängende Wände, deren Losreißen man jeden Augenblick mit Bangen erwartet, bald senkrechte zerschnittene und zerklüftete Wände mit Bäumen und Gesträuch gekrönt, bald isolirte scharf auslaufende Klippen und Riffe, dann wieder mächtige Zacken und Hörner bis zum Horizont emporstarrend und mit Moos und Gestrüpp bekleidet, dazwischen im Thale die großartigsten Felsentrümmer wild übereinander liegend, Häusergroße Blöcke, scharfkantige Geschiebe in furchtbarer Unordnung, dies sind die pittoresken Steingestaltungen, dazwischen der klare, starke Bach, der sich durch diese Trümmerwelt höchst malerisch hindurch windet und zuweilen die reizendsten Gefälle bildet. Mit jedem Schritte neue überraschende Ansichten immer wilder, immer herrlicher, immer gewaltiger. An der schönsten Stelle hat ein ordnender Wille zur linken Hand ein freundliches Rondel mitten in die wirre Granitwelt geworfen, ein heller kalter Quell rieselt aus dem Gestein und erquickt den Wandrer, dem die Denkmale der Urwelt hier ein Sta viator! gebieterisch zurufen; ein breiter heller Promenadenweg schlängelt sich weiter durch die gehäuften Felsenmassen von einem schönen Punkt zum andern. Von diesem Wege aus hat man die ganze rechte Bergwand mit den Felsenriesen vor Augen, aus den Klüften auf den Häuptern grünes Baumleben, aus den Blöcken zu unsern Füßen grüne Kräuter, überall die starre Felsennatur mit der üppigsten Vegetation bekränzt und umschlungen, unten der plaudernde stürzende Bach, oben die stolzen Bäume, unten die helle freundliche Chaussee, den Verkehr der Menschen in diese Wildniß tragend, oben der blaue Himmel über den Felsen ausgespannt und gleichsam auf ihren Köpfen ruhend, endlich des Thales Pforte nach Süden sich aufthuend und durch Bäume und Gebüsch die ersten Dächer des Dorfes Herges! Die nahe Menschenwelt thut einem wohl; denn zuweilen beschleicht die Seele ein leises poetisches Bangen in der felsigen Einöde. Noch einen Blick zurück auf die gewaltigen Granitmassen, und nun in das hübsche Dorf. Links von den Bergen herab grüßt ragend der einsame Thurm der Ruine Wallenburg.

Ludwig Storch.

Die Stadt Frankenhausen

in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Frankenhausen (644 Häuser, im Jahr 1525 betrug die Zahl derselben 310, 4851 Einwohner im Jahr 1838) liegt in einem, mehre Stunden langen, anmuthigen Thale, welches ein Arm der Wipper durchfließt.*) Die Stadt breitet sich an der südlichen Seite einer Gebirgskette aus, die westwärts in der Grafschaft Hohnstein, auf der Grenze des Eichsfeldes, ihren Anfang nimmt, zwischen Nordhausen und Sondershausen, unter dem Namen des Scheerenbergs, sich durchzieht, und immer ostwärts in mehren Krümmungen laufend, nördlich an Frankenhausen, dem Thal entlang, vorbei streicht. Sie besteht meist aus mächtigen Kalklagern, und derjenige Theil, an welchem sich die Stadt ausbreitet, heißt der Schlachtberg, berühmt durch das den 15. Mai 1525 den aufrührerischen Bauern hier gelieferte Treffen.

Die südliche, dieses Thal begrenzende Gebirgskette ist eine Fortsetzung der Hainleite, welche sich bei Sachsenburg an dem Un-

---

*) Frankenhausen: a) über Wittenberg 301′+245, daher über der Meeresfl. 546. (Charpentier).
b) über der Meeresfl. 438. (Miltenberg).
Diese Miltenbergische Angabe beruht ohne Zweifel auf der vorhergehenden Charpentierschen, da Miltenberg die Höhe von Wittenberg 137′ annimmt.
c) im Gasthofe zum Mohr, Erdgeschoß 423 unter Halle, +120,7, b und c sind unstreitig zu niedrig, daher 546 Höhe über der Fläche des deutschen Meeres.
(Siehe von Hoff: Höhenmessungen in und um Thüringen, Gotha 1833. 4., S. 47. N. 139.)

strutthale endigt, wo dann ostwärts die Finne sich majestätisch erhebt. Die größten Nachbarstädte Frankenhausens sind: Nordhausen (in einer Entfernung von 3 Meilen nordwestlich), Sondershausen (2 M. westlich) und Erfurt (5 M. südöstlich).

Frankenhausen hat, wegen des weitläuftigen Salzwerks und der in Gärten still sich ausbreitenden Altstadt, ohngefähr eine Stunde im Umfange. Fünf Thore führen in das Innere der Stadt; von Osten das Frauenthor, von Südost das Erfurterthor, südlicher das Wasser- und Klosterthor; von Westen das Anger- oder Nordhäuserthor. Sie werden außer dem Klosterthore sämmtlich bereits im J. 1417 erwähnt. Im Innern der Stadt finden sich noch: das dunkle Thor, das Gradirwerksthor und das Seigerthor, welches die Stadt in die Ober- und Unterstadt theilt. Eine ziemlich starke Mauer schließt dieselbe ein, an welcher sich, nördlich und westlich, ein tiefer Graben herabsenkt. Ein Arm der Wipper, welcher bei Hachelbich sich absondert und, unter der Erde nach Bendeleben zu geleitet, thalabwärts fließt, theilt sich an der nordwestlichen Seite der Stadt von neuem und durchrauscht dieselbe in mehren Abtheilungen, welche sich am südwestlichen Ende wieder vereinigen. Durch dieses Wasser werden drei Mühlen und die Saline in Thätigkeit gesetzt. Mehre ziemlich breite Straßen durchschneiden die Stadt nach allen Richtungen, vorzüglich aber in der von Norden nach Süden. Die vornehmsten sind: die Klostergasse, die Kräme, (d. i. Straße, wo die Krämer ihre Läden und Buden hatten) und Rathsgasse, die Lange- und Brunnengasse. Für Wasservorrath in der Stadt ist hinlänglich gesorgt, theils durch angelegte Brunnen, theils durch die vervielfältigten Wipperbäche. Die größten Merkwürdigkeiten bietet ohne Zweifel die Oberstadt dar, welche in Urkunden des funfzehnten Jahrhunderts zum Unterschiede von der rechten und alten Stadt (vera et antiqua civitas) die Neustadt genannt wird.*) Tritt man durch das Angerthor in dieselbe, so findet man sich angenehm durch einen geräumigen Platz den Anger, überrascht, welchen von vier Seiten stattliche Häuser umschließen. Eine Abtheilung der Wipper, die von der Rosenmühle unter einer langen Wölbung abströmt, kommt in der Mitte des Angers wieder zu Tage, und windet sich nach der Kräme zu. Hier auf dem Anger ist es auch, wo in einem Hause, dem Thore zu-

*) Die rechte Stadt (vera civitas), war derjenige Bezirk, wo das Rathhaus steht, welcher sich von dem Seigerthore anfing, und durch die enge Gasse mit am Schlosse herum sich bis wieder an den Graben hinauf und an das Seigerthor erstreckte. Nova civitas hieß die Oberstadt, wo das Salzwerk liegt; antiqua die jetzt noch so genannte alte Stadt, die aber niemals Stadtrecht erhielt, deren Name entstanden zu sein scheint, als die Neustadt, angeblich im vierzehnten Jahrhundert, neben der rechten Stadt erbaut wurde.

nächst, der berüchtigte Schwärmer Thomas Münzer in dem Bauernaufruhre verhaftet wurde.

Im Hintergrunde des Angers, ostwärts, gewahrt man einen Theil des Gradirwerkes und der von den Sölden aufwirbelnde Rauch verkündigt die Nähe der Stappe. So nennt man den weiten Platz, auf welchem die Sölden zerstreut umherliegen und wo die Gradirhäuser stehen. Auch führt diesen Namen die kesselförmige Vertiefung, in welcher die reichhaltigen Salzquellen aus der Tiefe der Erde, zum Segen der Stadt, mächtig emporsteigen. Zwei Fahrwege leiten vom Anger ostwärts zur Stappe. Auf der nördlichen Seite der Stadt nahe am Berge, auf dessen hervorragender Spitze die Oberburg, jetzt Hausmannsthurm genannt, als ein Denkmal grauer Vorzeit, düster herabschaut, und an dessen Abflachung man kleine Häuser, in einem Halbzirkel gelagert, erblickt, ist das 50 — 60 Fuß tiefe Thal oder der Soolbrunnen mit den darin befindlichen Schächten und Gebäuden. Der sinnige Beschauer bewundert hier nicht nur die schaffende Hand der Natur, welche in der Erde tiefen Kammern die Fülle des Segens bereitet, sondern er zollt auch dem Künstler, der die rohen Gaben der Natur, durch gut berechnete Zerlegung der Kräfte veredelt, an den Ort der Bestimmung leitete, die ihm gebührende Achtung. Sieben Quellen, die in Schächte eingefaßt sind, findet man hier in einem engen Raume. Von Tage an gerechnet steht der Quell überhaupt 30 Ellen tief in einem Gipsfelsen. So hoch steigt auch die Soole und fließt in den Soolgraben aus, wenn die Kunst nicht anzieht; zieht diese aber scharf an, so strömen ihre Zugänge mannsstark. Die zwei ersten, nach Norden zu 5 Fuß, in der Richtung von Westen nach Osten, von einander entfernten Schächte sind in einem kleinen Gebäude gegen den Einfluß der Witterung gesichert. Sie heißen Fünfseiler und Vierseiler, weil in ältern Zeiten ihre Soole vermittelst Seilen aus den Schächten gezogen wurde, hernach beim Paternosterwerke durch Hülfe der Ketten. Jetzt aber wird dieselbe, wie bei den übrigen, durch Saugpumpen in die Höhe gefördert. Beide Schächte sind 21 Ellen tief und der Soole Gehalt ist 9löthig (d. h. unter 100 Loth Wasser befinden sich 9 Loth Salz.) Von dem Fünfseiler nach Süden zu gegen 18 Ellen entfernt, steht der ebenfalls in einem Gebäude verwahrte Schüzschacht. Seine Tiefe beträgt 25 Ellen und der Gehalt seiner Soole ist 11löthig. Den Namen hat er daher, weil er ein Schutz vor den wilden Wassern ist, indem man durch ihn den Ueberfluß ablassen kann. Die Alten pflegten ihn auch wohl den Bratenwender zu nennen, weil sie glaubten, daß sich die gute Soole in dem Maße verbesserte, als dieser in Thätigkeit gesetzt würde. Demselben gegenüber, in schräger Linie nach Osten, erblickt man den guten Schacht oder Soolschacht in einem Häuschen. Er ist 30 Ellen tief und seine Quelle 11löthig. An seiner Seite quillt, was bemerkenswerth ist, ein süßes Wasser. Dieses sind die vier Hauptschächte, welche man, ihrer Wichtigkeit wegen, auch überbaut hat. Da aber die Zugänge außerordentlich stark

sind, so wird in der Regel nur einer benutzt und zwar größtentheils der letztgenannte. Außer diesen verdient noch erwähnt zu werden: der von dem Soolschachte einige Ellen nördlich stehende, gegen 18 Ellen tiefe Tagesschacht mit 4löthiger Soole, welchen man mit einem Mönch (einem viereckigen Pfahle, worauf ein eiserner Ring genagelt ist) versehen hat, um daran zu bemerken, wie tief der Wasserspiegel in den andern mit denen er in Verbindung steht, gesunken sei; ferner der von dem Soolschachte nach Mittag hin drei Ellen entfernte, 15 Ellen tiefe Treppenschacht, mit 4löthigem Soolengehalt. Der siebente und letzte, Bergschacht, auch Hornschacht genannt, steht nach Südost unter dem Berge. Von Tage führt ein mäßiger Stollen zu demselben. Uebrigens hat er mit dem guten Schachte gleiche Tiefe und denselben Gehalt. Ferner gewahrt man noch ein Bergwasser, das aus dem im Brunnen gegen Morgen liegenden Felsen hell und klar hervorsprudelt, bisweilen auch woh eine Zeit lang ausbleibt, welches vorzüglich dann der Fall war, wenn sämmtliche Schächte angezogen wurden. Der Gehalt dieses Quells ist ¼, und in heißen Sommertagen ½ Loth. Am südlichen Ende des Brunnens steht in dem Hause der Mehl- und Schneidemühle das große Kunstrad, welches von dem aus einer Rinne herabstürzenden Wipperbache in Thätigkeit gesetzt, dem mannichfaltigen Getriebe Leben und Bewegung ertheilt. In diesem Hause hält auch die Pfännerschaft ihre Gerichte und gemeinsamen Berathungen. Ein Gatter, in rechtlicher Hinsicht nicht ohne Bedeutung, umgiebt das ganze Salzbrunnenthal.

Vor Zeiten gewältigte ein Paternosterwerk, vermittelst 5 Wasserrädern, deren Kettengerassel grell in die Ohren tönte, die Soole aus den Brunnenschächten; und so wurde sie ohne Gradirnng, mithin sehr geringhaltig, gesotten. Im J. 1792 erhielt der Baumeister Löser zu Frankenhausen, von der Pfännerschaft den Auftrag, den ihr mitgetheilten Plan zu einem Gradirhause zu vollführen. Die Paternosterwerke wurden abgetragen, zum Ersatz der 5 Wasserräder legte der Künstler eins an, das große Kunstrad; 1793 wurde das erste Probehaus von 3 Bund oder 45 Fuß Länge aufgerichtet und in dem folgenden Jahre vollendet. Dieses sogenannte kleine Gradirhaus steht ostwärts von dem Brunnen, auf der Grundfläche über die Schächte erhaben. Es hat 17 Bund oder 155 Fuß Länge und 64 Fuß Höhe. In den Jahren 1795 und 1796 errichtete man das zweite, weiter nach Süden hin stehende große Gradirhaus, das aber erst 1800 in seiner jetzigen Beschaffenheit zur Vollendung gedieh. Ob es sich gleich zu einer Höhe von 74 Fuß erhebt, so trotzte es doch, durch seine mächtigen Streben festgegründet, dem wüthenden Sturme der 9. Novembernacht des erwähnten Jahres. Seine Länge mißt beinahe 600 Fuß. In den J. 1809 und 1810 wurde das dritte, nordostwärts in ziemlicher Entfernung von der Quelle sich hoch erhebende Gradirhaus auf dem Berge erbaut. Seine Höhe läßt sich daraus abnehmen, daß es 72 Fuß über der Grundfläche des andern steht, und an sich selbst 54 Fuß hoch ist.

Seine Länge beträgt 17 Bund. Dieses Werk hat 3 Fälle, und wegen des wohlthätigen Einflusses der vom Berge zurückgeworfenen Sonnenstrahlen gradirt es oft besser als die beiden andern, welche zusammen 5 Fälle bewirken. Das große Kunstrad im Soolbrunnen treibt nebst der Mahl- und Schneidemühle die ganze untere Gradirung, zu welcher 36 Pumpen, von 9 bis 11 Zoll im Durchmesser gehören. Es hebt die mächtig zuströmende Soole aus dem Brunnen, steigert sie bis vor die Gradirhäuser und dann durch die auseinandergesetzten Pumpen auf jeden Fall, folglich auf 5 Fälle; ja, zum Ueberfluß bringt es auch die hinreichende Soole bis vor das Berggradirhaus. Um nun dieselbe vollends in die Höhe zu treiben, wurde von dem Bauinspector Löser ein zweites Rad, unfern des ersten, nach Norden zu, erbaut. Das abfließende Trieb- und übrige Soolwasser rauscht durch die Stadt in den sogenannten G ä l g e n, und fällt vor dem Erfurterthore bei der Insel in den Soolgraben, der es dann durch lachende Gefilde auf Esperstädt, Ringleben rc. in die Unstrut führt. Großen Vortheil hat der Saline die Anlegung der Leckwerke verschafft. Denn durch die Tröpfelgradirung werden die wässrigen Theile der Soole verflüchtiget. Es findet dieß auf folgende Art statt. Die Soole wird aus dem Brunnen in langen Röhren auf die Gradirhäuser gehoben. Dieß sind länglich viereckige oben unbedachte, aber größtentheils an beiden Seiten mit Dachung versehene, von Holz aufgeführte Gebäude, deren Giebel nach Norden und Süden stehen, welche in den obersten Theilen, wo die Fälle sind, Sooltropfkästen haben, und an den Seiten derselben hölzerne Hähne und Rinnen mit Einschnitten. Aus diesen tröpfelt die Soole ab, fällt durch die im mittlern Theile befindlichen Schwarzdornwände und sammelt sich im untern Theile in den großen Soolbehältern. Um stets hinlänglichen Vorrath zu haben, sind noch überdieß mehre Vorrathskästen, den Gradirhäusern zunächst, erbaut worden. Durch diese Anstalt wird die Soole zu einer Grädigkeit von 20 — 30 Loth veredelt. Seit dieser höchst zweckmäßigen Einrichtung haben um die Hälfte mehr E r l a u b e n*) statt gefunden, als vor Zeiten. Denn es wurden seitdem alljährlich gegen 70,000 Stücke Salz gewonnen. Einer in Fr. B r a n s Minerva (Juni 1833 S. 488) enthaltenen Angabe zufolge soll das Frankenhäuser Salzwerk jährlich im Durchschnitt 55,000 Centner Salz liefern. Nach Trommsdorfs Untersuchung im J. 1829 enthielt das Frankenhäuser Kochsalz 95,1. Pr. an chemisch reinem Kochsalze. Von metallischen oder anderen

---

*) Dieser Ausdruck hatte sonst folgende Bedeutung: Der Salzschreiber mußte jeden Abend in die Gasthöfe gehen, um dem Zöllner anzuzeigen, wie viel Gespanne vorhanden waren. Hierauf e r l a u b t e dieser, so viel oder auch mehr Salz zu machen, als erfordert wurde, die Geschirre zu beladen. Gegenwärtig besteht ein E r l a u b e n darin, daß der Zollbeamte der Pfännerschaft vorschreibt, auf jede Söldengerechtigkeit 36, folglich auf 117½ überhaupt 4230 Butten Salz zu kochen und dieses so oft wiederholt, als die erwähnte Anzahl verkauft ist.

fremdartigen schädlichen Beimischungen fand sich in demselben keine Spur. — Neuerlich haben einige Pfänner ein geräumiges, gemeinschaftliches Siedehaus erbaut, in welchem diejenigen Salz sieden lassen, denen keine besondere Sölde zu Gebote steht.

Zum Sieden der Soole liegen in ziemlichem Umkreise 15 Sölden oder Salzkothen zerstreut, die auch besondere Namen führen, und deren jede in dem Anschlage als eine halbe Hufe Landes geschätzt ist; der Söldengerechtigkeiten aber sind 117½. In großen blechernen Pfannen wird durch Holz-, Rohr- und Kohlenfeuerung das Salz gewirkt. Viele Hände sind beschäftigt, ehe die Soole, die aus den Vorrathskästen in jede beliebige Sölde nach gewisser Ordnung eingelassen wird, die gehörige Vollendung erhält. Diejenigen Arbeiter, welche sich unmittelbar mit dem Sieden des Salzes beschäftigen, führen den Namen Stappenleute. Sie werden eingetheilt in Viermeister oder Obermeister (vor Zeiten auch die Gekrönten genannt) Meister, Pfleger und Unterstecker. Jeder Ordnung liegen besondere Verbindlichkeiten ob, so wie sie auch besondere Rechte und Gewohnheiten und sogar eine eigene Innung haben.

Das Salzwerk selbst gehört erb- und eigenthümlich der dasigen Bürgerschaft, deren sämmtliche Interessenten und Gewerken der Name Pfännerschaft in sich begreift. Pfannherr kann nur der werden, welcher Bürger ist, ein von ihm selbst bewohntes Haus und Hof und wenigstens einen halben Salzantheil besitzt, jedoch darf auch niemand mehr als 3 Sölden an sich kaufen, und Auswärtigen, die in herrschaftlichen Diensten stehen, ward nur dann das Wirken gestattet, wenn ihre Weiber wirklich hier wohnten und Rauch und Feuer unterhielten. Uebrigens ist die Pfännerschaft schriftsässig; ihre das Salzwerk betreffenden Angelegenheiten werden in den alle 14 Tage zu haltenden Salzgerichten entschieden und in wichtigen Fällen von dem Fürsten zu Schwarzburg-Rudolstadt, der allein (vermöge des den 9. Sept. 1650 zwischen Rudolstadt und Sondershausen getroffenen Vergleichs) das Directorium über das Salzwerk hat, oder von der Furstl. Regierung geschlichtet.

Die das Salzgericht bildenden Personen sind vornehmlich folgende: 1) der Salzzollamtmann, welcher zugleich die herrschaftlichen Abgaben von dem gewirkten Salze erhebt, die 2 gr. von jedem Stücke betragen, die Uppenstücke ungerechnet, die der Pfannherr ohne Zoll zu verkaufen befugt ist. Eine Verordnung von 1707 verbietet, Salz in Schüsseln mit nach Hause zu nehmen.

Den Zoll theilen beide Linien des Fürstl. Hauses Schwarzburg. Ehedem erhielt die Herrschaft den sechsten Theil des Werthes von jedem Stücke. Durch einen Vergleich ist aber in der Folge die bereits erwähnte Abgabe festgesetzt worden, und von 36 Stücken (als soviel ein Erlauben auf eine ganze Sölde beträgt) genießen 6 die Zollfreiheit. Die Verrichtungen des Salzzollamtmanns bestehen darin, daß er die Aufsicht über das ganze Salzwerk führt, über die Polizei in der Stappe wacht, bei den Salzgerichten den Vortrag

thut, Akten hält rc. Der Zollamtmann, ehedem Zöllner, nach 1648 gemeiniglich Zollverwalter genannt, wird von beiden Fürstl. Häusern bestätigt und besoldet und zu Frankenhausen verpflichtet. Ferner sind bei dem Salzwerke angestellt: 2) die zwei Salzgräfen, gewöhnlich die zwei ruhenden Bürgermeister, welche im Namen der Pfännerschaft dem Salzgerichte beiwohnen und die öconomischen Angelegenheiten in Rücksicht auf den Brunnen besorgen. Nach der eingeführten Gewohnheit sollen sie selbst Pfannherren sein. 3) Die beiden Bornherren werden aus der Pfännerschaft gewählt und führen die Aufsicht über den Born und die Kunst und was dazu gehört, nehmen die Geldbeiträge der Pfännerschaft an und berechnen dieselben. Wer sich dieses Amts weigert, mußte ehemals eine Bornkette oder 50 Thaler Strafe erlegen.

Außer diesen zum Salzgericht gehörigen Personen verdienen noch folgende erwähnt zu werden: a) der Salzschreiber, der von Schwarzburg-Rudolstadt allein angenommen wird und unter dem Zollbeamten steht. Er hat die Verpflichtung, mit den Viermeistern, so oft es nöthig ist, die Sölden zu besuchen, nach dem gemachten Salze zu sehen, dasselbe aufzuschreiben, die Pässe abzufordern rc. Mit ihm darf nicht verwechselt werden b) der Bornschreiber, welcher die Rechnungen der Bornherren fertigt, die Pfänner zusammenberuft, die Anlagen aussagt und anschreibt rc. Dieser wird von den Salzgräfen Bornherren und der Pfännerschaft angenommen, von dem Zollbeamten aber verpflichtet.

Seit dem Jahre 1791 hat die Pfännerschaft auch zwei Salzmesser in ihren Diensten, welche die Salzstücke zu ¾ Scheffel Nordhäuser Gemäßes in geohmten Butten den Käufern zumessen. Der Born- oder Kunstmeister verfertigt die Arbeit an dem Brunnen und der Kunst, und führt überhaupt die Aufsicht über den ganzen Salinenbau, weshalb er auch unweit des Brunnens eine besondere Wohnung erhalten hat. Er wird von den Salzgräfen, Bornherren und der Pfännerschaft angenommen und von dem Zollbeamten verpflichtet. Minder wichtige Personen sind e) die vier dem Kunstmeister zugeordneten Kunstwärter (Bornknechte), f) die Bornrottmeister, an der Zahl drei, welche die Rotte zur Wache und zum Aufzuge gebieten. Vier und funfzig Häuser, die an dem Berge um den Brunnen herum, von der Wasserpforte bis an die Oberkirche und an der Seite zwischen den Sölden, liegen, haben nämlich die Verpflichtung, daß ihre Bewohner an Festtagen, Jahrmärkten, bei heftigen Gewittern, bei Heereszügen rc., überhaupt bei jeder drohenden Gefahr, sich im Soolbrunnen versammeln und im Nothfall Hülfe leisten müssen, wofür sie von der gewöhnlichen Stadtwache befreit sind. g) Der Stappenpfänder, welcher von dem Salzzollbeamten angenommen und beeidigt wird, um auf Diebstahl und andere Veruntreuungen im Salzwerke zu achten und die Schuldigen zu pfänden und anzugeben.

Alle das Salzwerk betreffende Gerechtsame und Dienstleistungen sind durch eine Salzordnung bestimmt, welche den 18. Dez. 1600

von dem Grafen Albert zu Schwarzburg gegeben worden ist. Sie besteht aus drei Theilen und 106 Artikeln.

Späterhin wurde diese Salzordnung, nach welcher auch noch gegenwärtig, in allen Fällen, wo durch die Veränderung der Umstände keine neuen Bestimmungen eingetreten sind, entschieden wird, mit mancherlei Zusätzen und Berichtigungen versehen. Dahin gehören a) die von dem Grafen Karl Günther, in seinem und seiner Brüder, Ludwig Günther und Albert Günther Namen, den 14. Junius 1609 öffentlich bekannt gemachten 17 Artikel. b) Die beiden von der Gräfin Aemilie zu Schwarzburg-Rudolstadt, als Vormünderin ihres Sohnes Albert Anton, den 26. Mai 1647 und den 31. Mai 1648 gegebenen Verordnungen, wovon erstere, (gemeiniglich Memoriale I. genannt) aus zehn, letztere (Memoriale II.) aus zwanzig einzelnen Punkten besteht.

Außerdem finden sich noch vier frühere, jetzt nicht mehr geltende Salzordnungen. Die erste scheint ums Jahr 1500 abgefaßt zu sein, die zweite wurde am 22. Dec. (am Montage nach Thomä des heil. Apostels) 1554 von dem Grafen Günther XL. zu Schwarzburg, Herrn in Arnstadt und Sondershausen, die dritte den 26. Januar (am Donnerstage nach Pauli Bekehrung) 1553 von den beiden gräflichen Brüdern, Günther XLI. (dem Streitbaren) und Joh. Günther zu Schwarzburg, ebenfalls Herren zu Arnstadt und Sondershausen, der Pfännerschaft ertheilt. Die vierte endlich ist vom J. 1560 und hat den Grafen Wilhelm zum Urheber. Der erste Theil derselben besteht aus 20, der zweite aus 14, der dritte aus 18 Artikeln, welchen noch 7, in Bezug auf die Salzarbeiter, beigefügt sind.

Seit dem Jahre 1818 besitzt Frankenhausen auch in dem Soolbrunnen eine eigene Badeanstalt. Der dasige Rath, Dr. Manniske, welchen eine vieljährige Erfahrung von der Heilkraft des sogenannten wilden Wassers überzeugt hatte, that der Pfännerschaft den ersten Antrag dazu. Unter der Leitung des Bauinspectors Löser und seines Sohnes wurden in dem Hause, wo das große Kunstrad steht, bequeme Badezimmer eingerichtet. Dieses Rad hat, außer seinen übrigen mannichfaltigen Verrichtungen, nun auch noch die erhalten, das Wasser vermittelst einer Röhre in jede Stube zu leiten, wo es, aus zwei aufgedrehten Hähnen, warm und kalt, in die Badewanne fließt. Das Wasser, welches zum Baden benutzt wird, rauscht aus einem Felsen des Soolbrunnenthales hell und klar in reichlicher Fülle hervor, und wegen seines schwächern Salzgehaltes soll es dem menschlichen Körper im Allgemeinen weit zuträglicher sein, als das der Schächte. Nach einer vorläufigen chemischen Untersuchung enthielten 6 Pfund (Civilgewicht) des Wassers an festen Bestandtheilen:

Salzsaures Natrum	17	Dr.	30	Gr.
Salzsaure Talkerde	—	=	30	=
Schwefelsaure Kalkerde	—	=	98	=
Kohlensaure Kalkerde	—	=	40	=

Die Temperatur desselben war 10° bei 14° R. der äußeren Luft.

Dieses Wasser gehört also in die Klasse der kalten muriatischen, deren wohlthätige Wirkungen in verschiedenen Krankheiten von den Aerzten längst erprobt ist. Das Bad kann, nach dem Urtheile seines verdienstvollen Veranstalters, „als ein Seebad auf dem festen Lande", betrachtet werden. Seit Eröffnung desselben haben nicht blos die Bewohner der Stadt, sondern auch Fremde davon häufig Gebrauch gemacht. Ein so unerwartet zahlreicher Besuch erforderte daher die Errichtung eines größeren geschmackvollen Badehauses, welches in dem folgenden Jahre zu Stande kam. *)

Die den frommen Sinn der Vorzeit deutlich beurkundenden Bornfeste, welche zu Mariä Verkündigung (den 25. März) und Mariä Himmelfahrt (den 15. August) begangen zu werden pflegen, verdienen eine ausführliche Erwähnung. An denselben wird in der Unterkirche, mit besonderer Beziehung auf den Soolbrunnen, gepredigt, und nach geendigtem Vormittagsgottesdienste den Geistlichen, Schullehrern und Schülern ein bestimmtes kleines Geschenk gegeben, auch den Armen im Bornhause aus dem Bornbeutel Almosen gereicht. Früh vor der Kirche, um 8 Uhr, erscheinen sämmtliche Meister, Pfleger und Unterstecker in ihrer eigenthümlichen Tracht, weiß geschürzt, vor der Quelle, wo gewöhnlich der Zollbeamte eine der Feier des Tages entsprechende Rede hält. Hierauf führt er mit dem Salzschreiber, wenn dieser das Borngebet und ein dreifaches Vaterunser verlesen hat, die Stappenleute in die Unterkirche. Die Fahne des Salzwerks wird dem Zuge vorgetragen, dann folgen die Bornherren, von denen einer ebenfalls einige Worte an der Quelle zu sprechen pflegt, mit den Kunstaufsehern und Wärtern, nach abermaligem Verlesen des Gebets, in die Kirche nach. Ist der Gottesdienst vollbracht, so begiebt sich der Zug nochmals zum Brunnen, wo den versammelten Kindern und den Armen Geld gespendet wird:

Vor der Lutherischen Kirchenverbesserung waren die zu gehöriger Feier dieser Feste getroffenen Anstalten noch weit zahlreicher und mannichfaltiger.

Die ganze Pfännerschaft wurde zu denselben förmlich eingeladen, und die Gegend um die Salzkunst sorgfältig gesäubert. An dem festlichen Tage selbst versammelte sich die Pfännerschaft in U. L. Frauenkirche auf dem Berge, um die hohe Messe anzuhören, und begab sich hierauf zu der Salzkunst. Den Zug eröffnete die Schule, nach Ordnung der Klassen, mit ihren Lehrern; hinter ihr wurden die Fahnen der Jungfrau Maria und des heiligen Wolfgangs getragen, den man als einen vorzüglichen Beschützer des Salzwerks verehrte. An diese schlossen sich ferner die Geistlichen

---

*) S. Frankenhausens Heilquelle von Dr. W. A. G. Manniske. Mit zwei Kupfern und einer Karte. Weimar 1820. 8. 190 Seiten.

mit dem Propste des dasigen Nonnenklosters, den Kaplänen, Vicarien und Brüderschaften, besonders des heiligen Leichnams Christi, und zuletzt die Pfänner an, welche brennende, zu diesem Zweck gegossene und geweihte Wachskerzen trugen, und von allen Salzarbeitern und vielen andern Bürgern begleitet wurden. Unter dem Geläute der großen Glocke auf der Frauenkirche und unter andächtigen Gesängen ging der Zug um die Salzkunst herum, bis wieder zu der Kapelle des heiligen Wolfgang, (einem der ältesten geistlichen Gebäude der Neustadt), wo Messe gelesen und geopfert wurde. Das Gesinde erhielt hierzu von der Pfännerschaft ein gewisses Opfergeld, und daher scheint auch die noch heut zu Tage am Bornfeste gewöhnliche Geldvertheilung an Kinder und Gesinde zu kommen. In allen übrigen Kirchen, in und außer der Stadt, wurde gleichfalls Messe gehalten, und dabei pflegte man dem heiligen Wolfgang, Petrus, Nicolaus, Martin, Severus und der Jungfrau Margaretha Gaben darzubringen, in dem Brunnen selbst aber Almosen auszuspenden. Aehnliche Aufzüge fanden auch an andern Sonn- und Festtagen Statt.

Wir stehen hier so nahe an der Schwelle der Vergangenheit, daß wir einen Rückblick in die graue Vorzeit zu thun, uns von selbst aufgefordert fühlen. Zwar wird uns nie das volle, reine Licht in den bis jetzt nur sparsam erhellten Irrgängen der Geschichte des deutschen Alterthums aufgehen und alles Streben des Forschers, den Schleier zu lüften, wäre nutz- und werthlos, wenn er nicht schon jeden durch das düstere Dunkel hervorbrechenden Strahl als eine erfreuliche Erscheinung zu betrachten pflegte.

Die Frankenhäuser Salzquellen zählt man nicht ohne triftige Gründe zu den ältesten in Deutschland. Alle Nachrichten, so weit sie in ferne Jahrhunderte zurückweisen, setzen den ergiebigen Quell voraus, der zum Anbau der Stadt Veranlassung gab, und dessen mächtig zuströmende Fülle einen unversiegbaren unterirdischen See vermuthen läßt, der vielleicht gleiches Alter mit den Flözgebirgen dieser Gegend hat. Um das Dasein unserer Salzquellen bis auf die Zeiten vor Christi Geburt zurückzuführen, haben einige Gelehrte die bekannte Stelle des römischen Geschichtschreibers Tacitus, in welcher die Rede von einem heftigen (im J. Chr. 57 oder 58) zwischen den Kätten und Hermunduren wegen eines salzreichen Stromes entstandenen Kriege ist, von denselben zu deuten versucht. Allein neuere, unbefangene Forschungen lassen nicht zweifeln, daß die fränkische, noch jetzt an Salz ergiebige Saale, die bei Gemünd in den Main fließt, zu verstehen sei. Hier wurde das Salz, der deutschen Einfalt gemäß, auf eine sehr kunstlose Art bereitet: Man steckte nämlich einen ungeheuern Holzstoß an und übergoß ihn mit Salzwasser, das dann natürlicherweise, so wie die wässrigen Theile durch die Hitze verdunsteten, etwas Salz zurückließ. Eine so unerwartete Wohlthat der Natur, die zwei entgegengesetzte Elemente zum Nutzen der Menschen vereinte, versetzte das rohe Volk in andächtiges Staunen. Das unbegreifliche ist ihm ohnehin heilig, und so waren es

den Deutschen auch die Salzquellen. Oerter dieser Art kamen ihnen als natürliche Tempel der Gottheit vor, hier, wo sie am thätigsten wirkte, glaubten sie, daß dieselbe auch vorzüglich gegenwärtig sei und da am liebsten Gebete erhöre. Kein Wunder also, daß Interesse und Aberglaube zusammen vereinigt, den Streit so sehr erhitzten, daß jedes Heer das feindliche seinen Göttern zum Opfer weihte, ein Gelübde, welches Rosse, Menschen und alles Ueberwundene zum Untergange bestimmte. Um so verderblicher war den Katten der Verlust des Treffens!

Die Vermuthungen, welche von einigen Gelehrten über die ersten Besitzer von Frankenhausen aufgestellt worden sind, erheben sich zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit, so daß zu ihrer völligen Bestätigung blos Zeugnisse gleichzeitiger Geschichtschreiber und unverfälschter Urkunden mangeln, die unseres Ortes namentlich gedenken, welche aber aus jenem frühen, an schriftlichen Denkmälern so armen Zeitalter schwerlich aufzufinden sein dürften. Der ehemalige verdienstvolle Syndikus J. F. Müldener, dem die Geschichte seiner Vaterstadt so viele wichtige Aufklärungen verdankt, hat mit der ihm eigenen Sorgfalt alles hieher Gehörige gesammelt. Wir werden also auch jetzt größtentheils seinen Angaben folgen. Zu Anfange des sechsten Jahrhunderts nach Chr. Geb. (528) unterlag das Thüringische, von Hermanfried beherrschte Reich dem Frankenkönige Theodorich (Dietrich) und dessen Bundesgenossen, den Sachsen. Beide Völker theilten sich in das eroberte Land. Die Franken erhielten die Gegend diesseit der Unstrut und die Salzquellen, bauten zum Schutze derselben eine Burg, (das Frankenhaus, die Oberburg) gegen ihre Nachbarn, die Sachsen, deren Veste, die Sachsenburg, von Südost von einem hohen Berge herabschaute, aber nun gleichfalls in Trümmern liegt. Die Oberburg, jetzt gewöhnlich der Hausmannsthurm genannt, in deren Nähe unstreitig auch die ersten Wohnungen angelegt wurden *), ruht, unfern der Salzquelle, nordwärts, auf einer hervorspringenden Bergspitze. Ihr Umfang ist unbeträchtlich. Die an allen Seiten sich abflachende Bergspitze bildet einen natürlichen Graben. Denn der sich höher erhebende Hauptberg umlagert in einem Halbzirkel die Grundfläche des Hausmannsthurmes. Ziemliche Mauern, an denen der Zahn der Zeit genagt, schließen sich, als Fortsetzung der Stadtmauer an ihn an und reihen ihn zu der Stadt. Ein Thürmer wohnt in dem alten Gebäude und verkündigt, indem er den Glockenhammer anzieht, die Stunden des Tages. Zu solchem Gebrauche ist die vormalige Bedeutsamkeit des Frankenhauses herabgesunken, das sich vielleicht der Merowinger und Karolinger, als seiner Beherrscher, rühmen kann. Dieses Schloß hatte in älteren

---

*) Diese Häuser stehen, nach altdeutscher Bauart, ganz einzeln und abgesondert mit ihren Gärten und Feldern (welche aber nun meist davon verkauft worden sind) und zeugen für das hohe Alterthum der alten Stadt.

Zeiten besondere Gerichte, Gerechtsame und Einkünfte. Seine Vertheidigung war nach damaliger Sitte, Burgvoigten und Burgmännern aus adeligen Familien, welche hier oder in der Nachbarschaft ihre Wohnsitze hatten, anvertraut.

Die Traditiones Fuldenses, welche die an das Stift Fulda im achten und neunten Jahrhundert gemachten Schenkungen enthalten, erwähnen Frankenhausen (Franchenhusen, Franckenhusen) namentlich und geben also die erste sichere Kunde von dem Dasein desselben.

Fragt man nach dem Gau, zu welchem dieser Ort ehemals gerechnet wurde, so läßt sich aus unbezweifelten Merkmalen darthun, daß es der Nabelgau (Nabelgowe, Nabelgewe) gewesen sei. Dieser fing sich über Wolfeamshausen an, ging neben Sondershausen vorbei und erstreckte sich über Badra, Bendeleben, Thaleben, Rottleben, Frankenhausen, Udersleben bis nach Ichstedt hin, welchen letzteren Ort er auch mit in sich schloß, so daß er einen Strich Landes von vier Meilen in die Länge umfaßte.

Im zehnten Jahrhundert (932) war der Graf Meginward, im zwölften der Graf Rudolph, welcher zugleich den Titel eines Markgrafen führte, über denselben gesetzt.

Als der Mannsstamm der Frankenkönige im zehnten Jahrhundert erlosch, erscheinen die sächsischen Kaiser als Gebieter über die Salzquellen und die sie beschützende Veste. Daß Frankenhausen z. B. unter Otto I. Oberherrschaft stand, erhellt aus einer Urkunde vom J. 952, in welcher dieser Regent alle an das Prämonstratenserkloster Pölde auf dem Harze geschehenen Stiftungen bestätigte, deren Aechtheit aber neuerlich in Zweifel gezogen worden ist. Unter diesen frommen Vermächtnissen treffen wir auch eine Hufe Landes und zwei Sölden oder Salzkothen (duas putchas, zwei Bottiche oder die Einkünfte von zwei Antheilen am Salzwerke) zu Frankenhausen an. Das Document, in welchem Kaiser Otto III. am 30. Nov. 998 dem Kloster Memleben die Stadt Wiehe in Thüringen nebst ihrem Zubehör an Dörfern &c. übergab, so wie der päpstliche Bestätigungsbrief des Petersklosters zu Salfeld vom J. 1074 und zwei Kaldenbornische Urkunden von 1120 und 1144 gedenken ebenfalls des dasigen Salzwerks. Als in der Folge die Vasallen mächtiger wurden, der kaiserlichen Gewalt trotzten und daher Lehnsgüter als Erbe an sich brachten, erfuhr auch Frankenhausen das Schicksal, aus dem unmittelbaren Besitze des Reichsoberhauptes in den eines seiner Dienstmannen überzugehen. Einige Geschichtschreiber rechnen zu den Erbgütern Otto's, Grafen von Orlamünde und Markgrafen zu Meißen, welcher 1067 starb, nebst mehreren andern Besitzungen an der Unstrut, die er seinen Töchtern hinterließ, auch Frankenhausen. Vielleicht im 12. Jahrhundert, in welchem man auch die Quellen in Schächte gefaßt und den Stollen am Hausenberge zum Durchgange der Wipper geöffnet haben soll, wurden die Grafen von Rothenburg damit beliehen. Als diese ums Jahr 1210 ausgestorben waren, fiel unsere Stadt durch die Vermählung der Tochter des

letzten Grafen jenes Namens Hedwig, an Friedrich III., Grafen von Beichlingen, welcher 1275 verschied, und in die dasige Klosterkirche bestattet wurde. Doch wußte sich diese Familie nicht länger, als ohngefähr 130 Jahre im Besitze von Frankenhausen zu behaupten. Am 23. März (Dienstags nach Palmarum) 1339 hatte Günther XXI., Graf zu Schwarzburg, welcher in der Folge zum deutschen Kaiser erwählt wurde, mit mehreren Grafen seines Hauses und einem Grafen von Hohenstein für Friedrich und Heinrich, Grafen und Herren von Beichlingen, Vater und Sohn, wegen 2000 Mark für die Grafen von Beichlingen, Herren zu Rothenburg, die Brüder Friedrich, Albrecht, Gerhard, wegen 1000 Mark löthigen Silbers bei der Stadt Erfurt Bürgschaft geleistet. Die Herren von Beichlingen verpfändeten dagegen den Bürgern ihren Theil der Stadt, der Burg und des Salzbrunnens zu Frankenhausen sammt Zubehör, auch das Oberhaus oder Schloß zu Sachsenburg; die Herren von Rothenburg neben ihrem Antheile an Frankenhausen auch das Haus Brücken. Am 29. Dez. (am Freitage nach dem heiligen Christtage) des folgenden Jahres verkauften die Grafen von Beichlingen beider Linien Frankenhausen, Haus und Stadt mit allen Zubehörungen und Gerechtsamen an ihre Vettern, die Grafen Günther XXI. und Heinrich XII. (XV.) zu Schwarzburg, Herren zu Arnstadt. Laut des zu Erfurt ausgefertigten Kaufbriefs war dafür die Summe von 6500 Mark löthigen Silbers Erfurter Gewichts bezahlt. In einer andern Urkunde von dem nämlichen Tage weisen die Verkäufer die Burgleute, die Rathsmeister, den Rath und die Stadtgemeine an die genannten Grafen von Schwarzburg, als ihre nunmehrigen Gebieter. Diese Veränderung hatte auch die des bisherigen Stadtwappens zur Folge, in welches nunmehr statt des Hallknechtes, den es vorher darstellte, ein hoher, starker, viereckiger Thurm, in dessen Mitte ein Gatter, unter demselben aber ein offenes Thor mit dem Schwarzburgischen Löwen befindlich ist, aufgenommen wurde.

Kaum hatten die Grafen von Schwarzburg Frankenhausen in Besitz genommen, als sie deswegen mit dem Landgrafen von Thüringen, dessen Mißfallen diese Vergrößerung ihres Gebietes erregte, in heftige Streitigkeiten verwickelt wurden. Der lange genährte Unwille brach endlich 1342 in offene Fehde aus. Außer dem Erzbischof Heinrich von Mainz standen die Grafen Friedrich II. und Hermann VIII. von Orlamünde und Günther XXI. von Schwarzburg an der Spitze des gegen den Landgrafen Friedrich und die Erfurter geschlossenen Bundes. Die mancherlei Unbilden und Beeinträchtigungen welche Günther in Rücksicht auf Frankenhausen und den dasigen Salzbrunnen von den Landgrafen erduldet, scheinen eine der vornehmsten Ursachen gewesen zu sein, warum er sich gegen Friedrich feindlich erklärte. Wenigstens wird in den Sühne- und Entscheidungsvorschlägen, welche der Kaiser Ludwig IV. den streitenden Partheien zu Würzburg 1343 am Sonnabend in der Pfingstwoche machte, den Grafen von Schwarzburg ungehindert Besitz von Frankenhausen, so wie sie es von Beichlingen gekauft hatten, feierlich zugesichert; ein

unverkennbarer Beweis, daß vorher darüber Zwistigkeiten obgewaltet. Die Erzählung einzelner Ereignisse dieses Kriegs, dessen Flamme durch die von dem Kaiser vorgeschlagene Sühne zwar auf einige Zeit gedämpft zu sein schien, die aber bald wieder mit verstärkter Wuth aufloderte, ist unserm gegenwärtigen Zwecke nicht angemessen. Die thüringischen Zeitbücher liefern ein trauriges Gemälde der schrecklichen Verwüstungen, welche er in seinem Gefolge mit sich führte, und deren Spur eine lange Reihe von Jahren nicht auszutilgen vermochte. Nach dem am 26. Julius 1345 im Lager vor Dornburg erfolgten Frieden suchte man die gegenseitigen Verhältnisse zu ordnen und fester als bisher zu bestimmen. Bei einer Zusammenkunft des Landgrafen und Günthers XXI. zu Eisenach am Sonnabend vor Georgii (den 21. April) 1347 wurde die vortheilhaftere Einrichtung des Zolles zu Frankenhausen in Anregung gebracht. In der deswegen getroffenen Verabredung versprach der erstere dafür zu sorgen, daß die Salzkärner künftig ihren Weg nach Weißenfels, Freiburg, Naumburg oder Wanzendorf über die Brücke nach Wiehe nehmen und das Salz, nicht wie bisher, in Halle, sondern in Frankenhausen laden sollten. Von allem Wein und Korne, welches durch des Landgrafen Gebiet und auf der angegebenen Straße nach Frankenhausen gelangte, solle er den dritten Pfennig des Zolles erhalten, die Abgabe der Einfuhr auf anderen Wegen behielt sich Graf Günther ganz allein vor. Den Schutz der Landstraßen wollten beide übernehmen; die Kosten der Wegebesserung und des neuen Brückenbaues über die Unstrut bei dem Dorfe Bretla sollte Graf Günther tragen.

Günther XXI. endigte bekanntlich im J. 1349 sein ruhmvolles Leben. Unter der Regierung seines einzigen Sohnes, Heinrich XVIII. der sich in einer Urkunde von dem eben erwähnten Jahre ausdrücklich Herren zu Arnstadt und Frankenhausen nennt, verkaufte Heinrich Riche dem Kloster Oldisleben im J. 1354 vier Schock jährlicher Einkünfte an 26 Höfen in der Altstadt, und an 4 Salzkothen in der Neustadt Frankenhausen. Den 21. Julius 1356 überließ Graf Heinrich mit Einwilligung seiner Mutter, einer gebornen Gräfin von Hohenstein, und seiner Schwestern, das Oberhaus oder die obere Burg zu Frankenhausen (welche bereits 1354 verpfändet worden war) nebst allem, was dazu gehörte, Dietrichen von Werther, Burgmann auf dem Straußberge, für 1300 Mark löthigen Silbers auf einen Wiederkauf. Heinrich behielt sich jedoch die Burg und den Genuß der Einkünfte derselben bis zu Allerheiligen 1358 vor, machte sich aber verbindlich, während dieser Zeit dem Darleiher jährlich 80 Mark löthigen Silbers und 6 Acker Weinwachs zu seinem Unterhalte zu geben; nach Verlauf dieser zwei Jahre aber sollte derselbe Macht haben, das Schloß zur Wiedererlangung des Hauptgeldes und der Zinsen zu verkaufen, zu versetzen oder für sich zu behalten, und es sollte ihm dann zu einem rechten Lehne gereicht werden. Dergleichen wiederkäufliche Verschreibungen waren damals sehr gewöhnlich. Die Wiedereinlösung der Burg scheint bald darauf erfolgt zu sein, dieß läßt sich unter andern aus dem Umstande folgern, daß

dieselbe wieder 1381 den Edeln Herren von Querfurt auf ähnliche Art überlassen werden konnte.

Heinrich XVIII. entriß 1357 in der Blüthe des Lebens der Tod den Seinigen. Die Landgrafen suchten, weil er keine männlichen Nachkommen hinterließ, sich der Herrschaft Frankenhausen, als eines eröffneten Lehens, zu bemächtigen. Doch das Haus Schwarzburg, gestützt auf die kurz zuvor vom Kaiser Karl IV. bestätigte Erbeinigung und andere Verträge, behauptete standhaft seine wohlbegründeten Rechte auf dieselbe. Endlich verglichen sich beide Partheien im folgenden Jahre (am Tage Mariä Geburt) zu Gotha; den Grafen wurde der ungestörte Besitz von Frankenhausen zugesichert; sie mußten ihn aber mit Abtretung des Schlosses und der Stadt Dornburg, den Häuser Lobdeburg und Windberg sammt der Lehn an Tautenburg erkaufen.

Schon in frühern Zeiten hatte der Herr der Stadt, für den Schutz, welchen er derselben gewährte, eine eigene Sölde, die Voigtei genannt. Graf Heinrich XXXVI. von Schwarzburg verkaufte sie im J. 1511 an den damaligen Zöllner Hartung Schleuser. Daher muß noch jetzt jeder Pfänner für das Salzwirken von einer Sölde einen Gülden Voigtei geben und unter dem Geschoß an den Stadtrath abliefern, der ihn der Herrschaft berechnet.

Die Grafen von Schwarzburg besaßen das Salzwerk gemeinschaftlich, und aus diesem Grunde mußten auch die Zöllner ihnen insgesammt die Pflicht leisten. Allein nach dem Tode des Grafen Wilhelm (1597) fiel die Regierung und die Oberaufsicht über dasselbe der Rudolstädtischen Linie anheim. In der Folge mochten jedoch mancherlei Irrungen, besonders hinsichtlich des Zöllners, entstanden sein. Es wurde daher 1650 zwischen Rudolstadt und Sondershausen ein neuer Vergleich geschlossen, kraft dessen ersteres die Gerichtsbarkeit, wie vorher, ausübt, der Salzamtmann aber von beiden bestätigt und vereidet wird.

Seit jener wichtigen Umgestaltung, welche das Salzwerk ohngefähr im zwölften Jahrhunderte erfuhr, finden wir weiter keiner auffallenden Veränderung gedacht, als daß im Bauernkriege ein reicher Quell sich verstopft und ganz verloren haben soll. Eine noch jetzt gangbare Sage, daß unfern des Soolschachtes ein Schacht verfallen sei, scheint dieselbe zu bestätigen. Doch ist dadurch der Saline, wegen ihrer überschwenglichen Fülle, kein wesentlicher Nachtheil erwachsen.

Aber eine andere Gefahr schien derselben zu drohen, als Kurfürst August von Sachsen die Salzquelle zu Artern mit großem Aufwande fassen und zum Versieden bringen ließ. Die Grafen fanden daher nichts dienlicher, als jene gefürchtete Nebenbuhlerin im J. 1585 für 40,000 Thlr. an sich zu kaufen. Vermöge des von beiden Seiten eingegangenen Vertrags wurde das Salzwerk (jetzt Salzthal genannt) mit einer Mauer umgeben, der Boden, nachdem die Schächte verfallen waren, zu urbarem Lande gemacht und von der Fürstl. Rudolstädtischen Kammer verpachtet, das Pachtgeld aber un-

ter beide Linien vertheilt. Allein im J. 1701, während der durch die Erhebung Schwarzburgs in den Reichsfürstenstand veranlaßten Streitigkeiten, ließ der damalige König von Polen und Kurfürst zu Sachsen die Salzquelle wieder aufräumen. Von Seiten Schwarzburgs wurden dagegen Vorstellungen gethan; nun aber ließ Sachsen außerhalb des Salzthals, bei dem Ausflusse der Soole, einen großen Damm anlegen, man sammelte die Soole und leitete sie in Röhren auf die Kunst und die Gradirhäuser, worauf sie dann gesotten wurde. Dieß geschah unter der Aufsicht des erfinderischen Borlach. Als in den neuesten Zeiten ein großer Theil Sachsens an Preußen abgetreten wurde, leistete Schwarzburg zu Gunsten des letztern 1816 in dem Berliner Vertrage auf die Salzquelle zu Artern Verzicht.

Eine andere Saline, welche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die unsrige zu gefährden schien, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Es ist die zwischen der Numburg und Auleben im J. 1564 von dem Kurfürsten August errichtete. Von Schwarzburg und Stolberg wurden dagegen erhebliche Einwendungen gemacht, worauf das Werk eine Zeit lang liegen blieb, dann aber unter Johann Georg I. ums Jahr 1626 bis 1644 wieder betrieben wurde. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts ging es völlig ein, weil man dabei, wegen der geringhaltigen Soole, seine Rechnung nicht fand. Noch jetzt sind einzelne Trümmer der Gebäude und die zu Tag aufsprudelnde Quelle zu sehen.

Der dreißigjährige Krieg hatte, wie auf ganz Deutschland, so auch auf unser Salzwerk einen zerstörenden Einfluß. Einst nahmen sich sogar baierische Soldaten die Freiheit, Salz zu machen und es zu verkaufen. Mehrere Söldengebäude fanden in jener Schreckenszeit ihren Untergang. Daher nannte man die wieder aufgebauten gangbaren Sölden Feuerstätten, zum Unterschiede von den wüsten Stätten.

Uebrigens gedenkt die Salinengeschichte noch einiger neu entstandenen Salzquellen, z. B. daß im J. 1608 unweit eines Gartens auf der Landstraße daselbst eine Quelle zu Tage gekommen, die sich aber in kurzem wieder verloren habe; ferner, daß 1716 unter einer Sölde eine warme 14löthige Quelle hervorgebrochen sei. Sie wurde, um dem Hauptwerke nicht zu schaden, wieder verstopft.

Die neueste Geschichte der Saline, welche die Aufgabe löset, wie sie das geworden, was sie jetzt in hoher Vollendung rücksichtlich der Kunst ist, haben wir bereits oben eingewebt.

Ehe wir die Beschreibung der übrigen Denkwürdigkeiten der Stadt beginnen, können wir nicht unterlassen, den Freund malerischer Aussichten auf einen Ort aufmerksam zu machen, der unter dem Namen Pfännerschaftshöhe bekannt ist. Es ist dieß ein kleines Berghaus, das wenige Schritte von dem Berggradirwerke ostwärts, von besaamter Höhe der von Westen nach Osten streichenden nördlichen Gebirgskette, freundlich herabschaut. Seine Vorderseite blickt nach Süden. Es gewährt eine der lachendsten Aussichten ins Thal. Unter ihm, etwas zur Linken, erhebt sich ernst und still

die Ober- und Bergkirche. Die sie umgebenden grünen Rasenhügel und aufgerichteten Leichensteine mahnen daran, daß Viele hier ausruhen von den Mühen des beschränkten Erdenlebens. Zur Rechten trifft zuerst das Auge auf die hohen Gradirhäuser, deren hin und her sich bewegende Getriebe den sinnigen Beschauer wiederum an das thätige Menschenleben erinnern; der von den Sölden aufdampfende Rauch steigt vor uns in die Lüfte, und verdunkelt bisweilen die freie Aussicht. Etwas südlicher — und der Blick ruht auf den hohen und niedern Häusern der weit verbreiteten Stadt, die fast von allen Seiten mit anmuthigen Gärten umringt ist. Am südlichen Ende reihet sich ihr die Altstadt an, deren Häuser hin und wieder durch das dunkle Grün der Bäume freundlich hervortreten. Unter und über der Stadt breitet sich das weite Thal aus, in dem grüne Wiesen durch fruchtbare Aecker sich hindurchziehen; nah und fern gewahrt man Dörfer, die, friedlich und still in der Aue gelagert, in dem reizenden Gemälde den Hintergrund schmücken. Den Blick nach Süden hemmt die lange, größtentheils bewaldete Gebirgskette, zwischen welcher südöstlich die Unstrut sich ihren Lauf in das Thal bahnt, und dann thalabwärts ihre reißenden Fluthen führt, welche aus dunkelnder Ferne heraufblinken. Schaut man von der Pfännerschaftshöhe in gerader Linie nach Westen, so erhebt sich wenige Schritte vor uns, der Hausmannsthurm, dessen alterthümliches Ansehen an die Tage der heldenmüthigen Vorzeit erinnert, wo das Frankenhaus der schief gegenüber liegenden Nachbarfeste Sachsenburg Ehrfurcht gebot.

Die Ober-, Berg- oder U. L. Frauenkirche ist das letzte bemerkenswerthe, innerhalb der Oberstadt, am nordöstlichen Ende derselben, liegende Gebäude. Sie wurde 1382 erbaut, und gehörte vornehmlich der Brüderschaft des Leichnams Christi an, welche hier ihre Wohnungen hatten, die bisweilen in Urkunden das Kloster unserer lieben Frauen auf dem Berge genannt werden. Diese Kirche besaß vortreffliche Ornate und merkwürdige Reliquien, die aber sämmtlich bei der Pappenheimischen, drei Tage und zwei Nächte dauernden Plünderung (im October 1632) verloren gingen. Im J. 1727 den 14. Septbr. wurde sie, nach erfolgter Hauptreparatur, wieder eingeweiht. Der erste Pastor seit dieser Wiederherstellung war Christoph Anton Hankel, dem 1732 J. Heinr. Oberländer und diesem 1737 M. D G. Müller folgte. Jetzt verrichten die Lehrer an der Schule wechselsweise den Gottesdienst. Im J. 1759 den 29. Mai wurde der Thurm dieser Kirche ein Raub der Flammen, als in einer Sölde Feuer ausgekommen war, welches 34 Wohnungen an der Frauenstraße verzehrte. Man baute ihn in den folgenden Jahren wieder auf, und versah ihn 1763 mit drei neuen Glocken.

Der diese Kirche von drei Seiten umgebende Gottesacker hatte in älteren Zeiten kein allgemeines Begräbnißrecht, sondern scheint lediglich für die Brüderschaft des heil. Leichnams Christi bestimmt gewesen zu sein. Selbst nach der Reformation begrub man die Todten auf den Gottesacker der St. Jakobskirche auf dem Untermarkte.

Diese Kirche, von deren vormaligem Standorte man jetzt nicht die geringste Spur bemerkt, wurde jedoch 1544 abgebrochen, und seitdem ward der Gottesacker bei der Klosterkirche zum gemeinsamen Begräbnißplatze bestimmt. Dieß dauerte bis in das Jahr 1598 fort. Jetzt hatte man aber hier wegen der großen, durch die Pest verursachten Sterblichkeit *) nicht mehr Raum genug, und sah sich daher genöthigt, einen neuen Gottesacker vor dem Nordhäuser Thore anzuweisen, welcher bis auf den heutigen Tag als der allgemeine zu betrachten ist.

Die Ober= oder Neustadt ist ohne Zweifel (wie auch die zweite Benennung, die schon in Urkunden des Mittelalters vorkommt, zu erkennen gibt) später, als die alte Stadt, vielleicht von Bewohnern der letztern, angelegt worden. Dieser Theil der Stadt war schon in den frühesten Zeiten mit einer Mauer umgeben und erstreckte sich ohngefähr bis an das Seigerthor in der Kräme. Einzelne, noch hier und da sichtbare Mauertrümmer deuten auf den ehemaligen geringen Umfang Frankenhausens hin. Gegen das zwölfte Jahrhundert wurde die jetzige Unterstadt an die Neustadt angebaut und auf solche Art der Raum zwischen dieser und der Altstadt ausgefüllt. Nunmehr gedenken die Urkunden der Eintheilung in die rechte, alte und neue Stadt, da früher Alles, was außer den Mauern der Oberstadt lag, „auf dem Graben" genannt wird.

Jetzt wollen wir die Merkwürdigkeiten der Unterstadt nach der Reihe betrachten.

An der mittägigen Seite derselben erhebt sich das in einfach=edlem Style erbaute Fürstliche Schloß. Seine Vorderseite ist nach Abend gerichtet. Ein mit lebhaftem Grün geschmückter Rasenplatz den Linden= und Kastanienbäume theilweis beschatten, breitet sich vor demselben aus. Gegen Morgen und Mitternacht stößt der geräumige Gemüs= und Baumgarten an das Schloß. **) Ehemals fand an dieser Stelle die Unterburg, welche der Unterstadt zum Schutze und den Grafen von Beichlingen und Schwarzburg lange

---

*) Frankenhausen war sonst ein sehr ungesunder Ort, mit ungepflasterten Straßen voller Koth und Sümpfe. Es wurde daher oft, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert (z. B. 1597, 1610, 1611, 1626, 1636 und 1639) von ansteckenden Krankheiten heimgesucht, welche man mit dem allgemeinen Namen der Pest zu bezeichnen pflegte. In dem letzten Jahre befand sich die Stadt durch den noch immer mit erneuerter Wuth fortdauernden Krieg in einem höchst traurigen Zustande. Die meisten Häuser waren vom Feuer verzehrt, viele Kranke endigten ihr Leben auf der Gasse und in wüsten Kellern, es konnten nicht einmal Alle begraben werden. Ueberhaupt betrug die Zahl der seit 1597 bis 1642 an der Pest Verstorbenen 5291.

**) Nach einer handschriftlichen Nachricht befanden sich noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts hinter dem Schloßgarten viele erhöhte Haufen, wie Salpeterhügel, worin die in der Schlacht von 1525 gebliebenen und auf dem Anger hingerichteten Bauern begraben worden waren. Nach der Zeit hatte man diese Hügel geebnet.

Zeit zum Wohnsitze diente. Zwar läßt sich, wegen des für den Geschichtforscher oft so drückenden Mangels an beglaubigten Nachrichten, das Jahr ihrer Erbauung, wie bei den meisten dieser ehrwürdigen Denkmale einer thatenvollen Vorzeit, nicht mit Sicherheit bestimmen ihr Dasein wird jedoch im Anfange des 14. Jahrhunderts durch urkundliche Zeugnisse außer Zweifel gesetzt. Bereits 1339 wurde sie nebst der Oberburg den Grafen von Schwarzburg verpfändet, und ging 1340 zugleich mit der Stadt, als völliges Eigenthum, an dieselben über. Sie hatte ebenfalls, bis zu Anfange des 16. Jahrhunderts, ihre besonderen Burgvoigte und Burgmänner. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebte Graf Günther **XXV.** bald zu Arnstadt und Blankenburg, bald zu Frankenhausen. Seinem Beispiele folgten, in Ansehung des letzteren Ortes, mehrere Herren aus diesem erlauchten Geschlechte. Im 16. Jahrhundert erfuhr die Burg eine wichtige Veränderung. Heinrich der Jüngere (**XXXIX.**) faßte 1533 den Entschluß, ihr ein freundlicheres Ansehen zu geben. Unter der Leitung des wegen seiner Erfahrenheit im Bauwesen berühmten, damaligen Amtsschössers, Nikol Clausen, wurde das neue Schloß aufgeführt und mit einer Kapelle versehen. Seit dem Jahre 1570 hielt Graf Wilhelm, dem in der Erbvertheilung mit seinen Brüdern Frankenhausen zugefallen war, hier seine Hofstatt. Dieser treffliche Regent, der nebst seinen beiden Gemahlinnen (Elisabeth, einer gebornen Gräfin von Schlick, und Klara, gebornen Herzogin von Braunschweig-Lüneburg) sich um die Verbesserung des Gemeinwesens, vornehmlich der Kirchen und Schulen, die ausgezeichnetsten Verdienste erwarb, ließ 1578 und 1589 unser Schloß durch Anbau beträchtlich erweitern. Er starb im J. 1597 auf dem Straußberge, wohin er wegen der damals in Frankenhausen und der umliegenden Gegend herrschenden Pest seine Zuflucht hatte nehmen müssen. Seine Lande fielen nun an seinen Bruder Albert, den Stifter der Rudolstädtischen Linie, und Frankenhausen hörte seitdem auf, der beständige Wohnsitz eines Gliedes der gräflichen Familie zu sein. Doch wählten nach Alberts Ableben dessen Söhne, Ludwig Günther, und als dieser 1624 nach Stadtilm zog, Albert Günther, das dasige Schloß zum Aufenthalte.

Ein hartes Schicksal traf dasselbe nebst einem großen Theil der Stadt, als den 17. Septbr. 1689, zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags, in einem benachbarten Heustalle Feuer auskam. Ein stürmischer Ostwind wälzte die Flamme von Straße zu Straße, und keine menschliche Hülfe vermochte, ihrer zerstörenden Gewalt Schranken zu setzen. Das Schloß sank in Asche, nur als einzelne Trümmer ragte noch aus dem Schutt die Kapelle hervor. Der Wuth des Feuers entging glücklicherweise auch die Schule, während die nahe liegende, zu Ende des 16. Jahrhunderts prachtvoll erbaute Unterkirche, nebst einem großen Theile der Klostergasse von demselben verzehrt wurde. Doch bald darauf legte man wieder Hand an die Wiederherstellung des Schlosses, das gerade hundert Jahre hernach nämlich im Monat Septbr. 1789, wegen Baufälligkeit, seine nun-

mehrige Gestalt und Vollendung erhielt. Unter der Aufsicht des Bauinspectors Löser wurden damals an und über dem Eingange verschiedene Verzierungen angebracht und die Freitreppe vor dem Schlosse neu aufgeführt. Eine große Gefahr, welche 1797 dem Schlosse den Untergang zu drohen schien, ging ohne bedeutendeu Nachtheil glücklich vorüber. Bei einem heftigen Gewitter am 18. Jul. schlug der Blitz in die Schloßkirche und fuhr durch Decken und Wände, einem Drathschellenzuge nachgehend, in das unter derselben befindliche Archiv, fand aber durch ein in den Schloßgarten gehendes Fenster wieder einen Ausweg. Die angezündeten Vorhänge und andere in Brand gerathene Dinge wurden von den Herbeieilenden schnell gelöscht und dadurch das ganze Gebäude gerettet. Um das Schloß in Zukunft vor ähnlichem Unglücke zu sichern, errichtete man im folgenden Jahre auf demselben einen Blitzableiter.

Noch ist zu bemerken, daß in dem Schlosse die Sitzungen der Fürstlichen Landeshauptmannschaft, der Kammer und des Amtes gehalten werden.

Ein anderes, der Beachtung werthes Gebäude in der Unterstadt ist das Rathhaus auf dem Marktplatze. Das ehemalige Rathhaus, welches in der für die Stadt so verhängnißvollen Nacht vom 15—16 Februar 1833 *) nebst mehr als 170 Häusern abbrannte, wurde im funfzehnten Jahrhundert erbaut, wie die über dem Eingange mit Mönchsbuchstaben eingehauene Inschrift:

A DNI. MCCCCXLIIII. HEC DOMUS
EST EDIFICATA.

bezeugte. Beim Aufgraben des Füllmundes zu dem neuen Thurme hinter der sonstigen rothen Thür kam man den 11. Aug. 1834 auf ein vorher unbekanntes steinernes Gewölbe, in welchem eine ziemliche Anzahl kleiner zu Ende des 15. und in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts geprägte Silbermünzen gefunden wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieselben seit den Unruhen des Bauernkriegs hier verborgen gelegen haben. **)

Des Rathhauses gedenkt bereits 1399 eine Urkunde. Der geräumige Saal in demselben diente in ältern Zeiten zu vielen merkwürdigen Versammlungen. Wenn aber die Stadt ihr Rathskollegium er-

*) Schon einige Jahre früher den 31. Oct. 1823, den 22. Oct. und 2. Nov. 1825, den 5. Mai 1826 und den 29. März 1827 war Frankenhausen von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht worden, so wie in älteren Zeiten in den Jahren 1546, 1554, 1632, 1689, 1692, 1707, 1759 und 1768. daselbst mehr oder minder bedeutende Brände statt fanden.

**) Daß Frankenhausen das Recht zu münzen besaß, beweisen mehrere Urkunden. So werden z. B. im J. 1268 solidi Vrankinhusensis monetae und 1304 solidi Frankenhusensium denariorum erwähnt.

halten habe, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht mit Gewißheit bestimmen; doch ist es wahrscheinlich, daß dieses nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert geschehen sei. Bis zun zehnten Jahrhundert wurden in Thüringen alle Streitigkeiten nach fränkischen Gesetzen entschieden, welche auch zum Theil in die später schriftlich abgefaßten Statuten der Städte dieses Landes übergingen. Grafen, Voigte und Schöppen handhabten die Gerechtigkeit. Nach dem Beispiele anderer Städte bekam auch Frankenhausen im dreizehnten Jahrhundert, unter der Regierung der Grafen von Beichlingen, ein geschriebenes Stadtrecht, welches aber verloren gegangen ist.*)

Die geistliche Gerichtsbarkeit übte der Erzbischof von Mainz aus. Dieser ernannte wieder besondere Archidiaconen, welche in seinem Namen die Rechtshändel schlichten mußten. Frankenhausen stand in dieser Hinsicht unter dem Propst des Stiftes Jechaburg, der zugleich das Amt eines Mainzischen Archidiakonus verwaltete. Von dem leztern hing auch der in Frankenhausen wohnende Archipresbyter ab, welchem es oblag, über alle geistlichen Angelegenheiten nach Jechaburg Bericht zu erstatten. Für weltliche und bürgerliche Händel war das Schwarzburgische Landgericht zu Winkeln der oberste Gerichtshof. Es bestand aus zwölf Schöppen und einem adelichen Landrichter, und wird gewöhnlich der Schwarzburgische Ding- oder Schöppenstuhl genannt. Graf Heinrich XXIX. verbesserte und vermehrte im J. 1418 die Landgerichtsordnung. — Die erste Nachricht von einer geschriebenen Gesetzsammlung unserer Sadt gibt Jovius in seiner Schwarzburgischen Chronik, wenn er erzählt, daß im J. 1454 Heinrich XXXI. derselben ihre Satuten erneuert und bestätigt habe. Diese galten bis zum J. 1534, in welchem Heinrich der jüngere (XXXVI.) einem neuen, von dem Rathe und der Bürgerschaft entworfenen Stadtrechte seine landesherrliche Bewilligung ertheilte. Das erste Buch dieser Statuten enthält 20 Artikel, welche die Vorrechte des Rathes, die Rathspersonen, ihre Wahl und Bestätigung, die Besetzung öffentlicher Aemter rc. betreffen. Das zweite Buch begreift 11 Artikel in sich und handelt von Verlöbnissen, Kontrakten, von der Erbfolge und Theilbietung. Das dritte Buch, welches in mehrere Abschnitte zerfällt, hat Polizeisachen zum Gegenstande; das vierte endlich beschäftigt sich mit peinlichen Verbrechen und ihrer Bestrafung. Auch in dieser Sammlung finden sich unverkennbare Spuren von alten fränkischen Gesetzen und Rechtsgewohnheiten, wie Müldener mit der ihm eigenen Gründlichkeit zu erweisen gesucht hat.

---

*) Bisweilen pflegte man bei wichtigen und zweifelhaften Fällen das Gutachten benachbarter Stadträthe, wie das zu Nordhausen, einzuholen. In den Weisthümern für den Rath der Stadt Nordhausen und von demselben aus dem 14. und 15. Jahrhundert, mitgetheilt von Dr. E. G. Förstemann — (in den neuen Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen rc. 1. B. 3. H. Halle 1834. 8. S. 58 — 74.) kommen Entscheidungen jenes Stadtraths auf Rechtsfragen des Frankenhäusischen vor.

Bald aber fühlte man, wegen der Kürze, Unvollständigkeit und Dunkelheit mancher in denselben vorkommenden Bestimmungen, das Bedürfniß eines neuen Stadtrechtes, welches von dem Stadtrathe abgefaßt, von dem damaligen Kanzler Apollo Wygandt, (welcher sich auch als Urheber und Ordner der Statuten anderer Schwarzburgischen Städte große Verdienste erwarb) auf landesherrlichen Befehl durchgesehen, 1558 von den Grafen Günther und Hans Günther bestätigt und zwei Jahre hernach der Bürgerschaft auf dem Rathhause öffentlich bekannt gemacht wurde.

Diese in vier Bücher eingetheilten Statuten gelten noch bis jetzt. Auch in ihnen haben sich, wie in den vorhin gedachten, Spuren vieler alter deutschen Rechtsgewohnheiten erhalten, und da die meisten unterherrschaftlichen Stadtgesetze von dem Kanzler Wygandt abgefaßt worden sind, so stimmen sie mit denselben oft wörtlich überein.

Die obersten Rathspersonen der frühesten Zeit, anfangs Ratismeister, seit dem 17. Jahrhundert Burgemeister, und in lateinischen Urkunden Magistri oppidi, Proconsules und Consules genannt, waren meist Adelige oder Patricier, die aber, nach dem Herkommen, erst eine niedere Stelle bekleidet haben und Kämmerer oder Rathmänner gewesen sein mußten. In dem unseligen Bauernkriege (1525) verließen die Adeligen größtentheils die Stadt und kehrten auch, wegen der in der Folge noch fortdauernden Unruhen, nicht in dieselbe zurück. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bedienten sich manche dieser Patricier zu Bezeichnung ihrer Abkunft nicht mehr des Wortes „von" eine Gewohnheit, durch welche oft alte, berühmte Familien dem scharfsichtigsten Blicke des Geschlechtskundigen sich entziehen. Die letzten Adeligen, welche im Rathe saßen, waren die Herren von Stockhausen. In einer alten Rathsmatrikel werden im J. 1413 Nicolaus Bendeleben, und Lucas Threne, 1429 Kaspar von Brückenfeld und Simon Mannich als Bürgermeister aufgeführt.

Einen großen Verlust an urkundlichen Nachrichten erlitt das Rathhaus im Bauernkriege. Der durch Münzer und seine Genossen aufgereizte Haufe durchbrach alle Schranken bürgerlicher Ordnung, er besetzte das Schloß, erstürmte das Rathhaus, zerriß alle Schriften, die ihm in die Hände fielen, und zerschlug das Raths- und Stadtsiegel, anderer greuelvollen Auftritte jetzt nicht zu gedenken.

Von dem Rathhause selbst ist noch nachzuholen, daß man zu Anfange des 18. Jahrhunderts mit demselben eine wichtige Ausbesserung vornahm.

Unter den Kirchen in Frankenhausen (es zählt deren, mit Ausnahme der Schloßcapelle, fünf) behauptet die Unterkirche den ersten Rang. Sie befindet sich am südwestlichen Ende der Stadt. Alte Klostermauern, die sich von drei Seiten in einiger Entfernung um dieses Gotteshaus herumziehen, mahnen an die Vorzeit, wo Cistercienserinnen hier in frommer Andacht wandelten. In Rücksicht ihres innern Baues kann diese Kirche mit den meisten in Thüringen wetteifern. Freundlich und hell, in größter Einfachheit, von keinem vor-

springenden Pfeiler getragen, wölbt sich das Schiff derselben in einem weiten, ehrfurchterweckenden Raume. — Die großen Musikaufführungen in den Jahren 1810, 1811 und 1815, wozu man dieses Gebäude vor vielen andern geeignet fand, vereinigten hier eine bedeutende Zahl der besten Tonkünstler und eine große Menge Kunstfreunde aus der Nähe und Ferne. *) Diese Kirche wurde unter der thätigsten Mitwirkung des Grafen Albert Anton, innerhalb 12 Jahren erbaut und den 10. October 1703, in Gegenwart vieler angesehenen Personen „zur Ehre Gottes" feierlich eingeweiht.

Der vorige auf den Trümmern der alten Klosterkirche errichtete Tempel war den 17. Septbr. 1689 ein Raub der Flammen geworden. Graf Wilhelm und dessen zweite Gemahlin Klara, hatten sich um seine Wiederherstellung große Verdienste erworben. Allein es waltete über diesem Gotteshause ein trauriges Geschick. Denn bei der Einweihung desselben flossen Thränen des gerechten Schmerzes über den frühern Verlust des ebenerwähnten Grafen, welcher 1598 hier seine Ruhestätte fand. Das prächtige Grabmal, welches ihm nebst seinen beiden Gemahlinnen (die letztern, Klara starb erst 1658, in dem hohen Alter von 87 Jahren) auf einer Marmorplatte darstellte, wurde in jenem furchtbaren Brande vernichtet. Die damalige Kirchenbibliothek, welche durch die aus Böhmen hierhergebrachte Büchersammlung der Gräfin Elisabeth mit vielen seltenen Werken ausgestattet worden war, ging dabei ebenfalls verloren.

Als man 1692 den Schutt der eingeäscherten Kirche aufräumte, fand sich unter dem Taufsteine das in Lebensgröße ausgehauene Bildniß des Grafen Friedrich III. von Beichlingen. Folgende Inschrift umgab dasselbe auf vier Seiten:

ANNO DOMNI. M. CC.
LXXV. XI. KL. AVG9TI. Ø. FRIDEI-
C9 CO
MES DE BEICHEL
INGEN HVI9 NOMINIS TERCIVS

Es ist zu bedauern, daß dieser merkwürdige Grabstein, aller Nachforschungen ungeachtet, nicht wieder hat aufgefunden werden können.

Wir gedenken auch endlich noch der Schule, als des einzigen Gebäudes, das sich aus den katholischen Zeiten, obgleich nicht ganz in der nämlichen Gestalt, bis jetzt erhalten hat. Es diente ehemals

---

*) Nachrichten von diesem und andern durch den jetzigen Musikdirector Bischoff in Hildesheim veranstalteten Musikfesten s. in dem Brockhausischen Conversationslexicon — unter dem Artikel Bischoff und in der Abendzeitung 1829 5. St. S. 20. 6. St. S. 24.

den Klosterjungfrauen zum Refectorium. Als diese aber ihre Zellen zu verlassen genöthigt wurden, so widmete der Stadtrath dasselbe, nebst andern daran stoßenden Gemächern, zu einer Schule, deren eigentliche Gründung, nach Aussage einer Inschrift bei dem Eingange zur rechten Hand, in das Jahr 1552 fällt. Vor der Lutherischen Kirchenverbesserung ertheilte man der Jugend in der alten Probstei Unterricht. Graf Wilhelm zeigte 1595 seine Fürsorge für diese Lehranstalt durch Bekanntmachung neuer Gesetze. In dem eben genannten Jahre wurde erst die fünfte Klasse eröffnet, wozu noch 1652 eine sechste und 1687 eine siebente kam. Die letztere hob man jedoch bald wieder auf. Das Andenken an die zweckmäßige Einrichtung, welche das Schulgebäude 1743 erhielt, bewahrt eine ebenfalls bei dem Eingange, zur Linken, angebrachte Inschrift. Den Grund zu einer Schulbibliothek legte der verdiente Rector Manniske im J. 1758. Sie wuchs durch die Freigebigkeit einiger thätigen Beförderer des Guten schnell zu mehrern hundert Bänden an. Von 1558 bis auf unsere Zeit haben der Schule 29 Rectoren vorgestanden, da hingegen in dem ersten Jahrhundert ihres Daseins bereits 29 Conrectoren an derselben gezählt werden. Jene hießen früher auch Ludimagistri, diese Supremi. Die Lehrer der dritten Classe waren anfangs zugleich Kantoren.

Die Grafen von Beichlingen stifteten nicht lange hernach, als sie zum Besitze Frankenhausens gelangt waren, daselbst ein Jungfrauenkloster. Ueber das Jahr, in welchem dasselbe angelegt wurde, herrschte bisher Ungewißheit, zumal da das sich darauf beziehende Document, ohngeachtet der sorgfältigsten Nachforschungen, nicht hat gefunden werden können. Zwar behauptet der bekannte Geschichtschreiber J. F. Müldener, welcher die Schicksale dieser geistlichen Anstalt in einer besondern Schrift erzählt, daß sie ihren Ursprung dem Burggrafen zu Naumburg Gotebold (Gotebaldus, Gottwald) verdanke, und um das J. 1190 gegründet worden sei. Er beruft sich dabei auf das Zeugniß der Schwarzb. Chronik des Paul Götze oder Jovius. Gotebolds wird häufig in Urkunden der damaligen Zeit gedacht. Er bediente sich von der von Ludwig dem Salier erbauten Naumburg (Neuenburg) bei Freiburg an der Unstrut, des Titels eines Burggrafen. Vielleicht gehörte er also zu den Grafen von Osterfeld, und war, gleich diesen, aus Mansfeldischem Geschlechte entsprossen. Seine Gemahlin Bertradis erklärte man vorzüglich deswegen für eine geborne Gräfin von Beichlingen, weil später lebende Grafen dieses Stammes sich Stifter und Schutzherren des Klosters zu Frankenhausen zu nennen pflegten. Es mangeln aber genügendere Beweise dieses Vorgebens.

Ueberhaupt glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir, dem oft erwähnten Gotebold die Anlegung dieses Klosters abzusprechen, uns berechtigt halten. Denn es erscheint, so viel wir aus den auf uns gekommenen schriftlichen Denkmalen wissen, nie unter dem Namen der Kapelle. Diese war vielmehr ein anderes zwischen Sega und Günserode, bei dem jetzt verödeten Schlosse Arnsburg liegendes

Kloster, von dessen Dasein in so frühen Zeiten Jovius vielleicht keine Ahnung hatte, und das er mit dem zu Frankenhausen aus Uebereilung verwechselte.

Der Chronist Engelhusius, der zu Anfange des 15. Jahrhunderts lebte, setzt die Erbauung des Klosters zu Frankenhausen in die nämliche Zeit, als Kaiser Friedrich II. das Nonnenkloster zu Nordhausen in ein weltliches Mannsstift verwandelte. Dieß geschah nach dem urkundlichen Zeugnisse im J. 1220. Doch scheint mit dieser Behauptung des Chronisten eine Urkunde vom J. 1219, deren Inhalt wir sogleich näher erörtern wollen, nicht in vollen Einklang gebracht werden zu können. Sie enthält einen Vertrag, welcher zwischen den Mönchen zu Veßera im Hennebergischen, und den Klosterjungfrauen zu Frankenhausen über ein Gut zu Etzleben, dessen Besitz die ersteren in Anspruch nahmen, unter Vermittelung des gewesenen Bischofs zu Halberstadt Konrad, und des Probstes Wigmann zu Magdeburg, geschlossen wurde. Friedrich und Hermann von Beichlingen, welche in dem Documente als bereits verstorben angeführt werden, hatten das erstere Kloster unter der Bedingung, jährlich ihr Gedächtniß zu feiern, mit dem genannten Gute beschenkt. Der Umstand, daß sie sich gegen ein Kloster außerhalb ihres Landes wohlthätig erwiesen, wird durch die Ehe des Grafen Friedrich mit Elisabeth, einer Tochter Peppo's VI. von Henneberg, erklärbar. Die Mönche zu Veßera zeigten sich sogleich bereitwillig, diese Besitzung für 100 Mark, welche zum Ankaufe näher liegender Grundstücke verwendet werden sollten, wieder an das neu errichtete Kloster zu Frankenhausen abzutreten.

Die aus diesem Documente geschöpfte Vermuthung, daß dieses letztere einige Jahre früher, als 1220 entstanden sei, wird zu völliger Gewißheit durch eine Stelle des noch ungedruckten Reinhardsbrunner Zeitbuchs, welches man als Quelle der meisten übrigen thüringischen Chroniken anzusehen pflegt. Darin heißt es: „Anno domini MCCXV Moniales venerunt in Schypelitz. E o d e m a n n o initiatum est Monasterium sanctimonialium in Frankenhusen a Frederico comite de Bychelingen.“ Mit Weglassung des Stifters wiederholt dieselben Worte der Auctor hist. de Landgrav. Thuring. in E c c a r d hist. geneal. Duc. Princip. Sax. sup. p. 406. Anno 1213 initiatum est Monasterium in Frankenhusen. — Die Jahreszahl 1215 scheint entweder durch einen Druckfehler, oder die Sorglosigkeit des Verf. in 1213 verändert worden zu sein.

Zu Bewohnerinnen unseres Klosters hatte man Nonnen aus dem Cistercienser-Orden gewählt, welche erst damals in dieser Gegend bekannt zu werden anfingen. Sie lebten nach einer sehr strengen Regel, und der Ruf ihrer Frömmigkeit, der sich bald unter dem Volke verbreitete, erwarb ihnen eine Menge von Vermächtnissen.

Das Kloster zu Frankenhausen kann als die Mutter anderer Cistercienserklöster in Thüringen betrachtet werden. So wurden in das 1267 von den Grafen zu Schwarzburg in Saalfeld gestiftete

Frauenkloster, Nonnen aus dem unserigen berufen. Und als verschiedene Rücksichten im J. 1275 die Verlegung desselben nach Stadtilm nothwendig machten, so setzte der Erzbischof Werner von Mainz ausdrücklich fest, daß sich das letztere nach der zu Frankenhausen geltenden Ordensregel in allen Fällen richten solle.

Durch das Beispiel des Jovius verleitet, glaubt Müldener, daß dieses Kloster dem heiligen Georg gewidmet gewesen sei. Allein es erkannte vielmehr, nach dem einstimmigen Zeugnisse der Urkunden, die Jungfrau Maria als Beschützerin an; das Kloster zu Kelbra hingegen hatte den eben gedachten Heiligen zum Patron. Vielleicht verwechselte also der erstere Geschichtschreiber durch einen Gedächtnißfehler diese Klöster mit einander.

Schutz- und Schirmvögte (Advocati) des Klosters waren seine Stifter, die Grafen von Beichlingen, und seit dem Verkaufe der Stadt im Jahr 1340, die Grafen zu Schwarzburg. Günther XXI. welcher später zum Oberhaupte des deutschen Reichs erwählt wurde, war der erste aus diesem Hause, den wir in einem solchen Verhältnisse zu demselben antreffen. Vermöge dieser Gerechtigkeit genossen die Grafen gewisse Einkünfte, auch durfte ohne ihre Bewilligung weder das Mindeste von den Klostergütern verkauft oder verpfändet, noch die einmal festgesetzte Zahl der Nonnen von der Aebtissin eigenmächtig vermehrt werden; eine Vorschrift, die um so nöthiger schien, weil man im 15. Jahrhundert viele Besitzungen veräußert, und mehr Mitglieder in dieser Anstalt aufgenommen hatte, als das Vermögen derselben erlaubte.

Frankenhausen gehörte nebst seinem Kloster, wie fast ganz Thüringen, zu der Dioces des Erzbischofs von Mainz, zu welcher es auch in alten Dokumenten ausdrücklich gerechnet wird.

Das Kloster führte ein dreifaches Siegel, mit welchem es seine Urkunden bestätigte, das des Probstes, der Aebtissin und des Convents.

Das erste kommt fast in allen Stücken mit dem Siegel des Probstes zu Kelbra überein. Es war länglichrund, doch etwas größer, als das Kelbraische, stellte ebenfalls einen Probst in knieender und betender Stellung, über demselben aber die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde vor, und hatte die Umschrift:

Sigil. Prepositi in Franckenhusen.

Das Siegel der Aebtissin gleicht jenem in Hinsicht auf die Form doch war es etwas kleiner, als das Probst- und Konventssiegel. Auf demselben befindet sich ein gekröntes Marienbild mit dem Jesuskinde in den Armen. Die Umschrift lautet:

S. Abbatisse in Franckenhusen.

Das Siegel des Konvents war in älteren Zeiten oval, in neueren aber rund. Müldener erklärt die Figur, welche auf demselben,

das Jesuskind tragend und bald stehend, bald sitzend abgebildet ist, für eine Cisterciensernonne im völligen Ordensgewande. Aber sollte man sie nicht mit größerem Rechte, und nach dem Beispiel der andern Siegel, ebenfalls für die Jungfrau Maria ansehen können? Folgende Umschrift umgibt den Rand desselben:

Sigil. Monialium Eccliae (Ecclesiae) in Frankenhusen.

Das Konvents-Siegel war das vornehmste unter allen. Es wurde daher in unserem Kloster in einem mit vier Schlössern versehenen Kasten aufbewahrt, wozu die Aebtissin, die Priorin, die Kellnerin und eine der älteren Nonnen, welche die Aebtissin hierzu ausersah, verschiedene Schlüssel hatten. — Eine Sitte, die auch in andern Klöstern z. B. in Pforta, herrschend war, und sich nicht blos aus dem Umstande herzuschreiben scheint, daß man im 15. Jahrhundert bei widerrechtlicher Veräußerung der Klostergüter das Konvents-Siegel oft mißbraucht hatte. Die nach Einführung der Lutherischen Kirchenverbesserung in dem Kloster zurückgebliebenen Nonnen fuhren fort, sich des Konvents-Siegels zu bedienen, bis sie endlich allmählig abstarben.

Man findet bei allen Jungfrauenklöstern einen Probst, der in den Urkunden, die er durch sein Siegel bestätigte, stets den Rang vor der Aebtissin erhält. Ihm war vornehmlich die Aufsicht über die Klostergüter anvertraut. Ferner lag ihm ob, zu wachen, daß die Nonnen den Gottesdienst regelmäßig besorgten, daß sie an Nahrung und Kleidung keinen Mangel litten, und endlich, daß die äußere Pforte des Klosters immer gehörig verschlossen wurde. Hieraus erhellt, daß der Probst dicht an dem Kloster gewohnt habe; dennoch durfte er nur bei dringenden Fällen darin erscheinen. Sowohl der Probst, als die Aebtissin wurden von den Konventualen gewählt, und hierauf von dem Erzbischofe zu Mainz oder dessen Bevollmächtigten bestätigt.

Die Reihe der Pröbste, die aber, wegen des Mangels an Nachrichten, erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts eröffnet werden kann, und auch da noch, aus demselben Grunde häufig unterbrochen wird, ist folgende:

1) Dietrich (Didericus), 1260. 2) Giseler (Giselherus) 1267. 1276. 1278. 1284. 1286. In dem Todtenbuche des St. Marienstifts zu Erfurt heißt es ohne Angabe des Jahres: **XI. Kal. Dec. ob. Gyselerus praepositus in Frankinhusin.** (S. Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1835. 2. Quartalhaft. S. 145.) 3) Heinrich Wolff, (1309 oder 1319.) 1320. 1342. 4) Nicolaus, 1349. 5) Syfridus Reschenkel, 1368. 1372. 1375. 1379. 5) Heinrich von Dachröden, 1390. 7) Johann Smerschnider 1389. 8) Ulrich Meynhart, (war zugleich Vicar des Altars Joh. des Täufers in der Klosterkirche) 1412. 9) Heinrich Wißhoupt, 1416. 10) Johann Behem, 1440.

1442. 11) Heinrich Ließnick oder Ließing, 1476. Er lebte noch 1513, wo ihn eine Urkunde den alten Probst nennt. Wahrscheinlich hatte er also damals sein Amt schon längst aus irgend einer jetzt unbekannten Ursache niedergelegt. Auch kann es sein, daß bei der Verwaltung des Priorats hier, wie in andern Klöstern, ein Wechsel zwischen mehreren statt fand. 12) Klaus Berg, 1486. 13) Johann Hille, 1490. 14) Heinrich von Beße, 1495. 15) Henning Boventh, 1496 1498. 16) Hermann Salvelt, 1500. 17) Kerstan Ließenigk, 1505. 18) Johann v. Henneberg, 1515. 19) Hermann Fischer, 1516. 20) Stephan Schicke, 1520. Zu seiner Zeit wurde, 1525 in dem Bauernkriege, das Kloster geplündert, und die Bewohner desselben sahen sich zur Auswanderung genöthigt. 21) Johann Oley, 1530. Nach der öffentlichen Annahme der Lutherischen Lehre zu Frankenhausen (1536) verließ er das Kloster, verheirathete sich, wurde bald hernach Bürgermeister daselbst, und verwaltete dieses Amt bis an seinen 1561 erfolgten Tod.

Auch das von Müldener gelieferte Verzeichniß der Aebtissinnen ist unvollständig; wir theilen es mit einigen Ergänzungen hier wieder mit.

1) Mechtild, 1260. 1298. 1309. Der eben genannte Gelehrte hält es nicht für unwahrscheinlich, daß sie eine von den beiden Gräfinnen von Beichlingen gewesen sei, welche 1287 in das Kloster aufgenommen worden waren. Doch würde die erste Jahrszahl dieser Behauptung wiedersprechen. Auch ist es möglich, daß zwei Aebtissinnen gleiches Namens unmittelbar auf einander folgten.

2) Sophia, Tochter Conrads, Herrn zu Tannroda und der Gräfin Sophia von Beichlingen, um das Jahr 1411. (. . . Marcii obiit venerabilis domina Sophia, abbatissa in Franckenhusen, dilecta mater nostra. S. Wedekinds Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters. 3. Heft. S. 337).

3) Anna, Gräfin von Hohenstein, Tochter Dietrichs VIII. und seiner Gemahlin Richza aus dem Hause Schwarzburg, lebte anfangs in dem Kloster zu Stadtilm, und wurde um das Jahr 1435 Aebtissin zu Frankenhausen. Sie kommt 1440, und zuletzt 1446 vor.

4) Margaretha Anthonyßen, 1489. 1498. 1504.

5) Gertrud Hammers, 1505.

6) Elisabeth Bergen, oder Bergis war 1505 Priorin, 1513 bereits Aebtissin, 1522.

7) Hedwig von Jechaburg ging bei dem Anfange der Reformation aus dem Kloster, und verheirathete sich.

8) Anna Meyerin, oder Meigerin, war 1513 Priorin, 1529 Aebtissin. Sie wird zuletzt 1542 erwähnt, und blieb bis an ihr Ende der katholischen Religion getreu.

9) Helena Güntherin, 1551. 1558. 1560. Zu ihrer Zeit waren nur noch wenige Klosterjungfrauen vorhanden.

Die Namen der Priorinnen, Küsterinnen und Kellnerinnen können wir ohne Bedenken mit Stillschweigen übergehen, zumal da ihrer eine weit geringere Anzahl, als der vorigen, aufbehalten worden ist.

Außer den schon angeführten befanden sich auch noch zwei Gräfinnen von Beichlingen und eine von Klettenberg in unserem Kloster.

Der Verlust des Stiftungsbriefes läßt uns über die Güter und andere Besitzungen, mit welchen das Kloster bei seiner Entstehung ausgestattet wurde, in völliger Ungewißheit. Wir müssen uns daher jetzt damit begnügen, blos diejenigen namhaft zu machen, welche sich in späteren Urkunden finden.

1) Das Gut zu Etzleben, wovon bereits gesprochen worden ist. Es wurde von Zeit zu Zeit mit neuen Ländereien vermehrt, und besaß verschiedene Freiheiten und Vorrechte.

2) Das Gut zu Helmbrechtsdorf oder Hermsdorf in der Grafschaft Stolberg. (1242).

3) — — — zu Frankenhausen.

4) Holzungen a) bei Helmbrechtsdorf; b) im großen und kleinen Furthale; c) an der Eichenleite bei Offterungen.

5) Mühlen: a) die Teichmühle zwischen Frankenhausen und Rottleben, oder, wie sie in Urkunden heißt, die Helmsdorfische Mühle. b) Die Bachmühle, welche kaum 200 Schritte von dem Kloster entfernt war.

6) Höfe: drei in der Stadt Frankenhausen u. s. w.

Außerdem gehörten dem Kloster verschiedene Gärten, Geldzinsen rc. und es übte das Patronatrecht über die Kirchen zu Helmbrechtsdorf, Lützen-Sömmeringen und Rottleben, vielleicht auch zu Frohndorf aus.

Schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts schien das Kloster seinem Untergange nahe zu sein. Alle Bande der gesetzlichen Ordnung waren aufgelöst, und Ueppigkeit und Verschwendung hatten die höchste Stufe erreicht; so wie auch damals und zu den Zeiten der lutherischen Kirchenverbesserung unter den Bewohnern der Stadt die größte Unwissenheit verbunden mit dem finstersten Aberglauben herrschte und von ihnen Ausschweifungen und Laster jeder Art ohne Scheu begangen wurden. Durch den Erzbischof Friederich von Magdeburg, welchen der Graf von Schwarzburg im J. 1456 zur Untersuchung dieser Gebrechen veranlaßte, wurden die heilsamsten Verfügungen getroffen, um denselben abzuhelfen. Luthers Reformation bereitete endlich dieser geistlichen Stiftung das nämliche Schicksal, das so viele ihrer Schwestern damals erfuhren. Doch bewahrte sie sich, wie wir schon oben andeuteten, weit länger, als die meisten von jenen, vor der völligen Auflösung.

Die noch sichtbaren Reste des Klosters sind nur unbeträchtlich. Die Klostermauer umfaßt von drei Seiten die sogenannte Unterkirche, und läuft in ziemlicher Entfernung auch mittagwärts um die Schule, welche sonst ebenfalls zu dem Kloster gehörte. An die letztere stößt gegen Mittag der Vorwerksgarten, den die genannte Mauer begrenzt.

Südöstlich. nur wenige Schritte von der Schule, fangen die Wirthschaftsgebäude des herrschaftlichen Vorwerks an, und erstrecken sich bis in die Nähe des Schlosses. Die Ringmauer des Klosters steht in unmittelbarem Zusammenhange mit der Stadtmauer. Ihre Ausdehnung nach Norden läßt kein untrügliches Kennzeichen errathen. Sie scheint hier blos einen leeren Raum, vermuthlich den Gottesacker, umgeben zu haben. Anfangs lag das Kloster nur durch seine eigenen Mauern geschützt. außerhalb der Stadt, aber bei Vergrößerung derselben wurde es in ihren Umfang gezogen. Der Brand im J. 1689 vernichtete fast gänzlich, was von den alten Klostergebäuden noch übrig war; ein einziges Haus bei der Schule, gegen Morgen, nach dem Vorwerke, hatte sich davon bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts erhalten.

In M. Zeillers Topographie von Obersachsen, Thüringen rc. herausgegeben und verlegt durch Matth. Merian in Frankfurt MDCL. Fol. S. 82., findet sich eine Abbildung der Stadt Frankenhausen, aus welcher man den damaligen Zustand des Klosters und der dazu gehörigen Kirche etwas näher kennen lernt.

Zu den geschichtlich merkwürdigen Häusern in der Stadt muß noch dasjenige gerechnet werden, welches jetzt die Stelle des ehemaligen Oldislebischen Mönchshofes einnimmt. Das Kloster zu Oldisleben hatte diesen Hof 1349 von Siegfried von Bendeleben an sich gebracht und war durch eine am 29. März d. J. zu Friedberg ausgestellte Urkunde König Günthers im Besitze desselben feierlich bestätigt worden. Die dabei erbaute Kapelle diente den Klosterbrüdern während ihrer Anwesenheit in Frankenhausen zum Messelesen. Nach der Lutherischen Kirchenverbesserung wurde die Mädchenschule in dieses Gebäude verlegt, aber 1661 ein eigenes Haus in der Münze von dem Stadtrathe dazu eingerichtet.

Bei Vermehrung der Volkszahl war diese einzige Schule für die weibliche Jugend nicht mehr hinreichend, man fügte deswegen 1700 noch eine zweite in der Oberstadt hinzu, für welche aber erst 1720 ein besonderes Gebäude in der Borngasse erkauft werden konnte.

In diesen Bildungsanstalten, die seit 1816 in dem ehemaligen Waisenhause vereinigt sind, und wozu neuerlich noch eine dritte Klasse, die sogenannte Töchterschule, gekommen ist, unterrichteten anfangs blos Lehrerinnen, bis in der Folge Lehrer an ihre Stelle traten.

Außerhalb der Ringmauern lag vormals eine dem heiligen Nikolaus gewidmete Kirche nebst einem Gottesacker. Sie war noch bei Anfange der Reformation vorhanden, aber ihr eigentlicher Standpunkt läßt sich, da alle Spuren ihres Daseins verschwunden und nur unvollständige schriftliche Zeugnisse davon aufbehalten worden sind, nicht mit Sicherheit angeben.

Wir haben schon an einem andern Orte bemerkt, daß die Todten zu Frankenhausen, nach völliger Abbrechung der Jacobskirche, bis 1598 bei der Unter= oder Klosterkirche beerdigt wurden. Jetzt aber fehlte es auch hier an Raum. Denn ein Jahr vorher hatte die Pest

so verheerend gewüthet, daß vom Johannistage bis zum Advent über 1200 Menschen davon hinweggerafft wurden. Dieses unglückliche Ereigniß machte 1599 die Anlegung eines neuen Begräbnißplatzes vor dem Nordhäuserthore nothwendig, den man von Zeit zu Zeit durch Hinzuziehung benachbarter Gärten erweiterte. Es fehlte nun noch die Kirche zu Verrichtung des bei Leichenbegängnissen gewöhnlichen Gottesdienstes. Aber auch diesem Mangel suchte der Stadtrath durch Ankauf einer in der Nähe stehenden Scheuer abzuhelfen, welche zu diesem Behuf so gut als möglich in Stand gesetzt und zum heiligen Kreuz genannt wurde. Schon den 28. Dec. 1609 konnte in dieser Kapelle die erste Leichenrede gehalten werden. Wegen Baufälligkeit und um mehr Raum auf dem Gottesacker selbst zu gewinnen, wurde sie 1759 völlig abgetragen. Bereits 1750 war, in einiger Entfernung von derselben, der Anfang zu einer neuen, bequemeren Gottesackerkirche gemacht und der Bau 1757 vollendet worden.

Mit dem südöstlich von der Stadt liegenden Hospital des heiligen Severus ist eine dem heiligen Geiste gewidmete Kirche verbunden. Sie wurde in früheren Zeiten nebst dem daran stoßenden Gottesacker besonders zum Begräbniß der im Hospital Verstorbenen und zu Haltung von Vigilien und Seelenmessen für dieselben gebraucht, jedoch bestattete man auf den letzteren bei der 1682 herrschenden Pest auch andere Leichen. Im dreißigjährigen Kriege war dieses Gotteshaus völlig eingegangen und konnte erst 1718 wieder hergestellt und mit einem Prediger versehen werden.

Einsam, und im Schoße stiller Ländlichkeit verborgen, steht die Peterskirche in der Altstadt. Sie stammt aus fernem Alterthume und war vor der Reformation weit größer und geräumiger. Jetzt ist nur noch ein Theil derselben übrig, worin zuweilen von einem Mädchenschullehrer Kinderlehre gehalten wird. Das Sonn- und Festtagsgeläute dieses Gotteshauses ruft die Bewohner der Stadt nicht in ihr Heiligthum, sondern in die Unterkirche. Die mittelste seiner drei Glocken ist im J. 1452 gegossen, die größte gehört ebenfalls den Zeiten des Papstthumes an.

Müldener äußert die nicht unwahrscheinliche Vermuthung, daß man sich ehedem, zu Anstellung der Rüge- und anderer Gerichte, bei der großen Linde, welche noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht fern von dem zur Peterskirche gehörigen Gottesacker zu sehen war, nach alter deutscher Sitte versammelt habe.

Ein dem Vergnügen gewidmetes öffentliches Gebäude an der Ostseite der Stadt ist das in neuern Zeiten angelegte Schützenhaus, von dessen oberen Zimmern man eine schöne Aussicht in die umliegenden Fluren genießt.

Die erste Nachricht, die sich von der Frankenhäuser Schützengesellschaft gefunden hat, ist von dem Jahre 1417. Schon damals scheint sie in Büchsen- und Armbrustschützen gesondert gewesen zu sein. Die letztern erhielten sich bis zu Anfange des dreißigjährigen Kriegs. Noch im Jahr 1611 baten sie den Stadtrath um die Erlaubniß, ihren bisherigen Schießplatz mit einem bessern in dem Stadt-

graben, bei dem Brauhausteiche, welcher eben wüste lag, gegen Entrichtung einer Abgabe, vertauschen zu dürfen. Allein ihr Gesuch ging nicht in Erfüllung. Sie nennen sich bei dieser Gelegenheit noch immer nach ihrem vorigen Beschützer im Mittelalter, die Gesellschaft des heiligen Sebastian. (S. Sebastiani Societas).

In dem oben erwähnten 1417. Jahre gerieth Frankenhausen in eine sehr bedrängte Lage, welche durch die damaligen Zeitumstände herbeigeführt worden war. Alle wehrhafte Bürger sahen sich genöthigt, zu den Waffen zu greifen, als ihr Landesherr, Graf Heinrich XXIX. (Jov.) von Schwarzburg, in eine von den vielen Fehden seines Bruders, des Erzbischofs Günther zu Magdeburg, verwickelt wurde. Es hatten nämlich die drei Brüder, Konrad, Brandan und Heinrich von Schwichelt, Besitzer des Schlosses Harzburg bei Goslar, die schon früher in dem Gebiete des Erzbischofs verübten Gewaltthätigkeiten erneuert, ihm dadurch großen Schaden zugefügt, und, unter andern, auch seinem Verbündeten, dem Grafen Heinrich, einen Brandbrief nach Frankenhausen überschickt. Die zur Heeresfolge entbotenen Schützen rüsteten sich deswegen auf das thätigste, um an dem gegen ihn veranstalteten Zuge Theil zu nehmen. Auch traf der Stadtrath, aus Besorgniß, von dem Gegner in den eigenen Mauern überrascht zu werden, in und um die Stadt die zweckmäßigsten Vertheidigungsanstalten. Die Gräben wurden gereinigt, die schadhaften Mauern wieder hergestellt und, so wie die Thürme und Thore, mit starker Besatzung versehen. Man lies aus Nordhausen, Greußen und Sondershausen, Büchsenmacher und Schwerdfeger kommen, und eine große Menge Gewehre verfertigen, um die Schützen und übrigen Bürger, welche sowohl zu Fuß, als zu Pferde dienten, damit zu bewaffnen. Weil vornehmlich die Schützengesellschaften die Stelle der jetzigen stehenden Truppen vertraten, so scheint man auch späterhin, wegen der fast ununterbrochenen Befehdungen, auf ihre Fortdauer eifrig bedacht gewesen zu sein. Wenigstens finden wir nach Verlauf eines ganzen Jahrhunderts noch unverkennbare Spuren ihrer Mitwirkung bei einer in Thäthlichkeiten ausgearteten Zwistigkeit, welche 1521 zwischen den Grafen von Schwarzburg und der Stadt Frankenhausen auf der einen, und Jobst von Gehoven zu Ichstedt auf der andern Seite, entstanden war.

In dem nämlichen Jahre hielten die Armbrustschützen einen Schützenhof im Stadtgraben hinter der Frauenkirche, und erbauten vor dem Nordhäuser Thore, in der Gasse, die zu dem alten Schützengraben führt, ein neues Schieshaus. Mit welchem Eifer überhaupt die Waffenübungen von den beiden hiesigen Gesellschaften betrieben wurden, erhellt auch daraus, daß ihre Mitglieder keine auf benachbarten Orten angestellte Feierlichkeit dieser Art versäumten, um ihre Geschicklichkeit zu erproben. Die darüber auf uns gekommenen Nachrichten bestätigen zugleich die Bemerkung, daß in älteren Zeiten fast auf allen Dörfern solche Vereine Statt fanden.

Selbst in dem für Frankenhausen so verhängnißvollen 1525 Jahre, unterblieb die bisher am Sebastianstage gewöhnliche Festlich-

keit nicht. Müldener vermuthet aus diesem Umstande, daß die Schützen nicht mit in jene Unruhen verflochten gewesen wären. Stets angelegentlich für die Aufnahme dieser Gesellschaften besorgt, verlieh ihnen der Stadtrath 1539 eigene Gesetze, welche zwar jetzt verloren gegangen sind, deren Inhalt sich aber doch aus der 1589, von dem Garfen Wilhelm zu Schwarzburg gegebenen, Schützenordnung mit ziemlicher Zuverlässigkeit wieder herstellen läßt.

Im folgenden Jahre schrieb der Stadtrath einen feierlichen Schützenhof aus und ersuchte alle Grafen und Herren in Thüringen und auf dem Harze, so wie sämmtliche Gesellschaften der Armbrustschützen in einem Umkreise von zehn bis zwölf Meilen, zur Theilnahme an demselben. Man bestimmte, unter andern ansehnlichen Preisen, auch zwanzig silberne Becher zum Gewinn. Zwar erschienen mehrere von der Geladenen, aber das Fest würde noch weit besuchter und fröhlicher gewesen sein, wenn nicht unglückliche Ereignisse störend dazwischen getreten wären. Die langwierige Hitze und Trokkenheit jenes Sommers erzeugte nämlich ansteckende Krankheiten, und eine zahlreiche Bande von Mordbrennern hielt die Bewohner Obersachsens und Thüringens in steter Besorgniß.

Man getraute sich, aus Furcht vor dem Schicksale der Einäscherung, das in diesen Ländern schon verschiedene Ortschaften betroffen hatte, nicht, seine Wohnung zu verlassen. Aus mehreren, an den Stadtrath gerichteten, Entschuldigungsschreiben leuchtet die große Niedergeschlagenheit hervor, welche damals die Gemüther beherrschte.

Doch über solchen Belustigungen vergaß man auch die ernsteren Zwecke dieser Vereine nicht, und bediente sich ihrer noch jetzt, um für die öffentliche Sicherheit zu wachen. So mußten z. B. 1561 hundert Hakenschützen auf das Eichsfeld gegen den Bodenstein ziehen, wahrscheinlich, um den Grumbachischen Anhang, welcher jene Gegend unsicher machte, von dort zu vertreiben.

Der Schützenhof, den man 1513 zu halten Willens war, hatte wegen unvermutheter Theuerung keinen Fortgang. Nach der Zeit scheinen Uneinigkeiten die Gesellschaft zerrüttet zu haben. Wenigstens wird in der Schützenordnung vom Jahr 1589 darauf, als auf die Hauptursache des gesunkenen Zustandes derselben nicht undeutlich hingewiesen.

Die oben beschriebene Pest (im J. 1597) beraubte diese Anstalt ihrer jüngsten und brauchbarsten Mitglieder. Es darf uns also nicht Wunder nehmen, wenn die übriggebliebenen im J. 1607, bei Gelegenheit eines dem Stadtrathe vorgetragenen Gesuchs, von fast gänzlicher Auflösung ihrer Verbindung sprechen, zu deren Wiederherstellung man erst seit kurzem die nöthigen Masregeln habe ergreifen können.

Endlich brachten die Stürme des dreißigjährigen Kriegs diesen Vereinen auf viele Jahre den Untergang. Das Armbrustschützenhaus vor dem Nordhäuser Thore war während desselben verwüstet worden.

Man mußte nun, nach errungenem Frieden, vor allem für Heilung der unzähligen Wunden sorgen, die jener furchtbare Kampf geschlagen hatte, und konnte erst spät darauf denken, eine Anstalt, welche ohnedieß bei völliger Veränderung des Kriegswesens ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht mehr entsprach, ins Leben zurückzurufen. In dem Jahre 1697 hielten die Schützen wieder zum ersten Male ihre Uebungen in dem Stadtgraben, über dem Frauenthore, hinter der Oberkirche, und 1698 machten sie den Anfang mit Erbauung eines neuen Schützenhauses vor dem Erfurter Thore. Obgleich die Landesherrschaft und der Stadtrath bedeutende Beiträge dazu gaben, so konnte es doch, wegen verschiedener Hindernisse, erst 1717 vollendet werden.

Bald hierauf fand die Regierung für gut, die Gesellschaft durch neue Gesetze fester zu begründen. Sie sind vom 1. Jun. 1701 und bestehen aus 15 Artikeln, zu welchen den 20. November 1710 noch 18 hinzugekommen. Auch wurde 1712 dem Stadtrath befohlen, bei Verleihung des Bürgerrechts vornehmlich alle Handwerker und Zunftgenossen zur Theilnahme an dieser Verbindung zu verpflichten.

Ungewöhnliche Feierlichkeiten fanden Statt, als die Schützenkompagnie ihre Freude wegen des 1716 in Ungarn über die Türken erfochtenen Siegs an den Tag legte, ferner 1717 bei dem Jubelfeste der Reformation, 1721 bei der von dem Fürsten Friedrich Anton eingenommenen Landeshuldigung, und 1763 wegen des Friedenschlusses zu Hubertsburg.

Nachdem zu Anfange des Jahrs 1722 die zwischen der Gesellschaft und dem Stadtrathe entstandenen Irrungen vermöge eines Rezesses beigelegt worden waren, wurde auch am 26. August d. J. derselben eine aus 36 Artikeln bestehende, bis zu dem heutigen Tage gültige, Schützenordnung verliehen.

Das erste förmliche Vogelschießen (den 25. August 1730), welches Fürst Friedrich Anton bei seiner Anwesenheit zu Frankenhausen bewilligt hatte, zeichnete sich durch viele Feierlichkeiten, so wie das im J. 1750 durch die persönliche Gegenwart des Fürsten Johann Friedrich und seines ganzen Hofes aus.

Wegen Baufälligkeit und Mangels an Raum brach man 1764 das alte Schieshaus ab und setzte an dessen Stelle ein anderes, bebequemer eingerichtetes.

Hesse.

Kloster Ilfeld.

Ilfeld, sei mir gegrüßt im Schimmer der steigenden Sonne!
Lieblich und schön liegst Du am Saum der bewaldeten Berge,
Düfte schauernd die Haine umher, blaudämmernd die Anhöhn,
Welche die Welle bespült des leise gekräuselten Baches.
Stilles, friedliches Kloster, schön bist Du; Deine Gefilde
Schmückt der Natur sanftlächelnder Reiz. Die üppigen Wiesen,
Duften von Quendel und Klee, im Bach hüpft Schmerl und Forelle.
Gellend schmettert im Walde der Nachtigall mächtige Kehle,
Fernher schallet Gebrüll der friedlich weidenden Heerden
Und ihr melodisch Geläut. Anmuthig traun und vertraulich
Liegst Du, friedliches Kloster, gelagert an waldige Berghöhn!

Kosegarten.

Ein schöner Junitag spannte sein blaues, golddurchfunkeltes Zelt über Stadt und Land, als ich, aus dem Gebirge kommend, das idyllisch einsame Thal betrat, in welchem das Kloster Ilfeld liegt. Es war ein himmlischer Morgen. Berge und Bäume und Thäler und Blumen standen frisch erquickt vom Thau der Nacht, den die Sonne schon aufgesaugt. Nur in den Schlüften hingen noch weiße Schleier umher, wie nasse Kleider der Berggeister. Der Himmel, ein Engel im blauen Kleide, geschmückt mit den Rosen des Morgens, blinkte und glänzte und sah mit seinem strahlenden Sonnenauge herein in das grünende Thal, wie in einen großen Blumenkelch. Und die Vögel sangen unter den Wolken und in den Gebüschen und die Bienen flogen summend umher und das Ohr hörte das Murmeln des Bachs und das Flüstern der Zweige. Still entzückt wanderte ich an den mäandrischen Windungen der Behre dahin und horchte auf das Rauschen des Wassers, auf die Nachtigall, die ihre süß-

schwermüthige Liebessehnsucht in die schweigende Luft aushauchte, und auf das halbverwehte Läuten der Heerdenglocken in weiter Ferne. Rings um mich her hohe, waldige Berge. Einzelne Felszacken sprangen thurmartig aus dem Grün der Bäume hervor, malerisches Gebüsch hing weit darüber hinaus, Schlehdorn, Himbeer- und Brombeersträucher quollen aus den Felsritzen hervor und zogen grüne Gürtel um das Gestein. Mit Wehmuth begrüßte ich diese Gegend und dachte der vergangenen Zeit. Tagelang irrte ich als Knabe in diesen Thälern, auf diesen Höhen umher und eine Klippe, die kühn aus dem Waldesdunkel emporstieg, war mein Lieblingssitz; — auf ihr saß ich manche Stunde im Schatten einer alten Buche, deren Zweige sich im Winde bewegten, als wär's der singende Baum, der melodische Klänge verhauchte. Mein Herz war von süßer Ruhe erfüllt, meine Blicke irrten auf diesen Thälern und Bergen umher, welche mich umgaben und die ganze Landschaft war ein Freund, den ich mit Vergnügen alle Tage sah; ich gewann sie lieb diese Felsen und Bäume und sie erschienen mir wie Wesen, welche theil nahmen an meinen Leiden und Freuden. — Sie standen, von goldenem Frühlicht umflossen, alle noch, wie damals!

O Sonn'! o ihr Berge drüben!
O Fels und o grüner Wald!
Wie seid ihr so jung geblieben,
Und ich bin worden so alt! —

Rechts am Wege liegt der Netzberg, ein hoher, gewaltiger Kegel, an dessen Fuße sich eine purgirende Quelle befindet und wo früher die Behre einen Teich bildete, den man noch auf alten Karten unter den Namen „Netzbogen" angegeben findet. Rother Jaspis kommt hier sehr rein und schön vor. — Links liegt der Gänseschnabel, eine schöne Felsengruppe, und auf derselben Seite, aber näher nach Ilfeld hin, führt ein Waldpfad in wenigen Minuten hinauf auf einen Felsen, die Brockenburg geheißen, der einen überraschend schönen Blick hinunter auf Ilfeld, gestattet. — Dicht vor Ilfeld sieht man das Nadelöhr, einen Felsen, der seinen Namen von einer Spalte bekommen hat, die sich in ihm befindet, und welche so weit ist, dass ein nicht allzudickes, menschliches Wesen sich durchzuzwängen vermag. Was für diejenigen, welche den Aequator zum ersten Male passiren, die Neptunstaufe ist, das ist für Fuhrleute, welche zum ersten Male dieses Thal befahren, das Nadelöhr. Henning Behrens, in seiner oftbelobten Hercynia curiosa

Weiß davon zu berichten
Viel schnurrige Geschichten

und erzählt: „daß die Knechte, welche zum ersten Male in den Harz führen, um Brennholz zu holen, und an diese Stelle gelangten, von

ihren Kammeraden und andern losen Leuten angehalten würden, mit großer Mühe dreimal durch dieses Loch zu kriechen und noch dazu von ihren dabeistehenden Kammeraden nicht allein bei dem Ein-, sondern auch bei dem Auskriechen, mit Peitschen- und Geißelstielen tapfer abgeschmissen würden oder dieses Tractement mit Gelde bezahlen müßten." — Der bekannte Dr. Bruckmann hat über dieses Nadelöhr, den Gänseschnabel, den Brotstein und den Mönchstein eine besondere Abhandlung unter dem Titel: de quatuor Figuratis curiosis rupibus ad Fauces sylvae Hercyniae prope Ilfeldam, geschrieben, allein wir halten uns nicht lange hier auf, besuchen auch den Brotstein nicht, der einem großen, hausbackenen Brote ungemein ähnlich sieht, und noch weniger den Mönchstein, von dem sogar der Herr von Rohr gesteht, „dass derjenige, welcher ihm diesen Namen beigelegt, eine eigene, ja wohl gar verdorbene Phantasie müsse gehabt haben, indem man wegen seiner äußerlichen Beschaffenheit, Größe, Proportion und übrigen Stücken gar keine Aehnlichkeit mit einem Mönche finden könnte;" — sonderrn steigen in das Thal,

Wo dicht an die Berge,
Belaubt und bemoost,
Das Kloster sich lehnet,
Vertraulich, getrost.

Ilfeld hat seine Entstehung den Grafen von Ilburg zu danken, deren Geschichte, so wie die des Bielsteins, eine andere Feder liefern wird, weshalb wir hier nur das erwähnen, was unumgänglich zur Geschichte des Klosters gehört.

Ein Graf von Ilburg, Ilger, hatte um das Jahr 1103 seinen Vetter, den Ritter Conrad von Beichlingen, einen Sohn des Baierherzogs Otto von Nordheim, meuchlerisch umgebracht und stiftete zur Sühne eine ewige Lampe (lampadem lapideam cum candela perpetua), zu deren Unterhaltung er 24 Mark Silber widmete. Hirten und Holzfäller beteten vor derselben und Reisende verrichteten hier, wo ein Pass in das Gebirge führt, ihre Andacht. Von dieser ewigen Lampe wurden bald sehr viele Wunder erzählt, wodurch Eilger's Sohn, Eilger II., bewogen wurde, bei derselben ein Kloster zu stiften. Der Kaiser, Heinrich IV., und der Lehnsherr, Herzog Heinrich der Löwe, bewilligten die Stiftung, verlangten aber von ihm, dass er auf Burg und Gebiet von Ilburg verzichte und Beides dem Kloster übergebe, wofür er jedoch mit dem Schlosse Hohenstein, welches eben heimgefallen war, belehnt werden sollte. Ilger II. war damit zufrieden, trat die Ilburg und deren Gebiet an die Prämonstratensermönche von Ilfeld, so hieß das neue Kloster, ab, und ließ die Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria und anderer Heiligen, erbauen. Nach der Sitte der damaligen Zeit nannte er sich nun nach seiner neuen Besitzung „Graf von Hohenstein," und eines Grafen von Ilburg wird nirgends wieder gedacht. Er erlebte indessen die Vollendung des Klosters nicht, denn er starb schon im

December des J. 1189 und erst 1190, unter seinem Nachfolger Eilger III., geschah die Einweihung des Klosters, das folglich sein Dasein den drei Eilgern zusammen zu danken hat, worin der hauptsächlichste Grund zu liegen scheint, dass darüber in den alten Chronisten so viel Verwirrung herrscht. — Eben damals, im J. 1190, verordnete Clemens III., dass aus der Erbauung einer Kirche, wenn sie mit Bewilligung des Diöcesans geschehe, von selbst das Patronatrecht erwachse, weshalb die Grafen von Hohenstein dasselbe immer ausgeübt haben. Auch Vögte von Ilfeld waren einzelne Grafen von Hohenstein. Dass sie das Schirmrecht erblich besessen, ist nicht erwiesen.

Das Kloster hatte gleich noch der Stiftung Pröbste, später Aebte, erhielt von mehreren Kaisern vortheilhafte Privilegien und wurde bald sehr reich und angesehen. Es besaß die Kirchen und Kapellen in Schilfe, Marktgreußen, Berge, Kirchengel, Ufstrungen, Schwende, Ilfeld, Haferungen, Holzengel, Feldengel, Berke, Bellstedt, Hesserode, Sachswerfen, Bockenrode, Sundhausen, Gierbuchsrode, Hasselfelde und Herrmannsacker. Alle diese Kirchen wurden zwar in der Reformation dem Kloster entzogen, allein Zinsen und Zinsgüter hat es bis auf den heutigen Tag nicht nur in diesen, sondern auch in vielen andern Orten, so ansehnliche Forsten, Jagd und Fischereien und besitzt außerdem zwei einträgliche Vorwerke, nämlich Königerode, — eines der im Flegelerkriege verwüsteten kleinen Dörfer, welches Graf Dietrich VII. von Hohenstein dem Abte Friedrich von Gusteberg zu einem Seelengeräthe aus Dankbarkeit schenkte, weil das Kloster seinen, beim Ueberfall des Schlosses Hohenstein nackt und bloß entsprungenen Sohn, den Grafen Heinrich, aufgenommen, bekleidet, und mit Pferd, Waffen und Gelde versehen hatte, dass er zum Markgrafen von Meißen, Friedrich den Streitbaren, eilen und ihn um schleunige Hilfe anflehen konnte, — und Birkenmoor. — Der erste Vorsteher des Klosters soll Uramoldus geheißen haben, die übrigen, obwohl sie fast alle bekannt sind, haben sich durch nichts Besonderes ausgezeichnet. Der drei und zwanzigste und letzte Abt hieß Thomas Stange, war 1495 zu Querfurt von dürftigen Aeltern geboren, verlebte eine trübe Jugend und musste sich als ein armer Schüler zu Halle, Erfurt und Stolberg mit Singen ernähren. Unter Abt Neumarkt kam er, ungefähr 20 Jahr alt, nach Ilfeld, wurde Mönch und lebte so streng, dass er über die Hälfte der Tage fastete, womit er Gott einen besonden Dienst zu leisten glaubte. Von der neuen Lehre Luthers wollte er Anfangs nicht viel wissen und es hielt bei ihm später, als er sich schon zu Luthers Lehre bekannte, ungemein schwer, sich die Klostergebräuche wieder abzugewöhnen, wie er denn an Luther, Melanchthon, Justus Jonas und Johann Spangenberg schrieb: „es sei ihm kaum so schwer geworden, seinen alten Adam unter die Klosterregeln zu bringen und mit den leiblichen Uebungen zu zwingen, als hernach den alten vermeinten, heiligen Mönchs-Adam wiederum auszuziehen, abzulegen und mit den geistlichen Waffen des göttlichen Wortes zu dämpfen, an eigener Heiligkeit zu ver-

zagen und Christo allein die Ehre zu geben." — Ein junger Mönch, Andreas Marold, las Luther's Schriften mit großem Eifer und theilte sie auch dem Abt Stange mit, der dadurch eine andere Ansicht von der neuen Lehre bekam. Er nahm nun arme und fromme Knaben in's Kloster, gab ihnen Kleidung und Nahrung und ließ sie durch den erwähnten Marold unterrichten. Da Marold allein den Unterricht nicht ertheilen konnte, so berief Stange im J. 1550 den Magister Michael Neander, von Nordhausen her, dem er die Jugend mit der Schule ernstlich, mit vielen Thränen, Ermahnen, auch daraufgesetztem Fluch über die, so solche stören würden, anbefahl. Er starb 1559, vier und sechzig Jahr alt, und wurde in der Klosterkirche begraben, wo man sein Epitaphium mit folgender Inschrift noch sieht:

Sub hoc lapide requiescit reverendus
vir Thomas Stange,
Querfurtensis, abbas Ilfeldensis ultimus, clarus
pietate, hospitalitate, munificentia et liberalitate
in scholam, ecclesiam et pauperes.
Obiit autem anno aetatis suae 64. Christi vero
1559. 10 die Aprilis.

Er wurde allgemein und herzlich betrauert und Neander sagt von ihm: „Herr Thomas blieb Abt, weil er lebete, und war ein christlicher, gottseeliger, frommer Abt, wie er denn dies Lob noch bei denen hat, so ihn im Leben gekennet; derselbe Herr Thomas, (so dem von Mitschefal gefolget), weil er gelehrt und zum studiis Lust gehabt, hat er eine Schul angerichtet, welches man bei Abt Mitschefal nicht hat mögen erhalten." — Und Cyriak Spangenberg schreibt von ihm (Querfurt. Chr. IV. B. 85. Kap. p. 493.): „Er war ein recht frommer, aufrichtiger und wahrhaftiger in Christo heiliger Mann, richtig in der Lehre und ganz unsträflich im Leben, ein Liebhaber der Wahrheit, ein Freund aller Gelehrten, ein Vater der Armen, treu und wahrhaftig, ohne allen Falsch, der jedermänniglich mit Rath und Hilfe zu dienen willig, allen Armen, Nothleidenden, Exulen und Schülern, so bei ihm Hilfe suchten, mildiglich etwas mittheilte."

Kaum hatte Stange die Augen geschlossen, so wollten die Grafen von Stolberg die Schule auch schon wieder eingehen lassen und wieder einen Abt einsetzen. Weil aber Neander dem seligen Abte auf dem Todbette versprochen hatte, die Schule zum Besten der Jugend zu erhalten, so beschloss er, die Auflösung der Anstalt zu verhindern, es möge ihm gehen, wie es wolle. Er lehnte daher alle Vocationen an andere Oerter, sogar an Universitäten, ab, wies alle Geschenke, die ihm mehrere vornehme Herren, welche Klostergüter an sich ziehen wollten, anboten, verächtlich zurück und war nur darauf bedacht, seine dem Abt Stange gegebene Zusage zu erfüllen. Zuerst schrieb er an die Grafen von Stolberg: „sie möchten doch das Kloster und die wohlbestellte, nun an vielen Orten schon berühmte, Schule gnä-

diglich schützen und solche nicht wider des Reichs aufgerichtete Ordnung des Passau'schen Vertrag's und das Weinen und Seufzen des seligen Abtes verändern, sondern wie solche Schule schon 14 Jahre gestanden, so möchten sie solche auch bleiben lassen, sintemal sie solche Veränderung nicht würden vor Gott verantworten können, dass die arme Jugend, welche so wohl unterrichtet, und damit viel Kirchen und Schulen gedient worden, so herausgewiesen würde. Es würde alsdann der Fluch des gestorbenen Abtes sie treffen, der das Kloster in eine Schule verändert, hiergegen sehe man bei der Schule großen Segen, dass schon 40 Knaben erhalten werden könnten, dahero möchten sie den Nutz der Schulen bedenken und sie, wie bis anhero, bei ihrem vom Reich empfangenen Privilegio, auch andern Verträgen, so im Beisein dreier Herren Räthe aufgerichtet, verbrieft und besiegelt worden, gnädig schützen und handhaben."

Durch diese und ähnliche Vorstellungen wurden die Grafen endlich bewogen, die Schule fortbestehen zu lassen. Neander wurde zum Rector derselben ernannt und auch zugleich zum ersten Klosteradministrator erwählt; allein er war dadurch noch lange nicht im ruhigen Besitze Ilfeld's und noch manche Unannehmlichkeit, manche Sorge wartete seiner. Die Grafen von Stolberg borgten dem Kloster sein sämmtliches baares Geld, welches in 400 Gulden bestand, ab, was Neander zu ganz andern Dingen zu verwenden gedacht hatte, und die Grafen von Schwarzburg-Sondershausen nahmen die Ilfeldschen Klostergüter in ihrer Grafschaft, besonders Kirchengel, mit Gewalt weg, legten einige Reiter auf den dortigen Klosterhof und verboten dem Vorsteher desselben, weder Vieh, noch Frucht, noch Geld nach Ilfeld verabfolgen zu lassen. Schwarzburg und Hohenstein hatten nämlich schon vor dem Tode des Abtes mit einander verabredet, dass sobald Stange stürbe, ein jeder von ihnen zugreifen und dasjenige an sich reißen sollte, was in eines jeden Herrschaft belegen wäre. Neander schrieb sogleich gar beweglich an die Grafen Günther und Hanns von Schwarzburg und deren Räthe, worauf in Ilfeld ein schwarzburgscher Rath mit dem Erbieten erschien, dass man ihn, wenn er Kirchengel in der Grafen Hände spiele, in's schwarzburgsche Land berufen und Lebens lang wohl unterhalten wollte; aber Neander wies dergleichen Lockungen mit Verachtung von sich und reiste zu vielen gelehrten Juristen, um sich Raths zu erholen, erhielt aber überall schlechten Trost. Es hieß: er habe mit vornehmen Leuten zu thun, er solle daher suchen, mit ihnen in Güte auseinander zu kommen und froh sein, wenn er für sich einen guten Gewinn davon trüge. Es blieb nun dem wackern Manne nichts weiter übrig, als beim kaiserlichen Kammergerichte zu Speier eine Klage wider den Grafen anhängig zu machen, was denn auch sofort geschah. Zugleich wandte er sich an den Sondershäuser Prediger Martitius, wie auch an den Kanzler daselbst und forderte sie auf, nach ihrem Gewissen seine gerechte Sache bei dem Grafen zu verfechten. Martitius schrieb auch ohne Weiteres folgenden Brief an den Grafen:

Gnade und Friede von unserm Herrn und Heiland Jesu Christo, sammt meinem lieben Paternoster und unterthänigen Gehorsam zuvor.

Wohlgeborner, edler Graf, gnädiger Herr!

Nachdem Ew. Gnaden die geistlichen Güter des Klosters Ilfeld, welche Christo Jesu, seiner Kirchen, armen Schülern und vielen armen Leuten gehören; auch zum rechten, wahren Gottesdienst bis anhero gebraucht, eingenommen und innen behaltet, dadurch die nützliche Schule zu Ilfeld endlich zerrissen, zerstöret und verwüstet werden muss, daneben viel fromme christliche Herzen weheklagen und schreien, und mir auch, als Ew. Gnaden Seelsorger und Beichtvater, von vielen treflichen, gelehrten Leuten öffentlich schuld gegeben und auferlegt wird, dass zu solchen Ew. Gnaden Fürnehmen, das wider Gott, Ew. Gnaden Gewissen und allem Recht ist, nicht allein stillschweige, sondern helfe approbiren; derowegen werde ich verursachet, von meines tragenden Amtes wegen und Gewissen, Ew. Gnaden zu schreiben. Bitte dahero um Gottes willen, Ew. Gnaden wollen bedenken und betrachten hierinnen Gottes Ehre; Kirchen und Schulen, Nutz und Förderung, auch Ew. Gnaden Seligkeit und Seelenheil und zeitliche Wohlfahrt dieses Lebens und die geistlichen Güter, die sonsten alle anderen wohlgewonnenen und ererbten Güter, wie die tägliche Erfahrung gibt, fressen und verzehren, wiederum ihrem christlichen Gebrauch folgen lassen. Gott hat Ew. Gnaden sonsten Gottlob genugsam Güter bescheeret und gegeben; so sie Christo Jesu, seiner armen Kirchen und armen Schülern auch das Stücklein Brots, das ihnen Gott gegeben hat, gönnen und folgen lassen werden, wird Gott der Allmächtige Ew. Gnaden an einem andern Orte reichlich segnen und an Leib und Seele helfen; bin derohalben in diesem Vertrauen, Ew. Gnaden werden ohne diese meine Verwarnung, als ein christlicher, gottesfürchtiger Graf und Obrigkeit, dasjenige, was zu Gottes Ehren und Förderung der Schulen gereicht, gerne und willig folgen lassen, auch, da es mangeln sollte, Gott dem Allmächtigen zu Lobe, der armen Jugend zu Gute und der Christenheit zum Besten, von dem Ihrem selbst etwas dazu contribuiren und reichen, und dies mein unterthäniges Schreiben zu gnädigem Gefallen aufnehmen und mein Amt und Gewissen hierinnen bedenken, will mich auch mit diesem Schreiben an Ew. Gnaden, vor Gott in meinem und Amte und vor allen Menschen entschuldigt haben, der tröstlichen Zuversicht, Ew. Gnaden werden in diesem allen Gott den Allmächtigen mehr fürchten, auch seinen gnädigen Segen höher erwägen und angelegen sein lassen, denn ein solcher Partecke und Einkommen, die mit Gottes Maledeiung und unerträglichem Zorn vorenthalten wird, thue hiermit Ew. Gnaden in Schirm und Schutz Gottes des Allmächtigen be-

fehlen, der wolle Ew. Gnaden, meinen gnädigen Herrn regiren, leiten und führen. — Gott zu Lob, Ehr und Preis und zu Ew. Gnaden Seelenheil und Seligkeit, Amen!

Ew. Gnaden

unterthäniger

Johannes Martitius,

Pfarrherr zu Sondershausen.

Dieser eindringliche Brief erregte Graf Günthers höchsten Zorn gegen Neander und er äußerte: es sollte ihn der Schulmeister zu Ilfeld nicht zwingen, die Güter wieder herauszugeben und wenn er 20,000 Gulden daran wenden sollte. Da aber Martitius, der Hofprediger Müller und der Kanzler Apollo Wigant abermals einen beweglichen Brief an ihn schrieben, und weil auch verlautete, daß von Speier her nicht die günstigste Sentenz für ihn erfolgen würde; so beschloß Graf Günther, sich mit Neander zu vergleichen und Graf Ernst von Hohenstein sollte der Unterhändler sein. Dieser kam auch mit Neander zu Nordhausen zusammen und schlug ihm vor: er sollte auf die Güter von Kirchengel und Hohenebra gänzlich verzichten und dafür einen jährlichen Zins von 300 Gulden aus dem Amte Heringen annehmen. Da Neander diesen Vorschlag verwarf, verlangte der Graf von Schwarzburg, man solle ihm den Hof zu Kirchengel auf zehn Jahre verpachten, und als auch dieser Antrag abgelehnt wurde, zerschlugen sich die gütlichen Tractaten. Einige Zeit nachher ließ man Neander noch einmal nach Nordhausen einladen und hier that Schwarzburg folgenden Vorschlag: Der Proceß beim Kammergerichte solle zurückgenommen werden, Neander solle keine Ansprüche auf die in den drei Jahren von Schwarzburg erhobenen Einkünfte machen, beständig vier Knaben aus den schwarzburg'schen Landen in die Schule zu Ilfeld aufnehmen und jährlich 60 Gulden Schutzgeld an Schwarzburg zahlen. Obgleich Neander hiergegen und besonders gegen die 60 Gulden Schutzgeld, Vieles einzuwenden hatte, so sah er doch keinen andern Weg, einem weitläufigen Processe zu entgehen und Frieden zu erhalten, und nahm den Vorschlag an. Kurz vor Weihnachten des J. 1561 kam der Vergleich zu Stande.

Kaum war diese unangenehme Sache beendigt, als Neander schon wieder in eine neue Verlegenheit gerieth. Heinrich von Sundhausen, der in dem Dorfe Sundhausen ein schönes Gut von zwölf Hufen Landes vom Kloster zu Ilfeld zu Lehn gehabt hatte, starb ohne Erben und das Gut fiel an Ilfeld zurück. Es meldeten sich nun Ludolf von Sundhausen und Asche von Halle, welche beide damit belehnt sein wollten und da Neander dasselbe an den von Sundhausen gab, schwur ihm Asche von Halle den Tod und sagte: er wollte dem Magister zu Ilfeld den Kopf einschlagen und wenn noch so viel Lateinisch, Griechisch und Hebräisch darin stäke, kam auch wirklich einmal mit geladenem Gewehr nach Ilfeld unter Neanders

Fenster geritten. Auch mehrere Eichsfelder hatten sich verbunden, ihn zu tödten und lauerten ihm an vielen Orten auf. Dazu kam die Pest viermal in's Kloster, das zu Ilfeld gehörige Gut Königerode wurde zweimal geplündert und im J. 1590 und die folgenden Jahre gingen ihm die Fruchtzinsen, welche die Stadt Heringen an das Kloster zu entrichten hatte, verloren, da jenes Städtchen von Grund aus abbrannte, so dass nur das Schloss, die Ober- und Untermühle nebst dem Hospital stehen blieben, wodurch die Einwohner so verarmten, dass sie, bei dem besten Willen, nichts zu geben vermochten. Durch alles dies ließ sich aber der treffliche Mann nicht niederschlagen, sondern ging, nur immer das Wohl Ilfeld's im Auge, seinen Weg weiter, legte das Vorwerk Birkenmoor, im Walde unweit Ilfeld, an, besetzte es mit dem nöthigen Vieh und gab es 1580 auf neun Jahr an Martin Dietrich, der dem Kloster dafür jährlich sieben Tonnen Butter, jede zu 214 Pfd. gerechnet, und 14 Tonnen Käse geben musste, und brachte auch die übrigen Stiftsgüter in Aufnahme. Zugleich war er ein trefflicher Schulmann und Melanchthon, der den zu Sorau 1525 gebornen armen Knaben in Wittenberg in seinen besondern Schutz genommen und ihn, nach beendigten Studien, an den Dr. Justus Jonas zu Nordhausen empfohlen hatte, welcher ihm auch eine Lehrerstelle an der dortigen Stadtschule verschafte, nannte ihn nur „seinen lieben Sohn," und erklärte öffentlich, dass derselbe besondere Gaben zum Unterrichten und gar geschickte Scholaren habe, die nicht nur einen guten Grund in Philosophicis, sondern auch in Sprachen und Theologia mit auf Wittenberg zu bringen pflegten. Fast alle berühmten Schulmänner damaliger Zeit befolgten beim Unterricht Neanders Methode und gebrauchten seine Lehrbücher, deren er eine große Menge geschrieben. Als er starb, hatte er 35 Bücher drucken lassen und 14 bereits beendigte Manuscripte fanden sich noch vor. Ein Verzeichniss seiner sämmtlichen Schriften findet man bei Buckfeld. (Antiquitates Ilfeldenses p. 199. 599.). Außerdem werden seine Kenntnisse in der Chemie und Medicin gerühmt, welche letztere Wissenschaft ihm bei den Krankheiten der Schüler oft sehr zu Statten kam. Zu der jetzigen schätzbaren Bibliothek des Klosters legte er den Grund und hatte selbst eine ganz vorzügliche Büchersammlung, die nach seinem Tode an den Dr. Budäus kam und, als dieser 1624 starb, von dem Domcapitel zu Halberstadt für die Stiftsbibliothek angekauft wurde. Er starb den 26. April 1595 und wurde den 28. ej. in Gegenwart Heinrich's, Grafen von Hohenstein, aller seiner Räthe, aller Prediger aus Stolberg, Heringen, Elrich, Walkenried und der ganzen Grafschaft begraben. Der Ilfeld'sche Prediger, Valentin Mylius, hielt ihm die Leichenrede. Das Epitaphium dieses Mannes, dessen Name in den Annalen Ilfeld's stets mit dankbarer Erinnerung genannt werden wird, ist noch in der Kirche mit folgender Inschrift vorhanden:

Juxta hunc lapidem in tumulo requiescit reverendus vir M. Michael Neander Soraviensis, rector & an-

tistes monasterii & scholae Ilfeldensis ad annos XLV. doctissimus, fidelissimus et, celeberrimus, maxime pius & munificentissimus in scholam, ecclesiam & pauperes. Obiit autem anno aetatis suae 70. Christi vero 95. 26. die Aprilis Ilfeldae.

Diesem trefflichen Manne folgte sowohl im Rectorat, als auch in der Klosteradministration, Johann Cajus, der Schwiegersohn des Verstorbenen. Auch er hatte viele Unannehmlichkeiten zu erdulden. Im J. 1598 zog Graf Heinrich von Hohenstein, weil er sein Schloss wegen Schulden auf einige Zeit an die von Schleinitz geben musste, ohne Weiteres in das Kloster zu Ilfeld, lebte mit seinem Hofstaate von dessen Gütern und Einkünften und machte bedeutende Schulden. Als Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, als Oberschutz- und Lehnsherr solches erfuhr, wollte er es nicht leiden und ließ einen Befehl an Cajus ergehen, die ungebetenen Gäste aus dem Kloster zu schaffen. Obgleich Cajus dem Grafen das erhaltene Schreiben zeigte, wich derselbe doch nicht von der Stelle und nun, da ein noch schärferes Schreiben des Herzogs erfolgte, brauchte Cajus Gewalt, nahm die Gemächer, welche der Graf inne hatte, in Besitz und nöthigte ihn auf diese Weise zum Abzuge. Der Graf, welcher mit den Seinigen in der Zeit seiner Anwesenheit 13,958 Gulden, 14 Groschen verzehrt hatte, begab sich in der größten Wuth nach Dresden und beschwerte sich bei dem Churfürsten zu Sachsen über den Herzog und den Rector. Der Churfürst setzte auch wirklich den Cajus zur Rede, allein sein Brief hatte nicht die geringste Wirkung und der Graf wandte sich nun nach Speier an das kaiserliche Kammergericht. Herzog Heinrich Julius ernannte seiner Seits einen Anwald, der den Process gegen die Grafen führen sollte, welcher aber so lange dauerte, bis der dreißigjährige Krieg dazwischen kam und der ganzen Sache eine andere Wendung gab. Kaiser Ferdinand hatte nämlich dem Freiherrn von Thun die Grafschaft Hohenstein für 60,000 Gulden überlassen und Cajus sollte nach Bleicherode kommen und dem Obersten, David Becker, Freiherrn von der Ehre, den Handschlag geben, dass er hinfort den Grafen von Thun als seinen Herrn anerkennen wollte. Cajus meldete sich krank und schickte an seiner Statt den Küchenschreiber Andreas Birkenstock dahin. Das Kloster musste in dieser Zeit Vieles leiden und es wurde so viel Geld von ihm erpresst, dass es sich genöthigt sah, Schulden zu machen. Im J. 1629 kam gar ein kaiserliches Edict heraus, dass alle evangelischen Klöster in den vorigen Stand gesetzt und den Katholiken zurückgegeben werden sollten. Der kaiserliche Rath und Prämonstratenserabt, Casper von Questenberg, erschien mit mehreren Ordensherren, kaiserlichen Commissarien und vielen Croaten zu Nordhausen, nahmen den dortigen Ilfelder Hof in Besitz, kamen dann nach Ilfeld selbst, hielten in der Klosterkirche Messe und gaben das Kloster dem Pater Zacharias Brandhauer und den Brüdern Mariconi, Han und Held in Besitz. Der Herzog von Braunschweig schickte zwar eine Protesta-

tion ein, weil aber der gräflich von Thun'sche Statthalter, Paul Pethe, zu Bleicherode, den Ilfelder Canonicis seinen Beistand versprach, im Fall der Herzog Gewalt gebrauchen sollte; so wurde Pater Zacharias Bandhauer übermüthig und verbot dem evangelischen Prediger, Ernst Göttling, zu Ilfeld, ferner in der Kirche den Gesang: „Erhalt' uns Herr bei Deinem Wort ꝛc." zu singen. Da ein neuer Abt in's Kloster kam, musste auch Cajus weichen und sich nach Nordhausen begeben. Der neue Abt hieß Barthold Nihusius, war in der evangelischen Religion geboren und erzogen, hatte aber 1622 in Cöln die katholische Religion angenommen und seit der Zeit, nach Art der Apostaten, mit ungeheurer Bitterkeit wider die lutherische Lehre geschrieben. Dem vorerwähnten Prediger Göttling stellte er es frei, katholisch zu werden oder seinen Dienst aufzugeben. Göttling wählte das Letztere und zog ebenfalls nach Nordhausen Nihusius aber verfolgte ihn auch dort und beschuldigte ihn, er habe vom Tilly übel geredet, weshalb Göttling mit vierwöchentlichem Arreste belegt wurde. Nun fing Nihusius mit dem Magister Reimann, Superintendenten in Bleicherode, einen Streit an, suchte ihn unter dem Vorwande abzusetzen, dass er nicht vom Grafen von Thun berufen worden wäre, und wollte durchaus nicht gestatten, dass derselbe die vacant gewordene Predigerstelle zu Haferungen besetzte, gab sich auch unendliche Mühe, die hohenstein'schen Unterthanen zur katholischen Religion zu bekehren und drückte die Evangelischen wo er nur konnte. So blieb es bis zum Herbste 1631. Am 7. September dieses Jahres wurde Tilly bei Leipzig von Gustav Adolf geschlagen und Nihusius ergriff sogleich, wie die Schweden sich näherten, mit seinen Convente die Flucht und begab sich nach Hildesheim, wo er abzuwarten beschloss, ob er wieder nach Ilfeld zurückkehren könnte. Da jede Aussicht dazu verschwand, begnügte er sich mit einem Kanonikat in Hildesheim, ging dann nach Holland und stritt sich lange Zeit mit dem gelehrten Vossius herum. Was endlich noch aus ihm geworden, ist unbekannt. Jetzt kehrte der vertriebene Cajus wieder nach Ilfeld zurück, hatte aber eine trübe Zeit zu verleben, da Alles rein aufgezehrt war und die Klostereinkünfte von dem Churfürsten zu Sachsen zurückgehalten wurden. Sehr zu beklagen ist, dass sein Ilfeldisches Chronicon abhanden gekommen ist, indem Nihusius dasselbe mit allen Ilfeldischen Originaldocumenten entwendet hat. Was wir an demselben würden gehabt haben, schreibt er an Eckstorm, den Verfasser der Walkenrieder Chronik, in folgenden Versen:

Exemplum sequar ipse tuum, si vixero salvus,
(Vidisti in Chartas acta relata meas)
Atque Ilfeldenses monachos, patresque priores
Producam e tenebris sarcophagisque suis
Ilfeldae fuerit quae norma et forma vetustae.
Describam, quaenam sitque hodierna canam.

Von den folgenden Administratoren verdient hier nur Otto von Mauderode eine Erwähnung, weil er der Gründer des in der

Nähe gelegenen Dorfes Mauderode und der Stammvater der Familie gleiches Namens ist. Er wurde nämlich vom Kaiser wegen seiner trefflichen Kenntnisse und großen Verdienste in den Adelstand erhoben. Von den Rectoren nennen wir nur den Magister Tolle. Er wurde im J. 1701 eingeführt und man liest von ihm, „dass Ilfeld einen gelehrtern Rectorem, als diesen, post Neandrum, nicht gehabt, und wäre er diesem propter cognitionem eximiam variarum linguarum, orientalium noch vorzuziehen." — Er verstand vierzehn Sprachen vollkommen; hatte aber einen unbezwinglichen Widerwillen gegen das Schulfach und verließ heimlich die Schule. Lange wussten seine Anverwandten nicht, wohin er gekommen. Mehrere Jahre darauf kam endlich ein Brief von ihm, worin er meldete, dass ihn der russische Viceadmiral Crays 1704 in Holland kennen gelernt, zum Schiffsprediger angenommen und als solchen nach Petersburg geschickt habe. Er musste bald in Petersburg, bald in Cronstadt, bald auf der Flotte, und zwar bald hochdeutsch, bald holländisch, bald flämisch predigen, wurde dafür reichlich belohnt, gab aber Alles den Armen und starb endlich in einem Alter von noch nicht 37 Jahren.

Im J. 1747 sollte die Schule zu Ilfeld aufgehoben werden, sie erhielt sich aber, obgleich 16 Freistellen davon an die Universität Göttingen verlegt wurden; ja 1748 erhielt sie, da noch immer 16 Freistellen dabeiblieben, eine noch vortheilhaftere Einrichtung nach dem Plane Mathias Gessner's. Seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag ist Ilfeld stets als eine der besten Schulen anerkannt und stark frequentirt worden. Die jungen Leute, welche sie besuchen, werden hier, fern vom Geräusch der Städte, in ländlicher Stille und ohne den ängstlichen und verderblichen Schulpedantismus, dem man in mancher andern ähnlichen Anstalt begegnet, in allen Schulwissenschaften trefflich unterrichtet und viele würdige und ausgezeichnete Männer haben in dieser Schule ihre Vorbildung empfangen oder hier, wie Köppen, Friedrich August Wolf, Mitscherlich u. A. über künftigen Werken gebrütet.

Wir schreiten durch die alten Kreuzgänge, beschauen die Bibliothek, die Wohnstuben der Alumnen, die Lehrzimmer und Säle und betreten dann die Kirche, in der, außer den bereits erwähnten Monumenten, noch besonders das der Stifter des Klosters zu betrachten ist. Graf Ilger und seine Gemahlinn Lutrudis sind, in Stein gehauen, zu sehen, und man liest dabei folgende Worte:

Lutrudis fundatrix. Elgerus P. M. fundator. Anno domini MCXC Henricus imperator appropriavit fundum istius ecclesiae obtentu Elgeri comitis de Honstein, cujus pater hoc coenobium initiavit, quod iste et sui haeredes perfecerunt.

Indem wir das Kloster verlassen, sprechen wir zum Lebewohl die Schlussverse aus dem Lobgedichte auf Ilfeld, welches ein Zög-

ling des Klosters, Laurentius Rhodomann, auf dasselbe in griechischen und lateinischen Hexametern verfertigt hat:

Beten wollen wir Alle, dass Ilfeld blühe und wachse
Bis zur spätesten Zeit, dass Gott, die Quelle des Wissens,
Dich, Du reizender Ort, mit seinem Segen beglücke;
Dass noch vielen Du nützest so jetzt, wie in kommenden Jahren.
Lebe wohl und blüh' und erzieh' eine treffliche Jugend,
Liebliches Ilfeld Du, das immer die Musen gepflegt hat.

Durch ein altes Thor schreiten wir nun in den Flecken Ilfeld hinein, welcher ungefähr 100 Häuser und 800 Einwohner zählt, sonst aber nichts Merkwürdiges aufzuweisen hat.

Im J. 1771 starb hier der bekannte Vielesser, Joseph Kohlnicker aus Passau, plötzlich die Nacht vorher, als er eine Hauptmahlzeit zu genießen haben sollte. Er freute sich bei seiner Ankunft in Ilfeld über die schönen, kleinen, runden Kiesel, die er zu seiner Erhaltung gar nicht entbehren konnte. Auch nach der stärksten Mahlzeit, wenn sie auch in einem großen Kalbe bestand, wozu aber ebenfalls Steine gehörten, hungerte ihn nach zwei Stunden wieder; dann aß er Steine, Brot und Salz. Bei Eröffnung seines Leichnam's fand man:

1) im Magen neunzehn Stück Kiesel,

2) in dem Gedärme, welches das Kolon heißt, unterwärts, 49 Stück, außerdem einen messingernen Knopf und ein Stück von einer bleiernen Schnalle.

3) in demselben Gedärme, oberwärts, 34 Stück, einen metallenen Knopf und fünf Stücken von zinnernen Schuhschnallen. Sein Magen hatte keine Falten und konnte fünf Kannen Wasser fassen. Als er noch östreichscher Soldat war, lag er jedesmal für acht Mann im Quartiere, wobei sich aber die Wirthe sehr übel standen.

In der Umgegend Ilfelds bieten sich dem Wanderer überall interessante Parthieen dar. Ein Gang in das Behrthal hinein, in welchem ein dem Basalt völlig ähnlicher Grünstein vorkommt, lohnt ganz besonders die Mühe. Nordwestlich, in der Nähe des Platzes, auf welchem die Harzburg gestanden haben soll, liegen wichtige Braunsteinwerke und von dem Harzberge, einem hohen aus Thonporphyr bestehenden Bergriesen dicht über Ilfeld, hat man eine entzükkende Aussicht. In den Forsten umher bricht man Eisenstein und die Flusskiesel enthalten oftmals Steine, welche den böhmischen fast gleich sind. Oberhalb Ilfeld liegt eine bedeutende Papiermühle und unterhalb die Johannishütte, eine Eisenhütte, welche berechtigt ist, Eisenstein zu suchen und zu graben, wo er sich in der Grafschaft Hohenstein nur findet Früher bestand sie aus einem hohen Ofen, einem Frisch- und einem Zaynhammer.

Der Herzog von Braunschweig kaufte sie, um sie seinen Hüttenwerken zur Zorge und Wiede unschädlich zu machen und ließ den hohen Ofen eingehen. Gleich dabei liegt Wiegersdorf. Es war früher Filial von Ilfeld, vom J. 1622 aber wurde es mit Dorf Osterode verbunden. Südlich vom Orte, im Ochsenloche, bricht ein Alabaster, der wegen seiner Schönheit der schöne Mädchenstein genannt und wegen seiner Härte zu den Marmorarten gerechnet wird. An der über dem Orte liegenden langen Wand, einer merkwürdigen, von der Behre bespielten Anhöhe, an der einmal ein vollständiges Mammuthgerippe aufgefunden wurde, stehen fast sämmtliche Flötzlagen, vom Stinkstein bis zum Kupferschieferflötz, zu Tage aus und zeigen sich bei geringer Abräumung der Erde. Auch ist hier eine sehr schnell versteinernde oder mittelst Gipssinters inkrustirende Quelle. — Zuletzt wandern wir noch nach dem Falkenstein, einem Berge, auf welchem die Göttin Ostera verehrt worden sein soll.

Langsam wandeln vom Dörfchen wir hin zur blumigen Wiese,
 Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.
Um uns summe die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
 Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee.
Bald umfängt uns ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
 Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen uns ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht uns auf einmal die Landschaft;
 Und ein schlängelnder Pfad leitet uns steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
 Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein;
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
 Ueberraschend des Tags blendendem Glanz uns zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor unsern Blicken die Ferne,
 Und ein blaues Gebirg endet im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter uns abstürzt,
 Ziehen im üppigsten Grün duftende Matten hin.
Blühende Saaten bedecken in weiterer Ferne die Aecker,
 Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Vielfach ertönt der Heerde Geläut im belebten Gefilde,
 Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Dörfer tauchen empor, im Gebüsch verstecken sich andre;
 Murmelnde Bächlein ziehn silberne Fäden durch's Land.
Heimathliches Gefilde, wie bist Du so reizend, so herrlich!
 Bis mein Auge sich schließt, denk ich mit Liebe an Dich!

Cf. Leuckfeld's Antiqq. Ilfeldenses. — Hannöversches Magazin Jahrg. 1815. — Leopold's Kirchen- und Schulchronik. — von Rohr's Merkwürdigkeiten des Unterharzes. — Lessers: physikotheologische Schriften. — Schmalings hohenstein'sches Magazin u. a.

C. Duval.

Bemerkung zur Beschreibung von Ilfeld.

Das Backhaus nebst einem andern Wohnhause allhier wird rundherum von einem Wassergraben eingeschlossen, und bildet gleichsam eine kleine Insel. Unterschriebener der dieses Backhaus schon seit 1805 gepachtet hat, hat seit dieser Zeit schon an 20 Schlangen getödtet. Der Naturgeschichte nach sind es die Hausottern, die nach dem heißen Brode gehen. Sie waren beinahe alle 2¼ Elle lang, und im Durchmesser 2½ Zoll stark. Die Weibchen hatten 30 bis 32 Eier, welche die Größe eines Kullerschosses hatten, und alle an einander gereihet waren. Eins von meinen Kindern, das im Garten zwischen blühenden Erbsen allein saß, hat mit einer dieser Schlangen gespielt, die 32 Eier hatte aber dem Kinde durchaus keinen Schaden zugefügt hat. Auch ist Niemand durch sie beschädigt worden. Seit einigen Jahren haben wir keine mehr gespürt.

Ilfeld, den 20. December, 1840.

J. A. Weege.

Geschichte

des Schlosses Rothenburg

in der unteren Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Die goldene Aue, dieser fruchtbare Landstrich Thüringens, der sich von Nordhausen bis Sangerhausen verbreitet, wird südlich durch ein meist bewaldetes Gebirge begrenzt, auf dessen östlichem Theile die Schlösser Rothenburg und Kiffhausen in Trümmern liegen. Jene Burg ist von Kelbra eine halbe Stunde nach Südost, von Frankenhausen zwei Stunden nach Norden entfernt. Ein bequemer Weg (der Hainweg oder Hainrain) führt von ersterer Stadt durch eine Pflanzung veredelter Kirschbäume bis zu dem Fuße der schroffen Höhe. Jetzt weicht die Fahrstraße etwas zur Rechten ab, in den Tannenberg, ein enges, düstres Thal, sich ziehend. Von einem schmalen Fußsteige seitwärts zu dem krummen Wege begleitet, windet sie sich allmälig zu der freiern Ebene des Berges hinauf. Der Blick in den bald jäh, bald flach sich senkenden Abgrund versetzt das Gemüth in banges Zagen. Heiterer wird die Aussicht, wenn man eine beträchtliche Höhe erstiegen hat und nach Norden schaut, wo über Kelbra und Berga hin ein freundlicher Thalwinkel die mannichfaltigsten Reize enthült. Ein kürzerer, wenn auch beschwerlicherer Fußpfad trennt sich bei einer Gruppe junger Linden von der Straße, und, nachdem er den sogenannten Haingarten die Quere durchschnitten hat, schlängelt er sich an dem Abhange des Berges, von duftenden Waldblumen, Buschwerk und Bäumen umringt, sanft zu den Ruinen hinauf. Dichtbelaubte Ulmen, Buchen, Ahorne und Eichen, in lieblicher Mischung, wehren dem Eindringen der brennenden Sonnenstrahlen. Zur Linken sieht man von schwindelnder Höhe in das Sumpfthal hinab, das, wie ein gähnender Schlund, nach Osten sich öffnet. Ueberraschend ist an

einzelnen Stellen der Rückblick nach Nordost, wo ein kleinerer Streifen der Aue in schimmerndem, durch die Finsterniß der nächsten Umgebungen noch mehr gehobenem Lichte aus der Ferne herüberglänzt.

Jetzt empfangen uns die Schatten, welche die Rothenburg vom Berge herabwirft, ein Theil des alten Gemäuers wird sichtbar. Ein mächtiger Antrieb, die letzte Höhe zu erklimmen! Hier entdeckt das spähende Auge zuerst einen mit lebhaftem Grün bekleideten Rasenplatz, und, nach Norden sich wendend, gewahrt es den steilen Bergkegel mit der darauf gegründeten Veste und ihrem gewaltigen Thurme. Das mit dichtem Gesträuch fast ganz verwachsene Thor und die weite Oeffnung eines Fensterbogens lassen nur einen flüchtigen Blick in das Innere derselben thun.

Betrachten wir die Ruinen in der Nähe, so lehrt schon eine oberflächliche Ansicht, daß die Burg von geringem Umfange gewesen sei. Sie bestand ohne Zweifel in drei Haupttheilen.

Da, wo sich südöstlich der tiefe Burggraben endigt, führt ein schmaler Fußsteig zu ihr hinauf. Rankendes Gebüsch und rollende Steinchen erschweren jeden Schritt. Doch bedarf es deren nicht viele, um das Thor des öden Hauses zu erreichen, zu welchem sonst eine Zugbrücke den Weg über den Graben gebahnt zu haben scheint. Das Thor läuft in einen Spitzbogen zu. Rechts und links erheben sich die Seitenwände des Hauptgebäudes oder der Wohnung der Burgherrschaft. Eine Mittelmauer, auf welcher das Gebälk des obern Geschosses ruhte theilt dasselbe der Länge nach. Es bestand aus zwei Stockwerken. Das obere, welches, wie einige glauben, den Prunk- und Waffensaal in sich begriff, gewährte die herrlichste Aussicht in den nordöstlichen Thalgrund, und, dem bewaldeten Gebirgsrücken entlang, auf den Thurm der Nachbarveste Kiffhausen. Die östliche, auswendig von mächtigen Strebepfeilern gestützte Seitenwand wird von drei hohen Fenstern durchbrochen. Ihre äußere Einfassung wölbt sich zwar flach, in Form eines gedrückten Bogens, aber die innern weiten Räume, welche vermuthlich drei Abtheilungen bildeten, laufen spitzig zusammen. Verschiedene Verzierungen, darunter einige Blättern gleichen, geben diesen Fenstern den Ausdruck gefälliger Leichtigkeit.

Die nördliche Giebelwand entbehrte, wegen eines andern daranstoßenden Gebäudes, des Lichtes fast gänzlich. Das untere Geschoß wurde von einer Mittelmauer in zwei Hälften geschieden. Vielleicht war sonst in der ziemlich hohen, spitzbogenförmigen Oeffnung, durch welche man senkrecht an dem Gemäuer hinunterschaut, eine geheime Thür zur Rettung vor Feinden.

Wen etwa der seitwärts aufgeworfene Erdhügel befremdet, dem können wir aus guter Quelle versichern, daß er seinen Ursprung Schatzgräbern verdanke, die einst auf alten Schlössern ihr Wesen trieben, und, in dem fast immer getäuschten Wahne, hier verborgene Kostbarkeiten zu entdecken, den Boden durchwühlten. Drei kleine Fenster in der östlichen Giebelmauer lassen das Licht nur spärlich in das Erdgeschoß fallen. Westwärts, beinahe am nördlichen Ende

führt ein niedriges Thor abermals in einen mit Gesträuch und Bäumen durchwachsenen Raum, welchen ein Stück Seitenmauer und die Trümmer einer Gibelwand umschließen. Hier fängt es, wegen der größern Erhöhung des Bodens und der unbedeutendern Reste der Mauer, schon etwas zu tagen an, und südlich, zu beiden Seiten des Thurmes, eröffnet dieser Platz eine ungestörtere Aussicht.

Der Thurm hat neuerlich von seiner früheren Höhe, welche noch im J. 1823 ohngefähr sechzig Fuß betrug, außerordentlich verloren, und ist auf der südlichen Seite dergestalt zusammengesunken, daß die Trümmer beinahe den Graben füllen und nur einzelne Bruchstücke emporragen. Glatte, meist braunröthliche Quader runden ihn von außen und im Innern, den Zwischenraum füllen Bruchsteine und ein festbindender Kalkguß. Der Umfang desselben dehnt sich in die ungeheuere Weite von 136 Fuß (Leipziger Werkmaas). Die Dicke der Mauer mißt, selbst in ansehnlicher Höhe, gegen zehn Fuß. Ein so riesenhaftes Gebäude entsprach vollkommen seiner Absicht, den südlichen und zugleich schwächsten Theil des Schlosses zu decken. Von einem Eingange in das Innere findet man, außer einer künstlichen Oeffnung, weiter keine Spur. Die hohen und geräumigen Thüren in der westlichen Seite des obern Geschosses der ersten Abtheilung der Burg verbanden dieselbe vermuthlich mit der zweiten.

Die Reste eines dritten, die an nördliche Giebelwand der herrschaftlichen Wohnung stoßenden Gebäudes von geringem Umfange und unbeträchtlicher Höhe, sind, wie die andern, des Daches beraubt; nur ein doppeltes Kreuzgewölbe hat jedem Einflusse der Witterung Trotz geboten. Vermittelst sehr kleiner, viereckiger Oeffnungen wird dasselbe seitwärts nur schwach beleuchtet, und, aus dieser Ferne gesehen, prangt der Thalgrund der Aue mit seinen grünenden Wiesen und goldenen Saaten in wundervoller Schönheit. Vielleicht war dieses Nebengebäude, das, wie seine Trümmer zu erkennen geben, drei niedrige Stockwerke hatte und in Hinsicht der Bauart dem eigentlichen Wohnhause weit nachstand, ursprünglich zum Aufenthalte der Diener oder zu wirthschaftlichen Zwecken bestimmt. Wenigstens versetzt der gemeine Glaube hierher die Küche.

Die äußere Mauer, mit welcher die zerstörende Zeit so unerbittlich geschaltet hat, daß nur wenige Reste davon übrig sind, schloß sich dicht an die Umfassungsmauern der Gebäude an, den größten Theil derselben umgebend. Nur das herrschaftliche Wohnhaus war, wie es scheint, nicht in ihr begriffen, sondern schon genug durch seine günstige Lage geschützt. Ueberhaupt erfreute sich diese Burg der erwünschtesten Sicherheit. Oestlich gebot ein tiefes Thal mit undurchdringlicher Waldung, nördlich die jähe Anhöhe selbst den verwegensten Feinden Ehrfurcht, westlich scheuchte ebenfalls ein solches Thal jeden Angriff zurück. Die mittägliche Seite, wo sich der Berg allmälig in die Ebene verliert, war die schwächste. Diese aber hatte die Kunst in furchtbaren Vertheidigungszustand gesetzt. Ein senkrecht in Felsen gehauener Graben hemmte hier das schnelle Vordringen, und war auch dieses Hinderniß glücklich überwältigt, so mußte sich

der ungestüme Muth an den starken Mauern und dem Thurme brechen, der Tod und Verderben auf die Belagerer herabschleuderte.

Wer sich etwa berufen fühlt, als Kräuterkundiger die nächsten Umgebungen des Schlosses zu durchforschen, der wird zwar seine Wißbegierde mit keiner großen Ausbeute von seltenen Erzeugnissen dieses Naturreichs belohnt sehen; desto mehr aber sich freuen, die meisten Laubholzarten in anmuthigster Mischung hier beisammen zu finden. Abgelegenere Orte der Aue jedoch befriedigen die Wünsche des Pflanzenliebhabers auf eine weit vollkommnere Weise, wie, unter andern, der Kiffhäuser, der Mittelberg bei Auleben und die Numburg, wo auf Wiesen manches sonst nicht häufige Kraut dem salzigen Boden entsproßt.

Eben so reich ist die Aue, und vorzüglich die südliche Bergkette, welche dieselbe umschließt, mit mineralogischen Merkwürdigkeiten ausgestattet.

Der Bergbau, der sonst auf dem ganzen Kiffhäuser emsig betrieben wurde, ist in neueren Zeiten völlig eingegangen.

Wir wenden uns jetzt zu der Darstellung der Schicksale der Rothenburg unter ihren verschiedenen Besitzern.

Die erste aber nicht völlig befriedigend zu lösende Aufgabe betrifft den Gau, in welchen unsere Burg gehörte, wenn sie (denn auch dieses ist unentschieden) vor der gänzlichen Abschaffung dieser Eintheilung Teutschlands bereits angelegt war. Zwar spricht die Lage für den Helmgau, welcher alle nördlichen Orte dieses Bezirks in sich begriff und zu dem ums Jahr 779 das Dorf Görsbach gerechnet wurde; aber unbezweifelte Gewißheit darüber zu schaffen, ist schon aus dem Grunde unmöglich, weil wir nicht einmal die kaiserliche Pfalz Tilleda mit Sicherheit dahin versetzen können. Von der Mitte bis gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts herrschten die Grafen Wilhlm I. und II. von Weimar in dem Helmgau, dessen Grenzen der Nabelgau berührte, wozu, nach urkundlichen Zeugnissen, die Gegend von Wolkramshausen und Ichstedt und muthmaßlich auch Frankenhausen gerechnet wurde.

In der goldnen Aue (dem ehemaligen Helmgau), so wie an andern Orten Thüringens, wohnten noch im zwölften Jahrhundert viele Slaven und Wenden, die sich, nach Vertreibung der vorigen Besitzer, mehrerer Dörfer bemächtigt hatten. Bei den gewaltsamen Versuchen, sie zum Christenthume zu bekehren, besonders unter der Regierung Heinrichs des Löwen und Alberts des Bären, traf sie wieder ein gleiches Loos. Viele derselben wurden auf die grausamste Weise des Lebens beraubt und ihre Wohnungen verwüstet. Solche greuelvolle Auftritte ereigneten sich auch in den wendischen Niederlassungen bei der Rothenburg. Am Fuße des Berges, auf welchem dieselbe liegt, zwischen Kelbra und Tilleda, finden sich noch Spuren von dem ehemaligen Slavischen Dorfe Lindescum (Lindischau) und einer zerstörten Kapelle, der sogenannten Lindischen Kirche. Ferner hatten sich Slaven zu Sittendorf, Steinbrücken, Görsbach, Berga, Rosperswenden, Nanzenrad und Ascolves-

wenden angebaut. Nach Ausrottung dieser Nation sollen manche ihrer Besitzungen den um jene Zeit eingewanderten Flämingern oder Holländern angewiesen worden sein.

Der gewöhnlichen Meinung zufolge, ist die Rothenburg, deren Namen man entweder von den rothen Steinen, womit sie erbaut ist, oder, wie das benachbarte Rathsfeld, von roten oder raten (roden, raden) ausrotten, urbar machen,*) ableitet, von den Voreltern des edeln Geschlechts, unter dessen Botmäßigkeit wir sie im zwölften Jahrhundert antreffen, bereits im eilften zum Schutze gegen die Slaven und Wenden gegründet worden. Könnten wir freilich bestimmen, daß die Ueberreste dieses Schlosses, so wie wir sie eben beschrieben haben, in allen ihren Theilen, noch von der ursprünglichen Anlage vorhanden wären, so würde seine Entstehung wohl erst dem zwölften Jahrhundert anheim fallen.

In den Thüren und Fenstern zeigt sich nämlich der Spitzbogen, das eigenthümliche der deutschen Bauart, in Verbindung mit Theilen, welche dem ältern, in Deutschland übligen Baustile angehören, den niedrigen Säulen, und mit andern vom arabischen Stile entlehnten, dem aus mehreren Kreisstücken gebildeten Bogen. Daß die Spitzbogen in diese Thüren und Fenster nicht erst nachher eingesetzt worden sind, ist augenscheinlich und wird durch die Konstruction des Ganzen beurkundet. Diese Bruchstücken müssen also in der Uebergangsperiode von dem ältern zu dem neuern Stil der in Deutschland herrschenden Bauarten entstanden sein, wo der Spitzbogen noch nicht allgemein angenommen auf das Ganze des Gebäudes wirkte, sondern wo er nur selten gebraucht und mit Theilen der alten Kunst vereinigt wurde. Dieses geschah in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Jedoch läßt sich von dem Einzelnen nicht immer auf das Ganze schließen und der Ursprung desselben in die nämliche Zeit setzen, welche die Theile zu erkennen geben, da diese später hinzugekommen und in das bereits Bestehende eingefügt sein können.

Was unsere Burg anlangt, so erhält die von der Bauart einzelner Theile hergeschlossene Muthmaßung über ihr Alter auch durch geschichtliche Ereignisse eine festere Stütze. Ziehen wir diese zu Rathe, so treffen wir beide in dem erwünschtesten Einklange. Das öffentliche Leben des ersten Grafen von Rothenburg, Christian, beginnt nämlich gleichfalls in der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts, und zwar mit unbezweifelter Gewißheit im Jahr 1128 laut

---

*) Aus dem Worte: Rode, Roth oder Reut, welches in den Namen vieler teutschen Dörfer, Flecken rc. vorkommt, erhellt, daß die Gegenden, wo dieselben liegen, ehemals Wald gewesen sind und erst durch dessen Ausreudung haben urbar gemacht werden müssen. In dieser Beziehung sagt schon Kaiser Otto IV. in einer Walkenriedischen Urkunde vom J. 1215: **constare volumus, quod ecclesia de Walkenrith uillam quandam, quae vocatur roth id est novale multo tempore juste dinoscitur possedisse, sed eiusdem villae advocatiam habuit helgherus Comes de Hoenstein de Imperio.**

zwei Jechaburgischer Urkunden, deren eine in **Roteberche**, worunter man wahrscheinlich unser Schloß zu verstehen hat, ausgestellt ist. Denn von der Beschuldigung, daß er 1103 seinen Vetter, den Grafen Kuno von Nordheim, meuchelmörderisch aus dem Wege geräumt habe, glauben wir ihn unbedingt freisprechen zu können.

Schon wegen der Nähe der Stammhäuser und in anderer Hinsicht erscheint die Behauptung, welche den Grafen Christian von Rothenburg für einen Abkömmling der alten Beichlingischen Familie erklärt, nicht ganz verwerflich. Denn in den mittleren Zeiten vertauschten die Söhne eines Vaters bei der Theilung ihrer Lande häufig den Geschlechtsnamen mit dem der Burg, welche sie zum Sitze erkoren, und schrieben sich blos von dieser, ohne jenen weiter hinzuzusetzen.

Der Bischof Thietmar von Merseburg hat uns den Namen einer Besitzerin von Beichlingen aufbehalten, welche zu Anfang des eilften Jahrhunderts lebte. Sie hieß Reinhild und wurde 1014 von dem nördlichen Markgrafen Werner von Walpke (Walbeck) entführt, der über diesem Wagniß sein Leben verlor. Zwei berühmte Geschichtforscher Gebhardi und von Wersebe sind geneigt, sie für eine Enkelin des Grafen Billing auszugeben, und ihre Muthmaßung empfiehlt sich wenigstens dadurch, daß dieser in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts mit Gütern in dem benachbarten Gau Engilin angesessen war. Die Geschichte verschweigt Reinhildens Gemahl, aber die Zeitfolge läßt uns in der Gräfin Oda von Beichlingen ohne Schwierigkeit ihre Tochter erkennen. Oda zeigte in erster Ehe mit dem Grafen Wilhelm III. von Weimar einen Sohn, Otto, der bei Theilung der väterlichen Lande die Grafschaft Orlamünde erhielt, nach seinem Bruder, Wilhelm IV., 1062 Markgraf zu Meißen wurde und 1067 starb. Er besaß viele eigenthümliche Güter an der Unstrut, die wahrscheinlich zum Theil von seiner Mutter herrührten und die er auf seine Töchter vererben konnte, da ihm Adela von Brabant keine Söhne geboren hatte. Zu diesen Besitzungen rechnet man mit ziemlicher Zuversicht Scheidungen, Beichlingen, Frankenhausen, Sachsenburg und die Gegend des nachherigen Klosters Oldisleben. Auch Markgraf Dedo, Odens zweiter Gemahl, hatte Beichlingen einige Zeit inne, bis ihm dasselbe 1069, während des Sächsischen Kriegs, von dem Kaiser Heinrich dem IV. entrissen wurde. Nach Ableben der Markgräfin fiel es an ihre Kinder erster Ehe, und zwar an die zweite Tochter, Kunigunde, welche sich daher auch des Titels einer Gräfin von Beichlingen bediente. Sie verheirathete sich drei Mal, zuerst mit einem Russischen Großfürsten, dann mit dem Grafen Kuno von Nordheim und endlich mit dem Markgrafen Wiprecht dem ältern. Unter ihren fünf Töchtern ist die aus der ersten Ehe für uns am merkwürdigsten. Sie hieß wahrscheinlich Mechtild und wurde ums J. 1092 an Günther II. von Kevernburg vermählt. Bald nach Kunigundens Abschied aus der Welt betritt ein Graf Friedrich von Beichlingen den Schauplatz. Es ist unleugbar, daß diese

Grafschaft und das Recht zu der Schirmvoigtei des Klosters Oldisleben von jener auf diesen übergegangen sein mußte und daß er von ihr abstammte. Die älteste Tochter und ihre Erben hatten die nächsten Ansprüche auf Beichlingen. Daher besorgen wir nicht, uns zu täuschen, wenn wir den Grafen Friedrich für einen Sprößling Günthers von Kevernburg und der Russischen Prinzessin erklären. Sizzo III., ihr Erstgeborner, herrschte bei dem Hinscheiden seiner Großmutter (1140) schon viele Jahre selbstständig in den väterlichen Landen; Friedrich, der jüngere Sohn, erhielt deswegen, entweder durch ein Testament, oder einen mit seinem Bruder errichteten Hausvertrag, die mütterliche Grafschaft Beichlingen und pflanzte sie auf seine Nachkommen fort, die sich in verschiedene Zweige sonderten, deren einer bis ans Ende des sechzehnten Jahrhunderts geblüht hat.

Auf diese Weise hätten wir uns nicht nur von den Ahnen des Beichlingischen Geschlechts, sondern auch von den frühesten muthmaßlichen Eigenthümern in der Nähe unsers Schlosses liegender Orte vorläufig unterrichtet. Wir stehen nun wieder bei dem Zeitpunkte, wo auch Christian von Rothenburg, entweder mit dem Grafentitel, oder ohne denselben, aber doch unter den Edelen und mit dem Familiennamen, oder bisweilen blos mit dem Taufnamen, vorzüglich in Urkunden des Kaisers Lothar, der ihm seine besondere Gunst geschenkt zu haben scheint, da er ihn bei verschiedenen Staatsgeschäften als Unterhändler brauchte, von 1129 bis 1155 angetroffen wird. So bevollmächtigte ihn dieser Regent im Jahre 1132 zu Bezeichnung der Grenzen des dem neugestifteten Kloster Walkenried verliehenen Wildbannes. Durch die, auch von dem Erzbischof zu Mainz, als Lehnsherrn, 1144 genehmigte Ueberlassung einiger sumpfigen, bisher unbenutzten Grundstücke bei dem Dorfe Görsbach an die Mönche des eben genannten Klosters beförderte er den bessern Anbau dieser Gegend. Man macht sich wohl einer Ungerechtigkeit schuldig, wenn man den frühern Bewohnern jener geistlichen Stiftungen allen Einfluß auf die Urbarmachung der näheren Umgebungen ihrer Wohnsitze absprechen will. In dem gegenwärtigen Falle wenigstens läßt sich diese wohlthätige Wirksamkeit der Klöster von keinem Unbefangenen verkennen. Das zu Walkenried scheint jene Ländereien erworben zu haben, um sie durch zehentpflichtige Pflanzer aus den Niederlanden bearbeiten zu lassen; und vielleicht ist man berechtigt, die Entstehung aller jetzt noch übrigen Flämischen Güter von dem durch diese Fremdlinge besorgten Anbau der erwähnten Sümpfe herzuleiten. Zuletzt wird Christian I. in einer Urkunde vom Jahr 1155, in welcher der Erzbischof Arnold von Mainz die Ansprüche Hattemars von Bendeleben an das Kloster Liuppoldesberg wegen der Güter zu Altenwinethen und Niuzasen vermittelt und den feierlichen Verzicht im Placitum zu Selegesbach bewirkt, als comes de Rodenburch erwähnt. Durch dieses erst seit kurzem veröf-

fentlichte Document*) fällt zugleich ein erfreulicher Lichtstrahl auf die bisher in düsteres Dunkel gehüllte Abkunft und die ungewissen verwandtschaftlichen Verhältnisse desselben. Denn unter den Zeugen folgt unmittelbar auf ihn sein Bruder Friedrich von Kevernburg (frater comes Fridericus de Keurenberche), welcher Umstand nicht allein der Vermuthung, daß der letzte, den wir nur als Grafen von Beichlingen kannten, dem Kevernburgischen Geschlechte entsprossen war, eine festere Stütze, sondern auch dem ersten, welchen man bisher gänzlich davon auszuschließen pflegte, einen wohlverdienten Platz in dem Stammbaume desselben verleiht.

Nach langem Zwischenraume kommt, zuerst 1778, Christian der zweite vor. Sowohl er, als Gottschalk von Rothenburg, könnten Söhne Christians I. gewesen sein, wofür sie auch einige Geschichtschreiber wirklich halten. Doch ermangelt ihre Behauptung, daß Gottschalk schon 1130 dem Reichstage zu Braunschweig beigewohnt, eines unumstößlichen Beweises. Beide erscheinen in einer Urkunde vom J. 1178 als Grafen von Rothenburg, und dieser widmete der Domkirche zu Halberstadt wegen des derselben bei Einäscherung der Stadt durch Heinrich den Löwen, den er wahrscheinlich auf seinem Zuge begleitete, am 23. September 1179 zugefügten Schadens, Güter zu Espilstedt (Esperstedt im Amte Frankenhausen)? welche im J. 1228 dem Stifte Jechaburg, für eine Summe von 33½ Mark Silbers abgetreten wurden. Christian den zweiten finden wir ferner 1193 in dem bekannten Stiftungsbriefe des Klosters Ilfeld, und noch im Jahr 1198 suchte er eine Streitigkeit beizulegen, die zwischen der Probstei Jechaburg und den Erben der Besitzerin von Besa und ihres Ehegatten, des Ritters Helmbert von Rothenburg, obwaltete. Die Neffen des letztern glaubten, ihre Ansprüche auf einige, jener geistlichen Stiftung von ihren eben erwähnten Verwandten geschenkte Hufen mit den Waffen durchsetzen zu können. Doch wurde ihnen endlich, unter Vermittelung Christians und des Landgrafen Herrmann von Thüringen, eine Entschädigung an Gelde ausgewirkt, wofür sie ihren vermeinten Rechten förmlich entsagten. Es könnte scheinen, als ob das Rothenburgische Geschlecht mit Christian dem zweiten erloschen und seine Herrschaft beim Anbeginn des dreizehnten Jahrhunderts auf die Grafen von Beichlingen übergegangen wäre.

Doch wird in einem Documente vom Jahr 1209 Graf Friedrich von Rothenburg ausdrücklich von einem Beichlingischen dieses Namens unterschieden. Damals verkaufte Albert von Klettenberg, eben im Begriff, nach Palästina zu wallfahrten, dem Walkenriedischen Kloster Güter zu Bodenrode und Fladengendorf, und fügte, aus Reue über die Bedrückungen, die er sich ehedem gegen dasselbe erlaubt hatte, das Patronatrecht der Kirche des ersteren Or-

*) S. P. Wigands Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. 4. B. 2. H. (Lemgo 1829.) S. 222 — 224.

tes noch unentgeltlich hinzu. Das Kloster vertraute die Vertheidigung des neuen Besitzthumes den Grafen, Friedrich von Rothenburg, Dietrich (I.) von Hohenstein und Gosmar von Kirchberg. Ein Jahr nachher verzichtete Friedrich von Rothenburg zu Gunsten des oft erwähnten Klosters, dessen in großer Zahl vorhandene Schenkungsbriefe fast die einzigen Quellen sind, aus denen wir Nachrichten über unser Grafenhaus schöpfen können, auf die Dienste, welche ihm wegen des Vorwerks Kaldenhausen geleistet werden mußten. Dieses Vorwerk lag am untern Riethe, in der Nähe der Numburg, mit welcher es vielleicht späterhin zusammengeschmolzen ist. Der bisherige Besitzer behielt sich vor, diese Gerechtsame für zwanzig Mark, welche ihm das Kloster bei der Abtretung gezahlt hatte, wieder einzulösen.

Jovius, dessen Schwarzburgische Chronik durch Benutzung der reichhaltigen Archive dieses und anderer Thüringischen Häuser unverkennbaren Werth empfängt, behauptet, daß die Rothenburg 1212 in dem Kriege zwischen Kaiser Otto IV. und dem Landgrafen Herrmann von jenem erobert und zerstört worden sei. Aber dieser sonst so behutsame Forscher schwebt im Irrthume, wenn er annimmt, daß Friedrich von Beichlingen, in dessen Besitz er unser Schloß schon damals vermuthet, die Parthei Herrmanns begünstigt habe. Ein anderes, in den meisten Fällen glaubwürdiges Zeitbuch spricht vielmehr für das Gegentheil und lehrt uns den Grafen als Verfechter der Sache Otto's kennen, der in einem Treffen, das der Aufhebung der Belagerung von Weißensee vorherging, von dem Landgrafen gefangen genommen wurde.

Ob der bei den Jahren 1209 und 1210 erwähnte Graf Friedrich dem Beichlingischen oder alten Rothenburgischen Stamme angehört habe, ist zweifelhaft, und möchte es auch wohl so lange bleiben, bis es den Geschichtforschern gelingt, eine größere Anzahl von Urkunden dieser beiden Familien zu entdecken und die daran hängenden Siegel mit einander zu vergleichen. Wenigstens wird der Glaube von dem ununterbrochenen Bestehen des Rothenburgischen Geschlechts bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wieder etwas wankend, wenn man den Inhalt einer Urkunde von 1231 erwägt, in welcher Graf Friedrich von Beichlingen die Abtei Walkenried gegen Entrichtung einer gewissen Geldsumme von den Diensten und Frohnen befreit, die er auf den Gütern derselben zu Nora, Heienrode, Merbeke und Solstede, nach seinem eigenen Bekenntnisse bis jetzt gewaltsam und widerrechtlich, gefodert hatte. Man würde vielleicht aus dem Umstande, daß Heinrich von Evera (Ebra), Voigt (advocatus) zu Rothenburg, diesen Brief bezeugt hat, auf den mit der Herrschaft unserer Veste vorgegangenen Wechsel schließen können, wenn nicht zwei Jahre hernach (1233) ein Friedrich aufträte, der sich blos Grafen von Rothenburg nennt. Ihn mit jenem Beichlingischen für dieselbe Person zu halten, dürften wir uns nur dann erlauben, wenn es völlig ausgemacht wäre, daß er den Titel von seinem Stammschlosse Beichlingen und der erst später erworbenen Rothenburg abwechselnd geführt habe. In dem letzteren Jahre ver-

pflichtete sich Friedrich von Rothenburg nebst dem Grafen Heinrich zu Stolberg und dessen Sohne Friedrich, die dem Erzstifte Mainz, zum Ersatz für bisherige dem Kloster Walkenried verkaufte Lehnstücke zu Numburg, in Lehn gegebenen Güter zu Mackenrod und Levenrod vor allen Beeinträchtigungen zu schützen. Außerdem wird des Grafen von Rothenburg noch in einem Documente Heinrichs zu Stolberg ohne Jahrzahl gedacht, das vielleicht in die nämliche Zeit gehört.

Von nun an verschwinden die Grafen von Rothenburg völlig aus der Geschichte und die Beichlinger nehmen als Besitzer unseres Schlosses so lange ihre Stelle ein, bis auch sie dasselbe einem reichern und mächtigern Nachbar abzutreten genöthigt sind.

Ehe wir aber die eben bezeichnete, durch fast zwei Jahrhunderte führende Bahn, nach dem Leitfaden schriftlicher Denkmäler, durchwandeln, wollen wir den Ruhepunkt, der sich uns hier darbietet, zu Würdigung eines Verhältnisses benutzen, in welchem sich diese Veste im Jahr 1203 befunden haben soll.

Unter den bei der Theilung der Söhne Heinrichs des Löwen zu dem Erbe Kaiser Otto's IV. geschlagenen Vesten werden auch Rothenburg und Hohenstein genannt. Die meisten, besonders Braunschweigischen, Historiker behaupten, daß jene die unsrige am Kiffhäuser, und diese das jetzt in malerischen Trümmern liegende Stammhaus des erloschenen Geschlechtes gleiches Namens sei. Die natürliche Folge der Orte in dem Vertrage scheint wirklich diese Meinung zu begünstigen; doch leidet es wohl keinen Widerspruch, daß die Erwähnung dieser und der meisten andern Burgen in demselben nur die Lehnrechte, aber nicht den unumschränkten Besitz zum Gegenstande gehabt haben kann, weil zu jener Zeit schon Grafen von Lüchow, Scharzfeld, Lauterburg, Hohenstein, Rothenburg und Regenstein öffentlich auftreten.

Die erste vom Untergange gerettete Urkunde des Klosters Walkenried, welche die Beichlingischen Grafen als Herren der Rothenburg ahnen läßt, ist 1253 in Kelbra, das man wegen der nahen Lage wohl nicht ohne Grund zu den Bestandtheilen dieser Herrschaft zählt, von Friedrich, der gewöhnlich als der dritte dieses Namens bezeichnet wird, ausgefertigt worden. In einem frühern Diplom von 1249 nennt Graf Heinrich von Hohenstein diesen Grafen von Beichlingen und den Grafen Heinrich zu Schwarzburg, welche dasselbe durch Anhängung ihrer Siegel bestätigten, seine soceros. Ob dieses im Mittelalter, gleich den meisten lateinischen Verwandtschaftsnamen, vieler Auslegungen fähige Wort, hier im ursprünglichen Sinne gebraucht werde, wagen wir, bei dem Mangel anderer Nachrichten, welche dieses Verhältniß aufklären könnten, nicht zu entscheiden, aber darin glauben wir von den übrigen Historikern abgehen zu dürfen, wenn sie jene Urkunde dem Grafen Heinrich II. zu Hohenstein, der von 1249 bis 1289 oder 1298 gelebt haben soll, und dessen Gemahlin Mechtild von Reinstein war, beilegen wollen. Der Aussteller

derselben ist vielmehr Heinrich I., ein Sohn Elgers II., wie sich besonders aus der Verschiedenheit ihrer Siegel darthun läßt.

Daß Friedrich der ältere von Beichlingen, der 1263, in Gesellschaft des Grafen Heinrich II. zu Hohenstein und Friedrich des jüngern von Beichlingen, Herrn zu Lohra, einen zwischen dem Kloster Walkenried und Friedrich von Nora getroffenen Gütertausch bestätigte, Besitzer der Rothenburg gewesen sei, läßt sich aus der Unterschrift der Zeugen, unter denen, als Begleiter des ersteren, auch Burgmänner dieses Schlosses vorkommen, nicht ohne Grund vermuthen.

Am 25. Februar 1268 verkaufte Friedrich mit Bewilligung seiner Gemahlin, Hedwig, Gräfin von Rothenburg, seines Sohnes, Friedrich von Lohra, sowie seiner übrigen Kinder, Friedrich, Herrmann und Ermegard, das Kammerholz nebst dem damals wüsten Dorfe Rathsfeld für 150 Mark Silbers an das oft erwähnte Kloster. Die Veräußerung solcher Besitzungen in den nähern Umgebungen der Burg konnte nur von dem dringendsten Bedürfnisse geboten werden. Der Graf wollte nemlich, wie er selbst erklärt, diese Summe zu seiner Befreiung aus der Gefangenschaft und zu Abtragung des Lösegeldes für die von ihm gestellten Geiseln verwenden. Denn er hatte dem zum Bischofe zu Würzburg gewählten Grafen Berthold IV. (VII.) von Henneberg in der mit dem dasigen Domkapitel entstandenen Fehde Hülfe geleistet, und war 1266 vermuthlich in dem Gefechte bei Kizingen d. 8. August, in die Hände der Feinde gerathen. Den 26. Februar 1268 genehmigte Friedrich von Stolberg, als Richter in diesem Bezirk, alle wegen dieses Kaufs gepflogenen Unterhandlungen. Diese Feierlichkeit fand öffentlich, unter freiem Himmel, außer der Ringmauer und vor dem Thore der Rothenburg Statt. Ein neues merkwürdiges Beispiel von der damals herrschenden Gewohnheit, die Gerichte nicht in den Schlössern und Städten selbst, sondern an mit Bäumen, besonders Linden, bepflanzten Plätzen in ihrer Nähe zu halten. Obgleich die Verkäufer ihre, wegen der eigenthümlichen Verhältnisse eines jeden nothwendigen Erklärungen über die Abtretung der angezeigten Stücke in fünf besondern Urkunden niedergelegt haben, so ist man doch nicht im Stande, die verschlungenen Fäden des dabei beobachteten Geschäftsganges gehörig zu entwickeln, und sich die Lage der Hauptperson, von welcher das Ganze ausging, deutlich vorzustellen.

Gleichfalls am 25. Februar entsagte Hedwig, Witwe (Relicta) Friedrichs von Rothenburg, ihren Ansprüchen auf das Kammerholz, welches ihr verstorbener Gemahl dem Kloster Walkenried überlassen hatte. Daß die Einwilligung der Gräfin in diesen Verkauf unentbehrlich gewesen, wird durch den in ihrem Verzichtbriefe angeführten Umstand daß ihr jenes Holz von dem Grafen bei der Vermählung zum Leibgedinge verschrieben worden war, außer Zweifel gesetzt. Da der Graf von Beichlingen, welcher nebst den Seinigen den öfters gedachten Kauf mit der Abtei Walkenried schloß, in allen denselben betreffenden Documenten als noch lebend bezeich-

net wird, und jener überdies Graf von Rothenburg heißt, so ist es möglich, daß die Ausstellerin der gegenwärtigen Urkunde für eine von der Gemahlin Friedrichs von Beichlingen, Hedwig, ganz verschiedene Person und vielleicht für die Mutter derselben anzusehen sei, welche an den letzten Grafen von Rothenburg verheirathet war, dessen öffentliches Leben sich bis zu dem Jahr 1233 erstreckt und der früher schon einen ähnlichen Vertrag mit dem Kloster eingegangen haben konnte. Die jüngere Hedwig brachte also wohl dem Grafen von Beichlingen die Rothenburg als Mitgift zu, und daher kam es, daß sie sich auch während ihrer Ehe des Titels von ihrer väterlichen Grafschaft bediente und daß ohne ihre Zustimmung nichts davon entfrembet werden durfte.

Friedrich der ältere von Beichlingen starb 1275 und wurde in der ehemaligen Klosterkirche zu Frankenhausen bestattet, wo aber jetzt keine Spur mehr von seinem Grabsteine zu entdecken ist, da er in dem Brande, welcher 1689 einen großen Theil dieser Stadt in Asche legte, verschüttet und nachher nicht wieder aufgestellt wurde. Doch besitzen wir durch Müldeners Sorgfalt eine Abbildung dieses Denkmals, dessen Inschrift von Friedrichs Sterbetage (dem 21. Julius) Kunde giebt und ihn als den dritten Beichlinger dieses Namens bezeichnet. Wahrscheinlich von ihm singt Meister Briderich von Suonenburk (s. Minnesinger von von der Hagen 2. Th. Lpz. 1838. 4. S. 356.) und ertheilt ihm ein schönes volles, kein spitziges dünnes Lob, weil er durchaus untadlich und vor allen milde ist:

II. 8. Der wohlgelobete Briderich,
der grave von Bichlingen,
der groze, hohe in wirdikeit, der eren sage waere,
Sin lop daz wil ich williklich
uz reinem sinne singen:
ein spitzik lop, daz dünne ist, daz sal im sin unmaere.
Wer dez lob er verdienen kan
mit wille gebenden henden;
laster masen er nie gewan;
er ist an allen enden
gar ane valsch vnde ane meil
er pflit vil rechter milte:
mit sime Lob bin ich geil,
so ich die valschen schilte.

Vergl. 4. Th. S. 951. f. — Wie lange seine Gemahlin Hedwig ihn überlebte, ist nicht genau zu bestimmen; wahrscheinlich aber erfolgte ihr Tod zwischen den Jahren 1280 u. 1294.

Als die Grafen Günther und Heinrich von der Beichlingischen Linie sich zu Abtretung der Hälfte der Burg und Stadt Worbis an den Landgrafen Albert von Thüringen genöthigt sahen, so wurden die Bedingungen des Kaufs in Beisein Friedrichs des

ältern, der schon zwei Jahre früher Herr zu Rothenburg heißt, am 7. September 1289 auf unserm Schlosse festgesetzt. Vermuthlich besaß der letztere die andere Hälfte jener Stadt.

Der Kaiser Rudolph I. richtet, während seiner für Teutschland so wohlthätigen Regierung, sein Augenmerk unablässig darauf, dem Reiche wieder zu den Lehngütern, besonders in Sachsen und Thüringen, zu verhelfen, welche man bei den frühern Unruhen und der Sorglosigkeit seiner Vorgänger demselben ohne Scheu entzogen hatte. Er befahl daher auch Friedrich dem ältern, der zugleich das Amt eines kaiserlichen Burggraven zu Kiffhausen verwaltete, zu untersuchen, ob vielleicht in dem seiner Gerichtsbarkeit anvertrauten Bezirk durch Lösung des Lehnsverbandes die Rechte der teutschen Krone geschmälert worden wären. Und wirklich beschuldigte man die Walkenrieder Mönche, in Ansehung des Rathsfeldes und anderer ihrer, von den Voreltern des Grafen erworbenen Besitzungen, eine Vernachlässigung dieser Pflicht gegen Kaiser und Reich. Allein bei der Prüfung dieser Beschwerde zeigte sich, daß Friedrichs Ahnen schon länger als 110 Jahre den Markgrafen zu Meißen als Lehnsherrn über jene Güter erkannt hatten. Ob der Kaiser diesem Vorgeben Glauben beigemessen oder eine neue Untersuchung angeordnet habe, ist nicht entschieden. Für das letztere könnte man die Bemerkung geltend machen, daß auch andere in der Nähe liegende Güter in einem solchen Verhältnisse zu dem Reiche standen und sogar das Rathsfeld später hin nie als landgräfliches, sondern 1341 mit deutlichen Worten als kaiserliches Lehn aufgeführt wird. Vielleicht ließ sich unser Graf aus Furcht, die im Jahr 1268 von dem dringensten Bedürfnisse gebotene Veräußerung jenes Dorfes möchte für ungültig erklärt und ihm die Wiedererstattung der Kaufsumme auferlegt werden, zu einem solchen falschen Richterspruche verleiten.

Friedrich ist wohl nicht der erste aus diesem Geschlechte, dem die Würde eines kaiserlichen Burggrafen zu Kiffhausen anvertraut war. Sie scheint vielmehr schon seinen Vorfahren eigenthümlich gewesen zu sein, welche derselben ohne Zweifel auch den Adler in ihren Siegeln, den wir bereits 1249 darin antreffen, zu danken hatten: eine Auszeichnung, die ohngefähr an der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit dem Verluste des Schlosses gänzlich verschwindet.

Im Jahre 1294 bestätigte unser Graf einen von Hugo und Friedrich von Berga, und den Klosterbrüdern zu Walkenried über ein Stück Waldung bei dem Steinbruche zu Kelbra, der zu dem Burggute unseres Schlosses gehörte, und drei Hufen an der Landstraße bei der Numburg verabredeten Kauf.

Bei so sichern Zeugnissen von der beständigen Fortdauer der Rothenburg muß es uns billig Wunder nehmen, wenn einige Geschichtschreiber dreist behaupten, daß sie nebst anderen Thüringischen Berg- und Raubschlössern von dem Kaiser Rudolph I., und zwar, wie sie, um ihre Urkunde noch greller an den Tag zu legen, hinzusetzen, im Jahr 1292, (also nach seinem Tode!!) erobert und zerstreut worden und seitdem immer wüste geblieben sei. Zu Widerlegung

dieser Erzählung bedarf es nur eines Rückblicks auf die oben geschilderten freundlichen Verhältnisse jenes Regenten zu dem damaligen Inhaber dieses Schlosses; und durch die Begebenheiten der nächsten Jahre erscheint sie in noch hilfloserer Blöße.

So bekräftigten unter andern, als Friedrich der ältere von Beichlingen 1300 mit Zustimmung seiner fünf Söhne, Friedrich, Gerhard, Herrmann, Heinrich und Friedrich, das Kloster Walkenried mit einigen Ländereien begabte, die Burgmänner (cives) der Rothenburg diese Schenkung als Zeugen.

Wir stehen nun an der Schwelle des vierzehnten Jahrhunderts, das diesem Grafenhause durch die damals gewöhnliche Zerstückelung der Länder, welche in Thüringen die Verarmung und den Untergang noch mehrerer edeln Geschlechter beschleunigte, und durch die fast ununterbrochenen Fehden vorzüglich in der ersten Hälfte dieses Zeitraums, so verderblich geworden ist. Besonders die letztern zerrütteten den Wohlstand unserer Grafen und stürzten sie in Schulden, der die nur durch Veräußerung ältesten und einträglichsten Besitzungen an Hohenstein und Schwarzburg gemindert werden konnten. So war, nur eines Beispiels ihrer Mitwirkung zu den damaligen Unruhen zu gedenken, Friedrich, Herr zu Rothenburg, in den sogenannten Mainzischen Krieg verflochten, wie der 1336 von ihm mit Heinrich V. von Hohenstein errichtete Stillstandsvertrag hinlänglich beurkundet. Auch bei den späteren Vorfällen dieser Art blieben die Beichlinger keine müßigen Zuschauer.

Dem Verkaufe der Stadt Frankenhausen (1340) folgte 1341 die schon oben berührte Veräußerung des Rathsfeldes, ebenfalls an Schwarzburg. Friedrich, Herr zu Beichlingen, und seine Vettern, Friedrich, Albrecht und Gerhard, Herren zu Rothenburg, hielten es nun für zweckmäßig, ihre Lande, die sie bisher ungetrennt regiert hatten, wieder zu theilen. Bald hernach muß auch unser Schloß dem Landgrafen von Thüringen, dessen Einfluß, trotz des hartnäckigen Widerstrebens seiner Gegner, sich unaufhaltsam vergrößerte, käuflich überlassen worden sein. Wenigstens gibt der 1343 von Ludwig IV. oder dem Baier zwischen dem Erzbischofe zu Mainz und dem Landgrafen vermittelte Vergleich einen Wink darüber. In demselben wurde den Grafen zu Schwarzburg der ungestörte Besitz Frankenhausens und alles desjenigen, was unter der vorigen Regierung dazu gehörte, förmlich zugesichert. Jede Zweiung, die wegen der Grenzen und Bestandtheile der Herrschaften Frankenhausen und Rothenburg zwischen Schwarzburg und dem Landgrafen verwachsen könnte, sollte durch dazu bestimmte Schiedsrichter beigelegt werden. Die Vermuthung, daß der Landgraf die Rothenburg auf kurze Zeit besessen habe, wird durch zwei 1344 ausgestellte Urkunden, die den bisherigen Bearbeitern ihrer Geschichte entgangen sind, zu unwidersprechlicher Gewißheit erhoben. Aus der ersteren, vom 17. März, lernen wir, daß dieser Fürst dieselbe sammt Bendeleben und allen übrigen Zugehörungen von dem Grafen Friedrich von Beichlingen, dessen Bruder und Herrmann (III.) von

Kranichfeld um 1400 Mark erkauft und bisher inne gehabt hatte. Für Erlegung der nehmlichen Summe wurden diese Stücke dem Grafen aufs neue verliehen; doch behielt sich der Landgraf das Recht des Wiederkaufs um denselben Preis, den andere dafür zahlen würden, ausdrücklich vor. Schon am 30. Januar hatte der Herr von Kranichfeld den Empfang der ihm für seinen Antheil gebührenden Geldsumme bescheinigt.

Bald hernach erfolgte eine abermalige Veräußerung der Rothenburg, aber wir finden nicht, daß der Landgraf die Ansprüche, die er sich auf dieselbe vorbehalten, auch wirklich geltend gemacht habe. Friedrich von Beichlingen räumte den 1. Februar 1347, um sich drückender Schulden zu entledigen, seinem Schwiegervater, Heinrich V. von Hohenstein, dieses Schloß, die Hälfte des dazu gehörigen Holzes und der Wildbahn, den rothen See, die Dörfer Badra, Thalheim, Hermstedt und Rottleben nebst andern seiner Burgen auf Lebenszeit ein, und wählte Bendleben, das er 1339 seiner Gemahlin, Richza, als Leibgedinge verschrieben hatte, zum Wohnsitze.

Nach Friedrichs Tode kam der Rest der Grafschaft an seine beiden Söhne, Heinrich und Gerhard, mit welchen die Rothenburgische Linie noch vor Ablauf des vierzehnten Jahrhunderts erloschen ist.

Weil die Schulden, welche die Familie beschwerten, bis jetzt noch nicht ganz hatten getilgt werden können, so übernahm der ältere Bruder, nach mit dem jüngern getroffener Uebereinkunft, die Regierung des Landes allein. Zugleich sicherte er diesem, im Fall er selbst keine Erben hinterlassen würde, das Recht der Nachfolge. Die Grafen von Schwarzburg, deren Einfluß nicht nur bei der gegenwärtigen Anordnung, sondern auch bei andern Verhältnissen dieser ihrer Nachbarn unverkennbar ist, verbürgten sich, dieselbe treulich zu vollziehen.

Hieraus erhellt augenscheinlich, wie die Grafen von Beichlingen, welche das Erlöschen ihres Stammes als nahe vorhersahen, begierig jedes Mittel ergriffen, um wenigstens so lange als möglich den Uebergang ihrer Besitzungen in die Hände eines Fremden zu verhüten. Schon 1362 legten sie sich bei Uebernahme der Vormundschaft über die noch nicht volljährigen Kinder Albrechts von Beichlingen, Herrn zu Brücken, Friedrich und Luchard, gleiche Verpflichtungen auf. Der junge Graf sollte, nach der in der Urkunde feierlich gegebenen Erklärung, Erbe ihres Landes sein, wenn sie selbst ohne Nachkommen die Welt verlassen würden. Der in Heinrichs und Gerhards Vergleiche vorherbestimmte Fall trug sich 1366 wirklich zu, wo der erstere sein Leben endigte. Er hatte in der Ehe mit Sophia, Tochter Heinrichs des ältern von Gera, welcher das Schloß und Dorf Ichstedt zum Witthume von ihm angewiesen worden war, einen Sohn gleiches Namens erzeugt. Der Großvater übertrug die Vormundschaft des noch minderjährigen Enkels und die Verwaltung seines Landes den Grafen von Schwarzburg.

Im Jahr 1373 sehen wir die Rothenburg zum zweiten Mal in landgräflichem Besitz. Graf Gerhard, der sich Herrn zu Bendleben schrieb, und sein Vetter Heinrich überließen dieselbe da-

mals den Landgrafen Friedrich, Balthasar und Wilhelm. Dabei leisteten sie für sich und ihre etwa noch zu hoffenden Erben auf alle Rechte und Ansprüche auf diese Burg und die damit verbundene Herrschaft förmlich Verzicht, in der Voraussetzung einer, von den Räthen jener Fürsten zu bestimmenden, zureichenden Entschädigung.

Dem Hause Schwarzburg mußte alles daran gelegen sein, diese von seinen Landen rings umschlossene Veste in Besitz zu bekommen. Sein Wunsch ging auch bald in Erfüllung. Denn schon 1378 verpfändeten die Landgrafen dieselbe nebst Kiffhausen an Heinrich XXV. und Günther XXIX., Herren zu Arnstadt und Sondershausen, gegen die sie wahrscheinlich gewisse Verbindlichkeiten hatten, für 970 Mark Silbers und ertheilten den Inhabern der beiden Schlösser die Befugniß, auf Wiederherstellung der Gebäude 30 Mark zu verwenden. Die Grafen, welche dieselben nicht persönlich bewohnen konnten, vertrauten ihre Beschirmung benachbarten adelichen Familien an. Der erste, dessen 1385 und 1400 als eines Burgvoigtes der Rothenburg Erwähnung geschieht, war Fritze von Bendleben. Nicht lange hernach wurde, wie das Zeitbuch des Jovius meldet, dieses Schloß an Bethmann von Tütcherode pfandweis überlassen, und kam nebst Kiffhausen bei der 1411 vorgenommenen und, in Rücksicht der Sächsischen Lehen, von den Landgrafen, Friedrich und Wilhelm, bestätigten Landestheilung an Günther XXIX., welcher überdies Sondershausen, Frankenhausen, Ichstedt, Strausberg, Keula, Almenhausen und Schlotheim besaß. Laut eines 1434 über die Rothenburg und das dazu gehörige Holz, dessen Grenze genau bezeichnet wird, ausgefertigten Lehnbriefs, macht sich Friedrich von Tütcherode verbindlich, das Schloß stets in gutem Stande zu erhalten, sogleich 200 Gulden daran zu verbauen, es mit Wächtern, Hausleuten und Thorwärtern zureichend zu besetzen und sein Vorwerk Bendleben dem Grafen Heinrich (XXIX.) dafür zu überlassen. Der Lehnsherr hatte sich die hohe Jagd und das Oeffnungsrecht namentlich ausbedungen. Die Beleihung wurde 1445 und 1450 wiederholt. Der Lehnbrief, welchen Schwarzburg Dietrichen von Tütcherode in letzterm Jahre ertheilte, ist mit dem von 1434 beinahe gleichlautend. Auch andere Glieder dieses angesehenen und wohlhabenden Geschlechts genossen die nehmliche Gunst. Als aber Hans Friedrich von Tütcherode, der letzte Sprößling desselben, am 24. März 1576 zu Kelbra starb, so fielen seine sämmtlichen Mannlehngüter an Schwarzburg und Stolberg zurück, und die Rothenburg gelangte wieder an das erstere Haus, welches sich bis auf den heutigen Tag in ungestörtem Besitze derselben befindet. Da ihr letzter Inhaber sich zu Kelbra aufhielt, wo er bei seinem Gute eine geräumige Wohnung besaß, so wird unsere Burg vermuthlich schon damals verödet sein. Von ihren fernern Schicksalen und den Umständen, welche zu ihrem völligen Verfall beitrugen, schweigen die Nachrichten.

Hesse.

Anmerkungen.

Der Herr Verfasser des Artikels Rothenburg hat zwar auch die gründliche Beschreibung des Püstrich geliefert, welcher, wie in der Beschreibung von Sondershausen (woselbst sich auch die Abbildung dieser fabelhaften Antiquität befindet) bemerkt wurde, auf der Rothenburg gefunden worden sein soll. Mangel an Raum verbietet jedoch hier die Aufnahme dieser etwas lang gewordenen, außerdem aber recht interessanten Mittheilung; und wird dieselbe wohl an einer anderen schicklichen Stelle ihren Platz finden.

Ferner verdient noch bemerkt zu werden, daß sich seit dem Jahre 1839, eine zwar ländlich und einfach, aber gut eingerichtete Wirthschaft auf der Rothenburg befindet, deren Inhaber, — Herr Beyer aus Kelbra — mit ausgezeichneter Bereitwilligkeit und Eifer bemüht ist, die physischen Bedürfnisse der zahlreichen Besucher dieses romantischen Punktes zu befriedigen, wozu freilich kein anderer Raum, als der schöne geebnete und mit herrlichen Baumgruppen eingefaßte Platz am Fuße der Ruine vorhanden ist, welcher jedoch wohl für die Stimmung geeignet ist, der sich in der Regel der bei diesem Denkmal einer so vielumfassenden Vergangenheit einkehrende Wanderer gern überläßt. — Herr Beyer bietet aber auch seinen Gästen nicht blos Erfrischung und Nahrung für den Körper, sondern auch für den Geist, denn er ist Dichter und hat in der Stille seines romantischen Aufenhaltes bereits eine ziemliche Anzahl poetische Erzeugnisse zu Tage gefördert, die er bei näherem Bekanntwerden gern mittheilt, und auf welche er auch Subscription annimmt, da er sie nächstens durch den Druck zu veröffentlichen entschlossen ist.

Der Redacteur **Friedrich v. Sydow.**

Rudolstadt. *)

Schon damals, als der Anbau der Gegend von Rudolstadt noch nicht so bedeutende Fortschritte gemacht und die Kunst zu ihrer Verschönerung durch geschmackvolle Anlagen noch nicht die Hand geboten hatte, wurden ihre Reize tief von einem Manne empfunden, dessen Brust den Regungen sanfterer Gefühle auf immer verschlossen zu sein schien. Als nämlich Kaiser Karl der fünfte im J. 1547, nach dem Treffen bei Mühlberg, siegesfroh an der Spitze seines Heeres das Salthal durchzog, ruhte sein an Schlachtgewühl und Trümmern gewöhnter Blick mit Wohlgefallen auf den mit dichten Forsten beschatteten Berghöhen, dem fischreichen Strome, den unzähligen Bächen und Quellen, die es bewässern, auf den mit Obst prangenden Gärten und üppigen, von muntern Heerden belebten Weideplätzen, den goldnen Rebenhügeln und wogenden Saaten, und mehr als einmal brach der Held in die Worte aus: daß er ein Bild des anmuthigen Galliens vor sich zu sehen glaube.

Das Rudolstädter Thal umfassen Berge von dem mannigfaltigsten, aber für das Auge nichts weniger als widrigen Ansehen. Es ist über eine Meile lang, und nicht ganz eine Viertelmeile breit. Die Sale durchfließt dasselbe in der Richtung von Abend gegen Morgen und trennt es in zwei fast gleiche Hälften.

Die Lage der Stadt, deren Häuser sich an dem Fuße des Berges, von dessen Gipfel das Fürstliche Schloß, die Heidecksburg freundlich herabschaut, in gefälliger Ordnung hinreihen, kann nicht anders als günstig genannt werden. Sie beut ihren Bewohnern die

---

*) Die Höhe von Rudolstadt beträgt nach Fils 610, 0 die des Fürstlichen Schlosses 783, 5 Par. Fuß über dem Meere. Vergl. von Hoff, Höhenmessungen in und um Thüringen. S. 33. S. 38 40. 473, 474. 515 — 519.

Vortheile einer reinen, milden Luft, einer fernen, fröhlichen Aussicht und dem Lustwandelnden die angenehmsten Wege. Man kann hier auf Wiesen und Feldern weit umher gehen, ohne einen Berg zu besteigen, aber auch mehr als ein Pfad öffnet sich, auf dem man in kurzem und oft unvermerkt zu beträchtlichen Höhen geführt wird.

Im Ganzen genommen hält die Rudolstädter Flur in Hinsicht auf Fruchtbarkeit den meisten Thüringischen Gegenden das Gleichgewicht. Nur selten täuschen die ihrem Schooße vertrauten Saaten die frohe Hoffnung auf ergiebige Aerndte. Die Vereinzelung herrschaftlicher und adelicher Güter in der Nähe der Stadt brachte der Feldwirthschaft, welche zu den vornehmsten Nahrungszweigen ihrer Bewohner gehört, wahren, dauernden Gewinn. Das, was vorher selbst bei der größten Anstrengung dem Eigenthümer des Ganzen nicht möglich gewesen war, leistete nunmehr der unermüdete Fleis einer Menge von Besitzern der durch die Theilung leichter zu bearbeitenden Grundstücke.

Da es der Rudolstädter Flur, deren Umkreis durch die der benachbarten, zum Theil auswärtigen Orte sehr eingeengt wird, an zureichenden Weideplätzen gebricht, und diese noch dazu in neuern Zeiten durch Anlegung von Gärten sehr vermindert worden sind, so kam die Einführung des Anbaues nahrhafter Futterkräuter auf den Feldern und Bergen der Viehzucht glücklich zu Statten, und brachte dieselbe in größere Aufnahme. Eben so ist die vornämlich für gebirgige und getraidearme Gegenden so unschätzbare Frucht der neuen Welt schon längst auf unsern Aeckern einheimisch. Nicht minder hat die Veredelung des Obstbaues neuerlich bei uns gute Fortschritte gemacht.

Daß die nähern und entferntern Umgebungen Rudolstadts nicht arm an Pflanzen und Kräutern sind, haben von Zeit zu Zeit unternommene Forschungen unwidersprechlich bewiesen. So ergab sich aus einer vor mehrern Jahren angestellten Zählung, daß die Berge und Thäler, welche den Mörlaergraben bilden, allein 187 verschiedene Arten derselben hervorbringen. Zwar bieten unsere Gegenden dem Freunde der Pflanzenkunde keine ungewöhnlich reiche Ausbeute an Seltenheiten dar, aber in ihnen sproßt doch so manches Gewächs, welches man in vielen Theilen Teutschlands vergeblich suchen würde. Wer daher nur einige Frühlings- und Sommertage im Dienste der Flora hier zubringt, der wird sich bald überzeugen, daß das von Phytographen über die Schwarzburgischen Lande im Allgemeinen ausgesprochene Urtheil, als gehörten sie zu den ärmern in botanischer Hinsicht, nur aus dem Dunkel, worin die Kunde ihrer Pflanzen noch gehüllt war, seinen Ursprung haben kann.

Zum **Bergbau** scheint die hiesige Gegend nicht geschickt zu sein; wenigstens sind bisher alle, von Zeit zu Zeit angestellten Versuche, Schätze, welche man hier im Schooße der Erde verborgen wähnte, zu Tage zu fördern, völlig fruchtlos geblieben.

Ohngefähr eine halbe Stunde von der Stadt, nach Hasel zu, dicht an dem linken Ufer der Sale, entspringt auf einer Wiese die

sogenannte Gesundquelle. Sie wurde im Monat Julius des Jahres 1646, als eben durch die anhaltende Trockenheit der Fluß so seicht geworden war, daß man überall hindurchgehen konnte, anfangs blos von den in der Nähe beschäftigten Schnittern als ein kühlender Labetrunk häufig genossen. Da man aber auch den wohlthätigen Einfluß derselben auf die Heilung körperlicher Gebrechen durch einige von Bewohnern der Stadt und der umliegenden Dörfer gemachte Erfahrungen bewährt gefunden zu haben glaubte, so verbreitete sich ihr Ruf in kurzem auch in entferntere Gegenden. Von nun an strömten Sieche und Kranke aller Art bei derselben zusammen, im zuversichtlichen Vertrauen, hier Heilung und Erleichterung der Uebel zu finden, womit sie behaftet waren. Der damalige Superintendent, Rothmaler, liefert am Schlusse seines bald nach Entdeckung dieses Gesundbrunnens verfaßten Andachtsbuches, worin er dieselbe als eine vorzügliche Wohlthat der Vorsehung preist, ein langes Verzeichniß aller derjenigen, die ihre Genesung seiner Wirksamkeit zu verdanken öffentlich gerühmt hatten. Aber bald scheint der Glaube an die wunderthätige Kraft desselben wankend geworden und endlich auf eine lange Reihe von Jahren geschwunden zu sein. Zwar gab er von Zeit zu Zeit den hiesigen Aerzten Anlaß zu Untersuchungen, aber keine führte zu der gewünschten Entdeckung von Bestandtheilen, welchen man einen bedeutenden Einfluß auf die Wiederherstellung der Gesundheit hätte zugestehen können. Erst vor etwa dreißig Jahren wurde der fast verschollene Name dieser Quelle wieder häufiger, als je, genannt, und die Meinung von ihr inwohnenden Heilkräften faßte auf's neue Wurzel. Wenn auch die von einem gründlichen Chemiker damals gelieferte, genaue Bestimmung ihres Gehaltes nicht geeignet war, dieselbe noch mehr zu begründen, so trug doch der Reiz der Neuheit in Verbindung mit einigen Beispielen von Personen, welche dadurch ihre Gesundheit wieder erlangt haben wollten, das Seinige bei, daß das Drängen zu derselben, von welchem das oben bemerkte Jahr Zeuge gewesen war, sich wieder erneuerte. Und obgleich der anfangs so rege Eifer in Benutzung dieses Heilbrunnens gänzlich wieder erkaltet ist, so hat doch die demselben gewidmete Aufmerksamkeit auch für die Gegend, welche ihn zunächst umgibt, und welcher ganz das Gepräge einer niederländischen Landschaft aufgedrückt ist, die glücklichsten Wirkungen geäußert. Die Anlegung wohlgeordneter Baumpflanzungen und des eben so einfachen, als geschmackvollen Badehauses haben derselben eine neue Zierde geliehen.

Die hier und da geäußerte Muthmaßung, daß die Gegend von Rudolstadt ein Salzwerk gehabt habe, beruht auf dem ziemlich schwankenden Zeugnisse einer im Jahr 1417 ausgefertigten Urkunde. Ohngeachtet aller angewandten Mühe hat sich der Ort, wo dasselbe befindlich war, noch nicht mit Sicherheit entdecken lassen. So viel aber scheint wenigstens ausgemacht zu sein, daß es nicht in den nächsten Umgebungen der Stadt gesucht werden darf.

Wollen wir ein sprechendes Gemälde des ursprünglichen Zustandes unsrer Gegend, ehe sich Menschen in derselben ansiedelten, ent-

werfen, so können wir dazu, ohne Besorgniß, der Wahrheit untreu zu werden, die Farben von den Schilderungen des ältesten Germaniens entlehnen.

Wer nur einige Züge dieser letztern aufgefaßt hat, dem wird gewiß, wenn er sie auf Thüringen, und insbesondere auf unsre Gegend überträgt, sogleich das traurige Bild von düsteren Wildnissen vorschweben, welche ehemals unsre jetzt so lachenden Auen entstellten. Die Berge, unter deren Schutze Rudolstadt jetzt sein mildes Klima genießt, waren anfangs mit undurchdringlicher Waldung bedeckt. Noch sind davon der Hain und die Heide übrig; der Name des Pörzthales deutet in der Sorbischen Sprache auf einen Tannenwald hin, der dasselbe begrenzte. *) Die Füße dieser Berge scheinen mit dichtem Laubholz von Eichen, Eschen und Weiden, besonders aber mit Haselgesträuch bewachsen gewesen zu sein, wie uns der Name Haselich, den die südwestliche Wand des Hainberges und der Hügel an der Nordseite führt, sowie die Dörfer Kirchhasel, Oberhasel und Unterhasel, bis zu welchen sich dieses Gesträuch hinabzog, nicht undeutlich zu erkennen geben. Das Unfreundliche und Rauhe unsrer Gegend wurde damals durch verschiedene Seen und Sümpfe vermehrt, welche einen großen Theil derselben einnahmen. Drei der ersten, Schwanen, — Egel — und Katharinauersee werden nicht nur in alten Urkunden erwähnt, sondern ihre Lage und Größe läßt sich auch durch Hülfe der noch von ihnen vorhandenen Ueberreste mit großer Wahrscheinlichkeit bezeichnen. Wir würden unserem Plane zuwider handeln, wenn wir in weitläufige Untersuchungen darüber eingehen wollten, durch welche Naturereignisse die Umgestaltung unsrer Gegend nach und nach bewirkt wurde. Nur soviel sei uns noch zu erwähnen vergönnt, daß verschiedene Wahrnehmungen darauf hindeuten, daß die Saale bei unsrer Stadt in den ältern Zeiten ein anderes Bette gehabt habe. So findet man z. B. in den sogenannten untern Weinbergen und auf den Debraäckern ein Lager von gerundeten Steinen, die denen in dem Flusse vollkommen ähnlich sind.

Der Landstrich an der Sale herauf bis zu dem Thüringer Walde enthielt schon vor dem Jahre 1062 viele Dörfer und Meierhöfe, wovon die meisten jetzt noch übrig sind. Der Anbau derselben mußte also vermuthlich im siebenten und achten Jahrhunderte, in welchem letzteren die Sage den Bonifacius in Rudolstadts Nähe zu Heilsberg **) verweilen läßt, und hier und da noch früher begonnen haben, da er bereits im zehnten so bedeutende Fortschritte gemacht hatte.

---

*) Por oder Bor heißt in der genannten Sprache ein solcher Wald. Doch könnte dieses Wort eben so ungezwungen von der Präposition Po, an und ric (ausgesprochen ritsch) der Bach, abgeleitet werden.

**) S. außer mehreren älteren Schriften (Vulpius) Curiositäten, 6. B. 2. St. S. 166 ff.

Ein anderes, weit rauheres Ansehen aber gewährte damals noch der Thüringer Wald, welchen gleichzeitige Schriftsteller als eine menschenleere, blos von Bären und Wölfen bewohnte Einöde schildern. Allein auch jener Gegend dürfen wir vor dem eilften Jahrhunderte keine große Bevölkerung zuschreiben, vielmehr gab es in derselben noch da, wo jetzt die fruchtbarsten und lachendsten Fluren sind, viele waldige und wüste Plätze. Der Einfluß der Klöster, deren Stiftung in Thüringen beinahe durchgängig diesem und dem folgenden Jahrhundert angehört, auf die Kultur und bessere Bearbeitung des Bodens ist unverkennbar.

Wenn der Geschichtschreiber meist vergeblich nach der Zeit des Ursprunges der Städte und dem Namen ihrer Erbauer zu forschen pflegt, so sind wenigstens bei der unsrigen die angewandten Bemühungen nicht ganz fruchtlos gewesen. Die Geschichte gedenkt zweier Herzoge in Thüringen, welche den Namen Rudolph führten. Dem ersteren soll der Fränkische König, Dagobert, ums J. 634, den Oberbefehl über den südlichen Theil dieses Landes aufgetragen haben. Der andre, welcher von dem Jahre 872 bis 876 in gleichen Verhältnissen vorkommt, hat, wie wir bald sehen werden, weiter keine Wichtigkeit für uns. Jener war so glücklich, die Sorben über die Sale zurückzudrängen. Mehrere Umstände vereinigen sich zu Bestätigung der Behauptung, daß der erste Grund zu unsrer Stadt von ihm gelegt worden sei. Die bei weitem größere Anzahl der ältern Urkunden, insonderheit der lateinischen, weißt durch die Schreibart der Namen derselben deutlich auf einen Erbauer hin, welcher Rudolph hies. Ferner ist Alles, was uns die Chroniken von dem öffentlichen Leben des Herzogs und von den Schicksalen seines Geschlechts berichten, dieser Ableitung nicht nur nicht entgegen, sondern es verleiht derselben vielmehr eine festere Stütze. Auch Rudolphs Nachkommen hatten in unserer Gegend Besitzungen. So beschenkte sein Urenkel, der Herzog Heton II., im J. 704 das Bisthum Utrecht mit einigen Gütern zu Arnstadt und andern benachbarten Orten.

Es ist glaublich, daß die Sorbische Grenze an der Sale mit einer Kette nahe an einander liegender Burgen versehen war, um dem Lande mehrere Sicherheit vor den unaufhörlichen Einfällen dieses nach Beute gierigen Volkes zu gewähren. Zu solchem Zwecke waren ohne Zweifel Orlamünda, Dornburg, Kamburg und andere Schlösser in dieser Gegend erbaut, und vielleicht hatte das hier von Rudolph errichtete Bergschloß die nämliche Bestimmung da es nicht nur zu Bewachung der Grenze überhaupt, sondern auch zu Deckung der Straße von Erfurt nach dem Orlagau dienen konnte.

In den nächsten Umgebungen dieses Schlosses müssen wir die ersten Häuser der Stadt oder vielmehr die Meierhöfe suchen, welche die ursprüngliche Anlage derselben ausmachten. Die bis auf unsre Tage fortgepflanzte Benennung: Altstadt, welche ein außerhalb der Ringmauer liegender Theil von Rudolstadt führt, den man jetzt als Dorf betrachtet, spricht für den frühern Anbau in diesem Bezirke. Nach dem Erlöschen des Rudolphischen Stammes, ums J. 177, er-

theilten wahrscheinlich die Fränkischen Könige die Rechtspflege, sowie die Aufsicht über ihre hier befindlichen Domänen, einem besondern Richter, Voigt oder Grafen.

Die erste beurkundete Nachricht, die bisher von dem Dasein unsrer Stadt aufgefunden werden konnte, ist in einem kurz vor dem Jahre 800 aufgesetzten Verzeichnisse der Güter und Rechte enthalten, welche die Abtei Hersfeld zur Zeit ihres Stifters, des Mainzischen Erzbischofs Lullus, und bald nachher erworben hatte. Die oberste Stelle in demselben nehmen diejenigen Güter ein, welche dieser geistlichen Anstalt durch Karls, des großen Königs der Franken, Freigebigkeit zu Theil geworden waren. Unter diesen kommen auch „sieben Hausen in Mulnhusun (Mühlhausen), Renmidi (Remda) und Rudolfestatt mit den dazu gehörigen Leibeigenen" namentlich vor. Wenn die Wahrheit eines solchen Zeugnisses noch der weitern Unterstützung durch Gründe bedürfte, so würden wir diese von den übrigen, in diesem Documente angeführten Thüringischen Orten, welche auch noch in der Folge als Hersfeldische Besitzungen vorkommen, leicht entlehnen können. Rudolstadt stand also damals unter der Botmäßigkeit der Fränkischen Könige, und ging von diesen in die Hände der teutschen Kaiser über.

Der Orlagau, in welchen man nicht ohne triftige Gründe Rudolstadt versetzt, war anfangs von Sorben bewohnt, aber daraus folgt noch nicht, daß alle Ortschaften desselben diesem Slavischen Volke ihr Dasein verdankten. Viele sind von ihren Ueberwindern nach der Zeit angelegt worden. Vornämlich scheint dieß von den Burgen und sogenannten Warten zu gelten, wodurch die Teutschen die so sehr zum Aufruhr geneigten Sorben im Zaum zu halten suchten. Einzelne Landgüter in hiesiger Gegend mögen von den letztern, entweder noch vorher, ehe Rudolph dieselben über die Sale trieb, oder in der Folge enstanden sein, als sie die ihnen angewiesene Grenze überschritten, da sie bekanntlich ihre Einfälle in die benachbarten Länder so lange fortsetzten, bis sie endlich im Jahr 926 völlig unterjocht wurden. Dahin gehört, unter andern, der Ort Redewiz, welcher in einer kleinen Entfernung von Rudolstadt lag und durch die häufigen Uberschwemmungen der Sale seinen Untergang fand. Auch der Name der ehemaligen Schäferei Debra *) verräth einen Sorbischen Ursprung.

Wir nähern uns nun dem Zeitpunkte, wo es in der Geschichte unsrer Stadt etwas zu tagen anfängt, und der Forscher nicht mehr

---

*) Debra ist soviel als ein Landgut oder Vorwerk. Hierher kann auch der Bach Gornitsche gerechnet werden, welcher sich unter Teichröda, mit dem sogenannten wüsten Bache oder der Rinne vereinigt, die bei Rudolstadt in die Sale fällt. **Gornitsche** von **Gor** (oder **Hor**), der Wald, woraus das Adjectiv **gorni** oder **horni** gebildet wurde, und der Anhängesilbe **ce** bedeutet einen Waldbach. Auch **Rinna** heißt im Polnischen ein Kanal.

genöthigt ist, sich dem unsichern Leitfaden der Chroniken zu überlassen und die geringe Ausbeute, die sie ihm gewähren, mühsam von den vielen Schlacken zu sondern. Aber noch empfängt uns bei dem Eintritte in denselben ein räthselhaftes Dunkel, dessen Aufklärung schon von vielen vergeblich versucht worden ist. Die Schicksale unserer Stadt sind nämlich eine ziemlich lange Reihe von Jahren mit denen der Grafen von Orlamünde innig verwebt, aber die Frage, wenn und wie diese zum Besitze desselben gelangten, hat man noch nicht beantworten können. Wir müssen uns also mit Anführung des ersten urkundlichen Zeugnisses begnügen, in welchem dieses edele Geschlecht in dem erwähnten Verhältnisse zu unserer Stadt erscheint. Ein solches wurde von Grafen Albert II. und Herrmann II. d. 28. April 1217 zu Rudolstadt, wahrscheinlich ihrem damaligen Aufenthaltsorte ausgestellt. Nicht lange hernach (1222) bezeichnet die noch ungedruckte Reinhardsbrunner Chronik in der Erzählung, daß der Landgraf Ludwig von Thüringen den Schauenforst erbaut habe, das Schloß Rudolstadt als Eigenthum Herrmanns von Orlamünde. *) Eine erfreuliche Erfahrung, die wir außerdem vermittelst jenes Documents machen ist, daß sich schon damals hier eine Pfarrkirche **) befand, deren Stiftung aber vielleicht einem weit früheren Zeitalter angehört.

Sein ältester Sohn Herrmann V. löst endlich in einem Salfeldischen Klosterbriefe vom Jahr 1279, alle Zweifel, die noch über die Verbindung unsrer Stadt mit diesem gräflichen Hause obwalten könnten, indem er seinem jüngern Bruder, Otto III., ausdrücklich Herrn zu Rudolstadt nennt. Otto V., jüngster Sohn des vorhergehenden, welcher unsre Stadt nebst den Fränkischen Herrschaften in der Abtheilung mit seinem Bruder erhalten hatte, scheint ebenfalls, wenn auch nicht immer, doch abwechselnd, sein Hoflager hier gehabt zu haben. Sein Schwiegervater, Graf Günter VIII. von Kevernburg, starb im J. 1302 und nun erbte Otto's Gemahlin, Adelheid, mit ihrer Schwester, Irmengard, vermählten Gräfin zu Hohenstein, die von ihm hinterlassenen Besitzungen, Arnstadt, Schwarzwald, Wachsenburg, Liebenstein, Ichtershausen und Ilmenau. Aber schon im J. 1306 verkaufte Otto seinen Antheil an der erstern und letztern Stadt wieder an die Grafen Heinrich XII. von Schwarzburg, Herrn zu Blankenburg, und Günther XII., Herrn

---

*) Die Worte sind folgende: **Post hoc nono Idus Augusti (MCCXXII) idem Lantgravius (Ludewicus) intrauit cum exercitu terram comitis Hermanni de Orlamunde occupans montem qui dicitur Scowinvorst inter duo castra sua meliora scil. Orlamunde et Rodolfstad et hoc facto ad terram suam revertitur bene prosperatus.** (Andere Zeitbücher haben das Jahr 1223).

) Unter den Zeugen kommt nämlich: **Heinricus parrocianus de rodeluestad (rodoluestad?) vor. Schon 1227 wird, wahrscheinlich als sein Nachfolger, **bruno parrochianus de Rudoluistat** erwähnt.

zu Schwarzburg, für 1300 Mark Silber, erhielt aber nur 450 Mark baar; für die fehlende Summe wurde ihm das untere Schloß zu Rudolstadt mit seinen jährlichen Einkünften übergeben und eingeräumt. — Aber wie waren die Grafen von Schwarzburg zum Besitze dieses Schlosses gelangt? Die über jenen Kauf ausgefertigte Urkunde entscheidet hier nicht das Mindeste. Unter den mancherlei Muthmaßungen, welche die Schwarzburgischen Geschichtschreiber in dieser Hinsicht vorgetragen haben, empfiehlt sich keine so sehr durch ihre Wahrscheinlichkeit, als diejenige, daß es bei Gelegenheit der Vermählung Heinrichs XV., eines Sohnes Heinrichs XII., Blankenburg. Linie, und Bruders des nachherigen Kaisers, Günthers XXI., mit Elisabeth, der Tochter Otto's, welche Rudolstadt als Mitgift empfangen habe, geschehen sei. Elisabeth wurde nämlich nicht erst im Jahr 1335, sondern vielleicht schon zu Ende des dreizehnten, oder doch zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wenigstens vor dem Jahre 1306, mit dem genannten Grafen verehlicht. Graf Otto, der auf diese Art aufs Neue Herrr beider Schlösser und der ganzen Stadt geworden war, blieb nicht lange im Genusse des Wiedererworbenen. Denn schon im J. 1318 soll ihn der Tod von der Welt abgefordert haben.

Sein Sohn, Otto VII., folgte ihm in der Regierung von Plassenburg, Kulmbach, Grafendabrach und unsrer Stadt. Die hiesige Andreaskirche erhielt in den Jahren 1326 und 1327 ausgezeichnete Beweise seiner Wohlthätigkeit. Aus der ersten Urkunde erfahren wir das Dasein der Kapelle des heiligen Gregorius bei dem obern Schlosse, welche damals schon längere Zeit gestanden haben muß; aus der zweiten läßt sich schließen, daß Otto seinen Aufenthalt bisweilen in unsrer Stadt zu nehmen pflegte.

Ohne Zweifel war die allzugroße Freigebigkeit dieses Grafen gegen geistliche Stiftungen und seine mit Aufwand und Verlust verknüpfte Theilnahme an den Kriegen Kaiser Ludwigs IV., dem er auch im J. 1328 nach Italien und Rom gefolgt war, Ursache, daß er seinem Schwager Heinrich XV. v. Schw. Rudolstadt mit den beiden Häusern daselbst für 600 Mark Silber verpfänden mußte. Da er aber nachher noch 400 Mark auf dessen Namen erborgt hatte und die Zinsen nicht abtrug, so schloß Heinrich im Jahre 1331 einen Vertrag mit ihm, welcher die nähern Bestimmungen enthielt, die nunmehr in Ansehung dieses Darlehns verabredet worden waren. Wir theilen die vornehmsten Punkte daraus mit. Zuerst erklärte Heinrich, „daß die ganze Stadt nebst den beiden Schlössern nur als Pfand für die 600 Mark angesehen, für die Interessen aber die jährlichen Einkünfte, oder an ihrer Stelle 60 Mark, gegeben werden sollten; er gestand ferner seinem Schwager das Recht zu, diese Vesten zu allen Zeiten wieder einzulösen, doch unter der Bedingung, daß er die Mannschaft derselben ihm vorher möchte huldigen lassen, damit er sie einmal erben könne. Otto hatte sich das Lehn der Pfarrkirche ausbedungen, dagegen behielt sich Heinrich zehn Mark Silber zu Bestreitung der alljährlich auf die beiden Schlösser zu verwendenden

Baukosten vor. Diese sollten zu dem Hauptgelde gerechnet, die andern 400 Mark aber, für welche jener kein Unterpfand gegeben hatte, mit 80 Mark (also jährlich mit 20 vom Hundert) verzinset, und die Interessen immer ein Jahr voraus bezahlt werden."

Die Hoffnung auf einen leiblichen Erben war indessen bei unserm Grafen immer tiefer gesunken. Dieß erregte ohne Zweifel in ihm den Entschluß, einen Theil seiner Besitzungen, auf den Fall, daß er kinderlos sterben würde, dem Grafen Heinrich zuzuwenden, mit dem er so eng durch die Bande der Verwandtschaft verknüpft war. Wenigstens scheint dieß aus einem offenen Briefe Heinrichs vom Jahr 1334 deutlich hervorzugehen, so wie wir auch schon durch das eben erwähnte Document auf diese Absicht aufmerksam gemacht worden sind. In demselben legt dieser seine Wünsche und Gesinnungen, nach altteutscher Sitte, unumwunden an den Tag, wenn er erklärt, „daß er nur das obere Schloß mit der dazu gehörigen halben Stadt für 1300 Mark Silbers, (denn so hoch war das Kapital durch den rückständigen Zins gestiegen) behalten, hingegen das untere Schloß nebst der andern Hälfte der Stadt, jedoch mit Ausnahme des Thurmes, wieder zurückgeben wolle." Durch den letztern Zusatz und das Verlangen, daß ihm von der Mannschaft desselben die Huldigung geleistet werden möchte, glaubte er sich den Besitz auch dieses Theiles zu sichern, wenn Otto dereinst mit Tode abginge. Endlich wünschte er, daß Otto die obere Veste, wenn er sich zum Verkaufe derselben genöthigt sähe, keinem andern, als ihm, anbieten und ihm dieselbe um 200 Mark wohlfeiler, als sie geschätzt werden würde, überlassen möchte. In Ansehung des Patronatrechts über die Andreaskirche und die derselben zugehörigen Kapellen galten die einige Jahre vorher festgesetzten Bestimmungen. Otto trug kein Bedenken, die ihm gethanen Vorschläge anzunehmen und seinem Schwager von der Mannschaft des untern Schlosses, auf dem bemerkten Fall, die Huldigung leisten zu lassen. Hierauf eignete er, diesem Vertrage gemäß, am 14. April 1838 das erwähnte Patronatrecht, welches, wie er sich in der darüber ausgefertigen Urkunde ausdrückt, von seinen Voreltern auf ihn fortgepflanzt worden war, dem von den Herzogen zu Meran gestifteten Kloster Langheim zu.

Mit ihm erlosch im Jahr 1340 die Fränkische Linie dieses berühmten Stammes.

Jetzt sei es uns erlaubt, hier, wo sich uns ein so natürlicher Ruhepunkt darbietet, einige Blicke auf die innere Beschaffenheit und Einrichtung der Stadt zu werfen, und dann erst den Faden der Erzählung wieder anzuknüpfen.

Wann Rudolstadts Bewohner von der Leibeigenschaft befreit und für Bürger erklärt worden sind, darüber herrscht ein tiefes Stillschweigen. Noch zu Anfange des zwölften Jahrhunderts hatte der Zustand der Einwohner mancher bedeutendern Städte Thüringens viele Aehnlichkeit mit dem der Bauern und ließ auf eine ursprüngliche Knechtschaft schließen. Sollte Rudolstadt sich wohl eher aus den Fesseln dieser drückenden Verhältnisse losgewunden haben? — Gewiß ist es hin-

gegen, daß es seine ersten Stadtgesetze den Grafen von Orlamünde verdankt. Sind sie gleich nicht mehr in der Urschrift vorhanden, so wird dieß doch nicht nur in den von dem Grafen Günther XXVIII. zu Schwarzburg, Herrn zu Ranis, im Jahr 1404 erneuerten Statuten mit deutlichen Worten zu erkennen gegeben, sondern es finden sich in diesen auch unverkennbare Spuren von alten Gebräuchen, welche den von ihnen hergeleiteten Anordnungen einen Platz in einem frühern Zeitraume anweisen. So schreibt sich z. B. das Gesetz von Bestrafung des Todschlages durch eine kleine Summe Geldes von den Gewohnheiten der alten Thüringer her und scheint noch damals, als dieses Volk bereits die christliche Religion angenommen hatte, Statt gefunden und sich auch in der Folge erhalten zu haben.

Rudolstadt war nunmehr Eigenthum der Grafen zu Schwarzburg geworden. Aber nicht lange konnte es sich seines ersten Oberherrn aus diesem erlauchten Hause, Heinrichs XV., erfreuen. Denn dieser verlor schon 1337, bei einem Zug nach Jerusalem das Leben.*) Seine Gemahlin, Elisabeth, hingegen hatte noch 1358 ihren Witwensitz zu Salfeld. Heinrich XVII. und Günther XXV., die beiden Söhne des Verstorbenen, erbten unsre Stadt und regierten dieselbe anfangs gemeinschaftlich. Aber nicht lange genossen sie der Ruhe. Eine dem Anscheine nach unbedeutende Veranlassung hatte die schon so vielfältig beschriebene Fehde zwischen den Thüringischen Grafen, an deren Spitze Friedrich II. von Orlamünde und der heldenmüthige Günther XXI. zu Schwarzburg-Blankenburg standen, gegen den Landgrafen Friedrich II oder den Ernsthaften, auf's neue entzündet. Auch unsre Grafen wurden in dieselbe verflochten. Das Ungewitter des Kriegs, welches erst in der Gegend von Arnstadt und Erfurt gewüthet hatte, zog nun gegen Rudolstadt heran, um alle seine Schrecknisse über dasselbe zu entladen. Im Jahr 1345 in der Fastenzeit wurde es von Friedrichs Heere überfallen, geplündert und abgebrannt. Wahrscheinlich hatte der Feind bei der Einnahme auch des oberen Schlosses nicht verschont. Das Zeugniß einer Urkunde, daß im Jahr 1409 die Kapelle des heiligen Gregorius bei demselben nicht mehr vorhanden war, steht wenigstens mit der Behauptung, daß es den Kriegern des Landgrafen gelungen sei, sich dieser Veste ebenfalls zu bemächtigen und an derselben feurige Rache zu üben, nicht in offenbarem Widerspruche. Auch das untere Schloß, dessen Standort sich nicht mit völliger Gewißheit ausmitteln läßt, wird seit dieser Zeit nicht wieder ausdrücklich erwähnt, nur eine Urkunde vom 26. Junius des folgenden Jahres gedenkt noch beider Häuser zu Rudolstadt. Da, wie die Sage erzählt, das Stadthaus gleichfalls ein Raub der Flammen wurde, so fehlen die von den Grafen von Orlamünde ertheilten Statuten nebst mehreren andern ehrwürdigen Denkmalen des Alterthums. Endlich boten sich die Käm-

*) Nikol von Syghen erzählt in seiner Thüringer Chronik fol 225a „Hoc anno (1887) obiit generosus Comes h de Schwarczburg cum multis aliis suis sodalibus in peregrinacione Iherosolimitana.

pfenden, während der von dem Landgrafen unternommenen und fünf Wochen vergeblich fortgesetzten Belagerung der damals Schwarzburgischen Bergveste Dornburg, zur Versöhnung die Hand; der Friedensvertrag wurde aber erst späterhin, am 26. December d. J., förmlich abgeschlossen. In demselben hatten sich die Grafen von Schwarzburg unter andern verbindlich gemacht, Rudolstadt, womit sie bisher von dem Reichsoberhaupte beliehen worden waren, von dem Landgrafen zu Lehn zu empfangen, wenn dieser nämlich den Kaiser dahin vermögen könnte, seinen Rechten zu entsagen, was ihm aber nicht gelungen zu sein scheint.

Wann unsre Stadt ein eigenes Stadtgericht erhalten habe, ist ungewiß. Schon im zwölften Jahrhundert finden sich in anderen Thüringischen Städten Spuren von einer besondern, durch Voigte und Schultheissen mit Zuziehung einiger Schöppen geführten städtischen Regierung. So treffen wir auch bei uns einen Voigt, und späterhin drei besondere Behörden, unter dem Namen Rathsmeister, an, die in der Verwaltung ihres Amtes mit einander wechselten. Anfangs, als Rudolstadt noch klein war, hatte sich die ganze Bürgerschaft, wie jede Dorfgemeinde, unter dem Vorsitze ihres Richters versammelt, in der Folge aber, als sich die Zahl der Einwohner mehrte, wurden sieben besondre Räthe zu diesem Zwecke erkoren, welche die gewissenhafte Handhabung des Rechts vorher eidlich versichern mußten.

Dieses Wenige ist es, was über die innere Verfassung der Stadt in fernem Alterthume mit einiger Zuverlässigkeit gesagt werden kann. Je näher wir unsern Zeiten kommen, desto mehr Aufschlüsse erhalten wir über dieselbe. Besonders erzeugte das Jahr 1404 in dieser Hinsicht manche neue Einrichtungen. Der schon oft erwähnte Günther **XXVIII.** brachte es nämlich damals, durch seine dem Kaiserhause geleisteten treuen Dienste, bei dem Kaiser Ruprecht dahin, daß seiner Tochter, Elisabeth, das Schloß und der Flecken Ehrenstein, ingleichen der Bann an dem Gerichte zu Rudolstadt nebst dem Zoll daselbst, welcher ihm 1397 zugestanden worden war, erblich verschrieben wurden. Zugleich bewilligte der Monarch, daß, wenn Günther keinen Sohn erzeugen würde, Elisabeth diese Stücke auf immer von dem Reiche zu Lehn tragen sollte.

Die von unserem Grafen am 31 März d. J. bestätigten und mit einigen neuen Gesetzen vermehrten Statuten *) geben nicht undeutliche Fingerzeige, daß der Handel bereits hier aufzukeimen angefangen hatte. Rudolstadt besaß damals schon Marktrecht und zwei Jahrmärkte, zu denen erst nach dem Jahre 1488 ein neuer hinzugekommen sein muß. Wie weit der Anbau der hiesigen Gegend gediehen war, läßt sich ebenfalls aus diesem schriftlichen Denkmale

---

*) Sie sind in dem Waffenträger der Gesetze. S. VIII. August. (Weimar) 1801. 8. S. 133 — 146, aber so ungenau und voller Lücken abgedruckt, daß ein dem Originale getreuer Abdruck sehnlich zu wünschen ist

beurtheilen. Man zog um jene Zeit schon, außer den gewöhnlichen Feldfrüchten, auch Flachs, Hopfen, Wein und Obst.

Wie viel eine Stadt in Hinsicht auf Nahrung, Verfeinerung der Sitten und Anwachs der Volksmenge gewinnt, wenn sie zum Aufenthalte des Regenten erhoben wird, liegt am Tage. Rudolstadt genoß dieses Vorzugs eine Zeitlang nicht, wenigstens finden wir in den vaterländischen Jahrbüchern keine sichern Merkmale davon. Das Haus Schwarzburg hatte sich damals in mehrere Aeste verbreitet. Ohngeachtet die Länder desselben in frühern Zeiten weit beträchtlicher waren, als jetzt, so wirkten doch die häufigen Zerstückelungen derselben, welche vor Einführung des Rechts des Erstgeburt Statt fanden, auf ihre Aufnahme nichts weniger als günstig, und in ihnen müssen wir die Hauptveranlassungen suchen, daß ihr Umfang so sehr geschmälert wurde. Auch Rudolstadt gerieth dadurch mehr als einmal in Gefahr, der Botmäßgkeit eines Fremden unterworfen zu werden.

Während der gemeinschaftlichen Regierung Heinrich XVII. und Günther XXV. gewannen die bisherigen Lehnsverhältnisse eine veränderte Gestalt. Kaiser Karl IV., der von einem neuern Schriftsteller nicht mit Unrecht der Stiefvater des teutschen Reichs genannt wird, sorgte desto väterlicher für sein angestammtes böhmisches. Er wußte im Jahr 1361 die genannten Grafen, welche dem Reichstage zu Nürnberg beiwohnten, durch Ueberredung und Zusagen, auf die er sich meisterlich verstand, zu bewegen, daß sie nicht nur Schloß und Stadt Rudolstadt nebst dem dazu gehörigen Gebiete, sondern auch Salfeld und Köniz, der Krone Böhmen zu Lehn auftrugen. Nach dem 1368 erfolgten Tode Günthers führte Graf Heinrich mit dessen Nachkommen, Heinrich XXV., Günther XXIX. und Günther XXXI., die Regierung gemeinschaftlich fort, bis auch er 1373 von der Welt abgerufen wurde. Seine Söhne, Heinrich XXIII. und Günther XXVIII., nahmen noch in demselben Jahre mit ihren bereits erwähnten Vettern eine Theilung der ererbten Besitzungen vor. Rudolstadt war den erstern anheimgefallen und ging bei der abermaligen Abtheilung, welche beide Brüder, im Jahr 1381 mit einander vornahmen, in den Besitz des jüngern über. Dieser, der schon oft besprochene Günther XXVIII., ist, außer dem, was wir bereits von ihm anzuführen Gelegenheit hatten, noch in vieler Hinsicht wichtig für unsre Stadt. Im Jahr 1399 vermählte er sich mit Margaretha, einer Tochter des Grafen Heinrich X. (XIII.) von Henneberg-Schleusingen, und verschrieb ihr Schloß und Stadt Pösneck zu Leibgedinge; in der Folge aber, noch vor seiner Abreise zu der Kostnizer Kirchenversammlung, wies er derselben dafür Rudolstadt und Ehrenstein an.

Wie weit Günthers Denkungsart über den damaligen Zeitgeist erhaben war, darüber gibt uns ein anderer merkwürdiger Vorfall Aufschluß. Es ist sein Versuch, dem Kloster Langheim das von den Grafen zu Orlamünde verliehene Patronatrecht über die Andreaskirche zu Rudolstadt aus den Händen zu winden, der endlich auch, nach langwierigen Streitigkeiten und Besiegung vieler Hindernisse, dem in alle Geheimnisse der Staatsklugheit eingeweihten Grafen vollkom-

men gelang. Durch Vermittelung Friedrichs, Burggrafen zu Nürnberg, war schon den 6. Februar 1403 ein Vergleich zu Stande gekommen, in welchem das Kloster seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, das Lehnrecht über jene Kirche mit dem über die Elisabethenkapelle am Markte zu Rudolstadt zu vertauschen. Dagegen verpflichtete sich Günther, dem Kloster 300 rheinische Gülden zu zahlen, damit die Begängnisse der Grafen zu Orlamünde und Schwarzburg, dem Willen der Stifter gemäß, ferner mit Vigilien und Messen gefeiert werden könnten. Allein die Brüderschaft zu Langheim suchte den errichteten Vertrag unter allerlei Vorwänden ungültig zu machen. Günther, erzürnt über diese fromme Untreue, ließ hierauf, ohne Furcht vor dem allgewaltigen Bannstrahle, den Prior, Nikolaus, in gefängliche Haft bringen und den Pfarrer zu Rudolstadt, Nikolaus Vizner, welcher, vermuthlich von dem Abte, seinem bisherigen Lehnsherrn, mit geheimen Verhaltungsbefehlen versehen, ihm den Gehorsam verweigerte, seines Amtes entsetzen. Diese strengen Masregeln bewogen die Konventualen zur Nachgiebigkeit. Sie boten nun abermals die Hand zum Vergleiche, welcher auch am 1. April des nämlichen Jahres zu Stande kam, und wodurch der Prior seine Freiheit, der Pfarrer aber sein Amt wieder erhielt. Im Jahr 1404 verzichtete endlich das Kloster völlig auf das Patronatrecht der Andreaskirche und wurde durch das der Elisabethenkapelle für diesen Verlust entschädigt. Der Papst, Gregor **XII.**, bestätigte 1410 den darüber abgeschlossenen Vertrag.

Im Jahr 1417 gerieth Günther mit seinem Vetter, Heinrich **XXIX.**, in Streit wegen einiger Urkunden, welche dieser über seine Städte und Güter in Verwahrung hatte, und deren Aushändiguug er verweigerte. Die Sache wurde klagbar bei dem kaiserlichen Hofgericht und Graf Konrad von Freiburg ertheilte am 25. April, nach angestellter Untersuchung, dem Grafen Heinrich den Bescheid, alle Briefe und Documente über die jenem eigenthümlich gehörenden Städte verabfolgen, diejenigen aber, welche die gesammte Herrschaft beträfen, in gemeinschaftliche Verwahrung bringen zu lassen. Es ist nicht bekannt, ob Heinrich diesem Befehle Folge leistete; für uns hat wenigstens die Urkunde, in dem er enthalten ist, den Nutzen, daß wir daraus die Orte kennen lernen, welche damals zu Rudolstadt gehörten. Es waren folgende: die Stadt Teuchel, Ezelbach, Unterhasel, Redewiz, Kirchhasel, Oberhasel, Teichweiden, Weitersdorf, Teichröde, Ammelstedt, Hermsdorf, Geitersdorf, Hopfgarten, Eschdorf, das Salzworgel, Eichfeld, Schala, Mörla, Volkstedt, Kumbach und Kolkwiz

Schon der dreißigste April d. J. 1418 endigte Günthers, mehr dem Dienste des kaiserlichen Hofes und dem Besten fremder Fürstenhäuser, als dem Wohle seiner eignen Familie, welcher er ansehnliche Länder widerrechtlich entzog, gewidmetes Leben.

Heinrich **XXIX.**, sein Vetter, folgte ihm in der Regierung der übrig gebliebenen Herrschaften. Sobald aber der Sohn von Günthers Schwester, Elisabeth, Bruno **III.** (Proz), Edler Herr von

Querfurt, Nachricht von dessen Hinscheiden bekam, verlangte er, als vermeinter nächster Erbe, die Häuser Rudolstadt und Ehrenstein. Das erstere war damals an die Grafen zu Henneberg, Friedrich I. und Wilhelm II. (III.) verpfändet. Diese suchten nun in Verbindung mit jenem ihre Ansprüche geltend zu machen und bemächtigten sich des Schlosses und der Stadt Rudolstadt nebst der ganzen Pflege. Durch Zurückzahlung des vorgestreckten und auf Rudolstadt versicherten Kapitals wurden Friedrichs und Wilhelms Forderungen völlig begnügt, die Ansprüche Bruno's aber für unstatthaft erklärt und ihm daher weiter keine Entschädigung zuerkannt. Die mit ihm geführten Streitigkeiten waren von ziemlich langer Dauer gewesen und ihre Beilegung mehrmals versucht worden, bis endlich das gute Vernehmen, welches von den ältesten Zeiten zwischen beiden Familien geherrscht hatte, vollkommen wieder hergestellt wurde. Graf Heinrich nahm lebhaften Antheil an Bekämpfung der Hussiten und spielte dabei eine wichtige Rolle. Die Geschichte hat uns mehrere Beweise seiner Tapferkeit aufbehalten, die er in diesem, mit der größten Erbitterung geführten Kriege ablegte. Aber der Aufwand, der dabei erforderlich war, der Verlust, den er in demselben erlitt, und die Hülfe, die er seinem Bruder, Günther, Erzbischof zu Magdeburg, bei den Streitigkeiten mit der Stadt Halle leistete, stürzten ihn oft in Geldverlegenheiten, durch welche er, unter andern, Rudolstadt und Teuchel nebst fünf dazu gehörigen Dörfern viermal zu versetzen sich genöthigt sah. Er beschloß sein thatenvolles, größten Theils in Lagern und Feldschlachten zugebrachtes Leben im Jahr 1444.

Sein Sohn, Heinrich XXXI., erbte Rudolstadt. Dieser hatte sich bereits im J. 1434 mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Adolph zu Kleve, vermählt. In der noch vorhandenen Eheberedung wurde sie für die ihm zugebrachte Mitgabe von 6000 rheinischen Gülden, im Fall des Witwenstandes, an die Stadt Rudolstadt und die dazu gehörigen Ortschaften verwiesen. Die letztern sind aber nicht ganz die nämlichen, welche wir in der oben erwähnten Urkunde gefunden haben, sie erscheinen vielmehr in folgender Ordnung: Teuchel, Volkstedt, Unterhasel, Redewiz, Milbiz, Weitersdorf, Kumbach, Schala, Lichstedt, Oberhasel, Nauendorf, Mörla, Ammelstedt, Wirbach, Eichfeld, Kirchhasel, Teichweiden, Teichröde, Eschdorf, Hopfgarten, und Hermstadt. Graf Heinrich hielt sich ohne Zweifel bisweilen auf dem Schlosse zu Rudolstadt auf, da ihm hier 1450 ein Sohn, Günther XXXVIII. oder der mittlere, geboren wurde.

Daß der sächsische Bruderkrieg Thüringens Wohlstand höchst verderblich war, darüber herrscht in den Geschichtbüchern nur eine Stimme. Da wir von den Verheerungen, welche er in dem Schwarzburgischen Gebiete anrichtete, schon einmal zu sprechen eine weit nähere Veranlassung fanden, *) so heben wir jetzt aus der zusammenhängenden Darstellung seiner Quellen und schädlichen Folgen

*) S. die Geschichte des Schlosses Schwarzburg in 2. B. S. 233 ff. —

nur das heraus, was in unmittelbarer Beziehung mit Rudolstadt steht; und dieses beschränkt sich auf die Nachricht, daß im Jahr 1450 Heinrich der jüngere, Reuß von Gera, als er von Roda aus bis in die Rudolstädtische Pflege vordrang, die zu derselben gehörigen Orte geplündert haben soll.

Der Gemahlin unsres Grafen war, wie wir oben bemerkten, Rudolstadt zum Witwensitze bestimmt worden. Allein der Mangel an Raum, ihre Kränklichkeit und die sich zu Arnstadt häufiger darbietende Gelegenheit zu Abwartung des Gottesdienstes, erregte in ihr den Wunsch, in dieser Stadt ihr Leben zu beschließen. Im Jahr 1473 wurde ihr die Erfüllung desselben feierlich zugesagt.

Auf die, noch vor wenigen Jahren über einer Thüre des hiesigen Schlosses sichtbaren, vereinigten Schwarzburgischen und Klevischen Wappen hat man die Muthmaßung gegründet, daß Graf Heinrich dieses Gebäude von 1434 bis 1448 für seine Gemahlin habe neu aufführen lassen. Man wäre befugt, dieser Behauptung zu trauen, wenn sie noch durch andere zuverlässigere Zeugnisse bestätigt werden könnte. — Heinrich starb im J. 1448 und wurde nebst seiner Gemahlin, die ihn nur kurze Zeit überlebte, zu Arnstadt beigesetzt. Sein Sohn Günther XXXVI. oder der ältere, soll kurz nach seiner Verheirathung mit der Gräfin Margaretha von Henneberg, welche 1458 Statt fand, das hiesige Schloß bezogen haben. Wenigstens besuchte ihn hier d. 26. März 1461 Herzog Wilhelm von Sachsen, der eben eine Reise nach Palästina unternehmen wollte, und an welchen er sich als Begleiter anschloß; und 1464 wurde ihm hier eine Tochter, Margaretha geboren, die sich in der Folge mit dem Fürsten, Woldemar von Anhalt, vermählte.

Noch in dem Todesjahre seines Vaters erneuerte Graf Günther, für sich und als Vormund Heinrichs XXXVI. (XXXIII.), Herrn zu Sondershausen, die Statuten von Rudolstadt, in welchen aber nichts, als die vorangehende Bestätigung und der Schluß geändert wurde. Als Heinrich die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte, überließ Günther ihm und seinem jüngern Bruder, Günther XXIX., die Regierung von Arnstadt und Sondershausen; Rudolstadt hingegen behielt er sich vor, wahrscheinlich um hier den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben. Die jetzt kaum mehr kenntliche Inschrift eines in die Mauer bei dem untern Schloßthore eingefügten Steines*) bewahrte sein Gedächtniß. Man kann aber dieselbe, wie einige gethan haben, weder auf die Erbauung des ganzen Schlosses, noch des weitläufigen Gemäuers beziehen, welches den daran stoßenden Garten umschließt. Weit glaublicher ist es, daß dieses Denkmal seines Namens die Errichung des Thorhauses andeuten soll, wo sich nachher

---

*) 1499.
G. G. Z. S.
DER ELDER
worunter der Schwarzburgische Löwe steht.

die Kanzlei befand, und das ehemals dem Voigt oder Amtmann zur Wohnung gedient zu haben scheint.

Nach Günthers Tode gelangte Rudolstadt im J. 1503 an seinen jüngern Bruder, Günther XXXIX., welcher zu der Zeit, als die durch Luthers und seiner Freunde Bemühungen von unzähligen Irrthümern und Mißbräuchen gereinigte Christuslehre bei dem Volke Eingang zu finden begann, sich abwechselnd hier, zu Blankenburg und Schwarzburg aufhielt. Heinrich XXXVII. (XXXIV.), der einzige Sohn desselben, hatte sich unterdessen im J. 1523 mit der Gräfin, Katharina, von Henneberg vermählt, und Günther ließ sich, nach vielem Widerstreben, bewegen, ihm 1527 das Schloß und Amt Rudolstadt zu Einrichtung einer eigenen Hofhaltung abzutreten, und ihm einen den Grundsätzen Luthers zugethanen Prediger zu gestatten. Aber kaum hatte er seinen Aufenthalt hier genommen, als er durch das am 8. August 1531 erfolgte Ableben seines Vaters veranlaßt wurde, denselben mit dem Wohnsitze zu Arnstadt zu vertauschen. Ihm war die öffentliche Einführung der Lutherischen Kirchenverbesserung in seinem Lande vorbehalten.

Das Volk, das sich sonst gegen alle Neuerungen aufzulehnen pflegt, nahm das lautere Evangelium gern und willig an. Aber in dem Frohlocken über die so lang ersehnte Freiheit von der Gewalt des Papstes und seiner entarteten Diener ließen sich die Kurzsichtigen von einigen mißvergnügten Schwärmern irre leiten und zur Raserei wider obrigkeitliche Einrichtungen und Gesetze verführen. Auch in Rudolstadt machten die von den Geistlichen gedrückten und durch das Beispiel ihrer Nachbarn aufgereizten Landleute den Versuch, nicht nur der Gewalt des Papstes, sondern auch der vaterländischen Ordnung sich zu entziehen. Der wuthentbrannte Haufe drang in die Stadt, besonders in die Wohnung des Plebans, Christoph von Wizleben, ein, forderte ihm die Kirchen- und Zinsbücher ab und zerriß sie vor seinen Augen. Die Mißhandlungen, welche der hochbejahrte Greis bei diesem Vorfalle erdulden mußte, zogen ihm bald hernach den Tod zu. Zu Dämpfung dieses Aufruhrs, welcher die ganze obere Grafschaft Schwarzburg ergriffen hatte, trug Münzers Niederlage bei Frankenhausen das Meiste bei. Strenge Bestrafung wartete nun aller derjenigen, welche ihrer Verblendung aus den gesetzlichen Schranken gewichen waren. Aber doch beförderte auch auf der andern Seite diese Begebenheit die schnellere Ausbreitung der Lutherischen Lehre. Denn Graf Günther XXIX., wegen seines hohen Alters zu keiner Aenderung des Glaubens geneigt, ließ nun Vieles in Hinsicht auf kirchliche Verfassung geschehen, was er ohne jene Unruhen nicht zugelassen haben würde. Er und die Geistlichkeit zeigten sich jetzt so nachgebend, daß auf Verlangen der Landleute, besonders der Bewohner der in die Andreaskirche eingepfarrten auswärtigen Dörfer teutsche Lieder, welche dieselben an den Jahr- und Sonntagsmärkten in den benachbarten sächsischen Städten gehört und gelernt haben sollen, bei dem Gottesdienste gesungen werden durften. Während nun die Dorfbewohner mit brennender Begierde die neue

Lehre auffaßten, war ein Theil der Bürger den durch lange Beobachtung geheiligten Gebräuchen treu geblieben und hatte sich zur Elisabethenkapelle gehalten. Um auch diese hartnäckigen Vertheidiger des alten Glaubens zur Annahme des neuen zu bewegen, wurden Processionen von der Kapelle angestellt, bei welchen man sich ebenfalls Lutherischer Gesänge bediente. Dieß scheint ums Jahr 1531 geschehen zu sein. Bald darauf aber ging der Gottesdienst in dieser Kapelle gänzlich ein und das Gebäude nebst den Einkünften wurde vermöge eines noch von Günther ertheilten Befehls dem Stadtrathe überlassen. Die ersten Keime der Reformation hatten sich in Rudolstadt im Jahr 1522 gezeigt und waren durch Heinrichs Anwesenheit und Beispiel im Stillen sorgsam gepflegt worden; aber das öffentliche Bekenntniß zu derselben konnte erst nach Günthers Tode, 1532 erfolgen. Hierauf wurde im J. 1533 die erste Kirchenvisitation im Schwarzburgischen veranstaltet und Dr. Johann Lange aus Erfurt, ein Jugendfreund Luthers, und Bonifacius Rempe, Pfarrer zu Liebringen, mit diesem Geschäfte beauftragt. Aber welch ein trauriges Bild mußten diese Männer von dem verdorbenen Zustande der damaligen Geistlichen entwerfen, die bei grenzenloser Unwissenheit sich überdieß noch ohne Scheu allen Arten von Ausschweifungen zu überlassen pflegten!

Leider war es dem Grafen Heinrich nicht vergönnt, die Früchte seiner menschenfreundlichen Bemühungen um die Aufklärung seines Volkes lange zu genießen. Denn schon am 12. Julius 1538 raffte ihn, in der Blüthe seiner Jahre, der Tod hinweg.

Seine der Entbindung nahe Gemahlin bezog hierauf das Schloß zu Rudolstadt, welches ihr nebst den dazu gehörigen Dörfern und dem ganzen Amte Blankenburg zum Witthum ausgesetzt war. Auch sie führte das von ihrem verewigten Gatten angefangene Werk der Kirchenverbesserung mit unverdrossenem Muthe fort; schaffte das noch hin und wieder sich äußernde Mönchswesen ab und suchte den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen verfolgt wurden, ließ sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen befand sich der durch seine wunderbaren Schicksale und seinen glühenden Eifer für die Sache der Reformation bekannte Kaspar Aquila, Pfarrer zu Salfeld. Dieser schwebte, weil der Kaiser, dessen Interim er auf der Kanzel schmählich angegriffen hatte, auf ihn zürnte, in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe. Demohngeachtet ließ ihn die furchtlose Katharina, auf die Bitte der Salfelder, heimlich zu sich auf das Schloß bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er wieder öffentlich erscheinen durfte.

Einen noch herrlichern Beweis ihrer Geistesgröße und heldenmüthigen Standhaftigkeit legte sie in ihrem Betragen gegen den durch seine Grausamkeit berüchtigten, spanischen Heerführer, Herzog von Alba an den Tag. Als Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg, durch Thüringen zurückkehrte, traf sie die weisesten Anstalten, um

ihre Unterthanen vor den Verheerungen, womit die Spanier ihren Zug bezeichneten, zu sichern. Sie erbat sich deswegen einen Schutzbrief von dem Feldherrn. Aber viele Landleute, den darin gegebenen Versicherungen wenig vertrauend, flüchteten noch vor der Ankunft des Heeres mit ihrer besten Habe auf das hiesige Schloß, wo sie bereitwillig aufgenommen wurden. Um den nach Beute dürstenden Kriegern die Gelegenheit zur Plünderung zu erschweren, wurde auf ihren Befehl die Brücke über die Sale abgebrochen und weiter hinabwärts, in größerer Entfernung von der Stadt, wieder über den Fluß geschlagen. Sie hatte dahin zu schneller Befriedigung der Bedürfnisse der Ankommenden einen zureichenden Vorrath von Lebensmitteln bringen lassen. Herzog Alba, begleitet von dem Herzog, Heinrich zu Braunschweig und dessen Söhnen, war auf dem Schlosse abgetreten, um das Frühstück bei der Gräfin einzunehmen. Aber wenige Augenblicke nach ihrem Empfange, ruft ein Eilbote die Gräfin aus dem Zimmer, und meldet, daß die Spanier in einigen an der Straße liegenden Dörfern das Vieh weggetrieben hätten. Ohne Verzug klagt Katharina die verübten Gewaltthätigkeiten ihren Gästen, empfängt aber die Antwort, daß dieses Kriegsgebrauch sei, und daß bei solchen Heereszügen dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten wären. Als sie endlich sieht, daß ihre Bitten fruchtlos sind, ruft sie aus: „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige werden, oder, bei Gott! Fürstenblut für Ochsenblut!“ Man glaubt, sie scherze, und lacht, aber sie verlangt mit männlichem Ernst, daß sogleich der schriftliche Befehl zu Wiedererstattung des Geraubten ertheilt werde. Um ihren Reden Nachdruck zu geben, läßt sie ihre Gewappneten hereintreten und das Frühstück bedienen. Schon vorher hatten ihre Leute heimlich Auftrag erhalte, Thor und Pforten wohl in Acht zu nehmen. Abgeschnitten von dem Heere und nur mit einem kleinen Gefolge, das in der Stadt seiner harrte, angelangt, erblaßt, bei Erscheinung dieser Kampflustigen Schaar, der sonst so furchtbare Alba; Heinrich hingegen sucht die Gräfin mit freundlichen Worten zu beruhigen, und bringt den spanischen Feldherrn dahin, daß er den verlangten Befehl aussfertigt. Aber die Gräfin beurlaubt ihre Gäste nicht eher, als bis sie der wirklichen Vollziehung desselben versichert ist. Hierauf dankt sie ihnen gerührt für die Gewährung ihres Wunsches und jene trennen sich zufrieden und vergnügt von ihr. — Herzog Heinrich gedachte noch in der Folge oft rühmlich dieses ernsten Scherzes der hochherzigen Frau, und Alba besaß diesmal Edelmuth genug, ihr denselben nicht entgelten zu lassen.

Als die Gräfin sich beinahe am Ziele ihres Lebens befand, sollte ihre Ruhe noch durch den auch in Rudolstadt von den dasigen Predigern im Jahre 1564 erhobenen, sogenannten Wucherstreit getrübt werden. Dieser Streit, welcher die Rechtmäßigkeit der Zinsen von ausgeliehenen Geldern betraf, wurde noch eine Zeitlang mit so großer Erbitterung fortgeführt, daß einige Geistliche deswegen ihrer Aemter entsetzt werden mußten. Katharina starb, nach einer Regie-

rung von 29 Jahren, allgemein verehrt und betrauert. Die hiesige Stadtkirche bewahrt ihre Gebeine.

Mit Albert VII. trat der glückliche Zeitpunkt ein, wo unsre Stadt der immerwährende Wohnsitz einer Hauptlinie des Schwarzburgischen Geschlechts werden sollte. Schon im Jahr 1573 hatte er sein Hoflager hier genommen. Aber gerade jetzt ereignete sich ein Zufall, der ihr diesen Vortheil auf lange Zeit zu entreißen drohte. Ein schrecklicher Brand, der in Abwesenheit des Grafen am 25. März d. J. durch Verwahrlosung entstanden war, zerstörte einen großen Theil der Heidecksburg. Doch die angenehme Lage, welche dieselbe vor andern Schwarzburgischen Schlössern auszeichnet, veranlaßte den Grafen, lieber die größten Summen zu ihrer Wiederherstellung zu verwenden, als eines der letztern mit geringern Kosten zur Hofhaltung einzurichten. In wenigen Jahren war daher der von ihm unternommene prächtige Bau, welcher die Bewunderung der Zeitgenossen im hohen Grade erregte, so weit vollendet, daß die neue Schloßkirche am 29. Februar 1576 eingeweiht werden konnte. Als hierauf Günther der Streitbare 1583 sein Heldenleben geendet hatte, nahmen die drei Brüder, Johann Günther, Wilhelm und unser Albert, eine abermalige Theilung ihrer Lande vor, vermöge welcher Arnstadt, der bisherige Sitz der Regierung für die Oberherrschaft, an Sondershausen fiel. Es mußte daher jetzt eine Kanzlei und ein Konsistorium zu Rudolstadt angeordnet werden. Dadurch gewann die Stadt nicht nur eine Anzahl gelehrter Männer, die auf die Bildung der Einwohner den entscheidendsten Einfluß äußerten, sondern auch größeren Wohlstand. Ein deutlicher Beweis davon ist, daß bereits im J. 1584 zu den Wohnhäusern, welche sich 1577, ohne die herrschaftlichen und geistlichen Gebäude, auf 200 belaufen hatten, noch vierzehn neue hinzugefügt worden waren.

Von dem Grafen Albert erhielt Rudolstadt im J. 1594 neue Statuten, die mit einigen Abänderungen noch jetzt gelten. Er starb den 10. April 1605, als Stammvater der Rudolstädtischen Linie.

Hier bietet sich uns, ehe wir die Geschichte unsrer Stadt zu Ende bringen können, abermals ein natürlicher Ruhepunkt dar, den wir zu Erzählung einiger Unglücksfälle, welche dieselbe seit ihrer Zerstörung trafen, zu benutzen gedenken.

Von Bränden scheint sie von jener Zeit an ziemlich verschont geblieben zu sein, wenigstens melden die Jahrbücher davon weiter nichts, als daß 1454 hier von Mordbrennern Feuer angelegt worden sei. In den ältern Zeiten, wo man die Gesundheit fast einzig und allein durch abergläubische Mittel und Wunderkuren zu erhalten und wieder herzustellen hoffte, und deswegen die nöthige Vorsicht bei entstehenden Seuchen vernachlässigte, konnte es nicht fehlen, daß nicht ansteckende Krankheiten große Verheerungen hätten anrichten sollen. So nahm z. B. im J. 1564 die Sterblichkeit in Rudolstadt sehr überhand. Doch es gibt kein Uebel, daß nicht auch etwas Gutes mit sich führte. So viele Einwohner auch damals ihres Lebens beraubt wor-

den sein mögen, so trug diese Seuche doch zu Beförderung des Wohls der Nachkommen das Ihrige bei, indem sie Anlaß gab, einen neuen Begräbnißplatz außerhalb der Ringmauer zu wählen, weil der bisherige bei der Andreaskirche weder alle Leichen aufnehmen konnte, noch eine Erweiterung gestattete. Ferner zeichnete das Jahr 1582 eine allgemeine Seuche aus, der nicht nur hier, sondern auch in andern Arten viele Menschen unterlagen. Im Jahr 1597 wurden in Rudolstadt 265 Personen von einer Krankheit weggerafft, welcher man, wie gewöhnlich, den Namen der Pest beilegte.

Karl Günther, Alberts erstgeborner Sohn, bewohnte seit 1606 das Schloß zu Rudolstadt. Er hatte die vornehmsten Universitäten Teutschlands besucht und war ein Kenner und Beförderer der Wissenschaften. Der schon von seinem Vetter beschlossene Bau der hiesigen Schule wurde, bald nach dem Antritte seiner Regierung, unternommen und von ihm so kräftig unterstützt, daß er bereits 1611 vollendet war. Ueberhaupt scheint er sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht zu haben, für das Beste der Kirchen und Schulen zu wachen. Seine Ahnen hatten ihm in diesem lobenswürdigen Eifer durch ihr Muster vorgeleuchtet und auch seine Nachfolger suchten ihn, wie wir bald sehen werden, wo möglich, noch darin zu übertreffen. Auch Karl Günthers Gemahlin, Anna Sophia, eine geborne Prinzessin von Anhalt, war eine Freundin der Wissenschaften und ihrer Verehrer. Sie hatte sich von dem durch seine neue Lehrart damals so berühmten, Wolfgang Ratich, zugleich mit ihrer Schwester, der Herzogin zu Weimar, in der lateinischen Sprache unterrichten lassen, und als die bisherigen Gönner dieses Reformators des Schulwesens ihm für die Zukunft den Schutz versagten, bewog sie ihren Gemahl, ihn nach Rudolstadt kommen zu lassen, wo sie sich seiner Unterweisung ferner bediente und sogar Hebräisch von ihm gelernt haben soll. *)

Unter Karl Günthers Regierung begannen schon die Folgen des dreißigjährigen Kriegs dem Schwarzburgischen Gebiete fühlbar zu werden.

Auch unsere Stadt war, seitdem der Krieg begonnen hatte, nicht ganz frei gewesen von dem Ungemache, das er in seinem Gefolge mit sich führte. Aber im J. 1640 schien es, als sollten alle Ungewitter, die ihr bisher nur aus der Ferne gedroht hatten, mit einem Male sich über dieselbe zusammenziehen. Sie hatte schon viel erduldet, während die Heere sich bei Salfeld gegenüber standen, allein sie sollte noch Schrecklicheres erfahren. Kaum sind die Schweden aus ihrem Lager auf dem rothen Berge wieder nach Erfurt aufgebrochen, als eine kaiserliche streifende Parthei in die Stadt eingelassen zu wer-

*) Die neuesten Abhandlungen über diesen Pädagogen sind von Prof. Dr. Ernst Weber in Weimars Album zur 4. Säkularfeier der Buchdruckerkunst. Weimar 1840. S. 29 — 51. u. von Dr. Herrmann Agathon Niemeyer in dem Bericht über das K. Pädagogium zu Halle. (Halle 1840. 4. S. 3 — 28.

den verlangt. Da man sich dessen anfangs weigert, so ersteigen etliche die Mauer und öffneten die Thore, worauf eine große Anzahl Reuter in die Stadt dringen, plündern, Menschen und Vieh mit hinwegnehmen, Feuer anlegen, welches aber bald wieder gelöscht wurde, und sodann den Rückweg wieder nach Salfeld antreten. Bald folgt eine andre Parthei. Einige Reuter von derselben nähern sich sogar dem Schlosse und bedrohen es, werden aber von den dahin geflüchteten Bürgern zurückgetrieben. Schon sind die meisten Wohnungen von ihren gierigen Händen geleert, schon fangen sie an, in die Kirche einzubrechen, in welche die Einwohner einen Theil ihres Eigenthums zu bergen gesucht hatten, als noch zu rechter Zeit, um dieses Unglück abzuwenden, die aus dem Hauptquartire zu Salfeld erbetene Schutzwache anlangt, die Plünderer zerstreut und einige derselben in Verhaft nimmt; wobei auch die Bürger thätige Hülfe leisteten. — Noch an dem nämlichen Tage zogen diese letztern wieder von dem Schlosse und dem Schloßgarten in ihre Häuser, die als Geiseln weggeführten Einwohner wurden nebst dem geraubten Vieh, auf eine von dem Grafen Ludwig Günther an den Erzherzog gerichtete Vorstellung, für ein leidliches Entgeld zurückgegeben. — Unter solchen, sich in unserer Stadt immer erneuernden, Auftritten verflossen noch acht leidensvolle Jahre.

Graf Ludwig Günther stand seinem biedern, treuen Volke bei drohender Gefahr stets rettend und hülfreich zur Seite. Unzählig waren die Wohlthaten, die sich von seiner segnenden Hand über seine bedrängten Unterthanen ergossen. Selbst bei den ungewissesten Aussichten in die Zukunft errichtete er der Religion neue Tempel, und suchte der fortschreitenden Aufklärung, den Künsten und Wissenschaften, in seinem Lande durch eine erweiterte Lehranstalt den Weg zu bahnen, und legte den Grund dazu durch eine für jene Zeiten höchst bedeutende milde Stiftung, mit welcher das Steigen und Fallen der hiesigen Schule unzertrennlich verbunden ist.

Ludwig Günther starb im J. 1646. Seine Gemahlin, **Emilie**, geborne Gräfin von Oldenburg und Delmenhorst, fuhr, als Vormünderin ihres Sohnes, **Albert Anton**, fort, ganz in seinem Geiste zu handeln und die Wunden zu heilen, welche der Krieg dem Lande geschlagen hatte.

Albert Anton übernahm 1662 selbst die Regierung und führte sie bis 1710, also beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch. Mit Hülfe des auch als juristischer Schriftsteller geschätzten Kanzlars, Ahasverus **Fritsch**, seines ehemaligen Lehrers, und des eben so verdienstvollen, als von dem In- und Auslande hochgeachteten Superintendenten, Justus **Söffing** traf er die vortrefflichsten, auf das Beste der Unterthanen abzweckenden Anordnungen, welche eben so viele der Unsterblichkeit gewidmete Denkmäler seines Geistes und Herzens sind. Dieser weise Regent war auch ein Freund und Beförderer der Wissenschaften. Aus Neigung zu denselben stiftete er für die Zöglinge des hiesigen Gymnasiums einen Freitisch und vermehrte das akademische Stipendium. Noch jetzt öffnet er dadurch

mit milder Hand dürftigen Jünglingen das Heiligthum der Musen. Aehnliche Tugenden bezeichnen den Character seiner Gemahlin, Emilie Juliane, einer gebornen Gräfin von Barby, die sich durch eine große Anzahl wohlthätiger Vermächtnisse verewigte.

Nach dem dreißigjährigen Kriege hob sich der Wohlstand der Stadt durch die ihr, reichlicher als den umliegenden Orten, zuströmenden Hülfsquellen bald wieder auf die vorige Stufe empor. Zwar wurde ein Theil der Einwohner in ihrem Bestreben, dieselbe zu erreichen, durch zwei im Jahr 1653 entstandene Feuersbrünste, welche am 15. Januar die Kanzlei nebst einem andern herrschaftlichen Gebäude und 12 Bürgerhäusern, und am 15. Februar das herrschaftliche Vorwerk nebst 55 Scheunen verzehrten, wieder etwas gehemmt, aber doch trug dieses Unglück wenigstens zu Einführung einer gefälligern Bauart und zu Vergrößerung der Stadt das Seinige bei. Nicht lange hernach wurde nämlich die Neustadt oder neue Gasse zu errichten angefangen, zu welcher in den Jahren 1711 und 1712 noch zwanzig Häuser hinzukamen, die nach einem regelmäßigen, besonders auf Verhütung der Feuersgefahr berechneten Plane angelegt sind. In den Jahren 1724 und 1725 wurden noch verschiedene Häuser vor dem alten Thore, in der Gegend der jetzigen Buchdruckerei, erbaut, wo vorher ein herrschaftlicher Küchengarten war. Weder das Innere, noch das Aeußere der meisten Wohnungen hatte etwas Empfehlendes. Zum Theil waren es noch kleine, niedrige Hütten, deren Fenster dicht an der Erde standen. Schattenreiche Alleen und blühende Gärten, die Orte so mancher Vergnügungen, erhöhten noch nicht die von der Natur so sehr begünstigte Lage unsrer Stadt, die nur von einer sehr geringen Menschenmenge bewohnt wurde. Wie unbedeutend war nicht die Anzahl der jährlich Gebornen! Sie belief sich im J. 1700 nur auf 57 und die der Verstorbenen auf 38. Hieraus und durch Vergleichung anderer Angaben läßt sich mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß man die ganze Summe der damaligen Einwohner nicht höher, als ohngefähr auf 1800 oder höchstens 2000 anschlagen darf, so daß sie sich seit hundert Jahren zuverlässig verdoppelt hat. Der Character dieser unsrer Vorfahren wird uns als lobenswerth beschrieben. Biedersinn und Arbeitsamkeit machten sie ehrwürdig. Sie gewöhnten ihre Kinder zu nützlicher Geschäftigkeit und Ordnungsliebe. In jenen Zeiten, in denen der Luxus noch nicht so herrschend war, und man nicht mit Aufklärung blos zu prahlen pflegte, ahmten viele Bürger das von ihren preiswürdigen Regenten gegebene Beispiel nach und beförderten, nicht durch leere Worte, sondern durch Thaten, die Unterweisung der Jugend, indem sie durch milde Stiftungen und Unterstützungen für die Schulen sorgten.

Die Sondershäusische Linie des Hauses Schwarzburg war schon 1697 von dem Kaiser in den Fürstenstand erhoben worden, der Rudolstädtischen widerfuhr diese, ihr ebenfalls schon längst zugedachte, Auszeichnung erst im Jahr 1710. Ludwig Friedrich I. machte dieses erfreuliche Ereigniß, nach dem Tode seines Vaters, im Jahr 1711 öffentlich bekannt. Es konnte nicht fehlen, das es nicht auch

günstige Wirkungen für unsre Stadt hätte hervorbringen sollen. Denn, um der erlangten Würde auch den gebührenden Glanz zu leihen, war man unverzüglich darauf bedacht, den Hofstaat zu vergrößern und mehrere öffentliche Stellen zu erschaffen, wodurch denjenigen, welche sie bekleideten, der beständige Aufenthalt in der Stadt angewiesen wurde. Ferner ließ sich ein großer Theil der Edelleute, die bisher auf ihren Landgütern gelebt hatten, in derselben nieder, um dem Regenten näher zu sein. Dadurch und durch die vermehrten Besoldungen kam eine größere Menge Geld in Umlauf und Künstler und Handwerker gewannen nunmehr ein bequemeres und sorgenloseres Dasein. Allein nicht blos auf äußeren, vergänglichen Schimmer war das Augenmerk dieses Fürsten gerichtet, er erwarb sich vielmehr durch manche trefliche Einrichtung die Achtung der Nachwelt, und insbesondere durch eine im J. 1713 gestiftete neue Armenkasse, durch Anordnung eines Almosen- und Waisenkollegiums und die Erbauung eines Waisenhauses den immerwährenden Dank aller Dürftigen und Nothleidenden.

Fürst Friedrich Anton hatte seit dem Antritte seiner Regierung 1718 mit dem hiesigen Schlosse, welches hin und wieder baufällig geworden war und durch die überall angebrachten Erker verunstaltetwurde, viele Verbesserungen vorgenommen und dasselbe, unter andern, im J. 1724 mit einem neuen Thurme geschmückt. Aber alle diese Verschönerungen wurden bald hernach der Raub eines verheerenden Feuers, welches in der Nacht des 26. Julius 1735 in demselben ausbrach und so gewaltsam um sich griff, daß in kurzer Zeit der ganze Flügel gegen Mitternacht und Abend und ein Theil des mittägigen, insonderheit das Wasch- und Schlachthaus; der neue Stall, die Schloßkirche, die Küche, der Thurm nebst den Glocken, die Gemälde- und Gewehrkammer, die Fruchtböden und vieles Hausgeräthe von diesem furchtbaren Elemente vernichtet und zwei Menschen unter den Trümmern begraben wurden. In der folgenden Nacht erhob sich ein so heftiger Sturmwind, der die gedämpfte Gluth allenthalben wieder anfachte, daß beinahe das übrige Stück dieses Gebäudes nebst den darunter liegenden Häusern der Stadt ein gleiches Loos getroffen hätte. Der ganze durch diesen Brand verursachte Schade belief sich, nach einer damals angestellten Berechnung, weit über hunderttausend Thaler. Ohngeachtet die Wiederherstellung der von den Flammen zerstörten Gebäude, unter der einsichtsvollen Leitung der dazu von Dresden berufenen Baumeister, auf das eifrigste betrieben wurde, so konnte doch erst am 4. Mai 1737 der Grundstein zu dem Flügel gegen den Hain gelegt, zu Ende des Jahres 1739 das Dach desselben gerichtet und mit Schiefer gedeckt, 1741 das Brustbild des Fürsten über dem Thore angebracht und endlich am 16. November 1744 der Knopf auf dem neuen, das Jahr vorher errichteten Thurme aufgesetzt werden. Auch in Ansehung der geschmackvollen innern Verzierung wurde nichts gespart und dazu vornähmlich die Malerei in Anspruch genommen. Drei berühmte Künstler der damaligen Zeit, **Daysinger**, **Dietrich** und **Heinsius**, wetteiferten mit einander in Ausschmückung des sogenannten großen Sales und der daransto-

ßenden Zimmer durch Meisterstücke ihres Pinsels. Noch kurz vor Friedrich Antons Tode brannten am 51. März 1744 zu Rudolstadt durch ein in der Rathsgasse ausgekommenes Feuer in Zeit von zwei Stunden 9 Häuser ohne die Hintergebäude ab.

Der Fürst, Johann Friedrich, vollzog die von seinem Vater gemachte Stiftung eines theologischen Seminariums, welches zu weiterer Ausbildung künftiger Geistlichen und Schullehrer und zu Vorbereitung derselben auf ihren künftigen Beruf sehr zweckmäßig eingerichtet war. Die feierliche Einweihung desselben geschah am 5. März 1746. — Dieser in verschiedenen Zweigen der Künste und Wissenschaften, besonders in der Physik, erfahrne Regent würde gewiß noch mehr zu ihrer Beförderung gethan haben, wenn nicht die Drangsale des siebenjährigen Krieges, welche schwer auf dem Lande lasteten, und sein, bald nach Beendigung desselben, in der Fülle seiner dem Besten der Unterthanen gewidmeten Kraft unvermuthet erfolgter Tod der Ausführung seiner heilsamen Entwürfe ein Ziel gesetzt hätten. War auch das Schwarzburgische Gebiet nicht selbst ein Schauplatz jenes verderblichen Kriegs, so litt es doch während desselben auf mannigfaltige Art von beiden Partheien. Kaiserliche und Reichstruppen hielten oft darin die Winterquartiere, oder verursachten bei ihren Durchmärschen Unkosten und Aufwand, welches Letzteres besonders am 8. bis 11. November 1757, wenige Tage nach der Schlacht bei Rosbach, der Fall war, wo die ganze Reichsarmee, unter Anführung des Herzogs von Hildburghausen, von Teuchel kommend, hier vorbei nach Salfeld zog. In der Nähe der Stadt fielen kleine Scharmünzel vor, welche den, am 26. März 1759 und am 2. April 1761 bei Salfeld gelieferten Gefechten vorausgingen, deren Gefahr aber durch die von den Preußen erfochtenen Siege glücklich von derselben abegwendet wurde.

Die feierliche Einweihung des von seiner Gemahlin errichteten adlichen Bernhardinerstiftes erfolgte erst nach ihrem Tode, den 20. August 1759. Schon zwei Jahre vorher war das von ihr zu demselben erkaufte Haus nach ihrer eignen Angabe gehörig eingerichtet worden.

Ludwig Günther, ein Sohn Ludwig Friedrichs I., erbaute seit 1735 an die Stelle des abgetragenen Schönfeldischen Hofs die nach seinem Namen benannte Ludwigsburg und bezog dieselbe den 17. April 1742. Hier hatte er fünf und zwanzig Jahre in täglicher Beschäftigung mit den schönen Künsten, vorzüglich mit der Malerei, in Ruhe und Stille und ohne Aussicht auf die Regierung verlebt, als er durch das unverhoffte Absterben Johann Friedrichs, am 10. Julius 1767 auf Schwarzburgs Fürstenstuhl und in einen Wirkungskreis versetzt wurde, dessen seine vortreflichen Eigenschaften, ausgebreiteten Kenntnisse und durch lange Erfahrung gesammelten und bewährten Einsichten vollkommen würdig waren. Er verbesserte die Armenanstalten der Residenz, legte daselbst einen Spinnsal an, in welchem dürftige Personen bei freier Heizung und Erleuchtung arbeiten konnten, traf in Ansehung des Brauwesens, das von jeher eine

vorzügliche Quelle des Erwerbs für die Bürger gewesen war, verschiedene wohlthätige Verfügungen, ließ auf dem Platze, wo sich das herrschaftliche Vorwerk befand, dessen Felder im J. 1786 vereinzelt wurden, etliche ansehnliche Gebäude aufführen, veranstaltete zum Theil die nächtliche Beleuchtung der Straßen durch Laternen und ein dauerhafteres Pflaster derselben, und verschönerte die Umgebungen der Stadt durch die 1776 hinter der neuen Gasse angepflanzte Allee. Den Schloßthurm versah er in dem Jahre 1770 mit drei neuen Glocken. Die Außenseite des Schlosses erhielt 1786, auf sein Geheiß, ein freundlicheres Ansehen, auch wurde mit Ausbauung des Innern des mitternächtlichen Flügels desselben von ihm der Anfang gemacht. Der religiöse Sinn, welcher den Handlungen dieses Regenten zur Richtschnur diente, äußerte sich auch durch die Unterstützung, die er den Kirchen und Schulen der Stadt und mehrerer anderen Orte des Landes angedeihen lies.

Sein Nachfolger, Friedrich Karl, hatte schon in den letzten Lebensjahren seines Vaters an der Leitung des Landesangelegenheiten lebhaften Antheil genommen und in diesem Verhältnisse vieles Gute gewirkt, als dieselbe am 29. August 1790 auf ihn allein überging. Der Neigung dieses Fürsten zu den Naturwissenschaften verdankt unsere Stadt das reichhaltige Naturaliencabinet, welches er mit so einsichtsvollen, eine lange Reihe von Jahren unermüdet fortgesetztem Sammlerfleiße anlegte, und von dem weiter unten noch einmal die Rede sein wird. — Seine Regierung war nur von kurzer Dauer, (bis zum 13. April 1793) aber dennoch erzeugte sie auch für unsre Stadt manche nützliche Anstalt und geschmackvolle Verschönerung.

Durch Ludwig Friedrich II. Fürsorge erhielten die hiesigen Almosen-, Waisenhaus- und Krankenanstalten eine verbesserte und erweiterte Gestalt. Ein Arbeits- und Irrenhaus wurden denselben beigefügt. Es entstand ein besonders Polizeikollegium, in welchem der Bruder des Fürsten, der von dem größten Eifer für Ordnung und Regelmäßigkeit beseelte Prinz, Karl Günther, zugleich mit der Oberaufsicht des Armen- und Waisenhauses, den Vorsitz übernahm. Beide Fürstliche Brüder wetteiferten nun mit einander, diese so wohlthätigen Einrichtungen zu der höchsten Stufe der Vollkommenheit zu erheben. Besonders durch die reichlichen Beiträge des Fürsten wurde es möglich, eine große Anzahl Nothleidender und Hülfsbedürftiger entweder in jenen Gebäuden zu unterhalten, oder sie doch auf irgend eine andre Art zu versorgen.

Die Residenz gewann durch neue treffliche Vorkehrungen: durch die im J. 1801 entworfene Feuerordnung, durch die zu Abwendung des Brandunglücks und andrer Gefahren bekannt gemachten Vorsichtigkeitsregeln, durch Ermunterung zum Kunstfleiße, durch Aufführung ansehnlicher Gebäude, durch genaue Aufsicht auf die Reinlichkeit der Straßen, durch eine vollständigere nächtliche Beleuchtung derselben, und durch geschmackvolle Anlagen an Sicherheit, Nahrung und Schönheit. Die Stadtmauern, welche zu unsern Zeiten ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht mehr entsprechen können, und die an denselben befindlichen

Thore wurden abgetragen, ein Teich an dem Saldamme, dessen Ausdünstungen, weil ihm bisweilen hinlänglicher Zufluß an Wasser mangelte, die Luft verunreinigten, vollends ausgefüllt und Gärten an seiner Stelle angelegt. Auf dem Platze hinter dem Schlosse hatte sich seit dem letzten Brande eine Menge Schutt gehäuft; auch standen hier etliche zum Behuf des Bauwesens errichtete Hütten. Aber bald war er von allen diesen, dem Auge widrig fallenden Gegenständen gesäubert und jetzt erblickt man dort wohlgeordnete Baumpflanzungen und ein niedliches, für den Aufenthalt im Sommer passend eingerichtetes Lusthaus. Unter den schöpferischen Händen des Fürsten erfuhr der in französischem Geschmacke angelegte Schloßgarten, nebst dem sich an der mitternächtlichen Seite desselben nach dem Haine hinziehenden Baumgarten eine völlige Umwandlung. Die in dem Jahre 1798 angefangene Kunststraße, welche nach Schwarza führt, und ähnliche in der Folge unternommene Ausbesserungen der Wege, die in andern Richtungen von der Stadt ausgehen, und welche zum Theil mit schattigen Bäumen eingefaßt wurden, dienen zu Förderung des Handels und Verkehrs und zu Bequemlichkeit der Reisenden und Einwohner.

Der Fürst vereinigte mit den erhabenen Eigenschaften des Regenten die Tugenden eines Privatmannes. Er schätzte Geselligkeit und suchte die Freuden des Umganges durch seine Theilnahme zu erhöhen. Ihm verdankt vornämlich unsre Stadt den guten Ruf, den sie in Rücksicht auf das zuvorkommende Betragen gegen Fremde genießt. Unter den Festen, die er an seinem Hofe veranstaltete, und bei deren Erfindung sich sein geläuterter Geschmack in vollstem Glanze offenbarte, verdient das am 26. August 1793 von ihm gehaltene Turnier auch aus dem Grunde vorzügliche Erwähnung; weil es die Blicke teutscher Alterthumsforscher auf sich zog und sie mit frohen Ahnungen von dem Wiedererwachen des erstorbenen teutschen Nationalsinnes erfüllte. Zu der Aufnahme der Volkslustbarkeiten des Vogelschießens, zu welchen unter seiner Regierung Fremde aus der Nähe und Ferne herbeiströmten, trug er vorzüglich durch Erweiterung des auf Befehl seines Vaters erbauten Schauspielhauses und andrer Lusthäuser auf dem Anger, des geräumigen und bei dem Eintritte in die Stadt gut in die Augen fallenden Gasthofs zum Ritter, wo sich sonst die Mitglieder des Kasino versammelten und die Winterconzerte gehalten werden, das meiste bei. Die Erbauung des letztern gab Gelegenheit zu Aufführung einer ganzen Reihe, demselben gegenüberstehender, Häuser.

Aber mitten in dem Genusse der reinsten Freuden war sein Frohsinn durch die ungünstigen Zeitverhältnisse oft getrübt worden, und am Ende seiner Tage hüllte sich der Himmel in noch finsterere Wolken. Zwar hatten die gegen einander streitenden Heere sich schon öfters unsern Grenzen genährt, waren aber immer, wenn die Gefahr am nächsten zu sein schien, wieder von denselben entfernt worden, Allein im Jahr 1806 ertönte der Donner des Geschützes auch in unsern stillen Thälern, wo er so lange geschwiegen hatte. Am 9.

October sammelte sich hier eine Abtheilung des vereinigten Preussischen und Sächsischen Heeres, unter Anführung des heldenmüthigen Prinzen, der am folgenden Tage als eines der ersten Opfer dieses ungleichen Kampfes fallen sollte, und rückte hierauf am Morgen des 10., den gegen Salfeld herandringenden Franzosen entgegen. Bald gab uns der schnelle Rückzug eines Theils der Verbündeten durch unsre Stadt vollkommne Gewißheit über den unglücklichen Ausgang des Gefechts. Den Geschlagenen folgten einzelne französische Krieger auf dem Fuße, aber sowohl von diesen, als auch von der am 12. October hier durchziehenden Schaar von 12 — 14000 Mann, welche zu dem entscheidenden Treffen, das ihr Feldherr bei Jena vorbereitet hatte, mit unaufhaltsamen Schritten heraneilte, erfuhr die Stadt eine gelinde und schonende Behandlung und entging dem Schicksale der Plünderung, welche am 10. Oct. einige benachbarte Orte, z. B. Blankenburg und Schwarza, in deren Straßen noch gekämpft wurde, ausgesetzt gewesen waren. Diese schreckensvollen Auftritte, die bald hernach eingetroffenen, weit beunruhigerndern Nachrichten und die steigenden Besorgnisse für sein Haus und sein Land wirkten so nachtheilig auf die ohnehin schwache Gesundheit des Fürsten, daß er in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel. Die Hoffnung zu seiner völligen Genesung, die bisweilen aufzudämmern schien, schwand am Ende völlig, und der 28. April 1807 war der Tag seines Hinscheidens in eine bessre Welt. Der Fürst hatte noch über das Ziel seiner Tage hinaus an die Beglückung seines Volkes gedacht, indem er in seinem letzten Willen, welcher der reinste Spiegel seines edeln Charakters ist, seiner ihm gleichgesinnten, mit den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens begabten Gemahlin, Karoline Louise, geborne Landgräfin von Hessen-Homburg, in Vereinigung mit seinem Bruder, dem Prinzen Karl Günther, während der Minderjährigkeit seines erstgebornen Sohnes, die oberste Leitung der Landesangelegenheiten übertrug.

Während der vormundschaftlichen Regierung dauerten die kriegerischen Unruhen fast ununterbrochen fort und kleine Abtheilungen französischer Truppen lagen bald auf längere, bald kürzere Zeit in dem Lande, bald zogen sie in bedeutender Anzahl durch dasselbe. Besonders drückend waren die Durchmärsche im J. 1809 vor dem Anfange des Krieges gegen Oestreich. Die größten Massen der Streiter aber sah die Stadt auf einmal in ihren Mauern, als das in Italien von Napoleon gesammelte Heer, mit welchem sich die Würtemberger und Baiern vereinigten, angeblich 6000 Mann stark, unter Anführung des Grafen Bertrand und des Herzogs von Reggio, vom 26. April bis 2. Mai 1813 seinen Weg durch dieselbe nach Sachsen nahm, um den bis dahin vorgedrungenen Russen und Preußen zu begegnen. Hierauf folgte kurz vor der Schlacht bei Leipzig, am 3. und 4. October, eine bedeutende Truppenabtheilung unter dem Marschall, Herzog von Castiglione, und nach derselben von Zeit zu Zeit einzelne Schaaren der Verbündeten, bald von dieser, bald von jener Nation. — Gegen das Ende des Jahres zeigte sich das ansteckende

Nervenfieber, welches in manchen Orten des Landes, wegen der in denselben angelegten Lazarethe, z. B. in Königsee und Stadtilm, wo auch während des dreißigjährigen Kriegs die Seuche furchtbar gewüthet hatte, schnell um sich griff, und sich selbst in unsrer Stadt zu verbreiten anfing. Allein hier wurden ihm durch die zweckmäßigsten Veranstaltungen und die Gunst der Umstände, die uns vor dem Aufenthalte erkrankter fremder Krieger bewahrten, bald völlig Grenzen gesetzt. — Die Fürstin, welche den Unterthanen ihre Lasten, soviel als möglich, zu erleichtern suchte, gab auch, während dieser verhängnißvollen Zeit, eine Menge der trefflichsten Verordnungen, welche vornämlich die Beförderung und Aufrechthaltung der Religion und Sittlichkeit und die Einführung eines verbesserten Jugendunterrichts zur Absicht hatten. Das hiesige Gymnasium erhielt durch ihre weise Fürsorge eine dem Zeitgeiste angemessnere Einrichtung. — Die Anlagen in dem Hain und andern Umgebungen der Stadt sind eben so viele redende Beweise ihres geläutertern und durch das Studium der Werke der alten und neuen Kunst gebildeten Geschmacks. Der Flügel des Residenzschlosses nach Mitternacht, welchen der Fürst, Ludwig Friedrich, mit einem neuen Theater geschmückt hatte, wurde unter ihrer Regierung vollends ausgebaut.

Am 6. Nobember 1814 endigte sich die Minderjährigkeit des Fürsten Friedrich Günther, der nun die Zügel der Regierung ergriff, welche seine Mutter bisher in den unruhevollsten Zeiten mit sicherer Hand geführt hatte. Auch ihm verdankt Rudolstadt manche Verschönerung, wohin besoders die im Jahr 1822 beschlossene und allmählig zu Stande kommende Anlage einer neuen Straße auf der sogenannten Gebind gerechnet werden muß, und mehrere vortreffliche und wohlthätige Anstalten. Ueberhaupt trägt alles, was bisher von ihm zum Besten des Landes geschehen ist, das unverkennbare Gepräge seines unwandelbaren Strebens, dem edelen Vorbilde seiner Ahnen und der Neigung des eigenen Herzens, welches auf die Beglückung der Unterthanen durch Beförderung ihres Wohlstandes und Verbreitung wahrer Aufklärung gerichtet ist, stets zu folgen. Er weile bis zu der fernsten Zukunft glücklich und froh unter seinem treuen Volke! *)

So wären wir dann zu dem Ziele gelangt, das wir uns vorgesteckt hatten, die mannigfaltigen Schicksale, welche Rudolstadt bis zu den gegenwärtigen Zeiten erfuhr, an die seiner Beherrscher anzureihen. Jetzt sind nur noch einige wenige Bemerkungen über den jetzigen Zustand desselben übrig, welche wir hier zusammenzustellen für gut finden.

---

*) Ausführlichere Nachrichten über die segensreiche Regierung des Fürsten enthält die Lebensbeschreibung desselben (von Hermann Schwarz), in B. F. Voigts teutsch. Regentenalmanach auf d. J. 1839. 4. Jahrg. Ilmenau. S. 71 — 112; vergl. Conversationslexicon der Gegenwart. 12. Heft. (Leipzig bei Brockhaus, 1839.) S. 390. f.

Die Stadt besitzt meistens gerade und breite Straßen und wird durch eine ziemliche Anzahl Brunnen und durch die Nähe der Sale mit hinlänglichem Wasser versehen.

Wie sehr die Zahl der Häuser seit dem Jahre 1584 gestiegen sei, läßt sich schon aus demjenigen schließen, was über die allmählige Vergrößerung der Stadt bisher gesagt worden ist. Im Jahr 1767 bestand die eigentliche Stadt aus 388, die Altstadt aus 81, also überhaupt aus 469 Häusern, 1788 waren deren schon 528, 1802 537, und jeßt beträgt ihre Summe 599, worin 5453 Menschen wohnen. Unter denselben zeichnet sich manches durch eine gefällige und regelmäßige Bauart und ansehnliche Größe aus.

Die vornehmsten öffentlichen Gebäude sind: Die F. Regierung, wo auch das Geheimerathscollegium, das Konsistorium, die Kammer und das Justizamt ihre Sitzungen halten und die öffentliche Bibliothek aufgestellt ist. Dies Haus war bis 1731 Amtshof, kam dann in Privatbesitz, wurde 1740 wider dem Amte und der Steuerexpedition eingeräumt, hierauf zum Wittwensitze der Fürstin Christine, zweiten Gemahlin Friedrich Antons, bestimmt, und seit 1745 bis zu ihrem Tode von ihr bewohnt, weswegen es auch den Namen Christinenruh erhielt. Zuletzt besaß dasselbe der Geheimerath Karl Gerd von Ketelhodt bis zum J. 1804, in welchem sämmtliche Landescollegien hierher verlegt wurden. Jene drei Behörden hielten bis dahin ihre Sitzungen in dem Gebäude am Markte an der Ecke der Rathsgasse, wo sich jetzt die Hofbuchhandlung befindet, welches an den Platz der ehemaligen Elisabethenkapelle seit 1656 erbaut und d. 28. November 1659 mit großen Feierlichkeiten zur Kanzlei eingeweiht worden war; der Rentkammer und dem Justizamt wurde 1725 ebenfalls am Markte ein geräumiges Haus angewiesen.

Bald nach dem Jahre 1524 erhielt der Stadtrath das gegenwärtige Rathhaus von der schon seit ältern Zeiten hier ansässigen Familie von Schönfeld durch Tausch, wie, unter andern, das bei einem Fenster desselben gegen Mittag befindliche Wappen dieses Geschlechts, ein langer abgestutzter Ast, zu erkennen gibt. Im Jahr 1603 wurde es mit einem Thurme versehen, welcher 1705 und 1780 ausgebessert werden mußte.

Die ursprünglich dem heiligen Andreas gewidmete Stadtkirche war in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts so baufällig geworden, daß man ernstlich darauf denken mußte, sie wieder herzustellen. Mitten unter den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs entschloß sich Graf Ludwig Günther, bald nach dem Antritte seiner Regierung, zu diesem, mit großem Aufwande verknüpften Unternehmen und führte dasselbe ganz auf eigne Kosten aus, ohne den Bürgern und eingepfarrten Dorfbewohnern dabei irgend eine Last aufzulegen. Die alte Kirche wurde im J. 1634 niedergerissen und der Bau der neuen dem Baumeister, Johann Huber, aus Gera übertragen, unter dessen Leitung derselbe im J. 1630 völlig zu Stande kam. Bei der feierlichen Einweihung, welche am 15. März dieses Jahres, in Gegenwart vieler fürstlichen und gräflichen Personen, geschah, wurde ihr der

Name: zur Ehre Gottes beigelegt. — Das Innere dieses Gebäudes ist mit Gemälden aus der biblischen Geschichte verziert. An dem herrschaftlichen Stande befindet sich der Stammbaum des Grafen Ludwig Günther nebst den Wappen seiner Ahnen. Auch enthält diese Kirche das Erbbegräbniß der vormaligen Grafen zu Schwarzburg Rudolstädter Linie und in der sogenannten zweifachen Höhle unter dem Thurme das von Marmor und Alabaster verfertigte Denkmal des Grafen Albert Anton und seiner Gemahlin. *)

Seit dem letzten Brande wird der Hofgottesdienst in einem gewölbten, halb nach der Stadt und halb gegen Abend zustehenden Gemache des Schlosses gehalten.

Die Kapelle des heil. Lazarus und seiner Schwestern stiftete 1485 Johann Jahn, Vikarius bei den Altare des h. Nikolaus in der Andreaskirche, für Pilger im Hospital und für Kranke im Siechhofe. Der letztere war schon vorhanden, aber das Hospital ließ er an dem Ufer der Rinne in der Altstadt erbauen. In dasselbe sollte, nach seiner Anordnung, jeder Fremdling aufgenommen und eine Nacht beherbergt werden. Die Wohnung des Vikars, die von dem Hospital ausdrücklich unterschieden wird, stand auf und neben einem Garten bei der untern Mühle. Im J. 1527 nahm der Stadtrath diese Kapelle nebst ihren Einkünften in Besitz und verwandelte sie späterhin in ein wirkliches Lazareth, als das schon bei derselben befindliche baufällig geworden war. Das sogenannte obere oder reine Hospital gebrauchte man zu Beherbergung von Reisenden und Bettlern, bis endlich 1713 an dieser Stätte ein Waisenhaus errichtet und damit gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Irrenanstalt vereinigt wurde. Nachdem man die Waisenkinder größtentheils bei Familien auf dem Lande untergebracht hatte, dient dieses Gebäude (seit 1825 zu Aufbewahrung von Züchtlingen und Verbrechern.

Daß Rudolstadt ehedem ein Kloster gehabt habe, läßt sich auf keine Weise aus sichern Zeugnissen darthun.

Die jetzige Gottesackerkirche ist von dem Jahre 1681 bis 1683 an dem Platze erbaut worden, wo bereits 1586 ein Gebäude in Form einer Emporkirche gestanden hatte. Im Jahr 1716 wurde sie auch zur Milizkirche geweihet. Den Gottesacker selbst hat man allmählig, besonders während des dreißigjährigen Kriegs, durch einige dazu angekaufte oder geschenkte Gärten vergrößert.

Die älteste bis jetzt bekannt gewordene Nachricht, von einer Schule zu Rudolstadt ist vom J. 1717, und gedenkt ausdrücklich eines Schulmeisters. Zu den Amtsverrichtungen desselben gehörte nicht allein die Unterweisung der Kinder in der Stadt und einigen benachbarten

---

*) S. Nachrichten von der sonstigen Andreaskirche und jetzigen Stadtkirche zu Rudolstadt, auf Veranlassung der 200jährigen Jubelfeier der letztern, gesammelt und herausgegeben von Dr. Chr. Zeh. Rudolstadt, 1836. 4. (33 Seiten).

Dörfern, sondern auch das Singen bei den jährlichen Begängnissen, bei den Messen und andern religiösen Handlungen in der Andreaskirche. Bald aber häuften sich diese Geschäfte zu sehr für eine einzige Person. Es wurde also noch ein Unterschulmeister (Succentor) angestellt. Der Schulmeister (Scholasticus) wohnte mit diesem seinen Gehülfen in dem Schulgebäude auf dem Kirchhofe, welches in der Folge von einem Diakonus bezogen wurde. Beide unterrichteten die Jugend welchselsweise in einer Lehrstube. Ums J. 1538 bildete man daraus zwei Klassen. In der ersteren lehrte der Scholastikus, der nun auch Rektor hies, in der zweiten der Kantor. Bei der feierlichen Einweihung des neuen Schulgebäudes auf dem Graben erhielt die Schule, zu Ehren des damals regierenden Grafen, Karl Günther, den Namen Karolinum. Graf Albert Anton gab dieser allmählig mit einigen Klassen vermehrten und von ihm auf das zweckmäßigste eingerichteten Anstalt, bei der feierlichen Einweihung, am 20. Jan. 1664 zum Andenken seines verewigten Vaters, welchem sie die Stiftung des Schulfiskus verdankt, den Namen Ludovicianum. Sie wurde nun so zahlreich von In- und Ausländern besucht, daß die erste Klasse oft 50, 60, 70, die zweite 30 bis 40 Schüler enthielt.

Das Jubelfest ihrer Stiftung (d. 20. Jan. 1764) gab Gelegenheit, sie zu einem Gymnasium zu erheben, und eine besondere Lehrstelle der Mathematik und Physik zu gründen. Nach manchen seit 1791 getroffenen Verbesserungen empfing das Gymnasium 1810 eine den benachbarten Bildungsanstalten in Hinsicht auf die von allen Lehrern in allen Klassen zu ertheilende Unterweisung und die vermehrte Gelegenheit zu Erlernung der griechischen Sprache, und die Trennung von der Bürgerschule, nachgebildete Einrichtung. Vor kurzem ist noch eine Realklasse hinzugekommen.

Die ältere hiesige Mädchenschule nahm wahrscheinlich ihren Anfang zwischen den Jahren 1540 und 1550 auf Veranlassung einiger Privatleute, die sich vereinigten, einen Lehrer oder eine Lehrerin für ihre Töchter zu halten. Erst im Jahr 1569 gab man ihr eine bestimmte Einrichtung. Zu der zweiten Mädchenschule lies der Stadtrath 1671 den sogenannten Pförtischen Keller einräumen und 1799 ein Haus vor dem Salthore erbauen, nach dessen Verkaufe beide in das ansehnliche v. Wurmbsche Haus in der Mangelgasse verlegt wurden, wo sich zugleich ein dem höheren Unterrichte der weiblichen Jugend gewidmetes Institut befindet.

Rudolstadt besitzt einige öffentliche Bibliotheken. Der Grund zu denselben wurde, nicht lange nach der Reformation, durch einige in der Sakristei der Hofkirche aufgestellte Werke theologischen Inhalts gelegt. Zu denselben kam von Zeit zu Zeit durch die Fürsorge der Regenten Schwarzburgs und durch Ankauf oder Vermächtnisse der Sammlungen einiger hiesigen Gottesglehrten ein nicht unbeträchtlicher Zuwachs. Der im J. 1735 einen großen Theil des hiesigen Schlosses verheerende Brand drohte ihr völlige Vernichtung. Die aus den rings umher wüthenden Flammen geretteten Bücher wurden nun in

ein zwar feuerfestes, aber nicht ganz helles und trockenes Gewölbe unter dem Schlosse gebracht, zum Gebrauche des theologischen Seminarium bestimmt und mit vielen wichtigen und schätzbaren Werken vermehrt. Diese Bibliothek enthielt, außer mehrern alten Drucken, und andern typographischen Seltenheiten und verschiedenen brauchbaren Ausgaben der Bibel und Kirchenväter, auch einige orientalische Handschriften. Zu Ende des verflossenen Jahrhunderts gingen die in der untern Hof- oder Seminarienbibliothek aufbewahrten Bücher, zum Theil auf das Gymnasium, zum Theil auf die obere Hofbibliothek über, welche letztere späteren Ursprungs und von den Fürsten Johann Friedrich und Ludwig Günther zu sammeln angefangen worden ist. Im J. 1804 erkaufte der Fürst Ludwig Friedrich die aus ohngefähr 17000 Bände bestehende Bibliothek des Geheimeraths Karl Gerh. v. Ketelhodt und entriß dadurch diesen mit unermüdeter Sorgfalt, genauer Sachkenntniß und bedeutendem Aufwande zusammengebrachten Bücherschatz dem Loose der Zerstückelung. Aus der obern Hofbibliothek wurde nun zu Errichtung einer Fürstlichen Handbibliothek, welche unter der verhältnißmäßig geringen Zahl ihrer Bände doch manches kostbare und theuere Prachtwerk enthält, eine Auswahl getroffen und der Ueberrest mit der von Ketelhodtischen vereinigt. So besteht diese in einem geräumigen Sale und den daran stoßenden Zimmern des jetzigen Regierungsgebäudes aufgestellte Sammlung, nachdem sie noch einen ansehnlichen Zuwachs durch die nun völlig aufgehobene Seminarienbibliothek erhalten hat, jetzt aus mehr als 40000 Bänden. Vorzüglich reich ist sie im Fache der teutschen Geschichte, besonders des Mittelalters. Die von dem jetzigen Bibliothekar veranstalteten Abschriften von Urkunden und Manuscripten, welche die Geschichte Thüringens und seiner theils erloschenen, theils noch blühenden edelen Geschlechter und der merkwürdigsten Ortschaften und ehemaligen Klöster desselben erläutern, in mehr als hundert Bänden bieten dem Forscher nicht leicht zu erschöpfenden Stoff. Zwar erlauben die Umstände nicht für Ergänzung aller Zweige der Wissenschaften in dem nämlichen Grade zu sorgen, doch wird sich der Kundige überzeugen, daß in vielen derselben die Hauptschriften und seltene Werke angetroffen werden, die man in größeren Bibliotheken vergebens sucht.

Zu der Bibliothek der Baustube in einem Gebäude hinter dem Schlosse wurde erst unter Ludwig Friedrichs Regierung der Grund gelegt. Sie ist blos dem Fache der Baukunst gewidmet.

Die Bibliothek bei dem Naturaliencabinete in der Ludwigsburg ist von dem Erbprinzen und nachherigen Fürsten, Friedrich Karl, gesammelt und vornämlich mit wichtigen und seltenen Werken über die Konchyliologie ausgestattet, auch neuerlich durch Abgabe von naturhistorischen Schriften aus der öffentlichen Büchersammlung und durch Ankauf vermehrt worden.

Die Bibliotheken bei der F. Regierung und geheimen Kanzlei sind nicht zahlreich, doch besaß die letztere noch vor kurzem einige jetzt an das geheime Archiv abgegebene schätzbare historische

und diplomatische Werke und verschiedene Handschriften über Schwarzburgische Geschichte.

Bald nach Einweihung der hiesigen Landschule im J. 1664 war man auf eine Büchersammlung zum Gebrauche der Lehrer und Schüler bedacht. Die durch Beiträge der abgehenden Schüler und die Freigebigkeit einiger Gönner und Beförderer der Wissenschaften entstandene Sammlung wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch Geschenke des Fürsten, Ludwig Friedrich, und einiger Schulfreunde bedeutend bereichert. Sie enthält manche brauchbare historische und philologische Schrift und unter den letztern seltene und vorzügliche Ausgaben griechischer und römischer Autoren. Die seit dem Jahre 1785 errichtete Lesebibliothek, die aus neuern belehrenden und unterhaltenden Büchern besteht, ist zu Beförderung einer nützlichen Lektüre für die Gymnasiasten bestimmt und wird von den Beiträgen derselben von Zeit zu Zeit vermehrt.

Außerdem gibt es in Rudolstadt auch einige Privatbibliotheken, die in manchen Fächern viele schätzbare Werke aufzuweisen haben.

Die allmählige Entstehung des hiesigen Naturaliencabinets ist von dem Sammler desselben, dem Fürsten Friedrich Karl, in einem eignen interessanten Aufsatze beschrieben worden. *) Ein Verzeichniß der darin aufbewahrten Konchylien, welche den größten Reichthum desselben ausmachen, lieferte der ehemalige Aufseher des Cabinets, der Sekretär Chr. L. Kämmerer 1786, wozu 1791 ein Nachtrag kam. Erst seit kurzem hat man angefangen, die hier und da noch vorhandenen Lücken zweckmäßig und glücklich zu ergänzen.

Ohngeachtet die Zahl der Bilder, womit die Zimmer des hiesigen Schlosses geschmückt sind, nicht sehr beträchtlich ist, so gibt es doch darunter einige von der Hand berühmter Meister. Diese Sammlung, welche der Fürst Ludwig Günther veranstaltete, wurde von Ludwig Friedrich, dessen Geschmack auf dem klassischen Boden Italiens die Letzte Weihe empfangen hatte, mit verschiedenen trefflichen Stükken vermehrt. Jetzt enthält sie Gemälde von folgenden Künstlern: von den Carraccio's (z. B. von Ludwig), L. Cranach, A. Dürer, J. Chr. Fiedler, J. G. Hamilton, J. E. Heinsius, Huysum, Jordaens, J. Lingelbach, Carlo Lotti, Manfredi, Molenaer, A. von Nieuland, Ostade, Pellegrini, J. G. Pforr, Querfurt, Rembrand, Ph. Roos (oder Rosa da Tivoli), Rubens, Rugendas, W. Schellinks, Seele, Alex.

---

*) Dieser Aufsatz ist abgedruckt in der Allgem. Thürin. Vaterlandskunde 1823. 1. St. S. 1 – 5. 2. St. S. 12 — 15. 4. St. S. 29 31. 8. St. S. 58 — 62. und in (S. Fröbels) Rudolst. Nachrichtsblatt 1834. 8. St. S. 112 – 114. 9. St. S. 127 — 130. 10. St. S. 143. f. 11. St. S. 159. 12. St. S. 176. f. 13. St. S. 191 — 193. 14. St. S. 207. f. 17. St. S. 255 f. 18. St. S. 271. f. 20. St. S. 307. f.

Thiele, (meistens malerische Ansichten von Gegenden bei Rudolstadt, Schwarzburg, Frankenhausen, u. s. w.), Tintoretto, Wouvermans ꝛc., wozu auch noch verschiedene von unbekannten Meistern, besonders der italienischen und niederländischen Schule, und die von dem hiesigen Maler, C. Kämmerer, herrührenden Kopien aus der Manheimer und Düsseldorfer Galerie kommen. Mit dieser Sammlung steht eine andere jetzt in dem Sale der Ludwigsburg befindliche von Gypsabgüssen antiker Statüen und Büsten in Verbindung, welche ihren Ursprung dem Fürsten, Ludwig Friedrich, verdankt, der einige davon in Italien nach den Originalen abformen ließ. Die der beiden Diskuswerfer, der Kolassalköpfe der Dioskuren, *) des Brutus, des vatikanischen Apoll, der mediceischen Venus sind die merkwürdigsten darunter.

Rudolstadt besitzt seit dem J. 1807 eine privilegirte Hof-Buch- und Kunsthandlung, und die später errichtete Müllersche Musikalienhandlung, womit eine musikalische Leihanstalt verknüpft ist, so wie zwei Leihbibliotheken.

Die hiesige Buchdruckerei ist im J. 1663 von Kaspar Freischmidt aus Arnstadt angelegt. Der glücklichste Zeitpunkt für dieselbe begann gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts, als man ihr die wichtigsten Verlagswerke teutscher und selbst auswärtiger Buchhandlungen zum Druck anvertraute, und dauerte bis in das gegenwärtige fort, doch litt sie bedeutend während des Kriegs von 1805—1815. Nach hergestelltem Frieden zeigten sich wieder günstigere Aussichten, so daß sie sich wieder zu der vorigen Blüthe erheben und mit ihren Nebenbuhlerinnen wetteifern konnte. **)

Dieses waren also die vornehmsten Veranstaltungen in unserer Stadt, welche auf wissenschaftliche Bildung abzwecken. Daß sie nicht ganz unwirksam waren, läßt sich aus mancher erfreulichen Erscheinung, z. B. aus der nicht ganz unbeträchtlichen Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern schließen, welche entweder hier geboren oder gebildet wurden, und von denen einige auch dem Auslande nicht unbekannt geblieben sind. Eben so unzweifelhaft beurkunden die von Zeit zu Zeit hier errichteten Vereine zu Unterhaltung über literarische Gegenstände, daß die Liebe zu den Wissenschaften unter uns nie ganz erloschen, sondern stets rege erhalten worden ist.

Zu Ausbildung musikalischer Fähigkeiten reichet die F. Kapelle, welche von jeher in ihrer Mitte talentvolle Künstler besaß, völlig die Hand.

---

*) S. über diese Abgüsse Göthe in den Tag- und Jahresheften als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse von 1740—1806 im 31. B. seiner Werke (Stuttgart u. Tübingen 1830. 12. S. 200.

**) Eine kurze (mancher Berichtung bedürfende) Geschichte der hiesigen Hofbuchdruckerei ist enthalten in G. Fröbel's Album zur vierten Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst (Rudolstadt 1840. gr. 8.) S. 42 — 48.

Auch die übrigen schönen Künste werden hier sorgsam gepflegt und zu Erlernung derselben bieten sich verschiedene günstige Gelegenheiten dar.

Obgleich Rudolstadt eigentlicher Fabriken entbehrt, so fließt doch aus der zu Volkstedt befindlichen Porcelanfabrik manchem seiner Bewohner eine Quelle des Erwerbs zu. Die Arbeiten der hier lebenden geschickten Künstler und Handwerker werden häufig von Fremden gesucht und mit Gewinn an dieselben verkauft. Handel, Ackerbau und Viehzucht machen ebenfalls, wie wir bereits gesehen haben, einen vorzüglichen Nahrungszweig der Stadt aus. Großen Vortheil gewährt derselben der Aufenthalt des Hofs und der Mitglieder der Landesbehörden. Endlich kommt durch die auf dem hiesigen Gymnasium studirenden Jünglinge Geld aus dem ganzen Lande in Umlauf.

Wenige Städte von gleicher Größe besitzen so viele und angenehme Vergnügungsorte, als Rudolstadt. Die erste Stelle behauptet darunter der Anger. Auf diesem befindet sich das 1792 erbaute Theater, in welchem gewöhnlich zur Zeit des Vogelschießens während des August und der folgenden Monate von einer fremden Schauspielergesellschaft gespielt wird; ferner die Halle mit einem Tanzsale, das Schießhaus, das herrschaftliche Haus ꝛc. Der Anger grenzt an den Wasser — oder Saldamm; dieser, seit 1733 zum Schutze gegen die verheerenden Ueberschwemmungen der Sale angelegt und zu beiden Seiten mit wilden Kastanien und Linden bepflanzt, bietet jetzt mit seinem herrlichen Laubdach einen angenehmen kühlen Spaziergang. An seinem unteren Ende führt eine Brücke über die Sale nach dem benachbarten Dorfe Kumbach, mit einem fürstlichen Garten und großen Orangeriehause, welches das Ansehen eines Schlosses hat und weithin sichtbar ist. Der Hain, der Baumgarten, der Mörlaergraben, ꝛc. werden häufig von Spaziergängern besucht und bilden angenehme Partien. Auf allen Seiten der Stadt sind Gärten mit niedlichen Häusern und Lauben. Einen neuen Reiz empfing die Umgegend durch Aufstellung der Büste Schillers und durch zweckmäßige Anlagen auf der Höhe über Volkstedt am rechten Ufer der Sale, wo der Dichter oft auf der Stelle, die jetzt seine eherne, nach dem Danneckerschen Modell gefertigte Büste ziert, geweilt haben soll.

Hesse.

Meiningen.

In dem Theile des freundlichen und selbst an pittoresken Partien reichen Werrathales, in welchem der Fluß schon hinlängliche Breite hat, um als solcher der Landschaft Reiz verleihen und ihn erhöhen zu helfen, liegt, zwar von ziemlich nahen Bergen eingeschlossen, doch in heiterer Umgebung, die herzogliche Residenzstadt Meiningen. Dem das Thal abwärts Reisenden erfreut von da, wo in der Nähe die alten, malerisch zur Rechten aufragenden Thürme des Prämonstratenserklosters Veßra sich zeigen, ein mannichfacher, oft anmuthiger, Wechsel der Landschaftbilder. Das Städtchen Themar, noch ganz ummauert, mit einer schönen Kirche und reinlichen Straßen liegt mitten im hier ziemlich breiten Thalgrunde; noch bevor es erreicht wird, zieht eine mächtige senkrechte Felswand zur Linken die Blicke auf sich. Weiter abwärts grüßt zur Rechten der Ruinenthurm der Osterburg von seiner bewaldeten Höhe dicht über der Straße; ein freundliches Dorf, Henfstedt, mit mehrern großen gutsherrlichen Gebäuden ruht unter den Höhen des Kalkgebirges zur Linken, und die Straße biegt in einen eigenthümlichen, von steilen und kahlen Höhen umgürteten Thalkessel ein, den der Strom wühlte, und der ganz deutlich zeigt, daß hier wohl einst ein See fluthete. Mitten durch diese Niederung zieht sich ein nicht hoher gerader natürlicher Felsendamm, den die Werra durchbrach, und an dessen diesseitigem Ende das sogenannte Nadelöhr bildete, eine enge Felsenpforte, durch welche hindurch sich der den Bogen der Straße abschneidende Fußpfad zieht. Gegenüber werden hübsche Anlagen erblickt, und es setzt sich zur Linken ein malerisch umbuschtes Felsenufer eine gute Strecke fort, während zwischen Fels und Fluß hinziehend, die Straße den Ausgang aus dem Thalkessel des Nadelöhrs gewinnt. Bald erscheinen die Bergwände zur Rechten hoch aufgegipfelt, sehr steil, kaum in gerader Linie erklimmbar, und Leutersdorf gewährt mit seiner hochgelegenen Kirche und dem neuen netten Schulhaus abermals ein schönes Bild. Hier war

in frühen Zeiten ein Templersitz. Die Straße zieht bergan und au ihrem Gipfelpunkt wird die Aussicht weit hinab in das wiesenreiche Thal frei, das von gleich hohen Bergen zu beiden Seiten gebildet ist, deren Formen sich sanft und gefällig darstellen. Diese Höhen sind fast gleichförmig bis zur Hälfte bebaut, und dann bis zu den Gipfeln mit Laubwald bestanden. Oben breiten sie sich zu weitausgedehnten Flächen eines sehr umfangreichen Kalkplateau's aus. Am Fuße der Anhöhe, über welche die Straße leitet, liegt Bachdorf, und in geringer Entfernung wird Belrieth erblickt, wo in alter Zeit eine Burg stand, auf welcher Kaiser Heinrich der Städtegründer mehrere Urkunden ausstellte. Leutersdorf, Bachdorf und Belrieth (Belliriod) waren kaiserliche Domänen. Von der Belriether Brücke gewährt sich ein reizvolles malerisches Bild des Ortes mit dem Fluß und seiner Umgebung.

Hinter Belrieth steigt die Straße wieder und es wird eine der schönsten Aussichten in das Werrathal frei. Ein Seitenthal von der Hasel durchflossen, öffnet zur Rechten dem Fernblick idyllische Schönheit, und ist von einem Stück der blauen Kette des Thüringerwaldgebirges geschlossen. Man gewahrt den gigantischen Hundsstein, die Felswand in der Nähe des Klosters Lohr, weiter herab liegt Ellingshausen mitten im grünen Thale; heiter wie ein Schlößchen, winkt das Hospital Grimmenthal, zu Füßen liegt Einhausen mit einem Thurm von eigenthümlicher Steinbedachung. Weiter hin das Thal entlang liegt Obermaßfeld dicht am Fuß mit freundlichen Häusern und einem alten Kapellchen, dann folgt Untermaßfeld mit seinem starrummauerten alten Grafenschloß. Ein anderes Thal mündet von rechts in das Werrathal ein, von der Römhilder Straße durchzogen und ebenfalls mit hübschen Dörfern geschmückt, von denen Ritschenhausen im Vorgrund erblickt wird; die Geba, zwei Stunden von Meiningen schließt, hoch das Plateau überragend, gerade über der Wendung des Thalgrundes, die Fernsicht.

Von den genannten Dörfern berührt und durchzieht nach Belrieth, die Straße nur Untermaßfeld, wo eine Pappelallee beginnt, die in einigen Windungen durch den anmuthigen Wiesengrund führt, in welchem noch ein Thal, durch das die Straße nach Franken leitet, ausmündet. Zur Rechten Feld und Berggärten mit einigen Villen, zur Linken einige kleine Felspartien und Gärten unter Nadelholzwäldchen, wird unversehens die Stadt erreicht, die sich von dieser Seite kaum als solche eher ankündigt, als bis das Thor nahe vor Augen liegt, wo sich dann der Fremde in einer zwar nicht großen, doch im Ganzen regelmäßig gebauten, und reinlichen Stadt mit einem schönen und geräumigen Marktplatz anlangen sieht.

Kommt aber ein Solcher von der entgegengesetzten Seite, aus dem deutschen Süden über Salzungen, aus Norddeutschland über Eisenach, oder über Gotha und Schmalkalden, so erfreut theils auf der Anhöhe des alten Rittersitzes Todtenwarth eine mannichfach anziehende Aussicht thalabwärts auf einen Theil der Thüringerwaldkette, die Gegend von Liebenstein und Altenstein, die drei Breitun-

gen, Wernshausen rc. oder es erscheinen die Fabrikgebäude des Herrn Geh. Finanzrath von Weiß auf der sogenannten Zwick, wo die Straße von Schmalkalden sich mit der nach Meiningen führenden Chaussee vereinigt. Das Dorf Schwallungen stellt sich von weitem wie ein kleines Städtchen dar, und bald wird die namentlich von dieser Seite her malerisch situirt erscheinende, von der Burgruine Maienluft überragte alte Stadt Wasungen erblickt. Weiter aufwärts liegt Walldorf mit ummauerter Kirche, und das neue, im mittelalterlichen Styl erbaute Herzogl. Schloß Landsberg erscheint mannichfach anziehend, indem es allmählig von drei Seiten sich der Betrachtung darbietend, jedesmal ein andres stattliches Bild gewährt. Dabei wird abermals ein Dorf am Fuß eines ehemaligen Burgberges, Welkershausen, durchfahren. Eine heitre Villa mit Parkanlagen, Jerusalem, grüßt auf der Höhe, wo sich der Blick auf die Stadt gewährt, die aber vom Laubgrün mannichfacher Baumumgebung zum großen Theil überhüllt erscheint. Von der linken Seite kommt durch das Helbaer Thal, die Straße über Oberhof und Benshausen her; bald künden Gärten die Stadtnähe, zur Linken zeigt sich das neue Herzogl. Orangeriehaus am Park, zur Rechten jenseits des Flusses und seiner Brücke das freundliche Schießhaus. Stattliche öffentliche und Privatgebäude empfangen den Reisenden in der Bernhardtstraße. Das Theater, der Bazar, zwei Herzogl. Palais; man glaubt eine Großstadt zu betreten. Am Ende der Bernhardtsstraße, wo das Gasthaus zum sächs. Hof in der heitern Nähe des Parks (englischen Gartens) gelegen ist, öffnet sich gerade aus der Blick in die Stadt hinein, durch die stets lebhafte untere Marktstraße, und zur Linken zieht in einer langen Häuserzeile lauter neuer, isolirter, doch regelmäßig von einander abstehender Gebäude die Marienstraße ostwärts sanft empor, deren Gegenüber der englische Garten mit schönen Baumgruppen, Bowling-Greens und mit geschmackvoller Einfassung eines hohen Eisengitters nebst dem eisernen Schwanenbrunnen bildet. —

Die historische Anfänge der Stadt Meiningen verlieren sich in der Zeiten Frühe; die Nachrichten über ihren Ursprung sind dürftig, schwankend und ungewiß. Der Chronist dieser Stadt M. Joh. Sebast. Güthe führt an, daß die Völkerschaft der Fosen am Werraufer einen Viehhof, Einingen, erbaut, deß Name unterm Frankenherzog Dagobert, Devert, an den noch der Name einer umfangreichen Wüstung in der Stadtnähe, Defertshausen, erinnern soll, in Meiningen sich umgewanldelt habe. Unter Herzog Genebald III. 618 soll die Stadt schon mit Mauern umfangen worden sein. Nachrichten, deren Glaubwürdigkeit wissenschaftlich zu prüfen, in der vorliegenden Abhandlung nicht unsre Aufgabe ist. Mit Wahrscheinlichkeit darf jedoch angenommen werden, daß in der Gegend, wo Meiningen allmählig sich anbaute, Katten seßhaft waren, die mit Sueven und Thüringern häufige Kämpfe bestanden. Im Jahr 410 führte der Frankenkönig Chlodomir seinen Bruder Genebald I. eine große Schaar Einwanderer zu, und die Franken bemächtigten sich des Werragebietes wie des Maingaus. Genebald ward Herzog Ostfrankens.

Dunkel schattet fortwährend über der Geschichte der Stadt, selbst noch im 9. Jahrhundert, wo wir uns dieselbe unter der Herrschaft fränkischer Gaugrafen zu denken haben. Zeiten- und Elementenstürme zogen oft verheerend über ihre Gefilde. Nach der bekannten unglücklichen Babenberger Fehde, die durch Hatto's Verrath eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, kam Meiningen unter das Scepter der deutschen Könige; es erlitt die blutigen Heimsuchungen der Hunneneinfälle, und nun erst, unter Heinrich dem Städtegründer, lichtet sich die Geschichte der Stadt, und tritt in ihre vollen Rechte, die ihr bis zu diesem Zeitpunkt die Sage streitig machte. Im Jahre 924 erhoben sich Steinhäuser, Kimmeten, Kemnaten, und es zogen schon ritterliche Insassen in den sichernden Mauerring. Mit kaiserlichen Freiheiten begabt, hob sich die Stadt, sie bekam Märkte, Zölle, Landwehren, und würde wohl rasch emporgeblüht sein, wenn nicht von Zeit zu Zeit durch verderbliche Seuchen und Brände ihr Flor immer wieder gehemmt worden wäre. Zum öftern sah sie die deutschen Könige in ihren Mauern; so 1003 Heinrich II. zu welcher Zeit ein Ritter, Rosenkranz, Erlaubniß zum Bau der Stadtkirche einholte. Im Jahre 1008 wurde Meiningen vom Kaiser an das Stift Würzburg verliehen, und an die Stelle des Kaiserscepters trat der Krummstab 536 Jahre lang. Die Stadt blieb ein unglücklicher Ort; bald versetzt und verpfändet, bald von Brünsten verheert, bald von Wasser überfluthet, von Seuchen heimgesucht, nicht minder von Krieg und Theuerung, vermochte sie sich in bessern Zeiten kaum zu erholen, viel weniger zu rechter Blüthe zu gelangen, wenn sie auch allgemach einigermaßen wuchs. Selbst Erdbeben blieben nicht aus. Im Jahr 1153 ward ein bischöfliches Landgericht daselbst errichtet, das vom Stadtgericht verschieden war. Zwiste der Grafen von Henneberg, deren Stammschloß Meiningen so nahe lag, mit den Bischöfen zu Würzburg fielen oft verderblich für die Stadt aus, da an ihr leicht Rache zu nehmen war. Es kam dahin, daß in einer Reihe von 16 Jahren kein Tanz in Meiningen gehalten wurde.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts bethätigte auch Meiningen blutigen Antheil an den schaudervollen Judenverfolgungen, die durch ganz Deutschland wie eine schreckliche Volkskrankheit herrschend waren. Viele der allenthalben Geächteten hatten in Meiningen und mehrern thüringischen Städten Asyle gefunden, die es aber nicht lange blieben. Die Bürger murrten über die drängend wachsende Anzahl der Flüchtlinge, und die Juden faßten, nach der Chroniksage, den Entschluß gewaltsamer Offensive, die zeitig verrathen, Allen den Untergang brachte, und den die blutige Katastrophe Ueberlebenden nur die Wahl zwischen Taufe und Feuertod ließ. Letzteren sollen zwei schöne Jüdinnen, denen zwei Bürgersöhne Herz und Hand anboten, wenn sie sich taufen ließen, standhaft bei ihrem Glauben beharrend, vorgezogen haben.

Als Pfand kam die Stadt unter Andern auch an die Grafen von Henneberg, denen ihr Besitz wünschenswerth erscheinen mußte, doch verliert sich die Spur dieser Pfandschaft ohne sichern Nachweiß,

und die Stadt erscheint wieder als würzburgische, fortwährend blosgestellt und leidend durch Fehden, Raubgesindel, Pesten, Hungersnöthe, Brände und Ueberschwemmungen, wie durch anderweite Verpfändungen.

Das fünfzehnte Jahrhundert brachte neue Bedrückungen und Lasten, ja der Bischof Johann verkaufte 1406 an einen Ritter von Buchenau Meiningen auf Wiedereinlösung für 18330 rheinische Gulden. Bischof Johann II. riß sie wieder an sich, und Bedrückungen, Fehden, neue Verpfändungen udgl. dauerten fort. Unter den Fehden ist bemerkenswerth eine der Stadt mit dem Dorfe Obermaßfeld, dessen ehemaliges Marktrecht noch heute ein alter Kornmeßstein neben der Dorflinde beglaubigt. Im Jahre 1469 wurde die Stadt vor das heimliche Gericht zu Volkmersheim geladen; bald darauf äscherten zwei schnell hintereinander folgende unglückliche Brände fast die ganze Stadt ein, während vielfache Wehen der Zeit durch das ganze Jahrhundert fortdauerten, und im darauffolgenden durch den Bauernkrieg Meiningens Bürger abermals in mißliche Lagen brachte.

Das für die Stadt denkwürdigste Ereigniß in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war ein Kauf- und Tauschvertrag Würzburgs mit Henneberg, der gegen das Hennebergische Schloß und Amt Mainberg bei Schweinfurt und eine beträchtliche Kaufsumme Stadt und Amt Meiningen ganz an Henneberg brachte. Aber das Haus der Fürstgrafen von Henneberg eilte schon mit mächtigen Schritten seinem Verfall, seinem Erlöschen zu. Die neuen Herren konnten wenig oder nichts thun für die neuerworbene Stadt, ihre Residenz blieb Schleusingen. Im Jahr 1543 und 1544 wurde in der Stadt und im Lande Henneberg die Lehre Luthers sanctionirt und allgemein angenommen, und von da an scheint die Stadt zu einigem Flor gekommen zu sein. 1547 wurden 143 neue Bürger auf einmal angenommen. Eine Erbverbrüderung zwischen Henneberg und Sachsen sicherte letzterem den Anfall von Stadt und Land, wenn ersteres, wie zu fürchten war, aussterben würde. Dieses Aussterben erfolgte mit dem Fürstgrafen Georg Ernst am 27. Dec. 1583 in der That, und es begann für die Stadt eine neue Aera. 1592 fand die Barchentmanufactur Eingang, ein Erwerbszweig, der sehr bald dazu beitrug, die Wohlhabenheit vieler Einwohner zu mehren, und die herrschaftl. Gefälle nicht minder. Es wurden in einem Jahre gegen 40,000 Stück Barchent gefertigt. Aber als wenn ein Fluch über dem Aufblühen der Stadt ruhe, so zerstörte von 1630 an der dreißigjährige Krieg alle Errungenschaften des Gewerbfleißes, und die Heeresmassen Altringer's, Horn's, Banner's, Isolani's rc. brannten, plünderten und brandschatzten abwechselnd so furchtbar im Lande Henneberg, und es lastete überhaupt der Krieg mit immerwährenden Durchzügen und Erpressungen so sehr und so schwer auf dem unglücklichen Lande, daß ganze Dörfer geradezu verschwanden, andere einwohnerlos wurden, und die Bevölkerung der Stadt von 6000 Einwohnern auf 1300 herabsank.

Die Herrschaft Henneberg wurde bis 1661 für Sachsen gemeinschaftlich regiert, bei der Theilung 1661 fiel Meiningen an S. Altenburg, und als diese Linie 1672 ausstarb, an S. Gotha unter Herzog Ernst dem Frommen. Als dieser weise Regent aus der Zeitlichkeit geschieden war, theilten seine hinterlassenen Söhne nicht gleich, sondern Herzog Friedrich regierte für sich und seine Brüder zu Gotha. Erst 1680 fand die Theilung statt, und Meiningen kam auf den Antheil Herzog Bernhards I. der nun die bisherige Residenz zu Ichtershausen aufhob und sie nach Meiningen verlegte. Er erbaute mit Beibehaltung des alten bischöflichen Schlosses das neue, die Elisabethenburg, in Form eines E. Nach ihm regierten die Herzoge Ernst Ludwig, I. 1724, Friedrich Wilhelm, I. 1746, Anton Ulrich I. 1763, August Friedrich Carl, I. 1782 Georg Friedrich Carl I. 1803 und es succedirte den letztern der jetzt regierende Herzog Bernhard Erichs Freund.

Erst unter den Herzogen Georg und Bernhard gewann die Stadt Meiningen an Verschönerung, an Einwohner- und Häuserzahl, und seine Gegenwart ist es, mit der wir uns in Nachfolgendem zu beschäftigen haben.

Während Meiningen im Jahre 1803 nur 4125 Einwohner zählte, war diese Zahl 1833 auf 5659 gestiegen, und beträgt jetzt nahe an 6000 in circa 600 Häusern. Die vornehmsten derselben sind das herzogl. Schloß, mit einem anstoßenden Rundbau, welcher die Lokalitäten der herzogl. Landesregierung, verschiedener Archive, und die dem Oekonomischen der Schloßverwaltung dienenden Räumlichkeiten umfaßt. Im Residenzschloß selbst befinden sich außer den Wohnzimmern der höchsten Herrschaften, den Fremdenzimmern und mehren Sälen, die schöne, helle und geräumige Schloßkirche zur heil. Dreifaltigkeit, an welcher für die Schloßgemeinde, die gesammte Hof- und Staatsdienerschaft, des Militairs ein Hofprediger ein Hofkaplan und ein Hofkirchner für den regelmäßigen Gottesdienst angestellt sind. Ferner die Gemäldegallerie, das Kupferstichkabinet, das Münzkabinet, die herzogl. Privatbibliothek, die Ministerialkanzlei, interimistisch das Militärdepot der Armaturen, die Wohnungen des Prinzenerziehers, der Hofdamen ꝛc. Der nördliche Flügel, der das alte Schloß bildet, umfaßt die herzogl. öffentliche Bibliothek, das Hofamt, die Bettmeisterei, die Wohnung des Haushofmeisters ꝛc. Viele Zimmer des Schlosses sind äußerst geschmackvoll, ja glanzvoll ausgestattet, und enthalten zum Theil sehr werthvolle Gemälde.

In dem einfachen, nur schöne Promenadenwege und auf einer schattigen Halbinsel den Turnplatz enthaltenden, Schloßgarten steht ein isolirtes nicht großes Haus, welches das herzogl. Naturalien- und Kunstkabinet enthält. Dasselbe entspricht im Bezug auf seine räumliche Ausdehnung ebensowenig dem Bedarf und der Forderung nach scientivisch-systematischer Darlegung und Aneinanderreihung der in ihm aufbewahrten Schätze, wie die übrigen den herzogl. Sammlungen vergönnten Räumlichkeiten, welchem Mangel unter dem Walten günstiger Sterne durch den Bau eines Museums in Folge höchster

Entschließung abgeholfen werden soll. In diesem wird die herzog. öffentliche Bibliothek mit ihrem Bücherschatz von circa 28,000, Bänden, darunter gar manches hochseltene und hochschätzbare Werk, mit einer Anzahl Handschriften und Incunabeldrucken die erste Stelle einnehmen. Das Naturalienkabinet, reich an Conchilien, Seeproducten, Mineralien, (besonders an schönen Krystallen,) Urweltresten, darunter ausgezeichnete Platten mit Reliefs der Heßberger Thierfährten, Versteinerungen 2c. würde sich passend anreihen, und mit seinen äußerst zahlreichen geschliffenen Steinen einen Uebergang zum Kunstkabinet bilden, das an Elfenbeinarbeiten, Mosaiken udgl. manches Sehenswerthe darbietet. Das Münz= und Medaillenkabinet enthält eine ziemliche Anzahl werthvoller griechischer und römischer Münzen, eine nicht große Sammlung moderner Silbermünzen, eine Separatsammlung sächsischer Silbermünzen, und neben manchen schätzbaren Kupfer= und Broncemedaillen eine große Zahl Abgüsse mittelalterlicher und späterer Münzen und Medaillen in Zinn und Blei. Dieses Kabinet ermangelt noch zweckgemäßer Aufstellung in einem geeigneten Zimmer, und ist ohne besondere höchste Genehmigung nicht zugänglich. Die herzogl. Gemäldegallerie ist zwar nicht groß, enthält aber fast ausschließlich werthvolle Stücke aller Schulen, und das Kupferstichkabinet birgt in seinen vielen Mappen viel des Geschätzten und Vorzüglichen. Kommt der Bau eines Museums, wie wir wünschen und hoffen, zu Stande, so wird sich demselben leicht ein Antiquarium anreihen lassen, zu welchem die Sammlungen des, vom Staat unterstützten Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins, die sich jetzt noch, ebenfalls höchstraumbedürftig, im gemietheten Local eines Privathauses befinden, schon ein nicht unansehnliches Fundament bilden können. Tritt eine solche, die mancherlei in Meiningen vorhandenen Schätze der Natur, Literatur und Kunst vereinigende Anstalt in das Leben, so wird sie ferner nicht nur eine große Zierde der Residenz mehr sein, sondern auch mannichfach anregend auf Belebung wissenschaftlichen Sinnes hin, und demgemäß fördernd und bildend wirken.

Nächst dem Schloß sind von den schönern Gebäuden zu nennen das herzogl. Palais vor dem untern Thore mit einem sehr freundlich angelegten Garten, Sommerwohnung Ihrer Hoheit der regierenden Frau Herzogin Maria, das herzogl. Palais am englischen Garten, vormals die Wohnung der verwittweten Frau Herzogin Mutter, Louise Eleonore, jetzt Sommerwohnung des regierenden Herzog's. Diesem zunächst steht der Bazar oder das Kaufhaus mit einer Längenausdehnung von 236 Fuß. Dieses Gebäude enthält im ersten Stock 27 Bogen mit 12 größern und kleinern Läden; im obern, kürzern Stock befinden sich die Hörsäle und Zimmer der Realschule.

Abwärts folgt nun, ebenfalls gänzlich frei zwischen der Chaussee und dem englischen Garten aus malerischer Baumgruppirung hervortretend das herzogl. Hoftheater. Dieses besteht aus einem Hauptgebäude von 71′ Breite, 160′ Länge, und zwei rechts und links angebrachten Flügelgebäuden von 21′ Breite und 121′ Länge an den Sei=

tenfaçaden. Es enthält außer dem Bühnenraum von 45′ Tiefe und 63′ Breite und dem sehr freundlichen Auditorium mit 2 Bogenreihen und 1 Gallerie, und außer den Garderoben, Requisitenkammern, den Localen der Theaterökonomie, dem geräumigen Büfet, dem Musikprobezimmer und dem imponirenden, von dorischen Säulen getragenem Vestibüle noch ein den Reunionen dienendes im edelsten Geschmack dekorirtes Local, bestehend aus einem Saal mit vier anstoßenden Zimmern, Büfet, Orchester und zwei Gallerien. Der Bau des Theaters wurde 1829 begonnen, und am 17 Dec. 1831 wurde dasselbe eröffnet.

Nahe dem Theater leitet ein Ruinenthor in den englischen Garten und zu einer künstlichen Trümmer von deren Brücke der Spiegel des Teiches ein freundliches Landschaftbild darbietet. Es ist diese Ruine noch ein Andenken an den Vater des jetzt regierenden Herzogs, welcher der Schöpfer des englischen Gartens mit mancher geschmackvollen Anlage wurde, doch empfing dieser Park allmählg die Umwandlungen, welche die schöne Gartenkunst unserer Tage nothwendig erscheinen ließ. Einen Hügel emporsteigend gelangt der Fremde zu dem herrschaftl. Blumengarten, der das große Orangeriehaus und die warmen Treibhäuser enthält. Hier erfreuen hohe und stattliche Orangenbäume und ein auserlesener Flor exotischer Gewächse, während der wohlgepflegte Garten mit einer Fülle mannichfaltiger Blumen prangt. Ein nach Norden gelegener Ruheplatz gewährt auf die Gegend nach Burg Landsberg hin, die sich hier äußerst anziehend darstellt, eine reizende Aussicht. Nahe der herrschaftlichen Meierei zeigen sich wieder im Hinabblick auf den Teich, die Ruine, die Baumgruppen wie auf die beiden herzogl. Palais malerische Ansichten. Den an den Park anstoßenden alten Kirchhof, welcher, sowie der neue geweiht ist, auf eine, die Pietät und ihre Denkmäler schonende Weise ganz zu den Rayons des Parks gezogen werden wird, schmückt die neue Fürstengruft-Kapelle im einfachgothischen Styl mit schöner Fensterrosette und trefflichen Glasmalereien, Leistungen der neuen Kunstblüthe. In ihr ruhen die irdischen Reste Herzog Georgs und seiner Gemahlin Louise Eleonore.

Ein Ausgang aus dem englischen Garten führt zu dem schon erwähnten Schwanenbrunnen, dem gegenüber das Wohnhaus des Herrn Landgrafen von Hessen-Philippsthal in der Marienstraße steht. Wo diese endet zieht eine neu angelegte breite Doppelallee junger Linden nordwärts in der Richtung nach dem Orangeriegarten. Diese Partie erwartet noch manchen stattlichen Bau, und es dürfte wohl dort das in Aussicht gestellte Museum seine geeignetste Stelle finden, um so mehr, als auch ein neues herzogl. Palais in die Nähe des erwähnten Gartens dem Vernehmen nach, zu stehen kommen soll.

Aus der Marienstraße führt ein nach Süden ziehender Fahr- und Promenadenweg außerhalb der Stadt zwischen Gärten in einem großen Bogen um die Hälfte der Stadt herum, weshalb derselbe auch „hinter der halben Stadt" genannt wird. Zur Rechten etwas tiefer wird zwischen ehemaligen Wällen ein Doppelcanal erblickt, der

sogenannte Bleichgraben, der als dichtbelaubte Kastanienallee im Sommer einer der anmuthigsten Spaziergänge ist, und von einem Thore zum andern zieht.

Zur Linken führt von der halben Stadt aus ein Fahrweg empor, und es tritt das Leichenhaus in einfach ernster Architectur am Eingang des neuen Gottesackers vor Augen. Weiter hin, wo sich ein Eingang in die Stadt über zwei Brücken öffnet, steht auf der Anhöhe, freundlich zwischen Gärten, Baum- und Rasengrün das Georgen-Krankenhaus. Dasselbe ist im florentinischen Styl, von Backsteinen massiv erbaut, ist 122′ lang 53′ breit, und hat nach Osten zwei Flügel von 33′ Länge, 26′ Breite. Es enthält im ersten Stock des Hauptgebäudes die Wohnung des Krankenwärters, Zimmer des Arztes, die Oeconomieräume und das Sectionszimmer; im zweiten Stock sind zehn Zimmer zur Aufnahme der Kranken disponibel.

Verfolgt der Promenirende den Weg nach Süden, so tritt zur Linken der hochgelegene Bau des englischen Instituts, einer Erziehungsanstalt des Herrn Professor Bernhard, meist für junge Engländer, die sich der erwünschtesten Frequenz erfreut, stattlich entgegen, dann wendet der Weg plötzlich westwärts und geleitet zum obern Thore, wo die Kaserne nicht mehr dem Bedarf entspricht, dagegen das Gebäude des herzogl. Kreis- und Stadtgerichts sich ansehnlich und durch seine Umgebung sogar malerisch präsentirt. Von öffentlichen Gebäuden innerhalb der Stadt ist vor allem der Stadtkirche U. L. F. Erwähnung zu thun. Noch künden die nebeneinander über dem Portal aufgeführten Thürme in ihrem byzantinischen Styl das hohe Alter der Kirche, allein nur bis auf vier Etagen, dann setzen sich beide in Octogonform eine Etage hoch fort, worauf bei dem Glockenthurme die wälsche Haube seiner Dachung beginnt, bei dem zweiten höhern aber der Umgang um die Thürmerwohnung, welche die sechste Etage bildet, dann folgt das Dach und über diesem noch ein kleiner überdachter Glockenstuhl.

Wenn die Stadt die Mittel hätte, beide Thürme wieder zu gleicher Höhe und dem angemessenen Styl consequent ausbauen zu lassen, würde diese Kirche im Aeußern sehr gewinnen. Das Innere ist nach manchen Reparaturen und Erneuerungen licht und raumvoll, das Chor ist gewölbt, und hat gothische Fenster. Dasselbe ist späterer Anbau. Das Rathhaus ebenfalls ein geräumiges großes Gebäude zeigt über seinem Eingang das Stadtwappen, fünf Thürme von einer Ringmauer umschlossen, unter deren Pforte die schwarze Henne auf grünem Berge im goldnen Feld. Früher führte die Stadt als Porta Franconiae dieser Thürme nur drei. Kaiser Ludwig änderte 1344 das Wappen dahin ab, daß der Thürme fünf sein sollten. Unter würzburgischer Hoheit enthielt die Pforte ein mit der Mitra bedecktes Bischofhaupt, dieß mußte später der Henne den Platz räumen. Da Sachsen das Hennenschild in sein Wappen nach dem Anfall der gefürsteten Grafschaft aufnahm, so war es nicht nöthig, an die Stelle des alten Wappens das Rautenschild treten zu lassen. Das Rathhaus besitzt eine Bibliothek, die jedoch zum Theil der Gym-

nasialbibliothek aggregirt wurde. An das Rathhaus stößt das stattliche Gebäude der Landschaft. Sein Bau dadirt von 1782. Es enthält die Bureaus der Hauptkasse und die Wohnung des Landmarschalls. Noch ziert den regelmäßigen Markt eine von Akazien umpflanzte hübsche Fontaine.

Alterthümliche Gebäude hat Meiningen in Folge der vielen stattgehabten Brände fast keine. Als ältestes Bürgerhaus wird das des Töpfers Hammer auf dem Schwanenberg bezeichnet. Die Superintendur, jetzt der Waisenschule und Erziehungsanstalt, deren Garten zugleich der Kleinkinderbewahranstalt dient, und zugleich einer Suppenanstalt für bedürftige eingeräumt, war ein Beguinenhaus.(z) Das steinere Haus am obern Thor, mit Karyatiden geschmückt, verräth den Geschmack am italienischen Baustyl aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, ebenso das ehemalige Hennebergische Haus in der untern Marktgasse, das eine eigenthümliche künstlerische Holzarchitectur zeigt. Am untern Thor steht noch ein Theil des ehemaligen Minoritenklosters, düster und unschön, mit einem schmucklosen Kreuzgang, ohne alterthümliche Zier darzubieten, die seine dauernde Erhaltung wünschenswerth erscheinen ließe. Zwischen diesem Kloster und dem Schloß steht die Reitbahn, als einziger ausgeführter Theil eines schon vom Herzog Georg projectirten großartigen Marstallgebäudes. An die Stelle der Klosterkirche trat das heitere Gymnasium Bernhardinum mit einem Thurme, das neben einigen Lehrerwohnungen auch noch die Klassen der Bürgerschule enthält.

An öffentlichen Bildungsanstalten und Schulen hat Meiningen neben der nahen Forstakademie zu Dreißigacker, (eine halbe Stunde von der Stadt), ein Gymnasium, eine Bürgerschule, eine Realschule, eine Mädchenschule ꝛc., außerdem mehrere blühende Privatinstitute für Erziehung und Unterricht beider Geschlechter. Außer der herzogl. öffentlichen Bibliothek dienen dem wissenschaftlichen und literarischen Bedürfniß noch die herzogl. Geschäftsbibliothek, die Bibliothek der Forstakademie, die des Gymnasiums; auch versehen neben mehrern Privatlesezirkeln die Lesekreise des Hennebergischen und des Predigervereins ihre Theilnehmer mit entsprechender Lektüre. Nicht minder sind zwei Buchhandlungen, eine Antiquarbuchhandlung und zwei Leihbibliotheken vorhanden. Eine Druckerei hat Meiningen bereits seit 1675.

Der Hennebergische alterthumsforschende Verein, begründet 1832, vergönnt gern auch Fremden die Besichttigung der von ihm angesammelten alterthümlichen Seltenheiten. Diese bestehen in einigen Stücken des griechischen und römischen Alterthums nebst der Mumie eines Kindes. Zahlreicher sind die deutschmittelalterlichen Gegenstände. Steinkeile und Hämmer, einige Feuersteinpfeile und Messer der alten Germanen, dann metallene Hämmer, Frameen, Nadeln, Spiralen, Hals- und Armringe aus Hünengräbern, nebst Urnen aus der deutschen Frühzeit. Aus dem spätern ritterlichen Zeitalter sind Rüstungen, Schwerter Gewehre mit Rad- und Luntenschlössern, Pulverhörner udgl. vorhanden, nicht minder Geräthe, darunter eine ziem-

liche Anzahl alter messingener Taufbecken, zum Theil mit räthselhaften Schriftzügen, Trinkkrüge, Pokale und plastischen Kunstwerke. Einer Anzahl alter, außer Gebrauch gesetzter Musikinstrumente ist eine jetzt seltene Trompetengeige, Marien= oder Marinetrompete zugesellt, und eine noch ungleich seltenere, in manchem großem Museum mangelnde lapponische Zaubertrommel. Auch eine kleine Bücher=Münz= Urkunden= und Siegelsammlung ist begonnen, von denen sich namentlich die erste stets erfreulich mehrt, da der Verein mit vielen der übrigen Vereine gleicher Tendenz Verbindung unterhält, und die Zahl seiner Mitglieder stets wachsen sieht. Da hinfort nicht mehr wie früher, von den auswärtigen Mitgliedern Geldbeiträge erhoben werden sollen, sondern ein mäßiges Eintrittsgeld ein für allemal, den Zutritt erleichtert, und den Mitgliedern nur die eine Verbindlichkeit des Ankaufs der vom Verein veröffentlicht werdenden Schriften obliegt, so ist zu hoffen, daß derselbe für die Folge immer mehr sich des Zutritts solcher Männer erfreuen werde, die ein Interesse an seinen Strebungen nehmen, und geneigt sind, die gute Sache, der diese gelten, durch die That zu unterstützen. Der Verein ernennt auch zu correspondirenden und Ehren=Mitgliedern solche Personen, die sich durch Bereicherung seiner Sammlungen oder sonstige wirksamerfolgreiche Antheilnahme um ihn verdient machen. —

In der Pflege der schönen Künste steht Meiningen nicht zurück. Die Herzogl. Hofkapelle ist als vortrefflich anerkannt, mehrere ihrer Mitglieder gründeten sich auch als Componisten ehrenvollen Ruf. Die Bühne, keine stehende, läßt freilich oft zu wünschen übrig, aber hier kann trösten, daß selbststehende Bühnen großer Städte, mit größter fürstlicher Munificenz dotirt, auch oft zu wünschen übrig lassen. Der Pflege des Gesanges widmen sich ein Singverein und eine Liedertafel. Die Malerkunst ist durch sehr wackere ältere und jüngere Kräfte vertreten, die der Plastik nicht minder. Die vielen neuen Gebäude zeigen durch wohlgefällige Schönheit im Aeußern, wie durch Zweckmäßigkeit und Comfort im Innern, daß auch die Architectur als schöne Kunst hier das Nützliche mit dem Angenehmen auf eine würdige Weise zu vereinigen weiß.

Industrie und Gewerbe Meiningens dürften zum Wohl der Stadt auf höhern Stufen stehen, als sie gegenwärtig einnehmen. In diesem Gebiete begegnet man neben dem leidigen Mangel an Mitteln auch oft dem Mangel an Sinn für ein Hinstreben zur Vervollkommnung. Mehrere Kunstausstellungen im Laufe der letztvergangenen Jahre haben indeß dokumentirt, daß die Genossen einzelner Handwerke Vorzügliches zu leisten im Stande sind, namentlich die Tischler. Vielleicht, dieß wollten wir hoffen und wünschen, erhöht in Zukunft eine die Stadt berührende Eisenbahn den Pulsschlag industrieller Thätigkeit, und hebt Handel und Gewerbsbetriebsamkeit auf eine höhere Blüthestaffel.

Um auch der socialen Verhältnisse zu gedenken, so gestalten dieselben sich in Meiningen im Allgemeinen recht angenehm, und minder steif, formell oder kliquenhaft, als in mancher andern kleinen

deutschen Residenz. Ein gutes Zeichen des unbefangenen Sinnes für wahre Geselligkeit ist, daß solche geschlossene Gesellschaften, die bloß zur Unterhaltung zusammentreten, zu keiner rechten Höhe gelangen, und daß die Absonderungssüchtigen, deren es nicht allzuviele giebt, meist unbefriedigt bleiben. Im Winter einigen die durch die Huld des Herzogs hervorgerufenen Reunionen in dem glänzenden Theaterlokal die schöne Welt, wie die der höhern Staatsdiener und eingeführte Fremde zu den Genüssen des Tanzes und der Conversation, an denen die höchsten Herrschaften freundlichen Antheil nehmen, wodurch nicht wenig zur Förderung der edlern Freuden harmonischer Geselligkeit beigetragen wird.

Setzen wir nun, um auch die übrige Umgebung der Stadt in Betrachtung zu ziehen, den Spaziergang fort, so leitet am Schloß vorbei ein Promenadenweg zu einem Brückensteg und zu zahlreichen Berggärten, von denen einige, anmuthig und aussichtreich, wie alle gelegen, dem öffentlichen Vergnügen während der schönen Jahreszeit dienen. Die Bergwände senken sich an dieser Seite vom hohen Plateau ziemlich steil ja theilweise hoch herab, und sind bis zum Gipfel bebaut; auch ist fast jeder Berggarten mit einem kleinen oder größern Häuschen versehen, deren Menge ein originelles Bild gewährt. An dieser Seite beginnt nun über dem sanft und spiegelnd hinziehenden Fluß und den im Schmuck mannichfachen Grüns prangenden Laubkronen der Schloßgartenbaumgruppen, und unter der Felsenwand des Bil= oder Bildsteins eine umfangreiche herrschaftliche Anlage, der Herrnberg, welcher zu jeder Zeit dem Gebrauch des Publikums offen steht, und von dem aus man Schloß und Stadt unter sich hat, während über den Höhen gegenüber blaue Berge der Thüringerwaldkette emporragend erblickt werden. Weiter wird der Blick in den Thalgrund frei, und nachdem der Weg von der Höhe dieser Anlagen über Terrassentreppen abwärts führte, betreten wir einen ausgedehnten Rasenplatz, den an einer Seite der Fluß und die Insel des Schloßgartens, an der andern öffentliche und Privatgärten begrenzen, und auf dem das Schießhaus mit seinen Zugehörungen einladend steht. Die Schützengesellschaft gewährt jedem anständigen Gast Zutritt ohne Förmlichkeit, und die Räume des Hauses sind im Sommer oft froh belebt, doch auch im Winter von täglichen Gästen besucht.

Schöne Aussichten in das Thal und die Ferne gewähren sich außer den schon genannten Höhen vom Donopsberg, wo ein Ruinenthurm der Landschaft Reiz verleiht, vom Bibraischen Berg, der mit seinen hübschen Anlagen dem Publikum unverschlossen ist, vom Direißigackrer Hölzchen, von der Anhöhe über der untern Kuhtrift, vom Drachenberg, dem höchsten Gipfel in der Stadtnähe. Aber auch zu weitern Ausflügen bietet die Umgegend mannichfach anziehende Punkte. Sollten wir einem Fremden, der Naturfreund und wanderlustig wäre, uns als Führer zugesellen, so würden wir ihm zunächst vom Gipfel des Drachenberges über die vorzunehmende Wanderung und die Situation der Umgegend Meiningens orientiren.

Von diesem Gipfel erblicken wir einen Theil des Rhöngebirges, übersehen das fast bis zu dem Fuße der Geba sich hinstreckende westliche Plateau, und das Werrathal liegt mit der Stadt und mehrern Ortschaften malerisch unter uns. Vom Drachenberg aus uns rechts wendend, leiten uns abwärts führende Pfade in eine bewaldete Thalrinne, darin ganz idyllisch unter schroffen Felsabhängen, das Dorf Helba gelegen ist, dessen gute Schenkwirthschaft von der nur eine kleine halbe Stunde entfernten Stadt aus oft besucht wird, und durch welches die Chaussee nach Kühndorf, am Fuß des Dolmar mit einem noch bewohnten, alten, Hennebergischen Grafenschloß, nach Schwarza, Benshausen rc. leitet. Wir aber folgen, Helba verlassend, der Chaussee bis zu ihrer Ausmündung in die Hauptstraße und gelangen bald zum Gipfel einer kleinen Anhöhe, auf der die freundliche Villa Jerusalem, eine Privatbesitzung mit heitern Parkanlagen und trefflicher Obstgärtnerei recht einladend winkt. Auch hier ist Eintritt in den Garten vergönnt, in welchem die Aussicht auf die dem Blick nun schon ferner getretene Stadt wieder ein neues Landschaftsbild zur Anschauung bringt. Von Jerusalem führt die Straße nach dem Dorfe Welkershausen hinab, in dessen nächster Nähe der Mühlbach besonders im Frühjahr einen pittoresken Wasserfall bildet und dann sanft durch die Thalwiesen eine kurze Strecke sich schlängelnd, in die Werra fällt Man muß, um ihn zu sehen, am untern Ende des Dorfes durch die ersten Gärten abwärts gehen. Auf fortgesetzter Wanderung zieht nun vor allen der Landsberg an, dessen stattliche Schönheit auf dem waldigen Hintergrund der Nachbarhöhen malerisch hervortritt, und uns allmählig von drei Seiten immer ein andres Bild einer ritterlichen Burg mit Zinnen und Thürmen und gothischer Zier zeigt. Bei Waldorf wird die Werra überschritten, und die Lage der Kirche in Betracht gezogen, die umwallt und ummauert, sich castellartig geschirmt darstellt, was bei vielen Kirchen im ehemaligen Hennebergischen Lande der Fall ist. Die ummauerten Kirchhöfe dienten den Einwohnern in gefahrdrohender Zeit als Zufluchtsstätten und Schutzwehren. Ja, es giebt in der Nähe sogar Dörfer, die mit Thoren und Ringmauern geschirmt waren.

Ueber ein freundlich im Thale gelegenes Mühlhaus, die Brückenmühle, die mit einer vielbesuchten Schenkwirthschaft verbunden ist, Angesichts der pittoresken Partie des Melkersschen Felsen, nahen wir dem Landsberg nun von der Seite, die jener von der Chaussee erblickten entgegengesetzt ist, und gestehen uns, daß gerade diese die schönste ist. Der Bergkegel, welcher die Burg trägt, ist bis zum Gipfel fahrbar gemacht, und droben umfängt uns der schöne Bau mit seinen Sälen, Zimmern und Gängen, wie der geschmackvollen Decoration seines Innern, die noch im Werden ist, daher ihre Schilderung vorläufig noch nicht gegeben werden kann. Ein alter halb eingestürzter Rest eines Thurmes steht noch als einziger Zeuge des Vorhandengewesenseins einer Burg, die im Bauernkriege ihre Zerstörung fand. Nach drei Seiten hin ist die Aussicht in das freundliche,

von der malerisch gekrümmten Werra durchschlängelte Wiesenthal und auf die nahen Berge recht lohnend; nach der vierten Seite entdeckt der Blick ein einsames Waldthal, durch das ein Fußpfad sich windet. Folgen wir ihm, so bringt er uns an den Fuß eines Burgbergs, dessen Scheitel noch die merklichen Spuren der Habesburg (heute Habichtsburg) und deren sehr tiefen Felsenbrunnen aufweist, die einst ein Besitzthum des Minnesängers Otto von Botenlauben, eines gebornen Grafen von Henneberg war. Von ihrer einsamen Trümmerstätte ist ein anziehender Hinabblick auf laubreiche Bergwälder gewährt, und tief unten im Thalesgrunde zieht eine unheimliche Schlucht als Weg sich durch das geheimnißvolle Waldesdunkel, die einst die Straße aus Thüringen nach Franken gewesen sein soll. Der ganze Bergwald heißt die Haßfurt, und so wird auch eine ziemlich weiter aufwärts liegende Anlage genannt, die früher mehr als jetzt mit ihren Schießständen, Moos- und Bretterhäuschen dem städtisch-ländlichen Vergnügen diente. Ein einfaches Denkmal, das in dieses schöne Waldasyl die Dankbarkeit treuer Bürger dem biedern Herzog Georg geweiht hatte, sammelte während der Minderjährigkeit des jetzt regierenden Herzogs alljährlich einmal zu einem schönen Erinnerungsfeste eine große Menge Feiernder, und nach den ernsten Momenten entfaltete der Genius heitrer Geselligkeit seine buntesten harmlosen Schwingen. Diese Haßfurtfeste unterblieben selbst nicht in drangvoller Zeit kriegerischer Ueberzüge, und es nahm im Jahre 1814 auch der russische Commandant der Stadt, Major von Jüngling, vom Kurländischen Dragonerregimente, Theil, dem die mit Fahnen und Piken aufmarschirende Schuljugend der untern Klassen dort im Walde ein Vivat brachte, an das Schreiber dieses sich mit Vergnügen erinnert, da er die Ehre hatte, mit hölzernem Säbel Führer der wackern Tertianerschaar zu sein.

Ein hübscher Weg leitet von diesen Anlagen aus dem Walde und über das mehrerwähnte Plateau durch eine Allee, von der aus die Bergkette des Thüringerwaldes mit dem majestätischen Dolmar als Vorhut voran, vom Inselsberg an bis zu den Höhen des Meininger Oberlandes hochmalerisch vor Augen liegend erblickt wird, während die Geba hoch und breitgedehnt in entgegengesetzter Richtung emporragt — nach dem Dorfe Dreißigacker, dessen Häuser das ehemalige fürstliche Jagdschloß, jetzt noch das Hauptgebäude der einst so rühmlich bekannten Forstacademie, überragt. Dieses Schloß umfaßt neben einigen Wohnungen sämmtliche Hörsäle, und das Naturalien- und physikalische Kabinet. Ersteres ist besonders an deutschen Vögeln reich ausgestattet, bietet aber auch sonst manche Sehenswürdigkeit. Hier, wo Verfasser dieses seine Knabenjahre verlebte, könnte derselbe sich leicht versucht fühlen, redseliger zu werden, als dieser Schilderung zuträglich, daher wird alles über Dreißigakker zu Sagende wohl besser einem besonderen Artikel aufgespart.

Ein noch ausgedehnterer Ausflug würde von Dreißigacker über das umfangreiche Kalkplateau in den Waldungen des ehemaligen fünf Stunden im Umfang haltenden Thiergartens, und zu einem ein-

samfriedlichen Jagdschlößchen, die Schmale führen, das einem Förster zur Wohnung dient, und früher auch häufiger als jetzt von der Stadt aus besucht wurde. Das gesellige Vergnügen, sonst allgemeiner gesucht und getheilt, liebt nicht mehr so weite Ausflüge, oder wählt zu Zielen derselben belebtere Orte; einst aber wurden diese rings verstreuten Waldasyle, die jetzt nur bisweilen von kleinern Gesellschaften aufgesucht werden, gar lebhaft frequentirt, und man war mit dem, was sie bieten und gewähren konnten, höchst zufrieden. Von der Schmale aus gelangt man über das Dorf Sülzfeld mit einer schönen Kirche und neuen Schule leicht zur Stelle des ehemaligen umfangreichen Hermannsfelder See's, in dem eine Inselkapelle St. Wolfgang stand. Kapelle und See sind verschwunden. Ohnfern davon winkt einladend ein mäßig großes, heitres Haus, die Fasanerie, aus einem sehr schönen Walde mit Parkwegen und Anlagen hervortretend, die noch oft das Ziel von Landpartien ist. Nachbarlich grüßt in diesen heitern Naturgarten die Ruine von Schloß Henneberg herüber, Stammburg des alten erloschenen Grafen- und Fürstengeschlechtes, die über dem langgestreckten Dorfe gleiches Namens sich erhebt, nicht eben imposant oder malerisch in die Ferne wirkt, aber doch den Besuch sehr verdient, da das Innere der Trümmer mehr Sehenswerthes bietet, als das Aeußere verheißt, namentlich einen höchst merkwürdigen Rundthurm, dessen Inneres noch ganz wohl erhalten ist. Von dieser Ruine abwärts wandelnd, und eine gegenüberliegende bewaldete Höhe gewinnend, öffnet sich den Blicken das Thal, darin Bauerbach, einst Schillers Asyl, friedlich liegt, gar nicht in so rauher und unerquicklicher Naturumgebung, als man hie und da geschildert findet. Freilich mußte es für Schiller, und müßte es für jeden andern jugendlich feurigen, strebenden Geist lästig sein, zur Winterszeit in einem einsamen, isolirt in bergiger Gegend liegendem Dorfe die träg und einförmig vorüberschleichenden Tage zuzubringen.

Ein Pfad durch herrlichen Buchenwald leitet nun abwärts zum Schlößchen Amalienruh, früher Sophienlust, einst ein fürstlicher Wittwensitz, noch heute mit manch alterthümlichen Geräthe der Rococozeit ausgestattet. Von da ist das schon erwähnte Dorf Maßfeld zu erreichen, wenn nicht der nähere schöne Waldpfad nach der Stadt durch den Still vorgezogen wird. Das Maßfelder Schloß, jetzt in eine Straf- und Correctionsanstalt umgewandelt, ist durch seine Alterthümlichkeit (seiner geschieht schon in dem alten Gedicht: der Wartburgkrieg Erwähnung), wie durch seine Schicksale merkwürdig, und verdient einen eignen Artikel nicht minder, wie das benachbarte Hospital Grimmenthal, ein ehemaliger frequenter Wallfahrtsort, ebenfalls ein von den Meiningern oft und gern besuchter Platz, dessen uralte herrliche, immer noch jugendlich grünende Linde einen Umfang von 36 Fuß hat, und somit der stärkste Baum ist, der weit und breit gefunden wird. Von da aus führen verschiedene Wege nach der Stadt zurück, von denen der über den Hexenberg, auf dem ebenfalls einige Anlagen und ein Häuschen zu finden sind,

zwar der beschwerlichste, aber doch lohnendste ist, denn von seiner Höhe stellt sich die Kette des Rhöngebirges mit ihrem majestätischen Kreuzberg, dessen Kreuz und Thurm mit bewaffnetem Auge zu erblicken sind, prachtvoll dar. Der Weg über die Höhen gewährt den Anblick beider Gebirgsketten des Rhön- und des Thüringerwaldes, und ist deshalb sehr schön, wenn ihm auch in Bezug auf die nächste Nähe einige Einförmigkeit nicht abzusprechen ist. Das Auge muß eben zur Ferne streifen, und diese endet an hellen Tagen hochbefriedigend.

Somit grüßt der Wanderer wieder die friedlich im Thalgrund ruhende Stadt, in der ein heitrer, unbefangener, gastlicher Sinn heimisch ist, der sich eben so fern von zudringlicher Ländlichkeit, wie von Beachtung fremder Prätension hält. Wie wenig Orte, ist Meiningen und seine nahe Umgebung besonders zur Frühlingszeit, wegen der vielen blühenden Obstgärten und Nachtigallen, unvergleichlich schön, und ein Besuch zu dieser Jahreszeit, denen besonders anzurathen, in deren Willen die Zeitbestimmung solchen Besuches gegeben ist. Möge dann Niemand unbefriedigt sich abwenden.

Ludwig Bechstein.

Bemerkung.

Da der Herr Mitarbeiter leider die zu der Abbildung von Goslar gehörende Beschreibung nicht eingesendet hat, so kann dieselbe erst in einem der nächstfolgenden Hefte gegeben werden.

Die Redaction.

Brotterode.

Dieser schöngebaute, ansehnliche Marktflecken von ungefähr 2200 Einwohnern ist vielleicht der älteste im Thüringerwalde, denn urkundlich wird seiner schon in dem Bestätigungs- und Schenkungsbriefe Konrads II. an Ludwig den Bärtigen im Jahr 1039 als Brunwardesroth gedacht und es ergiebt sich aus alten Nachrichten, daß der Bergbau zuerst hier betrieben worden sei, und zwar von Auswandrern aus dem Harze, die sich mit besonderer Vorliebe am Inselsberge angesiedelt hätten, weil dieser von Nordwesten aus gesehen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem ihnen so werthen Brocken der Heimath gezeigt habe. Aus dieser Aehnlichkeit hätten sie auf gleiche Bildung und gleiche Ergiebigkeit geschlossen und von einem Grafen Bruno, der auf dem Burgberge ein Schloß besessen, von dessen Dasein aber jetzt nichts weiter als der Name übrig ist, sich die Erlaubniß ausgewirkt gegen die Abgabe eines Zehnten den Eisenstein zu graben und zu verarbeiten.

Manche alte Sage lebt im Munde des Volkes, welche uns in das graue Alterthum zurückführt und von Bechstein in Meiningen, Welker in Gotha u. a. bearbeitet wurde. So gilt der dritte Pfingsttag in der ganzen Umgegend für ein Fest, das mit dem Walpurgistage wahrscheinlich gleichen Ursprung und gleiche Bedeutung hat, und bei gutem Wetter eine Menge Menschen auf dem Inselsberge vereint, aber nicht selten mit mancherlei Händeln und Raufereien endet. Auf dem Burgberge soll alle neun Jahre eine Jungfrau umgehen, welche nur von einem neunjährigen Knaben mit ganz blondem Haar erlöst werden kann. Und der Burgherr selbst reitet zuweilen auf einem kopflosen Pferde und des eignen Kopfes beraubt umher und ist von mehrern alten Leuten gesehen worden, welchen Geist sie den Morschel (Marschall) nennen.

Gewiß befanden sich um Brotterode früher auch mehrere Kapellen. So heißt eine Stelle am Seumberg der Avemarkt, das eine

Verstümmelung von Ave Maria sein soll, hier sieht man einen ausgehöhlten Stein und darauf läßt sich zu gewissen Zeiten noch frommer Chorgesang vernehmen und man erblickt die Gestalt des letzten Küsters, den sogenannten tollen Schulmeister, wie er singend und das Kreuz schlagend seinen geisterhaften Umgang hält, während sein Gesicht das Ansehen eines Spinnengewebes hat. Ein gewisser Dres Paps (Andreas Papst), der auf den goldnen Sonntag geboren war nun aber schon lange todt ist, stand in besonderem Rufe des Geistersehens und anderer Zauberkünste. So soll er unter andern sich seine Pfeife durch bloßes dreimaliges Ausdrücken mit dem Daumen der rechten Hand angezündet haben und in jeder Gesellschaft waren für ihn die Gespenster der Verstorbenen, die ruhelos umherwanderten, um entweder Gutes oder Böses den Menschen zu bringen, sichtbar. Ihm war es bekannt, wenn einer Familie ein Todesfall bevorstand, oder sonst ein Unheil; er sah unter der Erde verborgene Schätze, wußte wie es den in der Ferne Weilenden erging rc. und war eine Art Förberts Hens, wie ihn L. Storch so trefflich geschildert und wie fast jeder Ort des Thüringerwaldes einen aufzuweisen hat. — Auf dem Wege nach Cabarz heißt ein Felsen der Predigtstuhl und die kleine Höhle daneben der Keller; zwei Dinge, welche bei der früheren Einrichtung der reichen, genußsüchtigen Mönche unzertrennlich waren. Und im Laudenbacher Thale, einem romantischen Grunde, von dem ich weiter unten reden werde, ist einst durch ein Schwein eine Glocke aus der Erde gewühlt worden, die sich jetzt noch im Schloß zu Herrenbreitungen befinden soll und neuerdings von der Gemeinde Herges als ein auf ihrem Grunde gefundenes Eigenthum für die neuerbaute Schule zurück verlangt wurde.

Der Aberglaube treibt in diesen Gegenden noch häufig sein Spiel. Die Jäger erzählen sich manche abentheuerliche Geschichte von Menschen, die kugelfest sind und die nur vermittelst einer silbernen, aus gewissen Geldstücken und unter bestimmten Ceremonien gegossenen Kugel verwundet werden können. Kinder, welche einen Bruch haben, werden auf folgende Art nach der Meinung des Volkes davon geheilt: man spaltet eine junge Eiche, aber stillschweigend und unter Berücksichtigung des Mondes und läßt den Kranken dann durch die gemachte Oeffnung kriechen. Fuhrleute von Brotterode sind zur Adventszeit früher oft mit den bloßen Pferden nach Hause gekommen, weil ihnen durch Geisterspuk der Wagen so schwer geworden, daß sie ihn haben stehen lassen und die Pferde ausspannen müssen. Andern, die um Mitternacht den Gensberg heraufgekommen, hat sich der Alp mit solcher Macht auf die Schultern gehockt, daß sie nur mit der größten Anstrengung und mit Schweiß bedeckt, die Höhe erreicht haben, wo das Gespenst sie dann unter Hohnlachen wieder freigelassen hat. An mehreren Orten des Gebirgs finden sich wie in der Schweiz und Savoyen, Kretinen; der gemeine Mann behauptet von diesen, daß sie von sogenannten Wassermenschen oder Wassergeistern umgetauscht seien. Der Wassermensch, sagt man, hat

ganz die Gestalt anderer Sterblicher und ist nur daran kenntlich, daß er an seinen Kleidern einen nassen Fleck besitzt, welcher nie trocknet; er geht umher, nimmt den Eltern ihr schönes, wohlgebildetes Kind und legt dafür seinen eignen Sprößling, einen mißgestalteten Wechselbalg hin und das ist nun ein Kretine.

Aus den Zeiten der Reformation hat sich noch folgender Vers erhalten:

Es schwebt ein Augustiner Mönch umher,
Bewahr' uns, Herr, vor dessen Lehr'!

Ueberhaupt findet sich in den Sitten und Trachten manches Eigenthümliche in Brotterode, was um so mehr einer kurzen Erwähnung verdient, als es in der neuern Zeit doch von den Gewohnheiten und dem Eindringen der Mode anderer Gegenden nach und nach verschlungen zu werden scheint.

Die Bewohner von Brotterode sind ein kräftiger Menschenschlag, besonders findet man unter dem weiblichen Geschlecht hoch und schlank gewachsene Gestalten, die nach den überfeinerten Schönheitsbegriffen vielleicht etwas zu kolossal und männlich sind. Die Tracht der Frauen und Mädchen trägt auch noch dazu bei, ihre Erscheinung grandiöser zu machen, ohne die Grazie zu unterstützen: ein langer grüner Tuchrock, in unzählige Falten gekniffen, geht von der Brust bis auf die Verse und ist mit hellgrünem oder hellblauem zwei Finger breitem Seidenbande ohne Zacken, den sogenannten Galinschnüren, besetzt, oder wird bei noch größerer Galla darüber mit einem zweiten aber zackigen Bande geziert und heißt dann Zackenrock. Da dieser Rock fast bis unter die Arme reicht, so wird die Taille durch ein vielfach um den Leib geschlungenes breites, schwarzes, wollenes Band oder Salbende angedeutet und dieses heißt schürzen. Die eigentliche Schürze ist sehr lang und weit und gewöhnlich von schwarzer oder blauer geglätteter Leinwand. Das Mieder wird vom feinsten, weißesten Leinen gemacht und die Aermel über dem Ellenbogen umgelegt, da merkwürdiger Weise die Hemden keine Aermel, sondern nur Tragbänder haben und außerdem einem Unterrocke gleichen. Ueber das vorn mit der Miederschnalle von Silber befestigte Mieder wird ein Leibchen von farbigem geblümtem Seidenzeug, auf den Näthen mit breiten Silbertressen besetzt, getragen und darüber kommt ein schwarzer langer Tuchmantel mit stehendem Kragen. Um den Kopf wird ein farbiges Tuch geschlungen, das die Haare fast ganz verbirgt und oben in eine Spitze, einer Dute nicht unähnlich, endigt, während die Enden vorn in einen malerischen Knoten geschürzt sind. In dem schönen Verschlingen dieses Tuches, das Schnitzheit, Heitlappen (Hauptlappen, Kopftuch) genannt wird sind besonders die Mädchen von Ruhla und Brotterode berühmt und es ist für Jemanden, der nicht von Kindheit an darin geübt ist, eine schwere Aufgabe, es auf die rechte Art zu knüpfen. Auch hat jeder Ort seine be-

sondere Weise dieses Kopftuch zu binden, so daß es zum ordentlichen Schiboleth wird, woran man sehen kann, aus welchem Orte eine Frau oder ein Mädchen her ist, und es dürfte kein uninteressantes Unternehmen sein, die verschiedenen Kopftücher Thüringens auf einer Tafel abzubilden und zusammenzustellen. Die Menge und Mannichfaltigkeit dieser Tücher ist in Brotterode für jedes Mädchen, das nicht ganz mittellos ist, unerläßlich und sie geben einen sichern Maaßstab des Reichthums, da bei jeder Gelegenheit andere getragen werden müssen und z. B. die verschiedenen Grade der Verwandtschaft, die größere oder geringere Trauer bei Todesfällen in einer Familie durch die Farbe derselben genau angedeutet werden. Mir scheint es überhaupt, als ob die geschilderte Kopfbedeckung nur einigen Orten des höhern Waldes ursprünglich eigen gewesen sei — vielleicht aus klimatischen Gründen; — denn je mehr man in die Thäler herabkommt, um so mehr schrumpft das Kopftuch, in Brotterode oft einen Fuß hoch, zusammen und wird zum fingerbreiten Streif z. B. in Barchfeld, welcher um die Mütze gelegt wird. Auf der andern Seite des Thüringerwaldes geht es in andere Formen über, verliert die malerische, oft mit so vieler Grazie gebundene Schleife und erscheint als kahle Binde, deren lange Enden geschmacklos hinten herabhangen. — Oft hat sich mir die Bemerkung aufgedrungen, es müsse ein tieferer Sinn darin liegen, daß bei allen Völkern der Kopf ein Gegenstand der launenhaftesten Verzierungssucht von jeher gewesen ist und wahrscheinlich auch bleiben wird. Keinem Theil des Körpers ist so viel Aufmerksamkeit gewidmet worden, wie gerade diesem; keiner hat so viel Formen und Dimensionen annehmen müssen und ist von einem Extrem zum andern geschleudert worden; aber auf keinen äußert die Ausschmückung einen solchen Einfluß und bringt so ganz andere Wirkungen hervor, als auf das Gesicht. —

Mit besondern Trachten und Ceremonien werden die großen Hochzeiten in Brotterode gefeiert. Bei dem dritten Aufgebote muß die Brut (Braut) in eigenthümlicher Kleidung in der Kirche erscheinen und dem Gottesdienst meist stehend beiwohnen, das nennt man sich kreuzen und das ist der Familie und allen Freunden und Bekannten ein Zeichen, daß in der Woche die Trauung statt findet. Sie trägt den Zackenrock, hohe Schuhe mit Klötzen, weiße Schürze mit breitem rothen Band, weiße Handschuhe, das sogenannte Sürkesmieder mit Spitzen besetzt; der Hals ist bloß, mit einer Korallenschnur, an welcher vorn mehrere große Geldstücke hängen und die hinten mit einer handbreiten feuerrothen Quaste befestigt ist, umgeben. Das Haar, der Kopf und die ganzen Zöpfe sind mit rothen Bändern umwunden und darüber ist eine breite Spitze, die sogenannte weiße Haube gelegt, so daß auf der Stirn und an den Seiten nur hier und da das rothe Band und oben die aufwärts gerichteten und gegen einander gekrümmten Zöpfe sichtbar sind. Hat die Braut durch dieses Kreuzen angezeigt, daß die Hochzeit nahe bevorsteht, dann sorgen die Verwandten und alle Nachbarn für eine gehörige Menge Rahm oder Sahne, damit dieser in das Hochzeitshaus

am Mittwochen getragen und davon die beliebten Rahmkuchen in großer Anzahl für die ganze Dauer des Festes gebacken werden können. Die Pathe der Braut und ihre Gespielinnen sind verpflichtet bei diesem Kuchenbacken hülfreiche Hand zu leisten; sie selbst, im besten Staat, empfängt den Rahm, der in Fässer geschüttet wird, und bewirthet jeden mit einem Glase Wein und die sogenannte Brodträgerin reicht Brod und Wurst herum. Diese Brodträgerinnen, von denen auf jeder ordentlichen Hochzeit viere sein müssen, haben einen der Braut ähnlichen Anzug, jedoch ohne den Kopfputz und außerdem noch an der linken Schulter ein neues Tuch befestigt, welches von der Braut geschenkt ist; sie müssen für Brod sorgen und tragen dieses in schönen Körben während jeder Mahlzeit den Gästen hin.

Der Bräutigam oder Knecht, wie er in der Volkssprache heißt, ladet nun an diesem Tage unter dem Beistand einiger Freunde mit einigen selbst fabricirten Knittelversen die Gäste zur Hochzeit ein. Die Braut aber bestellt bei dem Pfarrer die Trauung, indem sie diesen zugleich mit einem Kuchen und einer Flasche Wein beschenkt. Auf den Donnerstag zwischen 11 und 12 Uhr — einem weit verbreiteten Volksglauben nach ist nur die Ehe eine glückliche, welche vor der zwölften Stunde eingesegnet ist — geht es in feierlichem Zuge nach der Kirche; voran ein Musikchor mit geschmückten Instrumenten, dann kommt die Braut, zur Rechten der Brautführer, zur Linken der Brautdiener, darauf der Bräutigam geführt von seinem Pathen, welcher, beiläufig gesagt, in Brotterode in so genauer Beziehung zu ihm steht, daß er den Vorzug vor dem nächsten Verwandten und selbst einem Bruder hat, zuletzt folgen die Gäste und jeder Mann oder Bursche trägt ein schönes Tuch und ein Sträuschen marum verum in der Hand, das zu diesem Zwecke in großer Menge von den Bergbewohnern gezogen und bei jeder feierlichen Gelegenheit ausgetheilt wird.

Der Anzug der Braut ist jetzt ganz schwarz, sie ist mit dem sogenannten Flitterheit geziert, d. h. ihr Kopf ist ganz mit gelben Blechstücken bedeckt, die an einem rothen Bande befestigt sind und um das Haar gewunden werden. Das schwarze Leibstück ist roth oder gelb zusammengeschnürt, und um die Hüfte trägt sie einen silbernen Gürtel mit silberner Kette, in diese ist ein weißes mit Spitzen besetztes Taschentuch geschlungen und mit einem breiten rothen Bande befestigt. Der Brautführer hat sie zum Altar und wieder zurück zu geleiten. Der Brautdiener muß ihr alle kleinen Dienstleistungen besorgen, den Mantel umhängen rc.

Bei der nun folgenden Mahlzeit erhält die Braut immer zuerst und darf sich die besten und größten Portionen auswählen, welche überhaupt schon so eingerichtet sind, daß der stärkste Esser nicht im Stande wäre, eine solche aufzuzehren. Was übrig bleibt wird nebst Geld und Bier von der Braut einem Armen zugeschickt. Befindet sich unter den Gästen ein kürzlich verheirathetes Paar, so versuchen einige der jungen Frau einen Schuh wegzunehmen, und ihr Gatte ist

gehalten, diesen mit einigen Geldstücken, die an ein Band befestigt und der Frau umgehangen werden, auszulösen, worauf die junge Frau ihren Gatten und die andern, welche bei diesem Scherze thätig gewesen sind, mit Confect bewirthen muß. Es heißt dies in die Frauenschaft einkaufen und gehört mit unter die uralte Sitte des Hänselns.

Nach geendigter Mahlzeit zieht die Braut mit vielen Mädchen im Orte umher und besucht fast jedes Haus, um ihren Putz sehen zu lassen; dann beginnt der Tanz, wobei der sogenannte Brautreihen vorkommt, den Braut und Bräutigam allein tanzen und wobei die Braut auf jede Weise dem Bräutigam zu entschlüpfen sucht, bis er sie endlich mit vieler Mühe fängt. Haben sich die Gäste endlich um Mitternacht zur Ruhe begeben, so wird noch jeder Begünstigten oder durch Reize Ausgezeichneten Schönen eine Nachtmusik gebracht.

Der Freitag ist der Schenktag, da bekommen die Vermählten von allen Freunden und Verwandten sowohl Geld als nützliches Hausgeräthe. Vor allen muß sich der Pathe auszeichnen. Der Bräutigam erhält von dem seinigen gewöhnlich einen großen kupfernen Kessel; die Braut ein mit schönem Zeug oder gar mit Seide überzogenes Kissen, das mit Bändern geziert und mit Federn so gut ausgefüllt ist, daß sich hernach ein ganzes Kinderbettchen davon machen läßt. Als Rückgabe oder Gegengeschenk giebt die Braut ein Paar Schuhe und überhaupt werden diese Gaben genau aufgeschrieben und berechnet, damit sie in vorkommenden Fällen und oft nach zwanzig Jahren noch, durch ähnliche Geschenke wieder ausgeglichen werden können. Wer außerdem etwas geschenkt hat, was 1 Thlr. werth war, der erhält einen Kuchen und eine Kanne Bier, kostet es 2 Thlr., so muß er zwei Kuchen und eine Bout. Wein erhalten ꝛc. Jenes Federkissen hat viel Aehnlichkeit mit der sehr alten deutschen Gewohnheit jungen Eheleuten am dritten Ostertage einen geschmückten Ball zu schenken, wogegen diese dann den unverheiratheten Mädchen und Burschen einen Tanz veranstalten mußten und weshalb man noch jetzt jede Tanzbelustigung einen Ball zu nennen pflegt.

Auf den Sonnabend wird sich nun die Zeit mit allerhand Kurzweil vertrieben. Wer z. B. zu spät kommt, muß eine Geldstrafe zahlen; oder hat er zu lange geschlafen, so wird er auf eine Leiter gesetzt, und nach dem Hochzeithause getragen ꝛc. Den Sonntag ist wieder volle Hochzeit und so schließt endlich ein Fest, das fast eine ganze Woche hindurch gedauert hat.

Auch die Kirmes, welche um Jacobi gehalten wird, wird mit vielem Glanze gefeiert. Sie steht im Zusammenhange mit einer Fahne, die an diesen Tagen vom Kirchthurme herabflattert und nach der Sage das Geschenk eines Kaisers sein soll, der sich einst in den Bergen verirrt oder dessen Gemahlin zu Brotterode niedergekommen wäre. Dieser Kaiser soll Carolus Quintus, oder Rudolph von Habsburg oder gar Carl der Große gewesen sein und sich von dieser Zeit der Besitz der Gemeindewaldung und noch andere Gerechtsame herschreiben. So lange die Fahne sichtbar war konnte kein Verbre=

cher verurtheilt oder gefänglich eingezogen werden, die Fischerei und jede Art von Handel war jedem erlaubt. Bei einem Versuche diese Reliquie den Brotteródern zu rauben, haben sich besonders die Weiber so tapfer zur Wehre gesetzt und so muthigen Widerstand geleistet, daß die Angreifer ihr Heil in einer schimpflichen Flucht haben suchen müssen.

Auch im Jahr 1806, sagt Herzog in seinem Taschenbuche für Reisende durch den Thüringerwald, als die Franzosen ihre alte Herrscherfamilie vertrieben hatten, wagten die Brotteróder mit den Bewohnern von Kleinschmalkalden, Floh, Herges rc. im Decemb. d. J. einen tollkühnen Angriff auf Schmalkalden, nahmen den Franzosen 18 Kanonen ab und bemächtigten sich der Waffen. Doch dieser Aufstand war zu vereinzelt und zu schwach, um von andern, als traurigen Folgen für die Urheber zu sein, von denen mehrere durch Deportation büßten. Als die Herrschaft der Franzosen, nach der Schlacht bei Leipzig, ihrem Ende nahte, konnten die ungeduldigen Brotteróder die Ankunft ihrer Befreier kaum erwarten, sie stürmten das Haus des verhaßten Maire's Eichhorn, der sie im Geiste des westphälischen Königreichs, dem sie angehörten, tyrannisirte; er rettete sich durch die Flucht, aber das Haus entging der Verwüstung nicht.

Brotterode hat seiner Lage nach, kaum ¾ Stunden von der Höhe des Inselsberges entfernt, ein ziemlich rauhes Klima, die Winter sind anhaltend und strenge, darum liebt der Brotteróder, obgleich er sonst gegen die Kälte abgehärtet ist, eine warme Stube, die dann auch das ganze Jahr geheizt ist, weil er in seinem Ofen zugleich auch seine Speisen kocht. Die Einrichtung des Wohnzimmers hat etwas besonderes und erinnert an die Stuben unserer Vorfahren. Sie gehen gewöhnlich durch die ganze Tiefe des Hauses und haben auf drei Seiten Fenster; dabei sind sie durch einen Vorhang, welcher vom Ofen in der Mitte des Gemachs herübergeht, in zwei Theile getheilt. In der vorderen Hälfte steht die Werkstätte des Ringenschmiedes oder des sonstigen Professionisten; in der hinteren ist das Schlafgemach und der Aufenthalt für die kleinen Kinder. Einige Blumen müssen das Fenster zieren und einige gefiederte Waldsänger seine Stube beleben, die außerdem sehr reinlich gehalten und wöchentlich einmal, wie fast in der ganzen Herrschaft Schmalkalden, mit Sand gescheuert wird. Kuchen dürfen bei keinem Feste fehlen und finden sich auch auf des Aermsten Tische, der dann gern seine Freunde bewirthet und mit ihnen bei derbem Witze und lebhafter Unterhaltung fröhlich ist. Rühmlich ist die Bereitwilligkeit der Brotteróder, womit sie untereinander sich mit Rath und That beistehen, so daß eigentlich wenig ganz Arme im Orte gefunden werden und es einem jeden leicht gemacht wird, wenn er nur guten Willen, Fleiß und Geschicklichkeit besitzt, sich weiter fortzuhelfen. Viele leben im Wohlstande und treiben einen beträchtlichen Handel, so daß die Männer und Söhne im Sommer wenig nach Hause kommen. Ein schön gebautes Gesellschaftslocal auf der Höhe vereint sie jeden Abend und bietet auch den Weibern und Mädchen, die sonst sehr häuslich sind zuweilen eine Abwechselung.

Die Umgebungen von Brotterode sind für den Naturfreund und Forscher von mannichfaltigem Interesse. Der Mineralog kann sich die verschiedensten Arten Granit, Glimmerschiefer, Grünstein, Hornblende, Trapp und Syenit verschaffen; auch Turmalie und Amethyste in schönen Drusen wird bisweilen gefunden. Der Botaniker wird auf dem Inselsberge, im Gehege und im Laudenbacher Thale manche seltene Pflanze finden und der berühmte Dr. Ernst Ludwig Heim, dessen Wiege nicht weit von Brotterode stand, besuchte noch als königl. preuß. geh. Rath und im hohen Alter den Inselsberg, um sich an dessen Reichthum von verschiedenen Moosen zu erfreuen. Auch dem Entomologen wird hier manches geboten, besonders an Microlapidopteren, Caraten und Brachelytren, was er an andern Orten vergebens suchen dürfte.

Die herrliche Aussicht des Inselsberges ist mit Recht berühmt und Tausende genießen dort oben, wo der Blick rund herum in die weiteste Ferne schweift, das Erhabene eines Sonnenaufgangs oder Untergangs. Letzterer ist in der Regel ungetrübter und leichter zu treffen für den Reisenden, da nur an ganz heitern Frühlingstagen, wo der Aufenthalt auf solcher Höhe der Kälte und des Schnees wegen, welcher den Gipfel meist dann noch bedeckt, nicht immer angenehm zu nennen ist, die Sonne sich ganz rein über den Horizont erhebt. Es dürfte zu wünschen sein, daß für die Bequemlichkeit des Wandrers auf dem Inselsberge mehr gethan würde, und daß man wenigstens das von Ernst dem Frommen erbaute Häuschen wieder in wohnlichen Zustand setzte. Von den dem Auge hier sich bietenden Gegenständen mögen nur einige genannt werden: Der Schneekopf, Beerberg und Höhberg im Südosten, der Dolmar, die Gleichberge bei Römhild und die Rhöngebirge im Süden. Westlich und südwestlich die Wartburg, den Meisner, den Blaßberg und den Hercules auf Wilhelmshöhe; nördlich und östlich öffnet sich die fruchtbare mit Dörfern besäete Ebene des Gothaischen Landes, der Friedenstein und Tenneberg in der Nähe und Erfurt mit seinem majestätischen Dome in der Ferne, zwischen dessen beiden Thürmen die Sonne heraufblitzt. Die untergehende Sonne erwartet man oft auch bei dem sogenannten Dreiherrnsteine, einem Felsen an dem westlichen Ende des Inselsberges.

Von Brotterode nach Herges geht der Weg durch das Laudenbacher Thal, wo zu beiden Seiten eine Menge Felsen in den verschiedensten Formen sich aufthürmen; bald inmitten von grünenden Wiesen, bald zwischen hohen Buchen sich erheben, bald auch auf der höchsten Spitze thronen und sogar, wie am Halbsteine, über die darunterliegenden Felsen hinwegragen und den Wandrer zu zerschmettern drohen. So daß dieses Thal zu den schönsten und interessantesten Punkten des Thüringerwaldes gezählt werden kann.

Hoffmeister.

Schloß und Flecken Stiege mit ihren Umgebungen.

Was ziehet dort oben am Holze entlang?
Sind's Krämer mit Gütern belastet?
Schnell Knappen herbei, es gilt einen Fang,
Nicht säumig und feige gerastet.

So tobte der Ritter vom Styge gar rauh,
Ein Räuber wie keiner im Lande,
Wie Sturmwind brauste er fort durch den Gau
Und warf die Krämer in Bande.

Im Schlosse theilt' er die Beute dann aus,
Gab Jedem nach Gunst und Gefallen,
Nun lebte er tüchtig in Saus und in Braus
Bis wieder er wetzte die Krallen.

Das Schloß noch thront, der Fels nicht wankt,
Der einst den Jammer geborgen,
Auch ist das Thal noch vom Walde umrankt,
Drin lebt noch Mancher mit Sorgen.

Doch droben im Schlosse jetzt Biederkeit weilt
Im freundlichen Jägersgewande,
Und wo einst die Räuber die Beute getheilt
Ruhn Freunde am felsigen Rande.

Wenn im räuberischen Mittelalter irgend eine Burg im geheimen Versteck und zur Wegelagerung günstig erbauet war, so ist

es Schloß Stiege gewesen. Noch jetzt liegt es von Wäldern und Bergen so umkränzt, daß man von wenigen Seiten nur seine Dächer bemerkt bis man nahe davorsteht, und obwohl in geringer Entfernung davon eine uralte Gebirgs- und frühere Kohlenstraße, die hohe Straße genannt, den Harz der Länge nach durchschneidet, so könnte man dreist darauf hinwandern, und nicht aufmerksam gemacht, würde Stiege vielleicht unbemerkt bleiben.*) Es ist hier auf der Hochebene des Unterharzes eine Wasserscheide, wo die Quellen der Selke, der Lupbode, der Rapbode (Hassel) und der Bäre in geringer Entfernnng von einander entspringen, und an dem südöstlichen Abhange eines langgedehnten Bergrückens ragt das altersgraue Schloß auf einem hervorspringenden nicht sehr hohen Felsen in einen freundlichen waldumgrünten Thalkessel hinein. Die vielen Quellen dieser Gegend sind am Fuße des Felsens zu drei großen Teichen gesammelt, an welchen der Flecken Stiege entlang gebauet ist, und ihr Abfluß heißt die Hassel. Diese großen Teiche, deren ruhige Wasserspiegel des Schlosses Conterfei geben, eingerahmt vom Grün frischer Wiesen und dunkeler Buchenwälder und von bescheidenen ländlichen Wohnungen verleihen dem Landschaftsbilde viel Anmuth, und wollte jemand in stiller Abgeschiedenheit seinen eigenen Betrachtungen und Phantasiegemälden leben, so würde die hier nicht reizlose Natur ihm gewiß mannichfachen Stoff dazu liefern. — Wann der erste Baustein auf diesen Felsen gelegt ward, ist eben so ins Dunkel gehüllt als der Name dessen, der es that. Stübner nimmt als den spätesten Zeitpunkt das achte Jahrhundert an, weil der Flecken Stiege schon in heidnischer Zeit ein bewohnter Ort war, und das Schloß muthmaßlich doch früher erbauet worden sei. Daß Schloß und Flecken sehr alt sind und in das graue Alterthum hinaufragen, bezeugen übrigens alle alte Chronikenschreiber. Weil es im vierzehnten Jahrhundert noch „das heidnische Stiege" heißt**), so muß es länger als die Nachbarörter der Sitz des Heidenthums geblieben sein, was auch alte Urkunden bestätigen, und gewiß trug seine versteckte Lage hierzu nicht wenig bei. Unfern des Schlosses bei der ehemaligen Schäferei, jetzt Domaine Stiege, hieß lange ein Platz noch die Osterkirche. Das einwandernde Christenthum liebte aber, die umgestürzten heidnischen Opferaltäre durch christliche Kirchen zu

---

*) Die hohe Straße heißt noch jetzt der von Güntersberge nach Stiege und Hasselfelde über ein hochgelegenes Feld hin laufende Fahrweg. Schon in einem Lehnbriefe Herzog Wilhelms von Braunschweig, als er 1203 Graf Siegfried III. von Blankenburg mit dem Forste zwischen der Bäre und genannter Straße belieh, wird sie die hohe Straße genannt. So führt sie diesen Namen auch in einer Urkunde Graf Heinrichs von Blankenburg vom 14. Septbr. 1319. Desgleichen wird sie in der Reinsteinschen Grenzbeschreibung von 1625 so aufgeführt. cf. Stübners Denkwürdigkeiten von Blankenburg. Thl. 1. p. 62. in Delius Geschichte des Amtes Elbingerode p. 32.

**) cf. Leuckf. antiq. Blankenb. p. 73. Harenb. hist. Gandersh. p. 809 u. 944.

ersetzen, und weil man im Jahre 1781 beim Umroden hier wirklich auf vieles Mauerwerk wie Reste eines Kreuzganges und tiefer auf drei Menschengerippe in sitzender Stellung gestoßen ist, also ein Kloster oder eine Kirche hier gestanden haben mag, so war vielleicht ein Altar oder Tempel der am Harze viel verehrten Göttin Ostera hier errichtet, womit auch die Sage übereinstimmt. Dem Schlosse und Flecken Stiege hiernach ein Alter von tausend Jahren beizulegen, ist keine Uebertreibung. Der Name wird bald von Steigen bald von einem im Felsen gehauenen jetzt noch hinter der Schenke sichtbaren Stiege abgeleitet. *) In alten Lehnbriefen des funfzehnten Jahrhunderts heißt es der Stich, und am wahrscheinlichsten bleibt es immer, die Benennung von jenem Stiege, der auch der Heidenstieg, Jägerstieg oder kurz weg Stieg hieß und nach noch sichtbaren engen Fahrgleisen auch fahrbar war, abzuleiten. Der Sage nach soll das Schloß ein Raubschloß gewesen sein. Ob und wie lange es aber vor dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert dieß saubere Handwerk getrieben hat, läßt sich jetzt nicht mehr angeben. Manche günstige Gelegenheit bot die benachbarte alte Straße von Nordhausen nach Quedlinburg **) und die schon erwähnte hohe Straße dazu dar, und mancher des Weges sorglos daherziehende Kaufmann mag im Dickicht des Waldes wohl Güter und Leben an einem auflauernden tückischen Hinterhalt eingebüßt haben. Vielleicht bekamen die nahen Mordthäler davon ihren Namen. Die Beute wurde aber vor der Burg auf dem darüber liegenden Berge getheilt, der davon bis jetzt noch das Raube- oder Rübeland heißt. ***)

Betrachtet man das Schloß in seiner derzeitigen äußern Gestalt, so verleugnet es zwar sein Alter nicht, hat aber fast nichts einer Burg Aehnliches mehr aufzuweisen. In dem Style anderer alten Burgen kann es wegen Mangel des Raumes auch nie aufgeführt gewesen sein. Wie schon bemerkt, steht es auf einem Felsen, dessen obere Fläche nur ein einziges großes Gebäude vollkommen einnimmt. Als ein längliches Viereck war es ehedem mit vier starken Eckthürmen versehen. Nach der Thalseite schirmte der nackte schroffe Felsen, und nach der Bergseite wurde die Veste von einem tiefen Graben geschützt, über welchen eine 40 Fuß hohe Zugbrücke vom höhern Berge herab durch einen Thurm den einzigen Eingang zum Schlosse bildete. Als man diesen Thurm abtrug, wurde 1704 die Zugbrücke niedriger angelegt. Man hatte dem Schlosse aber damals schon eine

---

*) Merian, der auch eine Abbildung des alten Schlosses liefert, leitet den Namen von Steigen ab. p. 192.

**) Jetzt führt sie über Breitenstein und Güntersberge.

***) Auf diesem Rübelande, das nicht mit dem Hüttenorte des Namens zu verwechseln ist, standen späterhin vier zum Schlosse gehörige Diensthäuser, die 1818 aber mit abgebrannt sind.

rein ökonomische Bestimmung gegeben und es dem Pächter zur Wohnung überlassen. Weil die Brücke also wegen des 20 Fuß tiefen Schloßgrabens im Felsen immer noch hoch und für den Pächter vielfach unbequem war, so wurde 1780 bei einem abermaligen Bau auch der tiefe Schloßgraben am Eingange verschüttet und ausgefüllt. Durch diese und andere Bauten hat das Schloß sein früheres Ansehen ganz verändert, und von den ehemaligen Eckthürmen ist bloß noch der südwestliche stehen geblieben. Ein Graf von Blankenburg-Reinstein bauete auf der Südostfeite noch einen Flügel an, so daß das jetzige Schloß aus dem ältern und neuern Theile besteht. Der ältere ist aber noch immer der bessere und bewohnte, während der neuere nur zu Speichern und Wirthschaftskammern benutzt wird. Wanneher der ältere, der in seinen dicken Mauern und in seiner ganzen Bauart für ein hohes Alterthum spricht, erbauet sein mag, läßt sich nicht angeben. Sollte die auf der Westseite des Schlosses in einen Stein gehauene Ziffer 170 das Erbauungsjahr 1170 andeuten? Dieß ist eine auf sehr unsicherm Grunde ruhende Annahme, weil dann nicht blos eine 1 noch ergänzt werden müßte, sondern weil auch die arabischen Ziffern erst im dreizehnten Jahrhundert durch die Kreuzzüge nach Europa und Deutschland gekommen sind, und man sich bis dahin der römischen Zahlzeichen noch bedient hat. Vielleicht hat man bei einer spätern Reparatur die verwitterte römische Jahrzahl durch eine arabische ersetzt und die Tausend wie bisweilen weggelassen. Diese Erklärung ist jedoch eine bloße Vermuthung ohne alle historische Gewähr. Daß das Schloß den Feuerverwüstungen nicht entgangen ist, haben ausgebrannte Mauern so wie im Brandschutte aufgefundene durch das Feuer verglaste Steine und der kupferne Fuß von einem Kessel bewiesen, welche Gegenstände man bei Anlegung eines Gärtchens vor dem Schlosse gefunden hat. Am merkwürdigsten sind aber die Keller und Gefängnisse im ältern Schlosse und erinnern lebhaft an das frühere Räuberhandwerk. Sie sind theils in Felsen gehauen, theils bestehen sie aus starkem mit Trägern versehenem Mauerwerk. In das eine dieser Gefängnisse, das eigentliche Burgverließ, gelangt man erst, nachdem man einen hohen geräumigen Keller durchwandert hat. Dann führt ein sehr enger in Felsen gehauener Eingang in einen schmalen Raum, der wegen seiner Nässe und Moderluft das treueste Bild einer Mörderhöhle ist. Ewige Nacht, die wegen feuchter Luft nur von schwachem Lampenschimmer erhellt werden kann, herrscht darin, und blickt man genauer nach den eng umschließenden Wänden, so bemerkt man nicht blos in der obern Wölbung eine kleine viereckige Oeffnung, um den Schlachtopfern einige Nahrung zu reichen, sondern an den Wänden zum Anschließen der Unglücklichen auch große eingemauerte eiserne Krampen. Wie mancher Elende und Schuldlose mag hier Gott vergebens als seinen Erretter und Rächer angerufen und in dumpfer Verzweiflung den letzten Todesseufzer ausgestoßen haben? Könnten diese Felsen reden, welche Schauder würden sie uns aus dem so oft gepriesenen Ritterthume enthüllen? Ehedem will man beim Aufräu-

men auch einige Knochen und vom Roste zerfressene Waffen darin gefunden haben. Ein anderes Gefängniß ist in dem schon erwähnten alten Eckthurme, worin eine Wendeltreppe nach oben führt, und dieß heißt der Pfaffenwinkel, weil der Sage nach ein Pfaffe darin hat verhungern müssen. Ein drittes soll ehedem noch in einer Vertiefung im abgebrochenen Thurme am Eingange gewesen sein, in welches diejenigen versenkt sein sollen, die sich nicht haben loskaufen können. *)

Daß ein Brunnen inmitten der geräumigen Hausflur gewesen ist, berichtet zwar die Sage, weil er aber verschüttet ist, so sieht man jetzt keine Spur mehr davon, denn die Senkung im Hauspflaster soll von dem verschütteten dritten Gefängnisse herrühren. Daß das Schloß auch aus seinen obern Zimmern keine ausgedehnte Aussicht eröffnet, ist aus seiner im Eingange geschilderten Lage schon abzunehmen. Dessenungeachtet bietet es durch die umschließenden Berge hindurch vorzüglich des Abends, wenn die Sonne hinter die Berge untertaucht, ein schönes Diorama nach dem Brocken und seinen Nachbarbergen dar, der bei fünf Stunden Entfernung überraschend nnd majestätisch groß vor dem Blicke sich erhebt.

Weil die Kirche des Fleckens Stiege am Schloßberge dicht unter das Schloß gebauet ist, so steht zu vermuthen, daß sie den Burgherren ehedem auch zu ihrer Kapelle gedient hat, wenigstens liegen mehrere Blankenburg-Reinsteinsche Grafen darin begraben. Die ehemalige ältere, die auf derselben Stelle stand, war dem Apostel Jacobus dem jüngern gewidmet, und war aller Vermuthung nach mit der Einführung der christlichen Lehre etwa im Anfange des neunten Jahrhunderts schon erbauet worden; denn der Götzendienst mochte wohl nur im Verborgenen vielleicht außerhalb des Ortes lange noch getrieben werden. Diese enthielt die gräflichen und adeligen Begräbnisse mit alabasternen Monumenten. Weil sie aber trotz einer schon 1590 unter einem Hauptmann von Oppershausen vorgenommenen Reparatur immer zu klein blieb und den Einsturz drohete, so wurde sie 1708 niedergerissen, wobei die erwähnten Begräbnisse sammt ihren Monumenten verschüttet sind und eine neue gebauet. In der Zwischenzeit wurde der Gottesdienst auf dem Schlosse im Brauhause gehalten. Die neue wurde 1711 den 13. Septbr. unter großen Festlichkeiten eingeweihet und „zur Hülfe Gottes" genannt. **) Wegen der tiefen Lage hat auch die neue Kirche, so wenig als die

---

*) v. Rohr in seinem Unterharze berichtet von Gespenstern in diesen Gefängnissen, welche die Gefangenen und Andere oft sehr beängstigt hätten. Jetzt weiß man hiervon nichts mehr.

**) Der erste evangelische Prediger war Gerlach Nolte aus Franken, der etwa ums Jahr 1535 unter Graf Ulrich V. die Religion und den Gottesdienst hier reformirt hat. Vorher gehörte die Kirche zum Erzbischöfl. Sprengel Halberstadt.

alte damit geziert war, einen starken Thurm für ihre Glocken bekommen, sondern ein niedriger hübscher Glockenstuhl trägt sie auch jetzt noch. Weil aber ein herrliches Echo vom gegenüberliegenden Berge das an sich schöne Geläut noch verstärkt, so ist es ein wirklicher Hochgenuß, das Feiergeläut der Glocken oder den melodischen Klang heimziehender Kuhheerden, oder den muntern Gesang fröhlicher Menschen, oder die heitern Weisen anderer Musik durch dieses klare Echo verstärkt und vermehrt zu vernehmen. Welchen und wie viel Familien dieses Schloß im Laufe der Zeiten angehört hat, läßt sich nicht mehr ermitteln. Frühzeitig im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert findet man es aber schon in den Händen der Grafen von Blankenburg-Reinstein, von denen einige auch hier residirt haben. So bauete einer derselben, wie schon gesagt, den Flügel als Jagdschloß noch an. Graf Ulrich IV. wählte etwa 1528, nachdem er die Regierung seinen Söhnen übergeben hatte, dieß zu seinem Ruhesitze und starb hier 1530.*) Seiner Gemahlin Anna aus dem Gräfl. Hohensteinschen Hause war Stiege schon 1509 zum Leibgedinge von Herzog Heinrich dem ältern bestätigt worden, und sie wurde nach ihrem Tode auch hier beigesetzt.**) Vorzüglich liebgewonnen hatte aber Ulrichs Enkel, des unglücklichen Grafen Ulrich V. Sohn, Graf Bodo II. dieß Schloß, denn er pflegte oft zu sagen:

Eh' ick wollt verlaten mynen leven Stieg
Wollt ick verlaten mynen edeln Lief.

Er überließ deshalb das Schloß Blankenburg der Wittwe seines verstorbenen Bruders Ernst und dessen Sohne, und schlug seine Residenz zu Stiege auf. Da er zur Vollendung des Reformationswerkes in seiner Grafschaft viel beitrug und überhaupt sehr religiös war, so versäumte er in gesunden Tagen den öffentlichen Gottesdienst niemals und wohnte auch demselben stets vom Anfange bis Ende bei. Er ernannte daher auch zwei der Stiegischen Pastoren, Peter Stephani und Johann Querfurt, zu Hofpredigern. Nachdem er 1594 den 4. October zu Stiege ohne Kinder gestorben war, brachte man aber seinen Leichnam nach Blankenburg, wo er in der Barthol. Kirche beigesetzt wurde.***) Seine zweite Gemahlin Anna von Schönburg, die ihn zwar überlebte, aber nur die ersten acht Tage ihres Ehestandes gesund übrigens mehrentheils bettlägerig gewesen ist, bewohnte auch weiterhin als Wittwe noch das Schloß. Ob sie je-

---

*) S. Liebhaber über das Fürstenthum Blankenburg und Eckstorm p. 24.

**) S. die folgende Note, die auch hierher zu ziehen ist.

***) Diese Nachrichten sind aus des Hofpredigers Querfurt zu Stiege auf Graf Bodo 1594 gehaltenen und 1595 gedruckten Leichenpredigt entlehnt, s. Stübners Denkwürdigkeiten Th. 1. p. 113.

doch nach ihrem schmerzhaften Tode auch hier beigesetzt ist, steht mehr zu vermuthen, als daß es fest behauptet werden kann. Manche Namen z. B. der Thiergarten und der Thiergartenteich nahe bei dem Flecken erinnern noch immer an diesen gräflichen Aufenthalt. Weil aus einer Urkunde erhellt, daß die Grafen Ulrich III. und Bernhard schon 1442 einen Voigt oder Amtmann hier gehalten haben, welcher jährlich hat Rechnung ablegen müssen,*) so ist Stiege demnach schon im funfzehnten Jahrhundert zu einer Voigtei oder Justizamt eingerichtet gewesen. Ja aus den Inquisitionsacten vom Jahre 1600 ist ersichtlich, daß mit diesem Amte selbst die Obergerichte verbunden gewesen sind, was der Galgenberg am Hasselfelder Wege nnd die Stüpegasse im Flecken selbst noch bestätigen.**) Durch letztere wurden nämlich die Missethäter, welche den Staupenschlag bekamen, aus Stiege hinaus bis an die Anhaltische Grenze geführt, wo sie die Urfehde abschwören mußten. Das Amthaus stand unter dem Schlosse neben dem Rathhause. Weil aber beide 1605 abbrannten, so wurde späterhin in das obere Stockwerk der Schenke die Rathsstube verlegt und darin auch Amtstag gehalten. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ist Amt und Schloß Stiege mehrmals versetzt gewesen. So bekam es zufolge einer Urkunde von 1538 von Graf Ulrich V. und Grafen Bernhard Schulden halber 1539 ein Fürst zu Anhalt für 5000 Goldgulden zum Unterpfande, und 1554 verschrieb es Graf Ernst auf 6 Jahre wiederkäuflich einem Thamm von Schaafstädt für 6147 Goldgulden. Im Jahre 1590 und 1600 befand es sich nach dem alten Kirchenbuche pachtweise in den Händen eines Obristen Johann von Oppershausen, Erbsaß auf Eldingen, der es als Hauptmann verwaltete, und 1606 allda starb, worauf dessen Wittwe Elisabeth geb. von Schulenburg mit ihrem Amtmann Caspar Beyer das Amt verwaltet hat. Wegen einer Predigt fand 1603 von dem Hauptmann von Oppershausen eine heftige Verfolgung des Predigers Andreas Beyer statt, die aber bald wieder unterdrückt wurde. Nachmalige Pfandinhaber sind gewesen Adrian Arnd von Stammer, Erbsaß auf Ballenstedt ums Jahr 1621 auch 1624, um welche Zeit er auf seine Kosten eine Schule bauen ließ, Eberhard von Berlepsch, etwa 1631, von Keydel 1652 und Bodenhausen, welchen die fürstl. Beamten gefolgt sind. Von letzteren ist nur noch zu bemerken, daß der Amtmann Anton Kisling den 11. März 1642 von Straßenräubern auf der Lange erschossen wurde. Als das Blankenburg-Reinsteinsche Grafenhaus 1599 ausgestorben war und die Herzöge von Braunschweig dieses Lehen wieder eingezogen hatten, sind einzelne Glieder dieses Fürstenhauses bisweilen nur

---

*) Obwohl sich diese beide in die Grafschaft theilten, behielten sie Stiege doch gemeinschaftlich, s. Stübner Th. 1. p. 95. und Erbregister des Amtes und Hauses Stiege.

**) 1694 wurde eine Kindesmörderin von Hasselfelde auf dem Galgenberge decollirt, (s. d. Stieg. Kirchbuch) u. in Stiege auf dem Gottesacker beerdigt.

nach Stiege zu einem kurzen Besuche gekommen. So war dieses der Fall bei der Einweihung der neuen Kirche den 13. Sept. 1711, zu welcher Feier der derzeitige ganze Blankenburgische Hofstaat sich hierher verfügte, und wo auch der damalige russische Kronprinz Alexius Petrowitz, als Verlobter der Prinzeß Charlotte Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel, mit Gefolge das Schloß Stiege besuchte. Außerdem ist es bis 1818 die Wohnung der Stiegischen Oeconomie-Beamten gewesen. Da aber in dem genannten Jahre die sämmtlichen bei dem Schlosse befindlichen Wirthschaftsgebäude abbrannten und man bei dem Wiederaufbau deren Verlegung nach der Stiegischen Schäferei für zweckmäßiger erkannte, so erhielt auch der Pächter dort eine Wohnung, und das Schloß wurde dem das Amt Stiege als Oberforst inspicirenden herzogl. Oberförster als Dienstwohnung übergeben, welche es noch jetzt ist.

Weil seit dem Aussterben der Blankenburgischen Grafen die Geschichte des Schlosses mit der des Fleckens zu sehr verwebt ist, so dürften wir aus dieser wohl hier noch Einiges einschalten.

Die Männer von Stiege (nicht Bauern oder Bürger) *) bekannt als Schippen-, Leitern- und Muldenführer, als welche sie die den Harz umgrenzenden Flachländer weithin durchziehen, sind betriebsam und geschickt in Holzarbeiten wie alle Härzer. Dessen ungeachtet haben sie aber noch immer nicht mehr erworben, als um nothdürftig die täglichen Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Der Ort zählt in 180 Häusern jetzt etwa gegen 1100 Einwohner. Ehedem war sein Breihahn berühmt, und die Brauerei brachte der Gemeinde einen reichen Ertrag. Dieser Erwerb hat sich aber vermindert. Viele Kupferschlacken unter dem Dorfteiche bezeugen, daß in alten Zeiten schon hier viel Bergbau betrieben sein muß. Ein Eisenhüttenwerk war späterhin am Hüttenberge bei der Amtsschäferei, und ein beträchtliches Kupferwerk wurde am Kupfer- und Naterberge an der Bäre noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts betrieben. Das Zechhaus und die Kunst standen noch im Jahre 1747. Die deutschen Kriege und viele Feuersbrünste haben aber vorzüglich dem Wohlstande der Gemeinde sehr geschadet. Im dreißigjährigen Kriege haben die Jahre von 1625 bis 1646 unsägliches Unheil gebracht. 1625 zog Wallenstein mit einem Heere von 20,000 Mann über Göttingen, Eimbeck in das Grubenhagensche und Halberstädtische Land, und so wie er alle Städte und Schlösser auf und an dem Harze einnahm und besetzte so auch Stiege. **) Als 1628 Kaiser Ferdinand II. sich Blankenburgs bemächtigte, besetzte der Obrist Becker von der Ehre außer Blankenburg auch das Amt Stiege. ***) Wallenstein, der die Grafschaft vom Kaiser bekommen hatte, tritt

---

*) cf. Th. 2. p. 72. Anmerkung.

**) Schönemanns Alterth. Th. 3. p. 103.

***) S. Liebhaber über das Fürstenthum Blankenburg.

sie an Graf Merode ab, der sie bis 1631 behauptet, worauf sie der Herzog Friedrich Ulrich gegen 50,000 Fl. zurückerhält.

1644 Ende Aprils trieb der General Hatzfeld mit seiner etwa 12,000 Mann starken Armee meistens Cuirassier hier und in der Umgegend sein Wesen.*) 1646 wurde der Ort wieder ausgeplündert, wo auch der Kirche alle ihre heiligen Geräthe geraubt wurden. Aus dieser Zeit rührt auch die große Schanze auf der Grenze gegen Anhalt her, welche gegen die Schweden angelegt wurde, und wo ein Treffen geliefert sein soll. Viele Bewohner von Stiege wurden in diesen bösen Zeiten auch von Straßenräubern erschossen. Nach den in den Kirchenbüchern angezeigten geringen Geburts- und Sterbefällen zu urtheilen, muß der Druck bis 1647 noch fortgedauert und der Ort zwei Drittheile seiner Bevölkerung verloren haben, welche Verminderung sich bis 1690 wahrnehmen läßt. Im siebenjährigen Kriege sind es vorzüglich die Jahre 1759 und 1762 gewesen, die durch Gelderpressungen der Franzosen den Kriegsdruck fühlen ließen, und 1760 wurde die große Schanze wieder erneuert und von den hannöverschen Jägern besetzt.**) Größeres Unheil brachte aber das Jahr 1806, wo nach der Schlacht von Jena von Nordhausen her***) vom 16. bis 18. Oct. zuerst die flüchtenden Preußen und Sachsen, dann aber vom 18. bis 25. ejusd. die in großen Massen verfolgenden Franzosen dem Orte viel Schaden zufügten. Es waren die Corps der Marschälle Mürat und Ney, die durch Plünderung vorzüglich die größten Gewaltthätigkeiten übten, so daß an 200 Einwohner mit ihrem Prediger Söllig wie im 30jährigen Kriege tief in den Wald in die Wolfsthäler flüchteten, und drei Tage bis zum 22. Oct. dort verweilten. Nach amtlichen Verzeichnissen haben diese Tage vom 18. bis 25. Oct. den Einwohnern im Bezirk Stiege durch Mundportionen und Fourage, Verlust an baarem Gelde (exclusive aller öffentlichen und Communalcassen) und durch Verlust an Effecten und Vieh an 21,170 Thlr. 4 Gr. 10 Pf. gekostet, wovon der größte Theil dieser Summe auf den Ort Stiege zu rechnen ist.****)

Von Feuerverwüstungen hat der Ort außer mehreren kleinern Bränden besonders 1564, 1711 und 1745 stark gelitten. Da nun auch die Nachbarstadt Hasselfelde oft von sehr großen Feuersbrünsten heimgesucht ist, so hat Stiege mit seinem geräumigen Schlosse und andern Wohnungen den unglücklichen Abgebrannten von dort namentlich 1794 und 1834 zum gastfreundlichen Asyle gedient. Von 1834 an ist mehrere Jahre hindurch auf dem Schlosse auch Gerichtstag

---

*) S. Zeitfuchs Stolb. Chronik d. J. 1644.

**) Ausführlicheres hierüber ist in der Zeitschrift: „Askan der Wanderer Jahrg. 1833. p. 115 zu finden.

***) Im Winter geht die Poststraße von Nordhausen nach Hasselfelde durch den Ort, weshalb sich auch ein Zoll dort befindet.

****) Ein Mehreres hierüber steht in ders. Zeitschrift Jahrg. 1834 p. 18. u. 19.

gehalten bis zur Wiedererbauung von Hasselfelde, wohin längst schon die Stiegischen Gerichte verlegt sind. Von der Pest hat Stiege vorzüglich im Jahre 1625 zu leiden gehabt, wo in den Monaten August, September und October 290 Menschen starben. Späterhin ist es von solchen Seuchen nie wieder in dem Grade heimgesucht worden. Als ein auffallendes Beispiel von hohem Alter dürfte dagegen wohl angeführt werden, daß im Jahre 1741 eine Frau Anna Clara Blume gestorben ist, die mit ihrem Manne Nicolaus Rienäcker 53 Jahre in der Ehe gelebt hatte. Aber das nicht allein, ihre Eltern, der Kirchvater Anton Blume und Ilse Mohr hatten auch 50 Jahre und ihre Großeltern Hans Mohr und Magdalene Kupfer hatten selbst 62 Jahre und zwar alle drei Paare hintereinander in ein und demselben Ackerhofe im Ehestande gelebt.

Ehe wir aber ganz Abschied nehmen von diesem alten Harzorte mit seinem Schlosse, müssen wir seiner Volksfeste und seiner Umgebungen noch Erwähnung thun.

Außer einem kurz nach Jacobi fallendem Jahrmarkte und einer Kirmeß hält der Flecken jährlich auch sein Freischießen, das mehrere Tage dauert, und das gilt bei den Stiegern für das größte Fest im Jahre, das ihnen in seinen Freuden über Ostern und Pfingsten geht.

Die Umgebungen betreffend müssen wir zunächst eines mineralischen Brunnens bei der jetzigen Domaine Stiege gedenken, der vor etwa 80 Jahren wieder entdeckt wurde und dessen Einfassung für einen schon frühern Gebrauch redete. Der Geschmack des Wassers ist schwefelicht und die Tradition spricht noch von guten Wirkungen desselben. Ferner eine Viertelstunde von Stiege nach Altenbrak hin liegen die Zellwiesen, wo man durch aufgefundenen Kalk, durch Ziegeln und durch entdeckte Grundmauern den Platz als die Zelle eines Einsiedlers erkannt hat.

Auf der Abendseite von Stiege sind ferner die Wolfsgruben, worin Wölfe bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts gefangen wurden, wo man sie auf dem Harze ausrottete.*) In dem Forstorte Wildgarten oder Wildhagen nach Allrode hin wurde aber Wildprett in Schlingen gefangen.

Nun muß ich noch einer Ruine, der Selkirche, gedenken, die 500 Schritte südwestlich von der Schanze auf einem moorigen Wiesengrunde liegt. Sie besteht aus wenigen alten kaum noch bemerkbaren Mauerüberresten. Auch sollen vor nicht langer Zeit noch Spuren eines Kellers da gewesen sein. Die Erklärung darüber lautet sehr verschieden. Einige vermuthen hier die Lage des eingegangenen alten Dorfes Silkenfelde. Der verstorbene Superintendent Fritzsch in Quedlinburg verlegt dieses jedoch nicht ohne Wahrscheinlichkeit in die Gegend der anhalt. Silberhütte und des jetzigen Vorwerks Hähnichen, welches auch Reinsteinsches Lehen gewesen ist, was jene

---

*) Im Jahre 1669 im Mai starb der Amtskuhhirte, weil er von einem tollen Wolfe sehr verwundet war.

nicht scheinen gewußt zu haben.*) Auch ist der moorige Wiesengrund der Annahme eines Dorfes nicht günstig. Andere halten es für die Reste einer Kapelle, die für Aller (Reisender) Seelen Heil an der alten Nordhäuser Straße, die vormals hier bei einem Teiche dessen Damm noch kenntlich, vorüberlief, erbauet war. Eine Kirche, Kapelle oder Kloster muß es wegen des Namens wohl gewesen sein. Den Namen Sel möchte ich aber lieber von Sohl oder Söhle herleiten. Sohl, Söhle, ein niedersächsisches Wort, bedeutet nämlich so viel als ein quellenreicher Boden. So giebt es bei Günthersberge ein Kattensohl, gewöhnlich Katzsohl gesprochen, ein quellenreiches Thal, von dem die dasige Selke ihren reichsten Zufluß erhält und jetzt von da an erst den Namen Selke annimmt. Auch bei dem Dorfe Lelm giebt es ein Kattensohl, und in Salzsohle, Heringssöhle gebrauchen wir ja das Wort noch immer. Nun liegen in dem moorigen Wiesengrunde der Selkirche sowohl die ersten Quellen der Güntersberger Selke, (richtiger vielleicht Söhlke) als auch einer Selke bei Stiege, die sich mit der Hassel vereinigt.**) Sollte von diesem quellenreichen Boden diese Kirche oder Kapelle ihren Namen vielleicht bekommen haben und eigentlich Söhlkirche heißen? — Doch ich will schließen, weil ich den Unterhaltung suchenden Lesern schon zu viel hierüber geplaudert habe und dem tiefern Geschichtsforscher zu wenig Genügendes geben kann.

---

*) S. Anhalt. Magazin Jahrg. 1827 p. 7.

**) Nicht zu verwechseln mit der Selke bei Hasselfelde, die im Brümmeken auf der Rodeackergemeinde entspringt, durch Hasselfelde durchfließt und sich auch mit der Hassel vereinigt. S. Stübner Th. 1. p. 353.

W. Schönichen.

Die Pflanzungen am Walsberge.

Zwischen den gothaischen Dörfern Gräfenrode und Dörrberg im Thale der kleinen oder wilden Gera bricht links aus einem engen Seitenthale zwischen dem hohen und langen Walsberge oder Waldsberge zur Linken und dem Burzel oder Borzel (Berg) zur Rechten die Lütsch, ein unter Oberhof aus zwei Quellen entspringender Bach hervor und vereinigt sich dicht am Fuße des Walsberges mit der Gera. Hierher zieht sich von Geschwende herauf ein schmaler Streifen des Schwarzburg-Sondershäusischen Gebiets bis an den Walsberg hinauf. Am Fuße desselben dicht bei der Vereinigung der beiden Bäche liegt in einem friedlichen Gehege von Bäumen, Büschen und Gärten das sogenannte Schwarzburger Forsthaus, die geräumige und sehr freundliche Wohnung des Forstbedienten, der das Revier am Walsberge zu warten hat. Ein Gasthof gleich daneben, eine Mahl- und eine Schneidemühle und einige andre Wohnhäuser in geringer Entfernung bilden die kleine schöne Colonie, die am Abhang der laubigen Berge, am Rande der reizenden Thalweitung und am Eingange in das smaragdgrüne Wiesenthal der Lütsch still und freundlich gelagert, sich wie eine verkörperte Einladung zu gastlicher Ruhe ausnimmt. Wenn ich an dem schmucken Forsthause vorbeigehe, ist es mir stets, als müßte ich den reinlichen Hofraum durchwandeln, die Thürklinke erfassen und in das Haus eintreten, das mich so heimisch anspricht, und es mir wohl darin sein lassen. Gut ist es, daß wenigstens ein Gasthof daneben ist, denn ganz vorübergehn zu müssen, würde mir allzu weh thun. Und wirklich war das Schwarzburger Forsthaus eine Reihe von Jahren der Sitz der edelsten und liebenswürdigsten Gastlichkeit, und Viele segnen das Andenken an hier verlebte schöne Stunden. Es war dies die Zeit, wo der biedre Forstmeister W i n t e r der schöpferische Geist dieses Forstes war, eine treffliche Hausfrau um ihn waltete und reizende Töchter, tüchtige Söhne in diesem Hause aufblühten. In manches Mannes bunter

Erinnerung steht dies Haus mit seinen damaligen gar lieben Bewohnern wie ein leuchtendes Paradies der Jugend. Vom Forsthause führt ein gemüthlich grüner Weg in das Thal der Lütsch nach dem kleinen Dörfchen Lütsche mit zehn zerstreuten Häusern oder richtiger Hütten, von neunzig und einigen blutarmen Leuten bewohnt. Ein weit schönerer Weg zieht sich aber über die letzte nicht steile Anhöhe des Walsbergs, ein so dämmeriger herrlicher Waldpfad, von so seltenen, unbekannten, wunderbar schönen Bäumen überschattet, daß das Bild des Paradieses in der Seele des Wandrers nur noch schärfer hervortritt. Wie durch einen Zauberschlag dünkt man sich plötzlich aus den heimischen thüringischen Wäldern in die Mitte eines heiligen Haines versetzt, in welchem der rothe Mann den großen Vater anbetet; aber wir stehen nicht am Ufer des Lorenzstromes, sondern am Bergbach der wilden Gera, kein Indianer tritt uns entgegen, den wir unter diesen Bäumen erwartet, sondern ein armer Lütscher Holzhauer, der sich allerdings in dieser Umgebung etwas seltsam ausnimmt. Wir wandern nämlich unter amerikanischen Bäumen, und es ist kein Traum der uns äfft, nur eine unerwartete seltsame Wirklichkeit eröffnet sich uns. Da reicht uns die carolinische Pappel (populus heterophylla) ihre weißen Aeste zu, die Balsampappel (populus balsamifera) schickt ihre Düfte, die kastanienblättrige Eiche (Quercus prinus) sieht uns fremd an, die nordamerikanische rothe Eiche (Quercus rubor) läßt ihre hohe Schönheit bewundern; der virginische Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera) dieser schlanke hohe König der Wälder, schwenkt seine Blätter wie Fahnen, der carolingische Gewürzstrauch (Calycanthus floridus) bietet uns seine braune Rinde an, um unsere Geruchsnerven stark zu reizen. Dann streifen wir wieder durch Anlagen der zierlichen, mädchenhaften Weymouthskiefer (Pinus Strobus), die Blutbuche tritt wie der blutige Ernst des Lebens in das heitre grüne Hoffnungsspiel der andern Bäume, uns aus süßen Träumen aufschreckend, der Lerchenbaum kommt in Menge vor, aber auch Buchen und Eichen zieren in deutscher Häbigkeit den Rücken des Berges, meist herrliche Exemplare, Repräsentanten ihrer Geschlechter, hier stehend, um sich ihr altes gutes Recht an den thüringischen Berg zu wahren und vorzubehalten. Es ist eine trauliche herzerhebende Gesellschaft zusammen, diese heimischen und fremden Waldkinder, deren aller Pflegevater und Erzieher der treffliche Winter war. Sein lebelang hat er am Walsberge gesät und gepflanzt, geschafft und geordnet, und ihn in einen Park umgewandelt; er kannte dort jeden Baum und liebte ihn zärtlich. Es war ein heitres, schönes, waldliches Stillleben. Und so war er ein hochbetagter freundlicher Greis geworden, der so spät noch durch einen unglücklichen Fall von einem seiner Bäume das Leben verlor. Da haben ihn denn die Seinigen auch mitten unter seine Freunde und Pfleglinge begraben. Am Pfade vom Forsthause nach Lütsche auf der Berghöhe im schattigen Haine der Waymouthskiefern findet ihr einen einfachen Stein, der euch sagt, daß der Schoos des Berges hier

den treuen Pflanzer und Pfleger aufgenommen hat. Welch ein stilles, süßes Ruheplätzchen, vom Wald umrauscht, von Waldduft umhaucht, von allen Waldgeheimnissen umflüstert, die dem Traume des Schläfers sich nun offenbart haben! Mit frommen Gefühlen tritt der Wandrer an den Stein, ernst überrascht hier ein Grab zu finden, und segnet die Asche und das Andenken des Biedermannes, der sein irdisch Theil hier der Erde zurückgegeben. Dann mit Ahnungen und Gedanken beschäftigt, steigt man in das hellgrüne Wiesenthal hinab und wirft den sich erheiternden Blick auf die zerstreuten Hütten des romantisch gelegenen Dörfchens Lütsche.

Ludwig Storch.

Neuses und der Callenberg bei Coburg.

Lassen Sie uns von Coburg aus zu dem Denkmale Moritz von Thümmels bei Neuses wandern. Wir schreiten über die Brücke am Judenthore, am Adamiberge, den einst Jean Paul besungen hat, so wie an dem ehemaligen Mensdorfischen, jetzt dem Herzog Ernst von Würtemberg gehörigen Garten und einigen andern Anhöhen vorüber und erreichen in einer halben Stunde das im Schatten eines lieblichen Hains auf einer Terrasse nahe bei dem Dorfe Neuses stehende Denkmal des geistreichen Verfassers der Reisen in das mittägliche Frankreich und der Wilhelmine. Thümmel ward im Jahre 1817 hier beerdigt und einer seiner Freunde und Verehrer, der verewigte Obermarschall von Wangenheim, ließ ihm dieses Denkmal errichten. Es besteht aus einer, mit den Emblemen der Dichtkunst geschmückten Pyramide, welche auf der vorderen Seite die Inschrift trägt:

> Hier ruht Moritz August von Thümmel, geboren zu Schönfeld bei Leipzig den 27. Mai 1738, gestorben zu Coburg den 26. Oct. 1817.

Auf den drei anderen Seiten aber stehen nachfolgende Lebenssprüche aus Thümmels Schriften:

Dem Menschen fiel das Loos, mit ungewissem Schritt
Durch eine Nacht zu gehen, wo wenig Sterne glänzen;
Vielleicht daß einst der Tag auch ihr entgegentritt.
Er nehme dies „Vielleicht“ bis an die äußern Grenzen
Des Lebens zum Gefährten mit.

Entschluß gerecht zu sein, Muth zu der Freundschaft Thaten,
Veredeltes Gefühl der Lieb' entsteigen nur
Der Dunkelheit des Walds, dem Wellenschlag der Saaten,
Und deinem Säuseln, o Natur!

Wie könnte dem des Schlafs Erquickung mangeln,
Den der Gedanke wiegt, Er, ohne den kein Haar
Von deinem Scheitel fällt, dreht noch unwandelbar
An Kräften und Gewicht, die Welt in ihren Angeln.

Hinter dem Thümmelschen Denkmal, tiefer in der Schlucht des Haines steht ein zweites Monument, zum Andenken an eine Gräfin von Corneillan errichtet, die den 15. Dec. 1755 zu Paramaribo in Südamerika geboren wurde und am 17. April 1822 zu Coburg gestorben ist. Dieses Monument trägt die Grabschrift:

Passant qui regrette ou cherit ta mère, donne
une larme à la notre, qui en fut le modèle.

Ein dritter Denkstein steht am Ende der Schlucht. Er erinnert an den Prinzen Christian Franz von Sachsen-Coburg-Saalfeld, welcher den 18. September 1797 starb. Ein Engel mit umgekehrter Fackel lehnt sich wehmuthsvoll an den Stein. Zu seinen Füßen liest man folgende Worte:

Kein fürchterlich' Gerippe,
Als freundlicher Jüngling
Tritt der Tod
An's Lager des Redlichen.
Still und schweigend senkt
Der Genius die Fackel nieder,
Reicht ihm sanft die Hand, und
Führt den Frommen in's bessere Leben.

Wir treten aus der Schlucht wieder heraus ins Freie und erblicken einen hochgestalteten Mann, der einsam dahinwandelt. Sein edles, wenn gleich etwas finsteres Antlitz, seine vom gescheitelten Haar beschattete Stirn, hinter welcher „eine Welt von Gedanken" liegt, fesseln den Blick. Er schreitet vorüber, ohne uns zu bemerken. Das ist Friedrich Rückert, der unendlich Begabte, der Vielgefeierte und Vielgeschmähte, der ein kleines Gut in Neuses besitzt und dasselbe von Erlangen aus, wo er bekanntlich als Professor der orientalischen Literatur lebt, bisweilen besucht. Wir blicken dem Sinnenden nach, bis er in der Ferne verschwindet. Sodann schlagen wir den Weg nach dem Schlosse

Callenberg

ein, das sich auf einer freien, kegelförmigen Bergkuppe erhebt. In einer Viertelstunde haben wir das Schloß erreicht, auf welchem im zwölften und dreizehnten Jahrhundert das gräfliche Geschlecht Cal-

lenberg seinen Sitz hatte. Nach dem Erlöschen dieses Geschlechts besaßen die Grafen von Henneberg und nach diesen die Familie von Sternberg die Burg. Als Hanns von Sternberg im Jahre 1592 ohne männliche Nachkommen gestorben war, fiel sie an den Herzog Johann Casimir von Coburg. Später war der vierte Sohn Ernst des Frommen Eigenthümer derselben. Dieser überließ sie im Jahre 1677 seinem Bruder, dem Herzog Friedrich I. von Gotha, welcher sie an den Geheimenrath von Born verkaufst. Von diesem gewann sie ebenfalls durch Kauf der Herzog Albrecht, der bis zu seinem Tode in ihrem Besitze blieb. Sodann wurde sie an das Herzogl. Haus Sachsen=Meiningen abgetreten und kam erst durch den Theilungsreceß vom 12. November 1826 an Coburg=Gotha zurück. Seitdem hat die Burg durch Se. Durchl. den regierenden Herzog von Sachsen=Coburg=Gotha die großartigsten Verschönerungen erhalten. Wir treten durch eine alterthümliche Thorfahrt in den ersten niederen Hof der Burg ein und steigen auf einer freien, mit einem Steingeländer verzierten Treppe zum zweiten Hof empor. Ueberall haben sich Terrassen gebildet, von denen man die schönste Aussicht genießt. Im Westen schweift der Blick bis zum Rhöngebirge. Auf der Südseite ergötzen ihn die schlanken Gestalten des Wildes, welches hier aus der zum Park und Thiergarten umgewandelten Waldung zahlreich auf die grünen Wiesen herausschreitet. Wenden wir uns um zu der neuen Schöpfung des Herzogs, dem sogenannten Neubau, so tritt uns ein im englisch=gothischen Style aufgeführtes Gebäude mit Zinnen und Eckthürmchen entgegen. Die innere Einrichtung dieses Gebäudes ist fürstlich und zeugt von dem feinsten Geschmacke. In dem alten Theile der Burg nimmt die Kirche unser Interesse besonders in Anspruch. Sie ist vom Herzog Johann Casimir erbauet und seit dem Jahre 1628 ein Filial von Neuses. Der Taufstein und die Kanzel sind ausgezeichnet schön gearbeitet. An letzterer zeigen sich die vier Evangelisten mit ihren Emblemen, dem Engel, Ochsen, Löwen und Adler. Nachdem wir uns hinlänglich an den Genüssen, welche hier Kunst und Natur bieten, gelabt haben, verlassen wir die Burg und steigen am Abhange ihres Berges, nach Beiersdorf zu, bis zu der Stelle hinab, wo ein geräumiges, gut eingerichtetes Wirthschaftsgebäude zur Erquickung und Ruhe einladet.

Adolf Bube.

Inhaltsverzeichniß des vierten Bandes.

